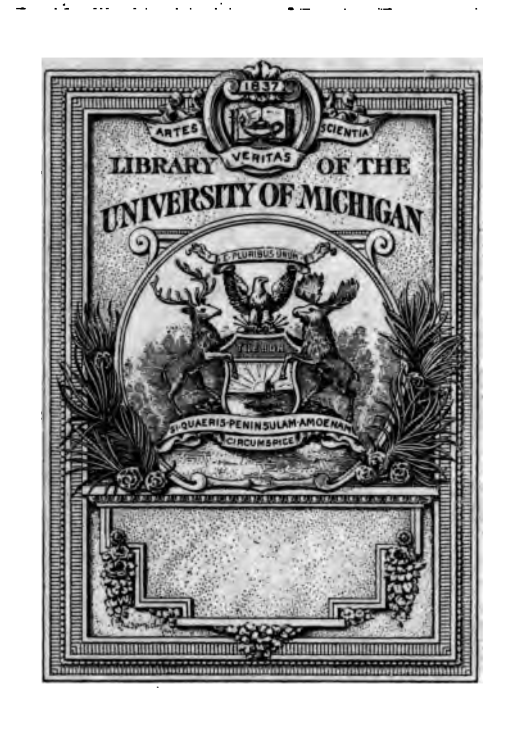
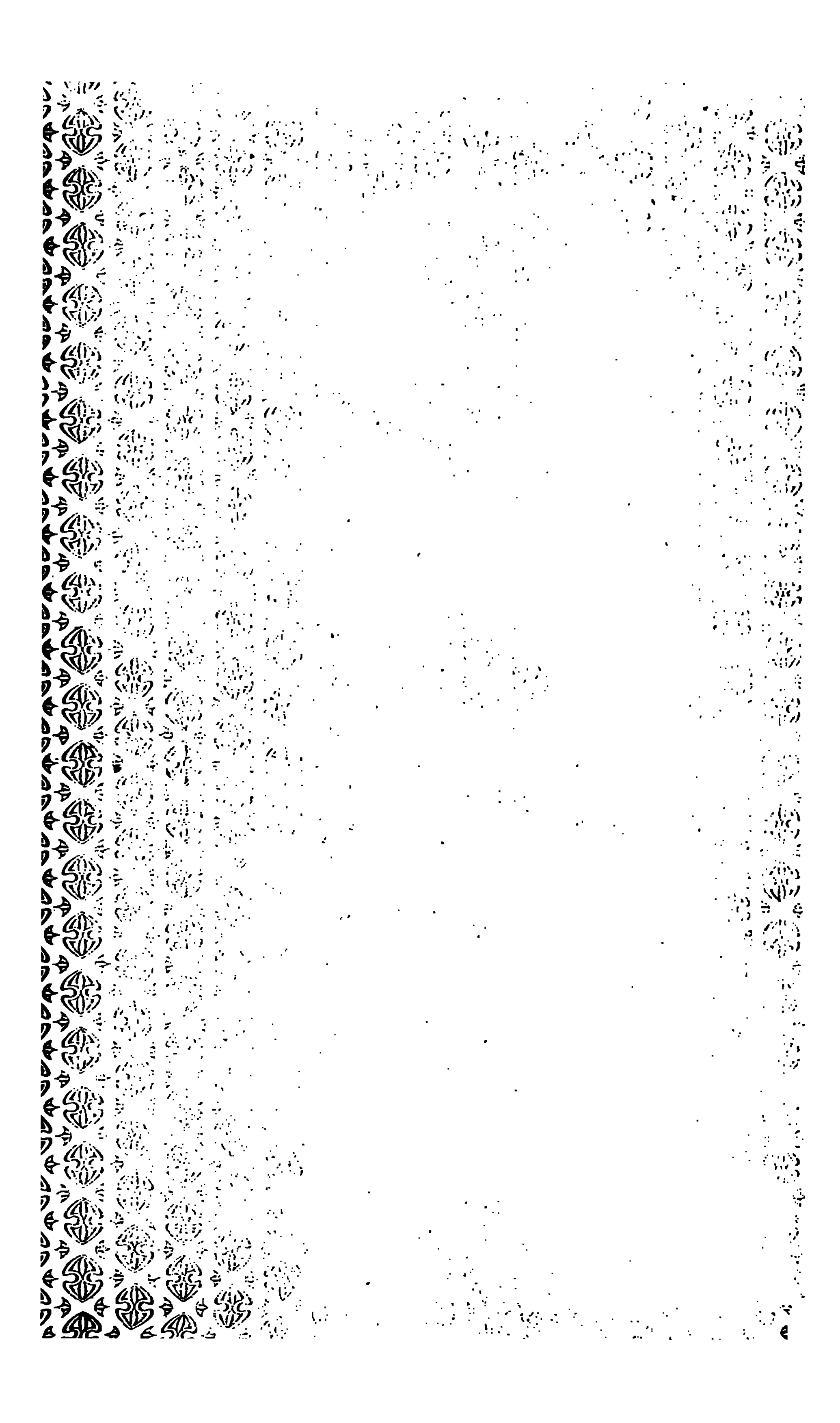



1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
E PLURIBUS UNUM
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE



ZUR

SPRACHGESCHICHTE.



ZUR
SPRACHGESCHICHTE.

VON

HEINRICH WINKLER.

NOMEN. VERB UND SATZ. ANTIKRITIK.



BERLIN 1887.

FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG.



SEINEN FREUNDEN

VICTOR HENRY

UND

SIGMUND SIMONYI

ZUGEEIGNET

VOM VERFASSER.



Inhaltsverzeichnis.



Nomen. Verb und satz. Antikritik.

Mit vorliegender arbeit wollte der verfasser zunächst in kürzester form, andeutend und früheres wiederaufnehmend, die vielfach verdunkelten fundamente uralaltaischen sprachbaues schärfer hervortreten lassen durch gegenüberhalten von erscheinungen auf dem innerlich oft verwandten und doch wieder sehr verschiedenen gebiet des indogermanischen.

Weiterhin aber war er bestrebt, die gesichtspuncte allgemein sprachlicher art, von denen er auch bei beurteilung des uralaltaischen nicht absehen zu dürfen glaubte, und die er schon vor seiner beschäftigung mit diesem speciellen sprachgebiete gewonnen hatte, darzulegen; denn er ist überzeugt, dass sehr vieles auf dem boden des uralaltaischen, dessen erklärung er selbst früher versucht hat, ohne diese breitere basis dem leser willkührlich oder wenigstens unsicher erscheinen muss, während dasselbe durch die erscheinungen auf dem weiten felde der allgemeinen sprachbildung oft in überraschender weise bestätigt wird. Er hatte früher angenommen, all diese puncte allein auf dem boden des uralaltaischen überzeugend darthun zu können. Die art der kritik hat ihm deutlich gezeigt, mit welchen schwierigkeiten dies verbunden sein, wie oft möglicherweise sein weg durch unumgänglich notwendige polemik gehemmt werden könnte, wenn nicht volle klarheit über die ausgangspuncte im weiteren allgemein sprachlichen wie im engeren sinne der speciellen berücksichtigung dieses typus vorhanden wäre.

Ausserdem hofft er, dass gerade dieser allgemeine teil ihm für die richtige auffassung seiner anderen ausstehenden

arbeiten seitens der mitforscher von erheblichem nutzen sein dürfte; derselbe wird hoffentlich auch manches missverständnis beseitigen, welches der verfasser durch den oft scharfen ausdruck dort hervorgerufen hat, wo vollkommenere und minder vollkommene sprachliche thatsachen verglichen wurden.

Er hat sich deshalb vor einigen monaten, mitten in der bearbeitung der türkischen und samojedischen idiome, kurzer hand entschlossen, diese notwendige klärung vorher sich vollziehen zu lassen, nachher erst die hauptarbeit fortzusetzen. Letztere wird also später, als in aussicht genommen war, erscheinen, umso mehr, als ein reiches quellenmaterial nunmehr auch hier eine tiefere begründung gestattet.

Der letzte teil versucht, unter speciellem eingehen auf zwei bestimmte beurteilungen früherer arbeiten des verfassers, im einzelnen missverständlicher auffassung zu begegnen; auch aus diesem teile wird man vollauf erkennen, wie unumgänglich notwendig ihm die begründung seiner sprachwissenschaftlichen grundansichten erscheinen musste; denn eigentümlicher weise gerät er gerade dort in den verdacht, sprachliche erscheinungen von eng begrenztem standpunct aus zu beurteilen, wo lediglich der umfassende ausblick auf eine überwältigende fülle von thatsachen ihn bestimmte.

Die grammatischen casus des indogermanischen und uralaltaischen.

1) Subiectcasus.

Die frühesten verfolgbaren phasen des indogermanischen zeigen einen klar herausgebildeten subiectcasus, d. h. einen grammatischen zeiger, woran, auch ohne den satzzusammenhang zu befragen, das agens als das dem ganzen satze leben gebende, welches denselben, zugleich mit dem verb, in erster linie trägt, zu erkennen ist. Es hängt das zusammen mit der frühen und klaren scheidung von thätigkeit und thätigem, nomen und verbum; darum braucht auch hier durchaus nicht jede subiectform als solche äusserlich gekennzeichnet zu sein, ist es auch nicht; hauptsache ist, dass die subiectidee sprachlich klar erfasst ist; diese giebt auch der mangelhaft entwickelten form leben und bedeutung. Der einwand, dass

das indogermanische in seinen ältesten gestaltungen schon nominativ und accusativ im gebrauch nicht selten vermische, ist nicht stichhaltig. Abgesehen davon, dass nach dem ganzen wesen dieser casus, namentlich des accusativ mit seiner umfassenden sphäre, in gewissen fällen beide wirklich je nach der auffassung anwendbar sind, z. b. selbst bei **sein** die ergänzung des verbalbegriffs recht wohl accusativisch sein kann*), zeigen die betreffenden stellen meist gerade, wie der casusbegriff gewissermassen outrirt, oft in kühner prägnanz, sich geltung verschafft; nicht die schwach oder unklar empfundene, sondern die zu mächtig sich hervordrängende casusidee führt meist solche übergriffe herbei. Am bezeichnendsten sind für mich die oft erwähnten nominative des alteranischen, welche Hübschmann (zuerst?) richtig als ganzreine nominative deutet, während wir entschieden einen obiectcasus erwarten, da das folgende satzverb einen solchen verlangt. Da das subiect im nominativ mit seinem verb der eigentliche träger des satzes ist, das was das ganze als handlung, bewegung erscheinen lässt, so kann auch dort, wo der hauptnachdruck auf dem afficirten obiect ruht, dieses in kühner antecipation ebenfalls zum ideellen träger des satzes, zum subiect gemacht werden, wodurch dann die eigentliche handlung mit ihrem obiect zum gewissermassen nebensächlichen, erläuternden moment herabsinkt: z. b. statt: **den gott** verehrt er durch opfer heisst es: **der gott**, er verehrt (ihn) durch opfer. Das uralaltaische kennt keinen subiectcasus, wie immer wieder auf das schärfste hervorzuheben ist; es hängt das mit seiner mangelhaften scheidung von verb und nomen zusammen; dasselbe kann, da sein verbum grösstenteils verfolgbares verbalnomen ist, dem gegenüber sich das, was wir subiect nennen würden, adnominal verhält wie in vater (s) — kommen = der vater kommt, ursprünglich kaum ein bedürfnis fühlen für eine solche hervorhebung des subiects; es kann das höchstens da, wo ein solches adnominalverhältnis überhaupt nicht stattfindet, wie beim reinen prädicativverhältnis, z. b. mensch — gross = der mensch ist gross, oder wo das nomenverbum sich mehr unserer

*) das wird später klar werden.

indogermanischen auffassung von der subiectiven wirksamkeit des verbs nähert; und es macht in diesem letzteren falle namentlich unverkennbare ansätze zu einem subiectcasus; ich werde noch sehr oft genötigt sein, sowohl das genannte adnominalverhältnis als auch die weitere entwickelung subiectiver verbalformen im uralaltaischen zu beleuchten, habe übrigens diese geradezu fundamentalen principien wiederholt hervorheben müssen, sie bilden gewissermassen die grundlage uralaltaischen satzbaues und uralaltaischer formenbildung. Also die finnischen, türkischen, samojedischen, tungusischen, mongolischen sprachen setzen an stelle unseres ausgeprägten subiectcasus den suffixlosen stamm; daneben verleihen in sehr beschränktem umfange, so namentlich auf finnischem und samojedischem gebiete, eine art determinirenden artikels oder gewisse rein lautliche veränderungen dieser nominalform einen an unseren nominativ einigermassen anklingenden character. Dass ein az ember einen ähnlichen wert beanspruchen darf wie ein the man, hebe ich sogar hervor. Das japanische habe ich, wie oben bemerkt, für meine letzte arbeit wie für diese abhandlung planmässig ausgeschlossen; nur zur vermeidung des missverständnisses, als hätte ich bei der aufzählung der uralaltaischen gruppen hier das japanische deshalb weggelassen, weil ich ihm etwa einen subiectcasus beilegte, bemerke ich, dass weder wa noch ga einen subiectcasus bilden, dass wa wie das tibetische ni überhaupt hervorhebend wirkt; man denke an die vielfachen verbindungen wie ni-wa; auch das mongolische kennt ähnliches; bei ga muss man entweder die doch unverkennbare genetivverwendung einem zufällig, aber wunderbarer weise formell gleichlautenden ga zuweisen oder identität beider annehmen, und dann ist doch wohl die adnominale beziehung nach der ganzen anlage dieser sprache das ursprüngliche und eigentliche; auch das neueste lehrbuch des japanischen von Noack bestärkt mich trotz der reaction gegen die ursprünglich genetivartige auffassung von ga gerade in dieser ansicht. Doch will ich gar nicht leugnen, dass, wenn einmal die sprache, wie verschiedene finnische, zur rein subiectiven auffassung des thätigkeitswortes gelangen sollte, und diese in ihrer ursprünglichen bedeutung nicht mehr empfundenen elemente sich lediglich

in dieser sphäre fixiren sollten, dieselben dann sehr wohl den character wahrer subiectzeichen annehmen könnten; ich betone das umso mehr, als ich thatsächlich auf dem ganzen gebiete uralaltaischer sprachen derartige erscheinungen verfolgen zu können glaube, und um nochmals bestimmt mich von dem unbegründeten verdacht zu reinigen, als ob ich einer starrheit sprachlicher entwickelung das wort redete, wobei ein derartiges fortschreiten ausgeschlossen wäre.

Ganz verschieden vom subiectcasus nach form und anwendung ist die von mir so oft erwähnte, für den uralaltaischen typus characteristische herausbildung eines besonderen exponenten für das prädicative nomen. Soweit sich diese formen überhaupt bis jetzt reconstruiren lassen, sind sie ursprünglich localzeiger, welche andeuten, in welchem zustande sich etwas befindet, in welchen zustand es gebracht wird; die einfachste auffassung verwendet in beiden beziehungen unterschiedslos ein element und zwar das gewöhnliche ortssuffix des wo, wohin; eine fortgeschrittenere trennt und wendet meist ein schwächeres, allgemeiner gehaltenes im sinne (des factiv) der richtung an, ein volleres oder stärkeres im sinne der ruhe (des essiv); schwankungen sind sehr zahlreich. Dass hier die möglichkeit einer sehr scharfen unterscheidung gegeben ist, braucht kaum hervorgehoben zu werden; man denke nur an die manigfaltigkeit der auffassung in der anwendung von magyarischem ul (ül), vá, nek. Eine andere frage, deren ersten teil ich ebenso entschieden verneine, wie ich den zweiten bejahe, ist die, ob diese fülle notwendig ist, oder ob man vielleicht im wesentlichen gleiches, aber bedeutend freier, kühner und einfacher durch anwendung etwas höher gegriffener, umfassenderer formeln, welche nicht bloss genau den gegebenen fall decken, erreichen könne; ja, selbst grössere manigfaltigkeit ist im indogermanischen möglich trotz der grossen einfachheit, z. b. da, wo das uralaltaische seinen factiv setzt, und wo beim passiv im indogermanischen der nominativ, beim activ der accusativ steht; cf. magyarisch: a vár porrá égett = das schloss ist zu asche verbrannt, aber ebenso: teszen erősé = er macht stark (zum starken); dagegen: Numa rex creatur, aber Numam regem creant. Während das uralaltaische beispiel in beiden fällen gleichmässig die verwand-

lung nach einem bestimmten zustande hin ausdrückt, liegt in der indogermanischen fassung eine schwer wiederzugebende prägnanz, indem in kühner antecipation das, was erst erfolg der handlung ist, mittels der stärksten und significantesten casus, des des subiects und des obiects, als unumgänglich notwendige begleiter oder selbstverständliche correlate der handlung in der innigst denkbaren formellen verbindung mit derselben erscheinen: Numa wird gewählt **er** der könig — den Numa wählt man **ihn** den könig.

Darum glaube ich durchaus nicht, dass bildungen wie unser: er wird **zum** anführer erwählt, man wählt ihn **zum** anführer irgend etwas vor dem magyarischen voraus haben; diese ausdrucksweise entspringt einer im wesentlichen gleichen grundlage wie jene magyarische; die möglichkeit grösserer manigfaltigkeit der nuancirungen liegt vielleicht eher auf seite des magyarischen; freilich darf nicht verkannt werden, dass auch z. b. das deutsche neben den hauptelementen sowohl dialectisch als auch in der schriftsprache je nach dem besonderen falle über eine reiche fülle verschiedenartiger formen im sinne des essiv und factiv gebietet; man denke an: für glücklich gelten, als gesetz angesehen werden, in staub verwandeln; die unerschöpfliche bildungsfähigkeit auch unserer heutigen sprache selbst auf diesem gebiet tritt dabei in immer neuen gestaltungen hervor, die die schriftsprache freilich verpönt, welche aber darum nicht weniger lebensvoll sich behaupten; hierher gehören wendungen wie das häufige volkstümliche: **für** (for) magd dienen, sogar: er war dort **für** knecht; man vergesse ja nicht ausdrücke wie das durchaus der schriftsprache angehörige was für ein; und man beachte, dass diese ausdrücke durchaus nicht promiscue gebraucht werden, sondern dass der unterschied der art des prädicativen falles in einem zum könig machen, zum narren halten, glücklich machen, jemanden für dumm kaufen, etwas für (als, = wie) billig kaufen, diener sein, für diener sein, statt hausfrau sein... ein wohl empfundener ist. Es zeigt dieser fall, welcher durch beispiele aus anderen idiomen weiter belegt werden könnte, dass das indogermanische trotz der meist auch hier festgehaltenen formalen grundrichtung, welche in der anwendung der unsinnlichen casus nominativ und accusativ ihren

ausdruck findet, doch auch für die drastischere, realere, z. t. locale auffassung, welche dem uralaltaischen eigen ist, warmes verständnis hat, dass es also hier weit entfernt ist von starrem festhalten an der einmal eingeschlagenen bahn. Diese freiere auffassung des verhältnisses reicht in sehr frühe phasen des indogermanischen hinauf, im Avesta ist sie sicher nachweisbar, das altgriechische kennt sie in verschiedenen gestalten, das gotische hat sie z. t. als regelmässige erscheinung, der slavische zweig ist geradezu characterisirt durch die anwendung des instrumental im essiv- wie im factivsinne, und ich sehe in diesem falle keine andere möglichkeit als eine rein örtliche grundauffassung, wie ja auch Miklosich davon, allerdings im sinne einer ideellen bewegung, ausgeht.

Auf der anderen seite will ich auch hervorheben, dass auch das uralaltaische bisweilen, allerdings in äusserst beschränkten grenzen, ansätze dazu macht, dies verhältnis in unserer weise zu fassen, d. h. wenigstens den accusativ hin und wieder prädicativ zu verwenden; nur sind die fälle zu verschwindend gering an zahl, um den ganzen eindruck, welchen die behandlung dieses verhältnisses im übrigen hervorruft, zu verwischen.

2) Obiectcasus.

Bezüglich des uralalt. accusativ, welcher ja formell grossenteils an den indogermanischen anklingt, fällt von vornherein auf, dass derselbe in weitem umfange, selbst in den am höchsten entwickelten dieser sprachen, ganz unbezeichnet bleibt; die möglichkeit dieser thatsache ist im wesen des uralaltaischen obiectverhältnisses tief begründet, wobei entschieden von der meinerseits so oft betonten grundlage auszugehen ist: brot — mein nehmen = ich nehme brot; es ist klar, dass hierbei eine suffixive auszeichnung des genommenen obiects sich erübrigte; ebenso aber, dass eine solche behufs andeutung der bestehenden beziehung gleichwohl angebracht ist, also etwa ein: brot—es mein nehmen, wobei das suffix andeutet, dass die begriffe mein nehmen und brot innig zusammengehören; ja, es ist eine wesentlich gleiche auffassung wie im indogermanischen wohl denkbar, obwohl nach meinem dafürhalten die art der verbindung schon dafür spricht, dies

verhältnis, wenn ein derartiges suffix vorhanden ist, als ein determinirtes zu fassen, so dass es sich dann nicht um den allgemeinen obiectbegriff wie in ich nehme brot, sondern um ein ganz bestimmtes obiect handelt, so dass statt des weit gefassten indogermanischen casus der indeterminirtheit im uralaltaischen ein casus der determinirtheit, des bestimmten obiects vorhanden wäre, und ich behaupte, dass das wirklich die signatur des uralaltaischen accusativ ist, obgleich ich sehr wohl weiss, dass auch hier keine absolute starrheit herrscht, dass häufig auch indeterminirtheit hervortritt, dass man in einzelnen fällen überrascht wird durch die übereinstimmung mit der indogermanischen auffassung, was auch bei dem wesen des oben geschilderten verhältnisses erklärlich wird. Wie tief aber die grundrichtung der determinirtheit dieses casus in diesen sprachen begründet ist, mag man daraus ersehen, dass selbst die finnischen idiome in ihren manigfachen neubildungen, so in den ganz verschiedenen accusativvertretern des permischen, höchst wahrscheinlich in dem ganzen accusativ des magyarischen, ostjakischen und oft sonst lediglich determinirte accusative aufweisen, wobei man bisweilen zweifelhaft sein kann, ob die betreffende bildung bloss ein determinirendes element oder die accusativendung *m* in verbindung mit einem solchen enthält.

Ich habe früher dargethan, dass der indogermanische accusativ einen ungeheuer weit gefassten, umfassenden casusbegriff voraussetzt, dass er das obiect im weitesten sinne, z. b. auch im adverbialen, darstellt; dasselbe werden wir wieder sehen bei besprechung des neutrums. Es wird sich dort wieder zeigen, dass der indogermanische obiectcasus der casus des obiects in der umfassendsten weise, nicht etwa bloss des obiects bei transitiven verben ist, was nur einen kleinen teil seiner wirksamkeit bildet, dass er überhaupt den casus der allgemeinen, nicht speciell determinirten beziehung, der innigsten verbindung darstellt, am allerwenigsten aber blosser ausdruck etwa eines bestimmten obiects ist; hiervon ist nach dem gesagten im uralaltaischen keine rede trotz der mancherlei ansätze; wiederum macht sich hier die erscheinung geltend, dass die weder ebenso klar erfasste und festgehaltene noch ebenso umfassende formel den

mancherlei anforderungen nicht genügte, und nun wiederum da eine scheidung und allerdings auch teilweise scharfe und präcise individualisirung eintrat, wo eine einzige bildung im indogermanischen kraftvoll und auch klar den wesentlichen inhalt des gedankens deckt; die grössere sinnliche anschaulichkeit kann dabei auf der seite des uralaltaischen sein und ist es auch hier oft. So vertritt einen teil der accusativsphäre vielfach ein indefiniter, partitivartiger casus, welcher mit dem determinirten accusativ trotz der verschiedenheit der anwendung verwandt zu sein scheint, obwohl ich ihn keineswegs damit zusammengeworfen sehen möchte. Ähnliches ist aus dem indogermanischen genügend bekannt; dass auch ein manger du pain abstraction voraussetzt und grosser lebendigkeit der auffassung seine entstehung verdankt, braucht nicht hervorgehoben zu werden; aber ich darf wohl wie früher daran festhalten, dass diese schneidige, den moment fixirende ausdrucksweise, welche z. b. im Suomi so scharfe unterscheidungen hervorruft, gleichwohl ungleich weniger abstraction verrät als die anwendung des allseitig umfassenden obiectcasus im sinne unseres accusativ. — Einen beredten hinweis auf die richtigkeit meiner ansicht und zugleich einen characteristischen beleg dafür, wie das uralaltaische sich oft ohne eigentliche formelle mittel bedeutsame differenzirungen schafft und das, was wir nur als formlos bezeichnen können, geschickt zu seinem vorteil verwertet, liefert das samojedische, dieser sprachgeschichtlich so ungemein wichtige typus, welcher leider noch in den meisten ausschlaggebenden puncten ganz mangelhaft durchforscht ist. Hier heisst wirklich brot meine nehmung = ich nehme brot, wobei das wort brot ohne obiect- oder subiectbezeichnung bleibt; ist dagegen der sinn der determinirtheit vorhanden = ich nehme **das** brot, so erhält das betreffende substantiv das obiectsuffix; leider ist auch gerade in diesem gebrauch des obiectcasus mit und ohne suffix noch mancherlei unaufgeklärt, weshalb ich mir noch weitergehende folgerungen hier versage*); aber wichtig ist die verbürgte thatsache, dass es auch im plural und dual

---

*) Ich werde darauf speciell eingehen in der behandlung des samojedischen typus.

ganz entsprechend heisst: brote meine nehmungen — zwei brote meine zwei nehmungen; das ist wohl beweis genug, wie völlig dieses princip die sprache durchdringt, und wie gänzlich verschieden solche auffassung von allem ist, was wir unter obiectcasus verstehen.

Kann ich nun auch auf keinen fall zugeben, dass der uralaltaische accusativ sich mit dem indogermanischen deckt, so gebe ich doch gern zu, dass die verschiedenen möglichen formen, wie die flexionslose, die mit dem eigentlichen accusativsuffix, die mit einem specifisch determinirenden pronominalelement und die indefinitform wohl fast in jedem falle eine scharfe, klare sonderung verbürgen und ein undurchsichtigwerden, verschwimmen schwerlich aufkommen lassen; ebenso habe ich vorher schon eingeräumt, dass der indogermanische accusativ seinem wesen nach die gefahr in sich birgt, aller grenzen zu spotten und durch ungemessene ausdehnung endlich gänzlich zu verschwimmen, so dass wirklich zuletzt daraus wieder ein absolut indifferenter complex, eigentlich nicht mehr casus zu nennen, sich entwickeln kann, welcher eigentlich nur als stamm, ohne specielle function, aufzutreten scheint, namentlich, wenn die characteristische endung weggefallen ist. Ich verwahre mich hier nochmals nachdrücklich gegen den vorwurf, als ob ich etwa überall klar festgehaltene innere wie äussere form der casus und anderer erscheinungen selbst in den neuesten phasen des indogermanischen annähme; ich habe selbst wiederholt an ausserordentlich formlose bildungen erinnert, z. b. im persischen; die neuindischen und neueranischen dialecte, das armenische, englische ... bieten reiche ausbeute. Für mich handelt es sich im wesentlichen um die selten klar und früh erfasste und meist mit erstaunlicher kraft festgehaltene grundrichtung von sonst kaum erreichter vollendung.

Trotz solcher allerdings im wesen der sache begründeter auswüchse bleibt ein bei aller allgemeinheit doch so scharf ausgeprägter und so klar festgehaltener casus wie der indogermanische obiectcasus neben dem ebenso significanten subiectcasus und der subiectiv, also als wirkliche thätigkeit, gefassten handlung einer der bedeutsamsten und festesten angelpuncte des gesamten sprachgebäudes; das uralaltaische selbst

zeigt, wie sehr es diesem zustand als dem gewissermassen idealen immer mehr zustrebt, indem es, abgesehen von der vorher erwähnten allmählichen subiectivirung der handlung, auch den accusativ immer mehr in unserem sinne ausbildet; ganz abgesehen von der sehr bezeichnenden anwendung tritt dies loslösen von den starren banden der formlosigkeit selbst äusserlich, in der form, merklich hervor; in der natur der sache begründet ist, wie ich weiterhin näher erläutert habe, die directe voranstellung des als obiect fungirenden, zunächst flexionslosen, (dann aber auch des flectirten) elements, auf welchem der nachdruck liegt, und welches nur in verbindung mit dem thätigkeitsworte seine specielle d. h. obiectbedeutung hat. Nun ist ganz richtig darauf aufmerksam gemacht worden, dass sich dies verhältnis selbst in der verhältnismässig sehr kurzen phase, wo wir das leben einiger dieser sprachen schriftlich fixirt verfolgen können, geändert hat; es ist das ganz natürlich; mit dem selbständigwerden der satzelemente, wobei das wort an und für sich schon die obiectbeziehung andeutete, welche früher nur oder vorwiegend durch seine innige verbindung und syntactische stellung zum thätigkeitsworte zum ausdruck kam, war das festhalten der alten stellung überflüssig geworden.

3) Dativ.

Dass der dativ des indogermanischen in seiner entfaltung zum casus der beteiligung auf der stufenleiter sprachlicher entwickelung sehr hoch steht, glaube ich in meiner ersten arbeit zur genüge hervorgehoben zu haben, zugleich auch, wie wesentlich verschieden davon der sog. dativ im uralaltaischen ist, wie aber auch in diesem falle die sprachen bei fortschreitender entwickelung vielfach einem ähnlichen ziele zustreben; deshalb glaubte ich gegen jede missdeutung meiner ansicht vom werte dieser erscheinung gesichert zu sein; so hoch ich die entfaltung dieses casus mit seiner unverkennbar hervortretenden ursprünglichen halb localen natur zu einem eminenten vertreter der ganz unörtlichen beziehungen des interesses schätze, so habe ich doch gemeint, nach meinen vielfachen erklärungen hierüber den nominativ, accusativ und

genetiv als die absolut unörtlichen verhältnisexponenten, welche mit dem subiectiv gefassten verb des indogermanischen den vollen satz constituiren, welche wirklich im verein mit dem verb ein klares bild der gesamten indogermanischen sprachauffassung geben, namentlich aber nominativ und accusativ als die eigentlich grammatischen casus ansehen zu dürfen; der dativ enthält immerhin seinem ursprunge nach zu der im übrigen abgeschlossenen satzhandlung eine zunächst örtlich gefasste erweiterung, ein mehr äusserliches accidens, dessen verbindung mit den constituirenden satzteilen eine ungleich losere ist als die des nominativ und accusativ; ich habe ja auch dargethan, wie im indogermanischen auch dieser casus infolge der tiefen auffassung des verhältnisses es verstanden hat, sich eine massgebende und ungemein bezeichnende stellung im satzganzen als grammatischer casus zu erringen, aber im wesen des verhältnisses, absolut gefasst, ist das durchaus nicht unbedingt begründet.

4) Adnominalcasus.

Dass der uralaltaische genetiv sich aufs schärfste vom indogermanischen gleichen casus abhebt, habe ich anderwärts dargethan, muss aber die hauptdifferenzpuncte noch einmal hervorheben. Nach dem auch für das uralaltaische in weitem umfange geltenden princip, durch geregelte stellung allein volle bestimmtheit zu schaffen, darf auch der genetiv formell unbezeichnet bleiben, und es geschieht dies sehr häufig; das natürliche ist auch hier, dass das rectum das vorderglied, das regens als das hauptsächliche das hauptglied bildet, welches jenes erstere gewissermassen mit aufnimmt, in seinen bereich zieht, wie in unseren besitzcomposita und beim adiectiv: hausthür, grosses haus; dass diese auffassung das uralaltaische geradezu beherrscht, habe ich eingehend an den satzbildenden elementen dargethan und werde ich später noch oft und schlagend beweisen; davon bald noch eine andeutung; das bemerke ich aber gleich jetzt, dass trotz des mangels einer formellen bezeichnung gleichwohl die idee des genetiv sehr klar erfasst sein kann und thatsächlich oft erfasst ist, dass diese verbindungen keineswegs blosse besitzcomposita

im oben angegebenen sinne darstellen müssen. Ich constatire hier die thatsache, dass auch in den vollendetsten uralaltaischen sprachen diese art genetiv weit verbreitet und von denen, die dieselben sprechen, mit recht als voller genetiv empfunden wird. Die thatsache, dass daneben noch eine besondere sog. genetivbezeichnung hergeht, oder vielfach wenigstens verschiedenartige aushilfen, beweist durchaus nicht, dass nun diese formell gekennzeichnete bildung den eigentlichen genetiv darstelle, jene erstere blosse besitzcomposita bilde; mir beweist das bloss, dass auch hier das uralaltaische in seinem überall hervortretenden streben nach präcision und sinnlicher klarheit sich ohne formelle bezeichnung namentlich da nicht begnügte, wo irgendwie nachdruck auf den begriff des besitzers gelegt wurde, wie das z. b. regelmässig der fall ist beim possessiv im sinne von haben, (des **vaters** haus ist oder bei dem vater ist (s)ein haus = der vater hat ein haus) doch auch sonst. So sehen wir denn die manigfaltigsten arten von verbindung, welche übrigens vielfach nachweisbar local sind und einfach die örtliche nähe des besessenen und des besitzenden bezeichnen; z. b. ist das permische len unverkennbarer adessiv; ähnlich grossenteils der *n* – genetivadessiv des westfinnischen, namentlich im Suomi und livischen, der gleiche casus des mordwinischen, der sog. magyarische genetiv, welcher unbedingt nur ein „dem vater sein haus" oder „bei dem vater sein haus" zuwege bringt ....

Wieder tritt uns hier die eigentümliche erscheinung entgegen, dass das uralaltaische, wie beim accusativ, mehrere z. t. sogar complicirte formen aufweist und doch das bei weitem nicht erreicht, was das indogermanische mit seiner einen, ungemein einfachen, welche ein reines besitzanzeigendes adiectiv darstellt (also gewissermassen das vaterige haus); gerade diese einfachheit ist entwickelungsfähig; die idee des besitzes, der angehörigkeit involvirt einerseits alle beziehungen der nächsten verbindung, anderseits aber auch die der sonderung, des herkommens von etwas, der trennung, und die freie entwickelung des genetiv nach diesen verschiedenen seiten hin ist enorm, manchmal so, dass man wieder den festen boden ganz unter den füssen verloren zu haben meint, ja dass die ursprüngliche klarheit ganz geschwunden scheint; immerhin

aber bleibt die entwickelungsfähigkeit und lebensvolle kraft dieser erscheinung hoch beachtenswert. Dem gegenüber ist und bleibt der uralaltaische genetiv, ob er syntactisch oder auch formell bezeichnet ist, rein starr adnominaler casus, was ich immer wieder auf das schärfste betonen muss, und was wohl auch in seinem wesen genügend begründet ist; man kann sich kaum einen grösseren gegensatz zwischen immerhin verwandten erscheinungen denken wie zwischen dem weit gefassten und energisch entwickelten genetiv, wie ihn das Sanskrit, griechische, gotische, slavische... bietet, und dem uralaltaischen genetiv; das japanische mit seinem anscheinend wesentlich anders gestalteten, aber gleichwohl in den kernpuncten bedeutsam ähnlichen genetiv habe ich von vornherein ausgeschlossen*), und ebenso möchte ich von der sehr abnormen erscheinung absehen, dass im Mandschu der genetiv z. t. mit dem instrumental zusammengefallen ist, was vielleicht auf die bei beiden casus ursprünglich vorhandene bedeutung örtlicher ruhe zurückzuführen ist; im ganzen finnischen, samojedischen, türkischen, mongolischen, den mir bekannten tungusischen dialecten ausser dem Mandschu ist derselbe lediglich adnominalcasus oder possessiv; derart, dass alle diese sprachen in seltener übereinstimmung jede verbindung desselben mit einem verbum perhorresciren, und nur die erwähnte possessivverbindung mit dem verb **sein, vorhandensein,** im sinne unseres haben, üblich ist, ja kaum leise ansätze zu irgend freierer auffassung des verhältnisses zu entdecken sind, im scharfen gegensatz zu dem indogermanischen genetiv mit seiner überreich entwickelten verbalsphäre. Man mag im praktischen interesse sprachlicher übersichtlichkeit der richtung den vorzug geben, welche den engen gegebenen kreis festhält, man muss aber zugestehen, dass, ganz abgesehen von der weiterentwickelung, auch die ursprünglichste sphäre vom indogermanischen einfacher, bestimmter und ohne die vielen schwankungen des uralaltaischen gedeckt

*) Alle betr. erscheinungen dieses oft abweichenden idioms sollen später gesondert behandelt werden.

wird. Auch noch die spätesten neubildungen spiegeln nach meinem dafürhalten klar die grundlage, welche im wesentlichen auch den frühesten bildungen zu grunde lag, auf beiden sprachgebieten wider, d. h. auf indogermanischem boden die ungemein entfaltungsfähige und bewegungsvolle idee der zugehörigkeit mit der latenten fähigkeit, die seite der trennung, absonderung, im sinne der abhängigkeit, des inneren zusammenhanges und doch gegensatzes zur geltung kommen zu lassen (cf. die romanische trennungspartikel), während, wie wir gesehen haben, die uralaltaischen neubildungen immer wieder, mit grösserer oder geringerer klarheit, die idee der örtlichen ruhe oder wenigstens örtlicher nähe wiedergeben, wobei an und für sich weiterentwickelung so gut wie ausgeschlossen ist.

Rückblick.

Die grammatischen casus decken sich im indogermanischen und uralaltaischen nicht. Der höhere, umfassende standpunct ist auf der seite des indogermanischen; aber das scharfe erfassen der thatsächlichen verhältnisse, ich möchte sagen das fixiren des momentes im sprachlichen ausdruck, welches die casusverhältnisse kennzeichnet, kann im uralaltaischen eine präcision und genauigkeit bei aller oft staunenswerten knappheit hervorrufen und ruft sie in vorgeschrittenen idiomen hervor, die unseren neid erregen kann; auf der anderen seite übersieht dies von der hand in den mund leben, etwas kurzsichtig, gar oft die allgemeineren gesichtspuncte, denen die einzelnen fälle sich zwanglos unterordnen, und wählt da, wo eine sehr wohl genügt hätte, zwei ja mehr formeln, welche freilich auch ganz feine nuancirungen formell zum ausdruck bringen, wo wir eine notwendigkeit nicht zu erkennen vermögen.

Ein characteristischer zug dieser realen grundrichtung ist das streben nach absoluter deutlichkeit, welches ziemlich häufig die wirkungen der oben gerühmten präcision paralysirt oder beeinträchtigt, da es zu weitschweifigkeit führt; beispiele bietet jeder zweig des uralaltaischen in fülle, und ich hatte namentlich bei den fürwörtern vielfache gelegenheit, für das finnische darauf hinzuweisen.

Dagegen construirt sich das indogermanische in seiner abstrahirenden richtung von vornherein auffallend weite begriffs- und bedeutungssphären; diese hält es nicht nur im wesentlichen fest, sondern zeigt sogar das bestreben, durch die umfassendsten derselben immer weitere kreise anzuziehen und zu absorbiren. Daher das enorme überwiegen der festen angelpuncte eines nominativ, genetiv, accusativ, dativ gegenüber den engeren beziehungen eines locativ, ablativ, instrumental. Daraus entspringt oft für die lebende sprache ein unverkennbarer nachteil. Diese überwuchernde gewalt der abstraction, welche sich z. b. in den sog. syncretistischen casus des indogermanischen zeigt und der forschung tiefe und anregende probleme auf schritt und tritt bietet, führt schliesslich fast zur casuslosigkeit; es ist sehr wohl denkbar, dass in einem indogermanischen idiom alle übrigen casus durch den accusativ verdrängt würden. Jedenfalls entsteht vielfach durch dies verwischen aller characteristischen unterschiede dem erfolge nach direct verschwommenheit.

Also hier haben wir immer grössere reducirung des casusbestandes, derart, dass schon in sehr frühen phasen selbst so lebenskräftige gestaltungen wie der dativ unter dem gewicht noch stärkerer weichen mussten; man denke an das aufgehen des altpersischen dativ im genetiv.

Im uralaltaischen dagegen nötigt das immer schärfere fixiren des thatsächlichen zustandes in weiterer entwickelung auch zu immer stärkerer hervorhebung individueller momente in der form; es lässt sich das verfolgen, und ich habe mich bemüht, es im fluge zu signalisiren am beispiele des magyarischen gegenüber dem vogulischen und ostjakischen. So machen die casusverhältnisse des heutigen magyarisch mit recht den eindruck grosser festigkeit, klarheit, schärfe.

Es bestätigen sich hier wieder zwei sätze, deren ersten Steinthal aufgestellt hat, und den mir das leben der sprache immer wieder vorführt: die ursprüngliche unvollkommenheit führt dem erfolge nach oft zu einem unleugbaren vorteil selbst gegenüber dem von vornherein ungleich vollkommeneren; der zweite ist das gegenstück des ersten und gipfelt darin, dass die höhere vollkommenheit zum nachteil werden kann.

Mir sind die scharfen, kurzen, genauen formen, wie sie das magyarische, Suomi... bieten, da sie jedem praktischen bedürfnisse in wissenschaft, kunst, leben völlig genügen, im leben der heutigen sprache weit lieber als unsere hoch gegriffenen, umfassenden, oft zur unbestimmtheit führenden formeln, welche schliesslich breite, weitschweifigkeit herbeiführen; man vergegenwärtige sich die formen: háza-t, ház-nak, háznál, házzá, házzal, házba, házban, házból, házra, házról, háztól, házért, házként... gegenüber unseren umschreibungen wie: in das haus, aus dem hause, auf das haus, vom hause herab...

Der plural des uralaltaischen.

Über den plural wenige worte.

Es ist ganz falsch, zu meinen, dass im uralaltaischen nur da der plural lautlich unbezeichnet bleibe, wo wir die idee der pluralität hineinlegen, also etwa da, wo collectivbeziehung stattfinde, oder wo die ganz allgemeine fassung etwa wie in der wendung: der feind kommt, die feinde kommen beide formen zulasse; die anwendung zeigt vielmehr unwiderleglich auf den verschiedenen gebieten, dass auch in ganz concreten fällen, wo es sich um eine sehr bestimmte pluralität von personen oder gegenständen handelt, mit grosser übereinstimmung die singular- oder besser die undeterminirte form stehen darf, falls nicht die mehrheit besonders hervorzuheben ist; sie zeigt weiterhin, dass das oben angezogene beispiel der feind kommt absolut anders geartet ist; letzteres bedeutet im gegensatze zu der undeterminirten zahlform des uralaltaischen die höchste mögliche determination, concentration, da an stelle der immerhin wageren oder unbestimmteren pluralform die festeste bezeichnung des einheitlich zusammengefassten, gewissermassen individuell persönlichen singular mit dem artikel, eintritt.

Übrigens entspricht es durchaus dem ganzen princip dieser sprachen, die für die deutlichkeit nicht unbedingt erforderliche pluralbezeichnung wegzulassen, und ich werde, so oft ich dieses viel weiter

greifende princip, alles irgendwie entbehrliche fallen zu lassen, auch schon betonen musste, doch im verlauf meiner grösseren arbeiten noch sehr oft darauf zurückkommen müssen.

Copula und verb im uralaltaischen.

Da die herstellung einer copula und des eigentlichen verb innig mit der auffassung des subiect-, obiect- und prädicativen verhältnisses zusammenhängt, so folgen hier einige andeutungen über diesen hochwichtigen gegenstand, umso mehr, als ich bei meinen früheren arbeiten nicht immer verstanden worden bin.

Dass eine copula dem uralaltaischen typus nicht absolut fremd ist, habe ich niemals geleugnet, wusste ich vielmehr, seit ich zum ersten male dem westfinnischen näher trat. Für mich handelte es sich um feststellung des grundtypus, und dieser verschmäht allerdings unzweifelhaft die copula im sinne unseres sein, être, estar... Es ist geradezu grundgesetz, zu sagen: az emberek nagyok; für den Magyar wäre es ganz unverständlich und ein arger fehler, im einfachen sinne von: die menschen sind gross zu sagen: az emberek vannak nagyok; doch das gilt nicht für das magyarische allein; wir werden dieser erscheinung noch sehr oft begegnen. Es war mir das verhältnis der sog. copula oder ihrer vertreter sowie des hilfszeitwortes so wichtig, dass ich diesem hochinteressanten entwickelungsprocess z. b. an den asiatischen Turksprachen, wo er vielfach klar verfolgbar ist, nachgegangen bin. Das hauptelement ist, wie im indogermanischen so oft, das zeitwort stehen; seine anwendung beeinflusst in hohem grade die tempusbildung und ist mir darum so wichtig gewesen, weil die eigenart des türkischen verbum sich darin so scharf abhebt; umso wichtiger, als dies formell dem indogermanischen être... so nahestehende wort, trotz so vieler anreize zu ähnlicher entfaltung, eben nie in unserem sinne auch nur annähernd copula geworden ist, sondern hilfszeitwort bleibt. Das prädicative verhältnis, dessen inneres band unser sein darstellt, kommt auch im türkischen, wie wir im finnischen gesehen

haben und weiterhin oft sehen werden, durch die stellung des prädicativen substantivs, adiectivs, adverbs hinter dem als subiect fungirenden nomen zum ausdruck; also mensch gross = (der) mensch ist gross. Ebenso ist es mit den subiectiven verbalformen, also heisst es: Kudais sohn — ich = ich bin Kudais sohn. Diese conjugation wird meist mit der gewöhnlichen indogermanischen identificirt, wenigstens in ihren weiteren entwickelungsphasen, läuft auch thatsächlich dann vielfach ihr parallel, ist aber dem wesen nach völlig verschieden davon. Erst wenn man dieses, die genesis, erfasst hat, kann man die weitere entwickelung verstehen und die erscheinungen richtig beurteilen. Die genesis weist aber unzweifelhaft auf ein nomen hin, welches eine prädicative pronominalerweiterung erfuhr, während die basis des indogermanischen verbs die subiective form, die thätigkeit, gleichviel ob eigentlich handelnd oder ruhend gedacht, ist; indogermanisch hiess es: herrschen — ich, türkisch herrscher — ich; hier ist wieder, wie wir so häufig beobachten können, der unterschied anscheinend minimal, aber die consequenzen können beträchtlich sein und sind es wirklich; die hauptsächlichste besteht darin, dass das indogermanische verbum ganz in der sphäre der thätigkeit bleibt, sich energisch vom nomen scheidet, das türkische die beiden kategorieen vielfach gar nicht trennt, was einerseits die freie entfaltung im sinne des eigentlichen verbs hemmt, anderseits ihm die möglichkeit gewährt, wenigstens die einfachsten zeitformen, präsens und präteritum, vom nomen zu bilden, ohne irgend welche copula zu hilfe zu nehmen; das präsens fügte dem nomen bloss die personalzeichen an, das präteritum dieselben, stellte ihnen aber den präteritumcharacter voran. Weil man dies oft gar nicht erkannte, nahm man auch hier ein hilfszeitwort oder eine copula an, welche durch die thatsachen widerlegt wird. Allmählich wurden die gleichen anhänge auch angewendet, wo das voraufgehende nicht nominaler, sondern verbaler art war, und da haben wir denn wirklich subiective verbalformen nach indogermanischer art, während die gewöhnlichen eigentlichen verbalformen, welche weitaus das übergewicht haben, ursprünglich deutlich possessive nomina darstellten wie:

mein nehmen = ich nehme. Beide formen werden, so verschieden sie sind, im fortgange der entwickelung durchaus nicht klar auseinandergehalten und es setzen sich die späteren conjugationsformen aus ganz heterogenen bildungen zusammen. Noch deutlicher zeigt das samojedische das ursprüngliche nebeneinander der hier noch weit unverkennbareren possessivformen des eigentlichen verbs neben den subiectiven verbalformen, welche mit subiectivzeichen vom nomen abgeleitet sind und die copula mit enthalten; aber auch hier treten diese subiectivzeichen allmählich an reinen thätigkeitsformen auf und bilden ebenfalls subiective echte verbalformen.

Ich werde bei behandlung der Turksprachen auf die scheinbare türkische copula und das hilfszeitwort eingehender zurückkommen. Noch einige allgemeine bemerkungen über das verb. Es wird trotz der mangelhaften scheidung von verb und nomen keinem verständigen beikommen, das wunderbar reiche und fein nuancirte türkische verbum unentwickelt zu nennen; es ist geradezu erstaunlich, mit wie einfachen, ich möchte sagen, oft rohen mitteln eine für uns ebenso oft unnachahmliche genauigkeit, schärfe, manigfaltigkeit der beziehungen erzielt wird.

Vor hoher wichtigkeit aber ist die klare erkenntnis, dass die grundlage des uralaltaischen überhaupt das nomen ist, worauf ich oft und eindringlich aufmerksam gemacht habe; dass also auch die obiectconjugation nur dadurch erklärbar ist; darin finden selbst so eigentümliche erscheinungen z. t. ihre erklärung wie das sein bei jemandem = haben, da hier das subiective verhalten ebenso zurücktritt wie in der verbalauffassung meist. Wie verschieden davon ist unser energisch subiectives haben, welches allerdings ebenso tief im wesen unserer subiectiven verbalformen begründet ist? Zugleich zeigt dies beispiel wieder, wie wenig die etwas mehr oder weniger materielle bedeutung den ausschlag giebt, dass vielmehr auffassung und entwickelung dies thun; fassen, fangen, halten u. ä. begriffe, welche sich dazu hergeben müssen, der idee unseres haben zu dienen, sind gewiss materiell genug, was man von dem abstracten haben kaum behaupten kann. Aber auch in diesem falle behaupte ich nicht,

dass absolut das uralaltaische zu gleichem ideengange unfähig sei, ich weiss vielmehr, dass hin und wieder auch hier ein fangen, fassen unser haben bezeichnen darf; cf. die ostfinnischen idiome.

Schliesslich mag der vorher angedeutete punct noch hervorgehoben werden, dass die im wesen des uralaltaischen verbs liegende fähigkeit, in kürzester form, ohne alle stammhaften wandelungen, aus nomina aller art verba herzustellen (gross — ich), sowie obiectbeziehungen am verb selbst zum ausdruck zu bringen (**lieben** – **du** — **mein** = ich liebe dich, gerade wie bei der gewöhnlichen form ohne incorporirtes obiect; fisch nehmen – mein = ich nehme fisch), zwar eine geradezu enorme manigfaltigkeit von beziehungen verschiedenster art in für uns unnachahmlicher kürze auszudrücken gestattet, auf der anderen seite aber unverkennbare nachteile in sich birgt. Dass ein klar erfasstes, zu freier und einheitlicher entwickelung gelangtes subiectives verb wie das indogermanische nicht nur die scharfe sonderung sämtlicher wortkategorieen fördern, somit jedem satzteile selbständigkeit, freiheit und aller starren bande der stellung ledige frische beweglichkeit geben, sondern auch die wesentlichsten grammatischen beziehungen, von subiect, obiect ... zu klarer entfaltung kommen lassen musste, ist unzweifelhaft. Während uns so im indogermanischen immer wieder das wort als die haupteinheit entgegentritt, begegnet uns im uralaltaischen ursprünglich ebenso beharrlich der wortsatz; die unabweisbare consequenz ist, dass diese einheit den teilen nur sehr beschränkten selbständigen wert zukommen lässt, dass sie ihren wert vorwiegend oder nur eben im zusammenhange und in der unterordnung unter diese einheit haben; auch diesen so oft und eindringlich betonten grundsatz werden wir später ungemein oft und klar sich bestätigen sehen; ebenso habe ich die wege angegeben, wie die fortgeschritteneren derselben den starren wortsatz verlassen und wesentlich den unserigen ähnliche bahnen einschlagen können; ich kann nur immer wiederholen: der genannte starre wortsatz beruht in erster linie auf dem nominalen verb, welches das ideelle regens oder subiect bildet und alle übrigen bestandteile eigentlich nur insofern gelten

lässt, als sie zu ihm nähere bestimmungen darstellen, seien es solche der art, des obiects, des ortes... Sowie diese schranke durchbrochen, das verb subiectiv ist, kann das alles wesentlich anders werden, wird es auch vielfach (darüber noch einige bemerkungen im speciellen teile).

Noch mehr. Der wortsatz, dem das uralaltaische ursprüngliche satzgefüge ungemein nahe steht, hat zur folge, dass nicht nur die wortkategorieen nicht auseinandergehalten werden, sondern auch die blosse klarheit des ausdrucks wesentlich beeinträchtigt werden kann. Die klarheit, präcision, kürze, welche obiectformen wie vårom, vårlak zeigen, ist anerkennenswert. Zugleich aber sehen wir, dass diese klarheit doch nur für einen beschränkten kreis dieser formen gilt, dass vielfach unklarheit, zweideutigkeit in der form liegt. Ich sehe ganz davon ab, dass die constituirenden elemente eines solchen complexes sich völlig verwischen können, wie das so oft in amerikanischen sprachen der fall ist; auch dort, wo die confundirung nicht so weit geht, wo also, wie im mordwinischen, keine substantivischen, sondern nur pronominale obiectbeziehungen am verbalkörper zum ausdruck kommen, zeigt sich die unmöglichkeit, eine klare verbindung pronominaler obiecte, bald im singular, bald im plural gedacht, organisch mit dem verbalkörper und seinen modalen, temporalen, personalen anhängen herzustellen. Wo wir also präcision, genauigkeit erwarten, finden wir die scheidung der obiecte ganz unzulänglich, hilfsmittelchen verschiedener art müssen die innere unklarheit notdürftig verdecken oder eine conventionelle unterscheidung da hervorrufen, wo dieselbe in der form selbst durchaus nicht liegt. Die sprache verlässt also den weg, den sie kaum eingeschlagen, sie geht nicht bis zu den consequenzen amerikanischer sprachen fort, welche nicht nur alle möglichen pronominalen, sondern auch substantivische obiecte dem verbalkörper einfügen und nun diese ganz incommensurablen grössen durch verstümmelungen des obiectausdrucks einigermassen zusammenschweissen. Thatsächlich ist dies princip im uralaltaischen, abgesehen vom obiect der dritten person, in anderen idiomen als den mordwinischen nur in trümmern oder spuren vorhanden und schwindet immer mehr, je klarer die herausbildung des verbs im subiectiven

sinne fortschreitet; letzteres darf man wohl so deuten im hinblick auf das magyarische, welches von der gesamten obiectconjugation, ausser in der genannten dritten person, nur noch das eine erstarrte *l* gerettet hat, welches die zweite person, als obiect gefasst, bezeichnet; während das vogulische und ostjakische, zweifellos ihm gegenüber sehr unentwickelte idiome, eigentlich ziemlich klar noch die obiectbeziehungen der zweiten und dritten person andeuten.

Uralaltaische wort- und satzbildung.

Aus dem bisher gesagten ging schon der innige zusammenhang zwischen nomen, nomen-verb und satzbildung hervor; ebenso aber steht die wortbildung in der nächsten beziehung zur satzbildung im uralaltaischen, ja sie ist häufig ohne diese unerklärbar. Deshalb lasse ich jetzt einige bemerkungen, lediglich andeutender art, über die beiden letztgenannten puncte folgen.

Der früher aufgestellte satz, dass das uralaltaische im heutigen zustande der sprachen gegen das indogermanische, ungeachtet der hier vielleicht ungleich vollkommeneren grundlage im philosophischen sinne, in verschiedenen puncten eminent im vorteil sein kann, findet seine bestätigung in der uralaltaischen, namentlich der finnischen und türkischen wortbildung; ich will zunächst kurz hierauf hinweisen, um dann an einigen fällen zu zeigen, wie ungemein gleichwohl die uralaltaische wortbildung schon im princip und namentlich in der weiteren entwickelung sich von der unserigen abhebt, ja ihr gegenüber den eindruck der unvollkommenheit macht.

Die finnische wortbildung, namentlich auf verbalem gebiet, mit der ungeheuren manigfaltigkeit der möglichen modificationen des verbalbegriffs, welche ich bei besprechung des finnischen verbs beleuchtet habe, hat, gleichviel welches immer der ursprung der, wie scheint, ganz heterogenen verwendeten elemente sein mag, einen unverkennbaren beträchtlichen vorteil vor der unserer sprachen voraus; diese bildungsfähigkeit, welche in dieser ausdehnung im indogermanischen nie

vorhanden war, schon darum nicht, weil letzteres infolge der viel schärfer innegehaltenen idee des wirklichen wortes so unvereinbare elemente wie dort vielfach gar nicht erst zusammenzubringen versuchte, ist in unseren sprachen ungleich mehr erloschen, erstarrt; im uralaltaischen wuchert sie in voller lebenskraft und verleiht der sprache den character unerschöpflicher kraft und gesundheit; es kann das niemandem entgehen, welcher je einen blick gethan hat in das wesen der nyelvújítás; diese fähigkeit, in wenigen silben eine ganze reihe von scharf auseinandergehaltenen beziehungen auszudrücken, welche die handlung nach ihrem vollen inhalt, nach allen ihren modificationen bezüglich der intensität oder nichtintensität, des einmaligen oder wiederholten, incohativen, reflexiven, causativen verhaltens und vieler anderer richtungen characterisiren, wovon nebenbei viele in voller deutlichkeit in derselben form neben einander zulässig sind, ist für uns unnachahmlich. Doch gilt das nicht etwa bloss vom magyarischen, es liegt das durchaus im wesen dieser sprachen, andere finnische sprachen bieten ganz ähnliche erscheinungen; ich glaube, ohne präjudiciren zu wollen, nicht einmal, dass das magyarische darin unter den finnischen sprachen am entwickeltsten dasteht. Bei den sprachen des Turktypus ist die gleiche veranlagung schon durch M. Kasem-Beg u. a. hinreichend bekannt. Ich habe auch diesen punct in meinem Das Uralalt.... besonders betont; cf. p. 177: „Dass gleichwohl die finnischen sprachen solche formlosigkeit zu einem eminenten vorteil zu verwerten verstehen, braucht wohl kaum nochmals hervorgehoben zu werden, dass diese bildungen ihnen also die mittel an die hand geben, ohne weitläufige umschreibungen durch ganze sätze und erläuternde bestimmungen kurz, verständlich, präcis sehr verschiedene und complicirte beziehungen auszudrücken.“ Ich habe in derselben arbeit auch ausgeführt, wie nach meiner überzeugung auch hier der wortsatz eine wichtige rolle spielt; schon aus diesen beziehungen ist zu verstehen, warum das indogermanische mit seiner scharfen worteinheit hierin mit diesen sprachen kaum concurriren kann. Ebenso habe ich mich bemüht darzuthun, dass man das wesen des uralaltaischen wortes erst verstehen könne, wenn man das wesen des ural-

altaischen satzes erfasst hat; quelle für meine diesbezüglichen ansichten sind lediglich die erscheinungen der lebenden sprache, wie ich sie in den sprachdenkmälern und im verkehr gefunden habe und immer wieder finde. Sie erklären es vollständig, wie ein unveränderter lautcomplex anscheinend als nominativ, genetiv, accusativ, adiectiv, adverb, sogar als verb fungiren kann; ich glaube, dass meine ansichten durch die sprache in allen wesentlichen puncten bestätigt werden, und ich werde im verlaufe der grösseren in der entwickelung begriffenen arbeit gelegenheit haben, dieselben wesentlich fester zu begründen und von neuen gesichtspuncten aus zu beleuchten. Es fällt im uralaltaischen in weitem umfange wort und satz direct zusammen, d. h. die auffassung, stellung der elemente, ihr complex stellt wesentlich das oft erwähnte, manigfach modificirte, durch nähere bestimmungen erläuterte nomen dar. Dass damit ursprünglich die idee einer klaren worteinheit unvereinbar ist, wie wir dieselbe kennen, ist unzweifelhaft; dies ist die zweite seite, wo der vorteil auf seite des indogermanischen ist; die bildung ist formlos, nur verbindung und zusammenhang giebt die specielle bedeutung der elemente; man weiss oft nicht, wo das wort aufhört, und der satz anfängt; gleichwohl braucht damit nicht die geringste unklarheit verbunden zu sein, und in diesem sinne kann uns auch diese einfachheit, kürze und doch präcision wohl behagen. Ich nehme aus den hunderten von beispielen, die mir die sibirischen Turksprachen bieten, nur zwei, die in etwa das princip andeuten sollen. kün = sonne, licht, tag; verbindet sich dieses ohne irgend welche veränderung mit einem nachfolgenden adiectiv wie jarik = hell, so bedeutet kün jarik = sonnenhell; also kün jarik jurt = die sonnenhelle jurte; (ebenso aber vertritt kün den nominativ, accusativ, genetiv resp. das erste glied eines compositum mit adnominalem ersten teil); das von jurt abgeleitete jurtug bedeutet im besitze einer jurte, mit e. j. versehen; letzteres ist mithin klares possessives adiectiv; tritt zu jurtug das erwähnte kün jarik, so bedeutet das nicht etwa in unserem sinne: ein sonnenheller, der im besitz einer jurte ist, sondern in echt uralaltaischer weise bestimmt lediglich der zusammenhang den wert der elemente, welche

in der isolirung andere bedeutung haben; ja sogar das princip ist gewahrt, dass der ganze complex in abhängigkeit von dem am ende stehenden hauptbegriffe tritt, genau genommen in abhängigkeit von dem allerletzten suffixiven element (ug = versehen mit, im besitze von); es heisst: im besitz einer sonnenhellen jurte. Noch drastischer ist das zweite beispiel.

Altin Kan agalig
Ai Mergän pabalig
Abakai Kattir idschälig
ÿtsch jastig ag-oi attig
Altin Kiris pol!

agalig, pabalig, idschälig bedeuten im besitz eines grossvaters, vaters, e. mutter. Altin Kan, Ai Mergän, Abakai Kattir sind wieder in abhängigkeit von agalig, pab... resp. dem schliessenden ig, die ersten drei zeilen bedeuten also: einer, der zum grossvater den A. K., zum vater den A. M., zur mutter die A. K. hat; ebenso ist ÿtsch jastig nicht = drei mit lebensjahren, sondern dreijährig, ag-oi attig nicht = ein weissblauer mit einem pferde, sondern mit einem weissblauen pferde, die verbindung ÿtsch jastig ag-oi attig nicht = ein dreijähriger mit einem weissblauen pferde, sondern einer mit einem dreijährigen weissblauen pferde. Lediglich die stellung zeigt, welches der specielle wert der constituirenden elemente ist, und das ans ende gestellte Altin Kiris nimmt sämtliche vorangehende teile als erläuternde bestimmungen adiectivischer art in seine abhängigkeit = (sei du) der Altin Kiris mit dem grossvater Altin Kan, dem vater Ai Mergän, der mutter Abakai Kattir, mit dem dreijährigen weissblauen pferde.

Die eigentliche satzbildung, welche ich wegen ihres engen zusammenhanges mit der verbalauffassung und wortbildung wiederholt berühren musste, so wie sie mir die lebende sprache in reicher fülle von belegen zeigt, ist infolge eben dieser nominalauffassung auch der verba, wobei das regirende und am schluss stehende verb als nomen alle übrigen teile als seine örtlichen, zeitlichen, adnominalen... bestimmungen auf-

nimmt und von sich abhängig sein lässt, voll packender kürze, einfachheit, ohne alles überflüssige beiwerk; aber trotz des hohen formenreichtums namentlich der fortgeschrittenen idiome wirkt dieselbe ursprünglich meist durch die stellung und den zusammenhang, und selbst in den vollkommensten derselben schlägt neben dem hohen formenreichtum in der genauen präcisirung des beiwerks, namentlich der manigfachen localen beziehungen jeder art, gleichwohl in der fügung der massgebenden elemente zum satze der ursprüngliche, mit formen kargende, ihrer oft fast ganz entratende typus nur zu oft durch.

Ich gebe wieder nur zwei kurze sätzchen aus türkischen dialecten:

bu alp er keving—i cerik künleri. = des helden
der held mann freude — sein kampf tage — sein.

behagen sind die kampfestage. Bloss das folgende kevingi mit seinem besitzanzeigenden *i* macht aus den unvermittelt nebeneinander gestellten elementen bu alp er ein des heldenmannes dem sinne nach, nur das künleri = seine tage giebt dem cerik den adnominalsinn; diese begriffe heldenmannes freude — kampfestage werden unvermittelt nach alter regel verbunden, die verbindung selbst ergiebt, dass das eine das prädicat des anderen ist.

Es ist klar, dass die vielen operationen, welche unser: des helden(mannes) behagen sind die tage des kampfes zur deutlichkeit nicht alle absolut erforderlich sind, ebenso aber, dass durch die immerhin einfache art des indogermanischen hier ein innerlich ungleich geschlossenerer und in seinen teilen klarer und selbständiger complex hergestellt wird.

Nomung Cho kadinnig män = ich habe zur frau
Nomung Cho weib — ig ich

die Nomung Cho. Nomung Cho kadinnig heisst ganz entsprechend den formen Altin Kan agalig, Ai Mergän pabalig... = die Nomung Cho als frau besitzend; obiges unterscheidet sich von diesen ausdrücken nur durch das am schlusse stehende män = ich; letzteres rückt den ganzen bisher absolut nominalen ausdruck in die verbalsphäre, und zwar wird wieder das schliessende

män regens; also = ich **bin die N. Ch. als frau besitzend**; dies ist wieder eine directe bestätigung des über das verb bemerkten.

Verb und casusidee überhaupt.

Ich knüpfe hieran eine kurze behandlung der entwickelung der casusidee überhaupt; nicht nur, weil ich sehe, dass man ohne eine solche erklärung allenthalben missverstanden wird, und weil ich bei meinen äusserungen hierüber durchweg von umfassenderem standpuncte ausgegangen und das wesen erheblich tiefer angefasst habe, als man nach den urteilen meiner kritiker annehmen darf, sondern in erster linie wegen der ungemeinen tragweite dieser verhältnisse für die gesamte sprachauffassung, wie wir bald sehen werden. Ausserdem habe ich vor meiner speciellen beschäftigung mit dem uralaltaischen diesem gegenstand längere zeit ausschliesslich meine aufmerksamkeit geschenkt und dadurch meine gesichtspuncte gewonnen. Ich habe bei der menge der zunächst zu erledigenden arbeiten keine aussicht, die ergebnisse dieser auch nachher fortgesetzten beobachtungen je in dem geplanten umfange veröffentlichen zu können; daher diese meist ganz kurz gehaltene übersicht, wobei ich aus später zu nennenden gründen von den ebenfalls in den kreis meiner studien gezogenen rein örtlichen obiectbeziehungen, ausser einer kurzen wesenserläuterung, völlig absehe und nur die drei festen angelpuncte nominativ, accusativ, genetiv und endlich als den interessantesten aller casus den dativ, dies mittelwesen zwischen grammatischen und localen casus, behandle.

Eine betrachtung der casus ohne erkenntnis des satzes und, enger gefasst, des verbs, ist ein unding, unmöglichkeit; leider wird auch dieser fundamentale satz noch immer nicht genügend anerkannt. Ich lasse deshalb eine lediglich andeutende skizze des wesens des verbs voraufgehen; wesentlich zu dem zwecke, den zusammenhang und die gegenseitige beeinflussung der den satz in erster linie constituirenden momente handlung, subiect, obiect erkennen zu lassen; ich beschränke mich auf die einfache satzaussage und lasse das, worin sich oft gerade in niedriger

stehenden sprachtypen grosser reichtum kundthut, die ungemein manigfaltigen modificationen der art der handlung meist ganz ausserhalb; obwohl gerade diese seite des proteusartigen verbs reichen aufschluss über den meist zu grunde liegenden wortsatz giebt und in demselben wieder ihre erklärung findet, liegt sie doch zu weit von meinem gegenstande ab, ist überhaupt in kürze selbst nur andeutend kaum zu behandeln.

Ich will hierbei und mit der behandlung der casus nur in etwa das bild wiedergeben, welches sich durch die betrachtung des aufsteigens von den einfachsten und unzulänglichsten zu den höchsten gestaltungen in mir gebildet hat, aber ohne auch nur annähernd den anspruch auf vollständigkeit zu machen; letzteres umso weniger, als fast jeder neue blick, den ich auf grund wirklich eingehender bearbeitungen eines sprachlichen gebietes oder eigener studien zu thun gelegenheit habe, mir auch neue ausblicke gewährt, oft überraschender art; ich muss im ganzen aber doch auf dem ungeheuren gebiet mehr den zwar trefflichen, aber skizzenhaft gehaltenen bearbeitungen wie in Fr. Müllers unvergleichlichem grundriss*) folgen. Ich kann deshalb auch bei beurteilung des wesens der erscheinungen oft kaum eine vermutung aussprechen, da in solchen skizzen häufig nur das vorhandensein oder fehlen einer form constatirt wird, die vorhandene aber recht verschieden sein kann dem inneren werte nach. Ich glaube gleichwohl, dass das hier gegebene genügen wird, darzuthun, dass ich bei jedem dieser puncte von festen gesichtspuncten ausging, wenn ich das indogermanische seiner ursprünglichen inneren veranlagung (aber durchaus nicht allen neubildungen) nach so ungemein hoch stelle; dass ich beispielsweise wohlbedacht dem dativ eine hochwichtige, aber von den wirklich rein grammatischen casus wesentlich verschiedene rolle zuwies. Ich bemerke bestimmt, dass ich auf die gefahr des doch eigentlich sehr billigen vorwurfs hin, kurzsichtig die naheliegenden erscheinungen über- und fernerliegende unterschätzt zu haben, diesen standpunct immer und immer wieder mit äusserster schärfe

*) Ich bemerke, dass ich geradezu die meisten thatsachen der weitaus überwiegenden mehrzahl der sprachstämme dieser arbeit entnommen habe.

trotz aller anerkennung der oft bewundernswerten seiten verschiedener abliegender sprachtypen und trotz der empfänglichen freude darüber hervorheben muss; dass, je tiefer ich mich in das wesen des uralaltaischen versenke, diese überzeugung an gehalt sichtlich gewinnt, obgleich ich gerade mit der grössten sorgfalt die ihr weniger günstig erscheinenden thatsachen ihrem wesen nach zu ergründen suche.

Das verb.

Die geradezu überwältigende fülle der erscheinungen auf dem gebiet des verbs erlaubt mir kaum das bild desselben in umrissen zu geben, da mir immer wieder neue, oft unerheblich scheinende und doch tiefgehende modificationen begegnen; ich muss hier noch weit mehr als späterhin bei den casus vielfach bloss andeutend verfahren, um doch wenigstens eine idee zu geben von der verbalauffassung, angefangen von den allereinfachsten versuchen, bis zu den höchsten bildungen. Nur einige der hervorragendsten erscheinungen, sei es in bezug auf den gänzlichen mangel eines wirklichen verbs, oder die vollkommenheit resp. eigenartigkeit des verbs, werde ich specieller behandeln.

Das verb ist als der träger der handlung — gleichviel, ob die handlung als solche sprachlich erscheint oder als zustand — das, was dem satz seinen hauptinhalt giebt. Als dieser träger der handlung involvirt es der potenz nach alle casusbeziehungen, nicht nur die nächstliegenden des subiect und obiect, welche ja auf weiten sprachgebieten durch incorporation directe integrirende teile des verbalkörpers werden können, sondern auch einen genetiv, dativ, local in allen seinen richtungen, instrumental... Ist es nämlich irgend lebenskräftig, die sonderung der vorstellungen aber unvollkommen, so steht es derart im mittelpunct des satzes, dass es als absolutes regens sämtliche übrigen satzteile als blosse erläuterungen seines wesens in directe abhängigkeit nimmt. So erscheint in weitem umfange das,

was nach unserer auffassung als agens mit dem verb den ganzen satz hält, was als subiect dem ganzen satz leben, energie, beweglichkeit giebt, in dem untergeordneten verhältnis einer adnominal gefassten näheren bestimmung des regens, sei es ideell, oder sogar der form nach; ein ich gebe wird zu mein — geben, der vater stirbt, starb zu vater(s) — (jetziges, damaliges) sterben... Selbst das obiectverhältnis, welches meist unbezeichnet bleibt, kann sich als ebensolche erläuterung lediglich der art oder richtung der handlung darstellen, so dass ein mich schlagen als ein mein(er) — schlagen erscheint, welches als ein begriff wieder durch ein vortretendes oder nachgesetztes adnominales element subiectiv erläutert wird: dein meiner — schlagen = du schlägst mich*); dies selbe meiner kann aber auch dativ sein, wenn die natur der handlung für diese auffassung spricht, so dass ein dein meiner — geben thatsächlich statt du giebst mir gesagt wird. Auch sonst entscheidet in vielen fällen lediglich die natur des verbs und die stellung der satzteile zu ihm, ob etwas als unmittelbares oder als dativobiect zu fassen sei. Dass die qualität des verbs sein bestimmendes nomen im locativ (der ruhe), illativ, inessiv, allativ, adessiv erscheinen lässt, dass ein stadt-wohnen, gehen, herankommen, nahesein = in der stadt wohnen, in die st. gehen, zur st. gelangen, bei der st. sich befinden ist, darf ich als wohlbekannt voraussetzen. Weit seltener macht das verb sein nomen zum instrumental, wie wir in Papua-dialecten ein eisen — verwunden = mit eisen v. finden werden.

Mit grosser klarheit hebt sich aus der ungeheuren menge von erscheinungen die thatsache ab, dass die loslösung der satzbestandteile vom verb, ihr selbständigmachen nur ganz allmählich vor sich geht, selten ganz durchgeführt ist, und dass das, was man früher als den ausgangspunct sprachlicher formung annahm, die idee des subiect, obiect, der thätigkeit

*) Alle diese puncte, die ich hier andeute, müssen bei der speciellen behandlung des verbs und bei den casus wieder aufgenommen und näher ausgeführt werden; es ist dies für das verständnis resp. die leichtere übersicht unbedingt notwendig.

im sinne subiectiver handlung, das allerletzte product sprachlichen lebens ist, welches von den allerwenigsten typen nur annähernd erreicht wird. Eine weitere erscheinung hängt innig damit zusammen. Auch, wo die grammatischen erwähnten kategorieen in der verbindung von verb und nomen rein zum ausdruck kommen, ist doch bei der einfachsten, gewissermassen bloss andeutenden subiect- wie obiectform, der pronominalen persönlichen, der den satz in nuce enthaltende complex von subiect, verb, obiect meist noch zur unlöslichen einheit verknüpft; dieses ist die sog. obiectconjugation, welche den weitaus meisten haupttypen eigen ist, auch solchen, in denen wir auffallend frühes und klares auseinanderhalten der genannten drei cardinalpuncte constatiren können, so in erster linie den hochentwickelten semitischen idiomen. Hier ragen diese formen wie trümmer einer vergangenen zeit in die gegenwart, aber in der mehrzahl der sprachen entsprechen sie dem allgemeinen habitus, der auch das nominale subiect und obiect unbezeichnet zu lassen liebt, weit mehr. Die bedeutung der subiect- sowie obiectformen dabei ist, wie ich oben andeutete, keineswegs gleichartig; wir sahen adnominale bildungen beider kategorieen und wir werden eine grosse manigfaltigkeit kennen lernen, so z. b. das so häufige: ich dein – lieben = du liebst mich...; aber auch in den fortgeschrittensten idiomen werden sie uns oft einen der hauptwege weisen, die die sprachbildung überhaupt gegangen ist, den der verdeutlichung und differenzirung; wo früher verbindung und zusammenhang genügte, traten verdeutlichende, oft sehr allgemeine und unbestimmte, allmählich differenzirte und fixirte elemente ein, die zu flexionsformen wurden. Am ehesten durften wohl solche unbezeichnete beziehungsformen beim pronomen bleiben, welches an und für sich ungleich determinirter ist als das unbestimmte nomen*); bei der verbindung zweier solcher elemente mit einem verbalausdruck war das eine selbstverständlich ideelles oder wirkliches subiect, das andere ebensolches obiect,

---

*) Ich mache darauf aufmerksam, wie ja auch im indogermanischen nominative dieser an sich determinirten persönlichen fürwörter fehlen, auch eigentliche accusative.

der zusammenhang und nötigenfalls die stellung wies jedem seinen bestimmten wert an; dabei konnte, wie wir sehen, nominales obiect längst durch ein weisendes element als dasjenige bezeichnet werden, was durch die handlung getroffen wurde. Aber auch da, wo von einer darstellung von wirklichem subiect und obiect keine rede sein kann, zeigt gerade die obiectconjugation gar häufig den weg, den die sprache ursprünglich gegangen sein mag oder kann, wenn auch vielleicht in der nominalflexion alle spuren längst verwischt sind; belege werden in menge folgen; namentlich wird sich bei der behandlung der casus ergeben, wie ganz verschiedenartig z. b. das fehlen des subiect- und obiectcasus eben auf grund dieser in der obiectconjugation erhaltenen spuren zu erklären ist. — Obwohl ich nach dem gesagten das vorhandensein der obiectconjugation bei sonst klar durchgeführter scheidung der grammatischen kategorieen durchaus nicht für einen beweis mangelhafter entwickelung halte, so signalisire ich doch ohne weitgehende daran geknüpfte folgerungen die thatsache, dass das indogermanische die scheidung auch des pronominalen obiects vom verbalausdruck vollzogen hat*), wenn es jemals dieselbe nicht gekannt haben sollte; dass weiterhin das indogermanische, auch abgesehen vom formverfall und der verdeutlichung durch vorgesetzte persönliche fürwörter, die tendenz zeigt, sogar den subiectzeiger, welcher doch hier so innig wie selten irgendwo mit dem verbalcomplex verbunden war, ganz von demselben zu lösen und ihn als absolut selbständiges fürwörtliches subiectwort an die spitze des satzes zu stellen.

Ich versuche jetzt, den aufbau des wirklichen oder anscheinenden verbalausdrucks von den primitivsten mir bekannten versuchen bis zu den höchsten gestaltungen nur in den äussersten umrissen zu skizziren.

*) Die secundäre entwickelung einer art obiectconjugation, wie sie das französische: je le lui donne, il me le donne, spanische... bildungen darbieten, zeigt zwar den obengenannten mächtigen trieb, durch die stellung und das wesen von fürwort und verb allein die beziehungen anzudeuten, wiedererwacht, kann aber wegen der ursprünglich rein casuell flectirten formen le, lui, me nicht ganz auf eine stufe mit der gewöhnlichen obiectconjugation gestellt werden.

Eine reihe von sprachen zeigt absolut keinen morphologischen unterschied zwischen nomen und anscheinendem verb; dasselbe element, welches als nomen hunger bedeutet, nimmt eine pronominale, meist vortretende bestimmung, aus dem hunger wird ein ich—hunger oder hunger—ich, was der wirkung nach eine verbalform ich hungere vertritt: so ist es z. b. im Holontalo, welches ich sogleich specieller behandeln will, wirklich. bitiolo = hunger, uau = ich, uau bitiolo = ich hungere. Ähnlich ist die auffassung in verschiedenen Papua-dialecten, die bei den casus in dieser beziehung noch genannt werden sollen; dieselbe, z. t. etwas verwischte grundlage, kennzeichnet sogar die typen des polynesischen, melanesischen, selbst das malaiische, verschiedene hinterasiatische idiome*) — man denke aber nicht etwa an das hierin eminent klar entwickelte chinesisch — afrikanische, amerikanische sprachen; von den letztgenannten erwähne ich als characteristisch das Bribri, obwohl ich es unbestimmt lassen muss, ob vielleicht durch teilweise scheidung ein gewisser bedeutungsunterschied zwischen verbalen oder halbverbalen und rein nominalen stämmen gemacht wird; im übrigen ist das verb absolut nur durch vorgesetzte pronominale elemente vor den unveränderlichen stamm angedeutet. mitka involvirt die idee des gehens, die persönlichen fürwörter sind dsche, be, ye, sa, ha, yepa; die formen lauten

---

*) Ich mache auf einige besonders auffallende erscheinungen besonders aufmerksam. Das annamitische und siamesische zeigen den grellen contrast in der entwickelung monosyllabischer sprachen, wenn man sie mit dem chinesischen vergleicht. Von wirklichem verb ist in beiden auch nicht die spur vorhanden; im ersteren wird der ganz indifferente stamm bloss durch hinzufügung aller möglichen wörter, welche die person, zahl, zeit, den modus... bezeichnen oder besser verdeutlichen, andeuten, zum quasi-verb gestaltet; (dass selbst das chinesische trotz des klaren auseinanderhaltens von verb und nomen in bezug auf zeiten- und modusbildung sehr unvollkommen ist, wird später angedeutet werden); im siamesischen ist es ähnlich; wo es nicht notwendig durch den zusammenhang erfordert wird, bleiben sogar die personen- und zeitexponenten weg; also nicht kennen weg = ich (er...) kenne nicht den weg; lesen können ob? = kannst du lesen? Alles notwendige wird auch hier durch selbständige verdeutlichungswörter ausgedrückt; so die gegenwart durch wohnen, vergangenheit durch haben, die passivbedeutung durch gehen (= werden).

also: dsche, be, ye, sa, ha, yepa mitka = ich, du, er, wir, ihr, sie gehen; zugleich zeigt dies idiom, wie auch mit dieser einfachsten bildung die obenerwähnte obiectrichtung verbunden sein kann; thatsächlich geschieht das wieder in der angegebenen weise, dass das verb mit dem gänzlich unveränderten persönlichen fürwort, welches sich mit ihm durch directes vortreten wohl zu einem begriff, handlung und obiect, verdichtet, näher bestimmt wird durch das vor diesem complex stehende ideelle subiect; also dsche be — pu = ich schlage dich, be dsche — pu = du schlägst mich...*)

Das vorher genannte Holontalo mag als muster für viele sprachen der verwandten kreise gelten. So weit geht dort die identität von nomen und verb, dass jeder nominalstamm, ob einfach oder reduplicirt, als verb fungiren kann, jeder wurzel durch prä — in — suffigirung von noch z. t. näher anzudeutenden partikeln ziemlich jede beliebige verbale bedeutung gegeben werden kann, jedoch, ohne dass dadurch die nominalnatur wesentlich alterirt wird. Joest, dessen trefflichem grundriss: das Holontalo. Berlin. 1883 ich die hier angeführten thatsachen verdanke, bezeichnet das verb als einen indifferenten, oft passiven nominalausdruck. Diese nomina werden in der manigfachsten weise durch partikeln und andere nomina, ohne wirkliche stamm- oder tempus- sowie modusbildung, lediglich verdeutlicht. So ist eines der häufigsten präfixe mo, welches dem verbalnomen den sinn des durativen giebt; es soll eigentlich befindlich, vorhanden heissen; also mo—hama = befindlich (im) holen, holend, holen, das holen, er holt..., je nach dem zusammenhange; das ideelle subiect als bestimmendes tritt voran: watotia mo — hama = ich (eig. sclave — dieser) im holen ich hole; die natürlichste stellung des obiectausdrucks ist hiernach die am ende, da das watotia mo—hama ein unteilbarer begriff geworden ist; watotia mo—hama **hulawa** =

*) Im Mutsun ist das verhältnis noch einfacher, insofern die lediglich verdeutlichenden pronomina vor oder hinter den unveränderten stamm treten dürfen; kan, men, nunissia... = ich, du, er. ara = stamm mit der idee des gebens; da kann es heissen: kan, men, nunissia ara und ara kan, men, nunissia.

ich hole gold; von einem obiect in unserem sinne ist auch keine rede, ebenso wenig wie von einem subiect, das holen wird lediglich seiner art oder richtung nach durch das antretende hulawa erläutert.*) Dieselbe grundauffassung blosser aneinanderreihung innerlich unabhängiger, durch den sinn einigermassen zusammengehaltener elemente herrscht auch in den übrigen gestaltungen, ja z. t. in noch weit drastischerer weise als in den bisher behandelten fällen. Wie das genannte mo eine dauerform, so kann das artikelartige lo ein ideelles präteritum, eigentlich blosses nomen mit hinweisendem artikel, bilden; dasselbe fügt sich unvermittelt, gewissermassen nominativisch, an den ausdruck des auch nominativischen ideellen subiects; z. b. ijo olonia bo—ito lo—
da jener fürst die—

tombilu ua—lio = da nahm .... das wort und sprach. Viel-
rede sein—wort

leicht noch bezeichnender für die wagheit des ausdrucks ist das folgende ähnliche beispiel: ijo walao olonia lo—loia
da die prinzessin die—rede

mai ua—lio = da nahm die prinzessin d. w. und sprach,
kommen ihr—wort

oder, wenn wir auf das mai = kommen mehr gewicht legen, wird das walao olonia ideeller ausgangspunct, das ganze ist dann passivartig: von der p. kam, ging aus die rede, sie sprach... Ähnliche, für unsere auffassung fast unglaublich formlose aneinanderreihung innerlich unverbundener elemente, wobei gleichwohl die grundlage der verbalen zeit-

*) Gleichwohl ist wohl zu verstehen, wie sich gerade aus dieser allernatürlichsten stellung der satzelemente trotz der absolutesten unvollkommenheit, beim erlöschen der ursprünglichen bedeutung der verwendeten stämme und partikeln, ein subiectives verb und weiterhin subiect- und obiect-casus hätte bilden können; auch für letztere sind alle vorbedingungen vorhanden; das Holontalo bezeichnet auch das obiect und subiect oft scheinbar; aber eben nur durch indifferente demonstrative hervorhebung, es deutet nur eine stattfindende beziehung an, aber nicht, welche; es fehlt der sinn für differenzirung und fixirung, den anfang wirklicher casusbildung; dass die verschiedenen casusverhältnisse deutlich hätten geschieden werden können, wird sich später zeigen.

bildung klar durchschimmert, bieten fälle wie: u tata
die schwester
watotia ta lo—hutu kaini botie = meine schwester ist es,
ich (meiner) . die das—machen kleid(er) jene
welche jene kl. machte; wie leicht kann in dieser verbindung das lo—hutu = das machen als reiner aorist gefasst werden = machte? Ebenso klar zeigt das völlig indifferente wesen des verbalnomens mit lo die verbindung mit i; während ein vorangestelltes nomen dem scheinbaren verbalausdruck mit lo den sinn eines verbum finitum gab, wozu das nomen das ideelle subiect bildet, so wird derselbe verbalausdruck mit dem nicht persönlichen, sondern örtlich weisenden, gewissermassen adverbialen *i* = da sofort passivartig; dort hiess es: der fürst die—rede = der fürst sprach, hier: da die—rede = da wurde (geredet) gefragt: so finde ich dort lo—hintu = (er) fragte, aber i—lo hintu = es wurde gefragt. Daraus folgt, dass das hinter dem verbalausdruck stehende nomen nicht mehr wie vorher ideelles obiect ist; sondern es wird zur bezeichnung des agens, welches wir uns eigentlich instrumental zu denken haben, welches aber, namentlich, wenn es das gewissermassen activ machende lo vor sich hat, eher als subiect erscheint; so heisst i—lo—hintu lo—batade dort das fragen der bock = es wurde gefragt von dem bocke, genau: es wurde gefragt — der bock (war es); ebenso: i—lo—dunohe—lio = es wurde gehört von ihm, ihr, i—lo—du—dungaja li-monolio = es wurde von ihnen getroffen...

Ich habe das Holontalo deshalb gewählt, weil, abgesehen von dem reichen und vortrefflichen material in Joests werke, dieses idiom deutlich zeigt, wie bei absolut mangelnder bildung eines verbs gleichwohl die innere entwickelung nach der seite der zeit-genus-modusunterschiede anscheinend eine beträchtliche sein kann; ich habe das meiste kaum angedeutet, weil es nicht in mein gebiet schlägt; ich erinnere an die anderen, z. t. weit complicirteren, alle auf derselben grundlage ruhenden zeit- und modusbildungen wie ma—lo (reine vergangenheit, auch unserem nachdem im zusammenhange entsprechend), de, de—lo, de—u (futursinn), ma-o

(art aorist oder einmaligkeit der handlung bezeichnend), po, p—il—o (partic. necessit....), m, ma, mo, mo-i... (particip- und infinitivartig...*)

Hierher sind auch, obwohl im einzelnen von den genannten typen z. t. sehr wesentlich verschieden, wegen ihrer absolut mangelnden unterscheidung von verb und nomen gewisse Neger-sprachen zu rechnen, welche freilich fast immer das einschlagen einer neuen bahn, die zu einem klareren verbalausdruck führt, wenigstens leise prognosticiren. So kennt nach Fr. Müllers (I. 2. p. 48. 54) darstellung das Dinka und Bari gar keinen ursprünglichen unterschied zwischen nomen und verb; dem völlig indifferenten verbalnominalstamm treten die unverkürzten selbständigen persönlichen fürwörter behufs determinirung nach der seite der personenunterscheidung vor, und zwar im Bari meist ohne jede besonderheit, falls nicht behufs tempusbildung eine art reduplication eintritt; im Dinka, welches letztere nicht kennt, wird der indifferente verbalstamm doch mit dem auch davortretenden selbständigen pronomen einigermassen gebunden, indem derselbe gewissermassen adiectivischen oder participialen wert annimmt, und so zwar genau genommen in der nominalen sphäre bleibt, zugleich aber von vornherein in den bereich der prädicativen, fast sub-

*) Diese selbe grundlage finde ich, trotz auch teilweise beträchtlicher fülle in gleichem sinne, in den verwandten sprachkreisen im wesentlichen wieder. Sowohl die polynesischen als auch die melanesischen idiome haben z. t. keine scheidung von verb und nomen ausser durch die hinzutretenden verdeutlichungswörter, derselbe stamm ist ebenso nominal wie verbal. Lebhaft erinnert z. b. an das behandelte i—lo des Holontalo die quasi-passivbildung des Fidschi; dort wird vor dasjenige, was in der gewöhnlichen activen construction obiect war, ein determinirender artikel gesetzt, der dasselbe gewissermassen zum subiect, die ganze fassung zur passivischen macht; z. b. sa kau ka = er bringt (ein) ding, aber sa kau na ka = es wird gebracht ein ding. Selbst das malaiische ruht auf gleicher basis, obwohl hier die schaffung von verbalstämmen vollzogen ist. Überall fast in den genannten kreisen nimmt das verbalnomen sein bestimmendes, das personalelement, vor sich, das obiect muss dann bis auf einige significante ausnahmen hinter das verb treten. Zugleich aber sehen wir verschiedene fälle von sonderentwickelung, so z. t. klar ausgebildete obiectconjugation, die aber wiederum auf dem grundprincip (subiect—verbalnomen—obiect) ruht, auch eine ganz besondere art allgemeiner obiectconjugation; dinge, die z. t. später noch berührt werden müssen.

iectiven aussage tritt; sowie aus ran did = der grosse mann wird ran a—did = der mann (ist) gross, indem die demonstrative? partikel *a* das adiectiv fast wie eine copula mit dem nomen verbindet und es zum particip stempelt, so wird der stamm nin durch dasselbe *a* mit γēn = ich verbunden. γēn a—nin = ich (der)-schlafende resp. ich (ist) schlafen, schlafend = ich schlafe. Dieses überleiten des verbal-nominalen ausdrucks, oft durch irgend ein deutendes, sei es demonstratives, sei es verbales hilfswort, aber auch ohne solches, in die prädicative richtung, welches ich noch wiederholt werde betonen müssen, ist geradezu characteristisch für einen grossen teil der Neger-sprachen; und dieselben gelangen umso eher annähernd an das ziel, als sie meist nicht, wie wir das in anderen typen finden werden, die prädicative aussage auf das eigentliche zustands- oder eigenschaftsnomen beschränken, sondern geneigt sind, von hause aus auch das eigentliche verbalnomen der thätigkeit gewissermassen participial zu fassen, so dass das personalpronomen leicht als subiect erscheint. Es hängt dieser unverkennbare gegensatz zwischen ihnen und den meisten amerikanischen idiomen wohl mit ihrer innersten anlage zusammen. Übrigens nähert sich das Dinka auch z. t. durch die regelmässige bildung verkürzter obiectformen, welche suffigirt werden (γa, yi, ye, γo, o... für γēn, yin, yen, yōg..) und gewisse nicht unerhebliche zusammenziehungen bei der zeitenbildung (aba = abi + γa, abi = abi + yi...) der herstellung äusserlich fester zusammengefasster verbalformen. Das Bari verschmilzt die obiectformen ebenso wenig wie die subiectzeichen mit dem verbalstamm, die stellung entscheidet über den speciellen wert, die innere beweglichkeit des stammes aber ist grösser als im Dinka.

Einen kleinen fortschritt zur herstellung eines verbs zeigen diejenigen idiome, welche zwar nicht principiell, aber doch thatsächlich eine allmähliche scheidung von nominal- und verbalstämmen dadurch anbahnen, dass sie gewisse bildungen ausschliesslich oder vorwiegend nur in dem einen oder dem anderen sinne anwenden; eine sehr naheliegende richtung, von der auch ungemein niedrig stehende typen, z. b. Papua-dialecte, andeutungen zeigen; von den malaiischen sprachen gar nicht zu reden, welche ihr anscheinend reich entwickeltes verb

in erster linie wohl dieser stammbildung verdanken, daneben aber die krass nominale natur ihres verbs unverhüllt aufweisen.*)

Ein weiterer, z. t. schon beim Dinka und Bari angedeuteter weg, der sehr oft eingeschlagen wird, besteht darin, dass die nominal-verbalstämme sich in irgend einer weise mit dem voraufgehenden oder nachfolgenden bestimmenden pronominalelement, also dem ideellen subiect, in wirkliche verbindung setzen. Das kann in sehr verschiedener weise geschehen, auch ursprünglich rein mechanisch, z. b. dadurch, dass das innig mit dem verbalstamm verbundene, z. t. auch durch den ton mit ihm zusammengehaltene fürwort zunächst seine selbständigkeit, dann auch von seinem lautlichen gehalt verlor; es erscheint also das fürwort in verkürzter, verstümmelter form, und so innerlich unvollkommen, gewissermassen äusserlich diese bildung auch sein mag, eine art verbalform ist dadurch gewonnen. Es ist dies einer der häufigsten ansätze zur verbalbildung, der uns immer wieder begegnet; einige der wieder stark verschiedenen fälle mögen eine idee geben. Da treffen wir gleich wieder die soeben berührten sprachkreise der indischen inselwelt und der südsee. Während im polynesischen die vorangestellten pronominalen ideellen subiecte meist ganz die gewöhnlichen persönlichen fürwörter sind, zeigen die melanesischen und malaiischen verba ausser den auch vorkommenden reinen formen auch gekürzte, ja sogar regelrechte suffixformen und geben uns ein sehr deutliches bild einer beträchtlichen äusseren entwickelung. (Im polynesischen kann man überhaupt von eigentlichem verb nicht reden, so ganz undurchgeführt ist die scheidung von verbal- und nominalstamm, obgleich die anlage, einen verbalstamm durch manigfache, heterogene elemente seiner qua-

*) Dass diese richtung, bald in vollkommenerer bald in roherer form, meist verbunden mit anderen schwachen ansätzen zur verbalbildung, auf allen möglichen sprachgebieten wiederkehrt, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. Es wird jedenfalls äusserst selten sich die gesamte verbalentwickelung ausschliesslich nur hierin documentiren, wir werden also diesem verfahren bei darstellung des weiteren entwickelungsganges noch oft begegnen, sehr häufig aber diesen punct, als irrelevant für die darstellung der massgebenden auffassung, unberücksichtigt lassen.

lität und richtung nach zu determiniren, in roher weise auch vorhanden ist, freilich weit unvollkommener als im malaiischen; diese elemente bilden hier umso weniger wirkliche verbalstämme, als sie meist selbständige deutende partikeln darstellen, welche mit dem stamm gar nicht verwachsen, sondern nebenhergehen.) Im melanesischen sind neben der weitaus überwiegenden ganz gleichen einfachheit der verbalentfaltung überhaupt und der personalbezeichnung doch fälle sehr wichtig wie die von Fr. Müller. II. 2. p. 79 von den Palau-inseln erwähnten. Neben den regelmässigen formen wie kau—à melekoi = du sprichst heisst es dort mit suffigirtem personalpronomen auch koit—ak, koit—au = ich, du wirfst weg, ja sogar soa—k, soa—m = ich, du liebst, was nach ihm ein nomen mit possessiv darstellt = mein lieben...

Für das malaiische trifft diese wagheit trotz der im wesentlichen gleichen grundlage deshalb nicht mehr zu, weil dasselbe durch die ungeheure manigfaltigkeit seiner verbalstammbildung den verbalstamm derart significant auszeichnet, dass von einem zusammenfallen von nominal- und verbalstamm ausser in ganz vereinzelten fällen keine rede mehr sein kann. Die hinzutretenden personalzeichen geben mithin dem etwas schweren verbalausdruck, der an und für sich, ohne sie, als nomen agentis oder particip aufgefasst werden muss, aber schon darum sehr der freiheit, beweglichkeit, subiectiven frische z. b. des indogermanischen verbs entbehrt, unzweifelhaft einen prädicativen character. Dieser grundtypus des schweren aber, des innerlich wenig vermittelten und jedenfalls an unsere einheitlichen verbalformen nicht heranreichenden verbs findet auch seinen äusseren ausdruck in dem meist unvermittelten nebeneinander von stamm und personalendung. Dass hier wirklich mehr andeutende oder erläuternde elemente vorliegen als einheitlich feste, unlösliche verbalformen in unserem sinne, gleichviel ob die personalzeichen selbständige oder abgekürzte fürwörterformen darstellen, mag man auch daraus ersehen, dass sogar dasselbe element in derselben stellung subiectiven und obiectiven wert haben kann, je nach dem zusammenhange (z. b. im buginesischen). Da im wesentlichen im malaiischen die

stellung der elemente ihnen ihren bestimmten wert giebt, so findet sich auch die obiectconjugation vertreten, wobei das obiectelement sich durch seine stellung hinter dem verbalausdruck als solches kennzeichnet, wenn das subiect sonst erkennbar ist. So heisst es für gewöhnlich im buginesischen na—īta—ko = er sieht dich, es kann aber auch lauten ku na—īta = dich er sieht; oder noch auffallender wird im mankasarischen das personalzeichen, welches meist als präfix erscheint, auch suffigirt und deckt sich dann absolut mit dem obiectzeichen; z. b. asarē—ko, asarē—**djako** = du giebst, ebenso aber bedeutet pauwan—**djako** = ich sage dir.

Vielleicht der grössere teil der Neger-idiome wird characterisirt durch die gleich mangelhafte scheidung von verbal- und nominalstamm, wie wir sie in den unentwickelteren der zuletzt behandelten sprachen fanden, aber ebenso durch das streben, eine gewisse auch äusserliche bindung durch kürzung der personalelemente herbeizuführen. Wieder ist der erfolg derselbe; es gelingt diesen sprachen unverhältnismässig besser als vielfach weit höher entwickelten, ein anscheinend subiectives verb zu gewinnen, und auch der wirkliche wenigstens annähernde übergang zu einem solchen wird ihnen ungleich leichter. Wieder verwandelt sich das, was eigentlich eine schwäche oder ein mangel war, in einen vorteil. Sie versuchen wohl nicht erst, die mangelhafte innere formung durch andere drastische, sinnliche mittel der bindung, durch ein äusseres band zu paralysiren und geraten deshalb nicht auf abwege, welche bei jenen oft hart an dem rechten wege vorbei und doch nie hineinführen.*) Das bezeichnendste beispiel ist für mich hierin das Wolof, wo die identität von nominal- und

---

*) Freilich können noch manigfache andere gründe vorliegen zur erklärung dieser thatsache; ich spreche hier lediglich eine aus dem überblicken dieser erscheinungen resultirende vermutung aus, wie sie sich mir auf grund eines doch für solche entscheidung sehr dürftigen materials aufgedrängt hat. So möchte ich hier auf die eine wahrnehmung aufmerksam machen, wie sich die meisten Neger-sprachen von den indianischen abheben, wo unzweifelhaft das reine oder verdunkelte possessivverb vorwiegt; ebenso aber, dass mir gegenüber der ruhenden auffassung, welche das sprachliche leben der meisten amerikanischen und nordostasiatischen idiome kennzeichnet, der afrikanische continent doch auch sonst ein unverkennbares (oft sehr rohes) be-

verbalstamm so ausgeprägt ist, dass der sogen. verbalstamm ganz ebenso wie der reine adiectivstamm prädicativen, participartigen character annimmt, sowie er sich mit den abgekürzten pronominalformen verbindet. sopa = stamm lieben, baχe = gut, sopa—nā = ich liebe, baχe—nā = ich bin gut; ebenso heisst es weiterhin:

sop—on—nā = ich liebte, baχ—on—nā = ich war gut.

Hier tritt die vorher wiederholt angedeutete neigung dieser sprachen, den verbalstamm selbst ohne hilfselement wie ein particip zu fassen und eine art prädicatives verb herzustellen, umso stärker hervor, als die analogie mit dem morphologisch absolut identischen baχenā, baχonnā einen zweifel über die auch prädicative fassung von sopanā, soponnā nicht gestattet.*)

So beträchtlich im einzelnen die verschiedenheiten sind, so kommen doch selbst von einander absolut unabhängige Neger-sprachen in folgenden puncten, wodurch der grundtypus im wesentlichen gekennzeichnet erscheint, überein: principiell keine oder höchstens ansatzweise scheidung von verbal- und nominalstamm; dabei eine gewisse neigung, ein prädicatives verb herzustellen; differenzirte, aus den selbständigen fürwörterformen abgeleitete subiectivartige pronominalelemente, denen nicht nur die selbständigen, sondern auch die teilweise vorhandenen possessiven und obiectiven pronominalzeichen, die zwei letzteren durch die stellung und form meist bestimmt geschieden von ihnen, gegenüberstehen; so dass eine klare scheidung der pronominalen beziehungen am nomen von den subiectiven und obiectiven am verbum und dieser wieder unter sich hergestellt erscheint.

---

streben zu zeigen scheint, das subiect oder besser agens hervorzuheben, wo jene hauptsächlich die handlung oder den zustand berücksichtigen. Ich habe auch auf diesen punct schon früher aufmerksam gemacht und so z. b. das in der Bantu-gruppe häufige: ich bin **mit** etwas = ich habe dem nordostasiatischen, amerikanischen **bei** mir **ist** etwas entgegengestellt.

*) Wie intensiv die sprache von dieser prädicativen auffassung beherrscht wird, mag man daraus ersehen, dass selbst vom reinen personalpronomen durch anfügung eines copulaartigen elements demonstrativer natur eine art conjugation neben der auch ganz entwickelten des verbs sein gebildet wird. man—*a*, yow—*a*, mom—*a* = ich, du, er—das = das bin ich...

Durch diese charactere sind z. b. gekennzeichnet die idiome des Māba, Bagrimma, Logonē, Wandalā, Bullom und Temne*); ebenso das Efik und die ihm verwandte gruppe des Odschi, Ewe, Akra, die später noch einmal erwähnt werden sollen. Wie wenig fest gleichwohl die verbindungen der verbalelemente z. t. sind, zeigen fälle wie das Joruba, welches noch nicht zur präfixbildung fortgeschritten ist, sondern meist die unverkürzten pronominalformen hat, während seine nächsten verwandten diese wandelung vollzogen haben; desgleichen das Ibo mit demselben vorgange. Für die gleiche geringe festigkeit spricht die teilweise neben der präfixbildung hergehende suffigirung, das auftreten von possessivformen neben den prädicativen. Gleichwohl darf man im wesentlichen den process der herausbildung prädicativer verbalformen als im regelrechten fluss begriffen ansehen. Dafür spricht auch, dass unter umständen vor die mit präfixen versehenen verbalformen die reinen persönlichen fürwörterformen treten dürfen, d. h. dass die form nicht mehr in ihren teilen, sondern nur als unlösliche einheit aufgefasst wird, wobei sogar die personalbedeutung verdunkelt erscheint. Für dieselbe einheitlichkeit der verbalform spricht weiterhin die thatsache, dass gerade die subiectzeichen vielfach die weitaus kürzeste form da aufweisen, wo durch differenzirung und stellung sich von dem grundstock der formen der persönlichen fürwörter subiect- obiect- und possessivzeichen abgelöst haben; denn die nächste beziehung ist die zwischen dem ideellen subiect und dem thätigkeitsausdruck, und je fester diese zum ausdruck gelangt, desto mehr gewähr ist vorhanden für

*) Das Ibo tritt aus dem gewöhnlichen rahmen dieser sprachen etwas heraus, verleugnet aber die grundrichtung doch kaum ernstlich. Die scheidung zwischen verbal- und nominalstamm ist eine nur teilweise wie gewöhnlich, hauptsächlich durch die nominalen präfixe hervorgerufen, die eigentliche bindung von pronominalelement und verbalnomen sehr lose, weil ersteres meist unverkürzt auftritt; gleichwohl scheint das verb prädicativ, im passiv aber und in der 1. person sing. des activ ist das possessive verhältnis die grundlage; im übrigen ist die gewöhnliche scheidung zwischen subiectzeichen und obiect- resp. possessivelementen durchgeführt; die possessiva decken sich mit den obiectzeichen; die gewöhnliche auszeichnung des prädicats durch ein weisendes? element ist vorhanden.

die herausbildung einheitlicher verbalformen. Sehr häufig ist so das personalzeichen bis auf einen kennlaut zusammengeschmolzen. (cf. Bullom-Temne a, n, m, u—i, o, Efik m, a, a, i, ē, ĕ, Bagrimma m, k, i, n, k..., Māba a, k, t, m, k, w).

Obwohl ich also das hinstreben nach prädicativem verbalausdruck hier ziemlich überall wahrzunehmen glaube, bin ich doch weit entfernt, in diesen bildungen hochentwickelte reine verba zu sehen; im gegenteil, ich kann nur die anfänge oder andeutungen der entwickelung zum wahren verb in verschiedenen abstufungen entdecken, worauf ja auch meine eigenen vielfachen bemerkungen über den meist ganz indeterminirten nominalverbalstamm, das fluctuiren in der personenbezeichnung, die geringe oder ganz mangelnde festigkeit, also leichte löslichkeit der den verbalausdruck constituirenden elemente genügend hinweisen. Die durchaus rudimentäre, formlose zeitenbildung zeigt sogar vielfach, dass nach dieser seite hin das verb der Neger-sprachen von einer enormen unvollkommenheit sein kann, dass selbst da, wo wir lautlich wohlentwickelte formen annehmen zu dürfen glauben, gleichwohl krasse nebeneinanderstellung innerlich unvermittelter elemente resp. sogar mehrerer verschiedener verba in der form von: ich war ich siegen = ich siegte stattfinden kann; ja, man darf sogar annehmen, dass die mehrzahl dieser einfachen, leicht löslichen zeitenbildenden worte und wörtchen, so auch die reichen hilfszeitwörter, ihre eigene bedeutung durch unterordnung unter die innere und die laut-form des dominirenden verbalbegriffs nur sehr teilweise verloren, sehr häufig ihre selbständigkeit als erläuternde glieder neben dem hauptbegriff gewahrt haben; ich verweise auf das bezeichnende später zu erwähnende beispiel aus dem Ibibio, darauf, dass im Ibo z. b. das präsenselement na, ga allein flectirt wird, wie wenn dieses das eigentliche verb wäre, der stamm des verbs unverändert als gewissermassen bloss erläuterndes moment hinzutritt. Doch solche erscheinungen wie die zwei hier herausgegriffenen sind ganz gewöhnlich. Ich erinnere an die überall deutlich erkennbaren hilfsverba, die der zeitenbildung dienen, wie beendigen, vollenden (plusquamperfect-bildungen wie: er

hat vollendet er ist gekommen = er war gekommen), wohnen, dasein, thun, (setzen)...*)

Hier könnte ich sofort die vielen fälle folgen lassen, wo, namentlich in amerikanischen sprachen, eine rein prädicative conjugation neben der possessiven vorhanden ist; ich behandle dieselben aber erst später, wenn die possessive erklärt sein wird; es ist doch ein erheblicher unterschied zwischen dieser und der erwähnten auffassungsweise der afrikanischen sprachen; hier sahen wir soeben, dass die ganze conjugation auf dem prädicativen verb beruht, dort aber werden wir z. t. eine ganz klare scheidung zwischen dem eigentlichen possessivverb und den in die conjugation hineingezogenen nomina, einer prädicativen substantiv- oder adiectivconjugation, kennen lernen.

Ich behandle daher lieber jetzt diejenigen fälle auf amerikanischem boden, welche mehr oder minder deutliche anklänge an die eben erwähnten afrikanischen sprachen zeigen und prädicative grundauffassung aufweisen; eine ganz klare scheidung der fälle ist, ohne zusammengehöriges auseinanderzureissen, nicht gut durchführbar; es sollen also die etwa hierhergehörigen fälle, welche mir gegenwärtig sind, aufgeführt werden, gleichviel ob sie den zusammenschluss von personalzeichen und verbalstamm auch durch verstümmelung ersterer oder auf andere weise erreichen; die grundauffassung ist vielfach der der bisher behandelten sprachen sehr ähnlich; wirkliche scheidung von verbal- und nominalstamm und reines subiectives verb in unserem sinne kann ich wenigstens nirgends nachweisen.

Ich muss mich in dieser beziehung meist des urteils enthalten, wo ich einen solchen fall vor mir zu haben glaube, da mir mein grossenteils dürftiges material für die abge-

---

*) Dass die conjugationsweise, wie ich sie hier andeutungsweise geschildert habe, wirklich als eine in ihrer speciellen art noch eigentümlich lebhaft empfundene sprachform erscheint, dafür dürfte wohl der negative beweis deutlich sprechen, dass die Neger in der übertragung nicht die verhältnismässig einfachen formen des englischen (deutschen, französischen) verbs anzuwenden pflegen, sondern gerade solche umständliche umschreibungen durch hilfswörter aller art; die speciellen fälle erinnern oft geradezu frappant an die genannten formlosen, innerlich nicht zusammengefassten bildungen.

legenen sprachgebiete eine klare einsicht nicht gestattet. Ich bemerke also nur einige der auffallendsten fälle dieser art. Hierher gehört nach Fr. Müllers darstellung das Dakota*); das verb ist prädicativ, doch lässt die eigentümliche bildung von verben aus nominalstämmen mir einige zweifel über die wirklich klare erfassung des wesens des verbs. Ob das mit dem verb im Tschilidengu ähnlich ist, weiss ich nicht; jedenfalls besitzt dasselbe im gegensatz zu dem hierin ganz armen Dakota eine anerkennenswerte fülle von temporalen und modalen formen, in denen zwar die sehr lose agglutination stark zu tage tritt, gleichwohl aber verhältnismässige einfachheit und leichtigkeit nicht zu leugnen

*) Dass diese idiome auch die verkürzung, verstümmelung der pronominalelemente mit den afrikanischen genannten idiomen meist gemeinsam haben, ja nach amerikanischer art sogar oft in weit höherem grade, auch verbunden mit noch anderen schwer oder gar nicht löslichen elementen, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden. So gleich das Dakota, das Tschilidengu in sehr hohem grade; im Tsihaili-Selisch ist kaum noch eine beziehung zwischen personalzeichen und persönlichem fürwort zu entdecken; ähnlich und noch ausgeprägter ist die verschiedenheit in anderen idiomen. Es gilt dies in mehr oder minder hohem grade für alle hier genannten sprachen, wenigstens teilweise; derart, dass man vielfach bestimmt annehmen darf, dass noch andere momente als die blosse verbindung mit den formen der persönlichen fürwörter bisweilen mitgewirkt haben müssen. cf. z. b. das Tschoktaw, taraskische. Diese auffallenden differenzen legen sogar vielfach den schluss nahe, dass auch hier die bildung des amerikanischen verbs weit weniger einfach, weit weniger rein und prädicativ sei als die vorwiegend durchsichtigen afrikanischen formen; es kann überhaupt nicht genug hervorgehoben werden, wie ungemein stark der amerikanische verbalausdruck zu complicationen aller art neigt; z. t. ist sicher die hauptveranlassung die, dass eben wirkliches verb gar nicht vorhanden ist, und durch diese zahlreichen verdeutlichungen etwas wenigstens ähnliches erzeugt werden soll; hierher gehört sicher eine ganze anzahl der idiome mit prädicativem verbalausdruck; es kann vorläufig nur die im wesentlichen prädicative richtung hervorgehoben werden. Es ist jedenfalls beachtenswert, dass auch viele amerikanische sprachen prädicative verbalauffassung zeigen. Das hängt aber oft gerade mit einer ganz unklaren oder fehlenden scheidung von nominal- und verbalstamm und mit der ausgesprochenen tendenz zum wortsatz zusammen; die fassung kann sehr wohl prädicativ sein, von einem klar oder überhaupt nur erfassten thätigkeitsbegriff braucht keine andeutung vorhanden zu sein. Der ganze satzartige complex wird zusammengehalten durch die beziehung auf ein pronominal-

ist. Hier ist es wohl nicht überflüssig, daran zu erinnern, wie doch die verbale kraft aus sich heraus in diesen sprachen fast nie ein wirkliches verb erzeugt, sondern meist sehr äusserliche hilfsmittel, wie hilfsverbartige elemente, verbalpartikeln, eine art schwerfälliges verb aus dem indifferenten nominalbegriff ablösen, welches sich mit dem unserigen wenig deckt. Einen prädicativen eindruck macht z. t. das auch etwas schwerfällige, bezüglich der manigfaltigkeit der zeitformen wohl entwickelte verb des Sahaptin und Walawala. Gleiche fülle zeigt das Tschoktaw, freilich auch ohne wirklich klare scheidung von nomen und verb; cf. ala = kind, ano = ich da, tschischno = du da; alaχ = es

---

element, welches die richtung der handlung oder des zustandes andeutet. Ein sehr bezeichnendes beispiel ist das Nahuatl. Auch hier treten die selbständigen fürwörter als subiectpartikeln vor den scheinbaren verbalausdruck, der aber in den heterogensten fügungen erscheint, als substantiv, adiectiv, adverb, substantiv mit adiectiv oder possessiv, mit einfachem oder complicirtem obiectausdruck; wenige fälle nach Fr. Müller. II. 1. p. 265 folgen. ni—kali = ich (bin) gut, ni—piltsin = ich bin sohn, ni—mo—piltsin = ich bin dein sohn, ni—no—ma—popowa = ich mein—hand (hände) wasche. no = mein, ma—itl = hand, popowa = waschen; so denn auch in reiner verbalverbindung, aber darum in nichts verschieden von den bisherigen fällen, z. b. ni—nemi = ich lebe. Ich glaube, dass vielfach das scheinbar subiective verb amerikanischer sprachen auf diesem grunde ruht. Wesentlich gleiches, nur nicht in dieser ausdehnung, gilt z. b. vom Tsihaili-Selisch. kin—χaest = ich (bin) gut, kin—iitsch = ich schlafe, tχlam—kin—χaest = ich war gut, tχlam—kin—iitsch = ich habe geschlafen; im Mosquito: sauras—ne = ich (bin) krank, dauk—is—ne = ich mache. In den sonorischen sprachen erscheint das verhältnis auch überall prädicativ, und dürfte die grundlage wesentlich dieselbe sein wie im Nahuatl; es ist wenigstens nicht anzunehmen, dass in diesen ein wirklicher subiectiver verbalausdruck vorhanden sein sollte, wo das hochstehende Nahuatl bloss das erwähnte satzwort aufweist.

Die letzten beispiele zeigen, wie die fassung des verbalausdrucks prädicativ und doch ohne jede scheidung von verb und nomen sein kann; ich lasse diese oft ungemein unvollkommenen bildungen hier folgen und behandle die fälle, wo ein prädicatives verb neben einem solchen auf possessiver grundlage besteht, schon darum später, weil dieses vorgehen, obgleich weniger einheitlich, doch vielfach ein klareres streben bekundet, zu einem subiectiven verb zu gelangen, auch thatsächlich dazu führen kann; ich bemerke aber nochmals, dass natürlich scharfe scheidung durchaus nicht überall hervortritt, dass manche der später erwähnten erscheinungen auch hier behandelt werden konnte und umgekehrt.

ist ein kind, *anoχ* = das bin ich, eigentl. *ich da es*. Das Tschinuk-verb scheint auf possessiver grundlage zu ruhen, zeigt aber zugleich volles vorgesetztes personalpronomen und anfügung des hilfszeitwortes *sein* am schluss des complexes, wenigstens in der adiectivischen ableitung; cf. naika tschi—
ich kalt—
noχ keāχ; das würde einen *gewissen* ansatz zur bildung
mein? sein
prädicativen verbs verraten und ausserdem an das Ketschua einigermassen erinnern; ob die deutung richtig sei, ist eine andere frage.

Das Tschimu schwankt zwischen prä- und suffigirung und verwendet im ersten falle noch kürzere pronominalelemente direct hinter den vollen formen; endlich gebraucht es zwei hilfszeitwörter, entweder *e* oder fe, vor dem verbalstamme, denen wieder die vollen persönlichen pronominalzeichen vortreten. Die kürzeren genannten formen treten bis auf gewisse verschiedenheiten bei der suffigirung allein ein. Es scheint alles den zweck zu haben, die verbale kraft möglichst in die prädicative sphäre überzuführen; thatsächlich vertreten die vollen formen mit den suffigirten kürzeren eine art verbum substantivum, gewissermassen = *ich—ich*, das bin ich.

Solche verbindungen mit einer art hilfszeitwort *sein*, wodurch ein prädicatives verb erzeugt, oder das indifferente nomen wenigstens in die sphäre des *sich befindens* gerückt erscheint, sind, wie scheint, gar nicht selten. So erzielt das matlatsinkische eine art prädicatives verb durch regelmässiges vorsetzen einer verbalpartikel *ki*, selbst vor die formen der persönlichen fürwörter; z. b. *ki—kaki* = ich bin; diese verbalpartikel steht *immer* vor dem verbalausdruck, dahinter die personalzeichen, welche, stark verstümmelt, auf die formen der persönlichen fürwörter zurückzugehen scheinen, bestimmt von den possessiven geschieden sind.

Das taraskische verb ist stark complicirt, es erinnert durch die manigfachen modificationen des verbalinhalts an das tscherokesische und scheint incorporation des nominalen obiects zu kennen. Auch dieses idiom scheint nach prädicativem verbalausdruck zu streben und wendet ebenfalls

eine verbalpartikel ka an, welche mit den entschieden nicht possessiven personalendungen teilweise verbindungen eingeht, sie, wie scheint, teilweise auch verdrängt oder von ihnen verdrängt wird. In der obiectconjugation verbindet sich das reine persönliche fürwort mit den aus den persönlichen formen abgeleiteten, verstümmelten, mit besonderem suffix ni weitergebildeten obiectformen; das würde auch mit prädicativer auffassung wohl zu vereinigen sein.

Ob das verb des Galibi rein prädicativ ist, weiss ich nicht; den anschein erweckt es, indem es die vollen formen des persönlichen fürwortes vortreten lässt, daneben auch abgekürzte, präfixformen, mit verschiedenen besonderen complicationen, besonders um aus den singularischen die pluralformen herzustellen. Bei der obiectconjugation ist die stellung meist: obiect—verb—subiect; (y—ara—n = mich—trägt—er), aber auch so: erster teil des subiectzeichens — obiect—verb — zweiter teil des subiectzeichens; wenigstens scheint es so, indem wie so oft das ideelle subiect durch zwei getrennte elemente, eines vorn und eines hinten, angedeutet wird; ja es kommen noch andere schwer lösliche bildungen vor.*)

Ideelles subiect und thätigkeitsbegriff stehen in der innigsten beziehung zu einander. Ist die thätigkeit noch nicht in der form der subiectivität erfasst, sondern nur in der eines ruhenden, obiectiven zustandes, ihr ausdruck mithin nominal, so findet diese innige verbindung ihren natürlichsten ausdruck in der naturgemässen nominalen bindung, der adnominalen, genetivartigen, z. t. direct genetivischen; sie besagt, dass die thätigkeit dem agens zukommt, ihm angehört, also auch, bei der art der beziehung hier speciell, von ihm ausgeht. Weil das das allernächste bei der genannten auffassung ist, so findet es sich in den heterogensten idiomen, bei der sonst erheblichsten verschiedenheit der sonderentwickelung; ich kenne keine darstellung des personenverhältnisses am verbalausdrucke von solcher verbreitung.

*) Ich habe das alles erwähnt, um zu zeigen, wie schwer ich aus diesen obiectformen einen schluss auf die natur des verbs ziehen kann; die gewöhnliche stellung der elemente: obiect—verb—subiect würde eher auf die gewöhnliche fassung: ich—lieben—dein = du liebst mich als auf subiectivverb deuten.

Dabei ist aber beachtenswert, dass dieselbe gleichwohl fast nur auf den wirkungskreis der possessiven fürwörter beschränkt ist, soweit die auch **formelle** bezeichnung des verhältnisses in betracht kommt. Es giebt auch sprachen, welche den reinen flectirten genetiv des nomens hier anwenden, ihre zahl ist, obgleich mir manche entgangen sein mag, sicher gering (der fall wird beim subiectcasus noch berührt werden). Hier mache ich nur darauf aufmerksam, dass die angewendeten persönlichen possessive in der regel doch leichte, ohne eigentliche casusbildung, oft durch blosse differenzirung, hergestellte deuteelemente sind, dass dieselben gleichwohl die idee der innigsten angehörigkeit und abhängigkeit vertreten können; dass das reine possessivverhältnis auch ohne irgend welche genetivbildung zum ausdruck kommen kann, beide begriffe sich überhaupt gar nicht zu decken brauchen, worauf schon die von der genetivischen meist verschiedene form der pronominalen possessiva klar hindeutet.

Es scheint, als ob im allgemeinen diese form der weiterentwickelung zum prädicativen oder rein subiectiven verb wenig günstig sei*); sogar weniger als die oft ganz rohe, eigentlich innerlich indifferente, wobei dem unbestimmt gehaltenen verbalcomplex ebenso unbestimmte lediglich ver-

*) Beim uralaltaischen habe ich schon dargethan, wie die possessivform des verbs das satzwort begünstigt; es liegt ungemein nahe, dass, wenn ein ausdruck wie mein — sterben den hauptsatzinhalt bildet, alle irgend dieses sterben nach ort, zeit, näheren umständen präcisirenden bestimmungen sich zwischen die beiden constituirenden elemente schieben; also verbalausdrücke wie „mein einstiges, vielleicht baldiges, freiwilliges, dortiges, durch dich veranlasstes, für dich eintretendes .... sterben", „mein fleisch essen", „mein für dich haus bauen", „mein jetzt dir die hand reichen" und viele andere wendungen sind ganz gewöhnliche erscheinungen dort, wo bei nominaler und speciell genetivartiger auffassung die sonderung der vorstellungen, des dominirenden und abhängigen, der haupt- und nebensachen so ganz unvollkommen ist, wie wir das in hohem masse in der mehrzahl der amerikanischen sprachen finden; sie entfernen sich aber so weit vom wesen des eigentlichen verbs, dass ich auch dort, wo ich die wunderbaren gebilde zu übersehen glaube, auf sie speciell einzugehen unterlasse und mein augenmerk wesentlich auf die hauptsache, structur des verbalausdrucks mit seinen subiectiven und obiectiven ergänzungen, richte.

deutlichende pronominalzeichen beigefügt werden; wohl deshalb, weil die letzteren bei etwas klarerem erfassen des thätigkeitsbegriffs leicht subiectiv werden; im ersten falle ist trotz der innerlich hergestellten beziehungsform und eben durch dieselbe von vornherein eine feste fügung, aber zu einem ziemlich starren complex, vollzogen, der sich schwer löst oder seines eigenartigen characters entkleidet. Wir werden auch wirklich sehen, dass diejenigen sprachen, welche trotz der possessivauffassung doch zu einem ganz oder annähernd subiectiven verb gelangen, dies meist nicht auf diesem wege, durch fortentwickelung der possessiven form erreichen, sondern durch vervollkommnung einer bildung, welche auf ganz anderer basis ruht, und durch die überführung derselben auf das gebiet der früher possessiv gebildeten verbalformen; eine thatsache, welche bald näher beleuchtet werden soll.

Ich nenne auf den hauptsprachgebieten je einige der hierhergehörigen erscheinungen. Das reichste contingent liefert nach meinen wahrnehmungen Nordostasien und Amerika, auch Afrika bietet eine reihe einschlägiger, oft eigenartiger fälle. Es gehört hierher die gesamte Algonkin-gruppe, und zwar in ausgeprägter weise; kid — asin = dein stein, kid — asin — iw = du wirst zu stein, etwa = dein — stein — werden; ebenso: nid — o — mokoman = ich habe ein messer (mokoman = messer), wörtlich wohl = mein — haben — messer; ki — miyosi — n = du bist gut, etwa = dein — gutsein, ebenso ni — miyosi — n = ich bin gut. Es ist die substantiv- und adiectivconjugation also auch in die possessivsphäre übergeführt, (wo wir später doch grossenteils eine art prädicativverhältnis finden werden), ein beweis, wie vollständig die sprache von derselben beherrscht wird. In reiner verbalverbindung heisst es: ni — pimūtan, ki — pimūtan = mein, dein gehen, ich, du gehst, ni — pimose, ki — pimose; n — pomsi, k — pomsi... Auch das pronominale obiect erscheint in possessivform, aber am ende: ni — sakih — a = mein — lieben — seiner, ich liebe ihn; doch giebt es verschiedene bestimmt geregelte ausnahmen.

Ganz einfache absolute possessivformen bietet auch z. b. die sprache der Lules; als characteristisch führe ich das sub-

stantivische und verbale possessivnomen (nach Fr. Müller II. 1. p. 410) an:

umue — s		amaitsi — s	
umue — tse		amaitsi — tse	
umue — p	meine	amaitsi — p	ich, du,
umue — tsen	deine…	amaitsi — tsen	er…
umue — lom	mutter.	amaitsi — lom	liebt.
umue — pan		amaitsi — pan	

Fast ebenso rein ist das verhältnis gewahrt im zapotekischen*); laa—ya, laa—lo, laa—ni, laa—tono (no), laa—to, laa—ni, laa—ke = mein, dein, sein… name, tana—ya, tana —lo, tana—ni, tieena—no, tana—to, tana—ni = ich, du, er… gräbt. Über das Yarura cf. weiterhin.

Dies ein paar besonders bezeichnende fälle; von verschiedenen anderen amerikanischen typen, welche ein teilweise ganz ebensolches oder durchaus ähnliches possessivverb aufweisen, aber nebenher doch auch einer wesentlich verschiedenen auffassung raum geben, so vom Tschibtscha, Kiriri, der Mayu-gruppe, dem Tupi, dem (übrigens äusserst schwankenden) arowakischen und Goaχira wird später noch die rede sein. Das Ketschua und Cakchiquel sollen wegen ihrer eigenartigkeit, die den schlüssel zur erklärung von manchen tiefgreifenden eigentümlichkeiten amerikanischer sprachen zu geben scheint, etwas eingehender behandelt werden.

Dass das uralaltaische z. t. sehr deutlich hierhergehört, und wie sich seine obiectconjugation auf diesem fundament

---

*) Ebenso rein ist die possessivbezeichnung im Tsoneka, welches noch zwei besondere eigentümlichkeiten besitzt (yi—paiken, *m*—paiken, *d*—paiken… = mein, dein, sein messer; verbalformen sind: yi—pali—schko, *m*—päli—schko, *d*—päli—schko = ich, du, er… hungert). Erstens wird wie im Algonkin jedes nomen, adiectiv oder substantiv, in dieselbe possessivsphäre hineingezogen, durch anhängung von schko; also, wie wir eben sahen, heisst ich hungere; von päli = hungrig, abgeleitet: yi—päli—schko; der sinn wohl etwa = mein—hungrig—sein. Ausserdem kann die sprache das nominale obiect incorporirt ausdrücken; z. b. yi—ks—tseschko = mein—gesicht—waschen, ich wasche mein gesicht. Die obiectconjugation zeigt den obiectausdruck, auch in possessivform, unmittelbar vor dem subiectausdruck; yi—m—yoschko = mein—deiner—hören = ich höre dich.

eigenartig aufbaut, habe ich an anderem orte eingehend dargethan, und die fortsetzung wird weitere momente für das verständnis dieser hochwichtigen complicirten erscheinungen bieten. Das aleutische, das hierin stark verwischte jenisseiostjakische werden weiterhin vorübergehend erwähnt werden.

Auf afrikanischem gebiet ist die auffallendste erscheinung das altägyptische mit seiner durchaus possessiv-nominalen conjugation, zugleich mit dem etwas verdunkelten koptischen, gegenüber den nächst verwandten idiomen, welche sogar ausgeprägtes subiectivverb haben. Die absolute identität der possessiva am verbalnomen und am substantiv im altägyptischen lässt keinen zweifel über das wesen des verbs aufkommen; auch kann bei einem substantiv-subiect das suffix der 3. person fehlen, wie so häufig bei possessivverb. Das koptische zeigt, wo es suffixe anwendet, ebenso klare possessivauffassung; die unverfälschten possessiva treten an: i—k—f(s)—n—ten—u. Daneben kennt freilich das koptische verbalbildungen mit präfixen, welche sogar ganz erhebliche eigenheiten zeigen und ausser den teilweise noch klar erkennbaren personalzeichen, welche sonst als suffixe erscheinen, noch besondere elemente aufweisen. Neben der regelmässigen suffigirung der possessiva auch am nomen macht diese conjugationsweise eher einen subiectiven eindruck. Ob hier ein fall vorliegt, wo an stelle des rein possessiven verhältnisses das subiective eingetreten ist, und ob das koptische den weg zeigt, den die anderen hamitischen idiome, von ähnlicher grundlage aus, aber ausgeprägter und allgemein, eingeschlagen haben? Bei meiner unkenntnis des entwickelungsganges dieser sprachen muss ich mich mit den einfachen vorliegenden thatsachen begnügen.

Bei den idiomen, welche Fr. Müller seiner Nubarasse zuweist, ist vielleicht etwas ähnliches der fall. Wir werden später das verb dieser sprachen mit meist subiectiver geltung, aber doch einigen anklängen an ein possessivnomen, finden. Im Kunama aber liegt ein possessivverb vor, ganz deutlich verfolgbar, aber doch in der form und wohl auch innerlich schon verdunkelt; es verschmelzen nämlich mit dem possessivpräfix die noch zur verdeutlichung z. t. beigegebenen

personalzeichen.*) Beachtenswert ist überhaupt für die afrikanischen sprachen, abgesehen von dem immerhin spärlichen vorkommen der conjugationsformen mit possessivsuffixen, gegenüber den amerikanischen, der selten durchgreifende und klare character derselben; das gefühl für diese auffassung ist eben ungleich weniger entwickelt. Weitaus am klarsten ist das possessivverhältnis (auch formell) von allen mir gegenwärtigen lebenden afrikanischen idiomen im Sonrhai; nur in einigen formen sind beim verb verstümmelungen vorgekommen resp. auch einfachere formen als am nomen eingetreten.

nominalpräfixe:	verbalpräfixe:
a, nī, enga, yer, war, ingi	e, nī, a, er, war, i

obiectsuffixe am verb:
i, nī, ga, yer, war, gi.

Hiermit ist zugleich die wesentliche thatsache angedeutet, dass auch die verbalen obiectformen genau auf dieselbe grundlage zurückgehen, ja reiner erhalten sind als die subiectzeichen, aber nun suffigirt werden müssen, da letztere präfigirt werden. Die conjugation gestaltet sich mithin ungemein klar und einfach: e—koī, nī—koī, a—koī, er—koī, war—koī, i—koī = ich, du, er... geht; obiectformen: e—ga—bā—nī = mein—lieben—deiner = ich liebe dich, so e—ga—bā—ga, e—ga—bā—war, e—ga—bā—gi = ich liebe ihn, euch, sie; ni—ga—bā—*i* = du liebst mich, ni—ga—bā—yer... Es erinnert das äusserlich lebhaft an die durchsichtigen formen des Haussa; nur ist das Haussa-verb ausgeprägt subiectiv und reich entwickelt; hier ist nur neben der indifferenten aoristischen stammform eine dauerform mit präsensbedeutung vorhanden; neben der positiven wird eine negative aussageform gebildet.

Ähnlich durchsichtige klarheit kennzeichnet im princip das verb des Mandingo-typuś; die ungemein grosse anzahl von verbalen und pronominalen verdeutlichungselementen trübt

---

*) Die obiectconjugation erinnert an das nubische; nach bestimmten regeln hat das obiectpronomen entweder die volle dativisch-accusativische form mit sī, oder es treten die nach zahl indifferenten obiectelemente *á*, *é* für die 1. 2. person ein.

diesen character scheinbar. Dass dasselbe absolut nominal veranlagt ist und inbezug auf die pronominalen subiectiven (auch obiectiven) ergänzungen das wesen eines reinen nomen mit possessivpräfixen ebenfalls unverhüllt darbietet, ist seit Steinthals grossartiger analyse dieses sprachtypus bekannt.*) cf. das zweite beispiel bei Fr. Müller:

nā musu	nā dsche	mōa musu	mōa dsche
yā musu	yā dsche	wōa musu	wōa dsche
ā musu	ā dsche	anōa musu	anōa dsche
= mein, dein, sein weib	= ich du, er sieht	= unser, euer, ihr weib	= wir, ihr, sie sehen

Ebenso heisst es mit obiectpronomen (auch im Vai, wie das vorhergehende beispiel): nā—i—ko = mein—dein—geben = ich gebe dir, ja sogar nach derselben analogie, mit ebenso eingefügtem nominalem obiect: na—m-fa—ko = mein—meinvaters—geben = ich gebe meinem vater. Auf demselben princip ruhen die bezeichnenden fälle des Soso, wo der gänzlich indifferente verbalstamm mit dem blossen possessiv passive bedeutung hat, wie in a—fuka = seine tötung = er wird getötet, mit nochmaligem possessiv aber obiectiv-active, also a—a—fuka = seine—seiner—tötung = er tötete ihn; sowohl die active als auch die passive richtung liegt natürlich lediglich darin, dass im zweiten falle das zweite *a* andeutet, es müsse hier ein obiectverhältnis stattfinden, während im ersten das eine *a* zeigt, dass die tötung jemanden trifft, ihm angehört; wäre fuka mehr thätigkeitswort, wenn auch gar nicht subiectiv, so könnte a—fuka ebenso gut heissen seine tötung = er tötet, wie wir im Vai vorher hatten ā—dsche = sein—sehen, er sieht.

Das Kanuri zeigt keinen unterschied zwischen nominal- und verbalstamm; an den indifferenten complex treten die nominalen possessiva, aber doch mit gewissen erheblichen differenzirungen, die z. t. noch nicht erklärt sind. Die formen machen den eindruck starker verschleifung und der ver-

*) Für das nomen (dativ, subiectcasus...) gehe ich ausschliesslich auf dies werk zurück, bezüglich des verbs habe ich meine wenigen bemerkungen der exacten und übersichtlichen, hierfür völlig ausreichenden skizze von Fr. Müller I. 2. p. 142—156 entnommen, welche Steinthals werke entlehnt ist.

schmelzung verschiedenartiger elemente, verraten eine beträchtliche entwickelung und lassen die sprache fast im lichte der flexion erscheinen.*) Die einfache bildung und reiche unterscheidung der zeitformen ist genügend von anderen hervorgehoben worden. Überhaupt ist nach meinen beobachtungen die erscheinung, dass bei allmählichem zurücktreten der possessiven grundlage das verb sich häufig frisch und beweglich gestaltet und an das subiective verb erinnert, kaum abzuweisen, während doch bei klar erhaltener nominal- und possessivnatur die entwickelung oft gar zu dürftig ausfällt.

Traten hier gewisse verstümmelungen ein, die das bild einigermassen trübten, so zeigen amerikanische sprachen vielfach, obwohl das verb auf derselben grundlage ruht, ganz wie bei prädicativer richtung enorme veränderungen, welche hier zu behandeln gewesen wären. Ich komme kurz darauf zurück, nachdem ich, mit als erklärungsversuch für diese erscheinung, zwei wichtige idiome besprochen haben werde. Ich mache unter den idiomen mit unverkennbar possessiven

---

*) Die possessivnatur der suffixe ist im bewusstsein wohl völlig erloschen, da regelmässig in der gewöhnlichen conjugation die formen der persönlichen fürwörter vortreten, die doch bei dem character der sprache unmöglich adnominal gefasst werden können. Die sehr eigentümliche obiectconjugation, wobei immer das obiectzeichen vor dem subiectzeichen, z. t. vor dem ganzen complex, steht, geht in ihrem obiectteile weder auf die possessiva noch auf die persönlichen formen zurück. Mir ist vieles nicht klar; die unterscheidung der pluralpersonen von den des singular ist z. t. auf einen minimalen unterschied, der an vocalvariation äusserlich erinnert, herabgesunken, und wie in amerikanischen idiomen deuten auch zwei örtlich gesonderte elemente die obiectbeziehung an, z. b. in wu — n — tschei —— wu — n — tschin = er sieht euch, mich an. Doch die besonderheiten sind hiermit zum geringsten teile angedeutet.

Das Teda zeigt gegen das Kanuri darin einen fortschritt, dass es nach Fr. Müller (I. 2. p. 189—191) neben rein possessiven bildungen viele subiective aufweist — ob seine analyse im einzelnen überall zutrifft, muss ich dahingestellt sein lassen, abweisen lassen wird sich diese ansicht kaum, wenn man formen wie te — näs — ik = ich sterbe, bu — (e) r — ik = ich esse, yu — bu — ti = ihr esst, bu — tumu — ni = ihr esst nicht berücksichtigt.

Darnach wäre das Teda gewissermassen eine vorbereitung oder ein aufsteigen zum typus des Haussa. Das possessivverhältnis ist, wie wir sehen, in afrikanischen idiomen unvergleichlich seltener die grundlage des verbs als in amerikanischen, und, wie mir scheint, neigt es mehr zur entwickelung eines mehr oder weniger subiectiven verbalausdrucks.

verbalsuffixen auf das Ketschua aufmerksam; nicht nur, weil diese wohlentwickelte sprache überhaupt die schlagendsten analogieen auch im verbalausdruck mit dem uralaltaischen bietet und in grösster schärfe den unverhüllten possessivcharacter verrät, sondern auch deshalb, weil ich hier zu meiner freude mehrere viel bestrittene puncte, die ich für das uralaltaische auf das allerbestimmteste betont habe, ohne diesen teil der Tschudischen behandlung zu kennen, für das Ketschua bestätigt finde. Ich nahm z. b. für den uralaltaischen typus auf grund sehr bezeichnender erscheinungen als eine ursprüngliche und thatsächlich auch noch vorkommende form bei der so häufigen doppelten bezeichnung des possessivverhältnisses diejenige an, wobei nach dem vorangehenden (genetivartigen) possessivausdruck in der 1. 2. person das substantiv dann das possessivsuffix der 3. person annimmt; so also gab es sicher formen ähnlich wie **az én atyja** = meiner (person) — ihr (sein) — vater; es lag aber ungemein nahe, hier die ideelle, nicht rein grammatische hauptbeziehung stärker wirken zu lassen, und das war die auf die erste person, und daher die fast auf dem ganzen weiten gebiete wiederkehrenden bildungen wie **az én atyám** = mein — vater — mein. Ich komme in meiner hauptarbeit eingehend darauf zurück. Von Tschudi nun ist diese von mir in spuren nachgewiesene form für das Ketschua-verb direct als die ursprüngliche hauptform hingestellt worden, und dass sie zum mindesten vorhanden ist, unterliegt keinem zweifel. Der zweite von mir hartnäckig festgehaltene und möglichst betonte punct ist die schon von Castrén für das uralaltaische geahnte determinirende kraft des possessiv der 3. person; nach meiner ansicht geradezu ein fundamentalsatz für diesen typus, welcher hunderte von erscheinungen erklärt, wie seiner zeit das samojedische und tungusische darthun wird; nebenbei hängt dieser fall mit dem ebenerwähnten eng zusammen. Auch dies war mir aus dem Ketschua unbekannt, und auch hier betont Tschudi gerade diesen punct auf das nachdrücklichste.

Die verba des Ketschua sind also nach Tschudis eingehender darstellung keine wirklichen verba, sondern nomina; es tritt das ungleich deutlicher hervor als im uralaltaischen; gerade so, wie so häufig im uralaltaischen mit voransetzung des ursprünglich adnominalen pronomens und mit anfügung des possessivs nominale und verbale possessivformen hergestellt werden, so heisst es auch im Ketschua noka munany neben dem einfachen munany = ich will, eigentlich wollen — mein. Daneben hält Tschudi für die eigentlichen grundformen bildungen wie noka apa—*n*, kam apa—*n*, = ich resp. meiner — tragen — sein, deiner — tragen — sein.*)

Auch weitere bildungen erinnern stark an uralaltaische, z. b. wenn die zahlreichen secundärzeiten es lieben, sich zusammenzusetzen aus einem participartigen element, welches die possessivsuffixe der verschiedenen personen annimmt, und der form der 3. person singul. des hilfsverbs sein; es ist das wesentlich dieselbe art zeitenbildung, wie ich sie in várom vala, várom volt annahm: mein erwarten war, ist gewesen = ich habe... erwartet.

Auch die obiectconjugation ruht durchaus auf possessiver grundlage und bietet nebenbei die schon erwähnte erscheinung, dass trotz wesentlich gleicher auffassung gleichwohl die stellung der elemente in verschiedenen zeitformen verschieden sein kann; ich mache noch weiterhin hierauf als auf einen sehr wichtigen punct für die amerikanischen sprachen aufmerksam. Auch in der obiectconjugation ist ursprünglich augenscheinlich die blosse anfügung der possessiva sowohl für

---

*) Er hat veranlassung genug zu dieser annahme, da die ganze conjugation des Ketschua dadurch bestimmt ist, dass vor den reinen suffixformen der personen (*y* = mein, ki = dein) ein reines oder variirtes *n* steht, so dass es statt *y* heisst ny, statt ki aber nki oder yki; daneben aber ist *n* unverkennbares possessiv der 3. person und, wie gesagt, allgemeines determinativ; es lag dann nahe, wenn also alle personen diese gewissermassen indifferente *n*-form voraussetzten, die notwendige differenzirung eintreten zu lassen durch das vor- oder nachgesetzte specielle personenelement; vorangesetzt war es wie immer das volle persönliche fürwort in adnominalem sinne, nachgesetzt das reine possessivsuffix; also hiess es nach Tsch. noka apa — *n* oder apa — *n* — *y*, oder endlich mit vereinigung beider formen noka apa — *n* — *y*. Ich lege auf alle diese thatsachen ganz besonderes gewicht, weil so ganz ähnliche, z. t. direct identische, das uralaltaische in weitem umfange bestimmen.

das ideelle subiect als auch obiect das bestimmende gewesen; das völlige oder fast völlige zusammenfallen verschiedener formen infolge mehrfacher veranlassungen hat erhebliche differenzirungen durch hilfselemente herbeigeführt, die den grundcharacter aber nicht alteriren; so steht z. b. in einer gewissen verbindungsreihe wa für *y* (mein als obiect), in einer anderen su für *n* (im subiectsinne). So heisst es apa—yki =tragen—deiner = ich trage dich, mit weggelassenem zeichen des ideellen subiects, welches hinter yki (= n — ki, obiectform der 2. person) stehen sollte, im plural dagegen nokaykum apa—yki = wir tragen dich, eigentl. unsere—tragung—deiner; ebenso heisst: er trägt dich apa—su—ṅki = tragung—deiner, wieder ohne subiectzeichen, welches durch den character su vertreten wird, im plural wieder kaykuna apa su ṅki = ihrer—tragung—deiner; apa—wa—ṅki = tragung—meiner—deine = du trägst mich, wo, wie bemerkt, statt des zeichens des obiects erster person (y) das genannte wa eintritt. Tschudi hat diese complicirten verhältnisse mit meisterhafter klarheit entwickelt; es geht daraus hervor, dass die früher angenommene verschiedenheit in der stellung der elemente grossenteils nur scheinbar ist; so hielt man yki für y+ki (meiner+deiner), es ist aber = ṅki, d. h. das possessiv der zweiten mit dem gewöhnlichen voraufgehenden allgemeinen possessiv-determinativ *n*, also die stellung ist hier nicht, wie man meinte: zeichen des ideellen subiects + dem des obiects. Die veranlassung dieser irrigen annahmen war beträchtliche lautliche anähnlichung oder zusammenfallen heterogener elemente der form nach und weglassung des subiectzeichens; musste dann im letzteren falle das subiect gleichwohl angedeutet werden, so geschah das entweder durch ein hilfselement (su) oder durch vorantreten der selbständigen pronominalform im genetivsinn. Es geht aus seiner darstellung weiterhin hervor, dass die regelrechte stellung der elemente das zeichen des obiects dem des subiects vorangehen liess. Ähnliche complicationen wie hier in den transitionen haben wahrscheinlich verschiedene amerikanische idiome aufzuweisen, wo ursprünglich wohl das verhältnis des subiect- zum obiectausdruck das gleiche gewesen, später durch lauteinbussen

zusammenfallen von verschiedenartigem und infolge dessen differenzirung oder verdeutlichung eingetreten sein mag. Jedenfalls ist die eruirung des thatbestandes mit seinen consequenzen an diesem falle von hoher sprachgeschichtlicher bedeutung.

Als gegenstück zum Ketschua ein anderes amerikanisches idiom.

Das Cakchiquel*) hat ebenfalls z. t. ausgeprägten possessivcharacter des verbalnomens neben teilweise sehr klarer prädicativauffassung und zeigt deutlich, dass, wie ich oft annahm, wirklich die auffassung sein kann: ich (bin) dein sehen oder gesehenes = du siehst mich; ausserdem weist es aber (im gegensatz zum Ketschua) darauf hin, wie die stellung der elemente gar nicht in derselben sprache dieselbe sein müsse, und dass darum doch nicht die auffassung wesentlich verschieden zu sein braucht. Die entscheidung darüber, ob wirklich direct verschiedene stellung der elemente anzunehmen, oder der vorgang auch auf andere weise erklärbar ist, wird meist specialuntersuchungen vorbehalten bleiben müssen, sonst tappt man doch, wie das beispiel des Ketschua zeigte, allzusehr im dunkeln. Die oft grosse, auch lautliche, verschiedenheit der elemente bei verschiedener stellung lässt auf heterogene vorgänge schliessen, und doch kann anderseits die innere identität der form vorhanden, die verschiedenheit durch mehr äusserliche momente wie differenzirungsbedürfnis, verdeutlichung bei mangelhaft geschiedenen formen, hervorgerufen worden sein. Ich wähle das Cakchiquel, weil dort das verhältnis ziemlich offen daliegt, und es mag dies beispiel wieder für so viele andere hier genannt werden, für die ich wenigstens nur ein non liquet habe. Ich sehe von den prädicativen teilen des verbs ab und behandle nur die obiectconjugation mit ihrem possessiven ideellen subiect andeutungsweise. Dieselbe ist wesentlich verschieden von der des Ketschua und zeigt den von mir vielfach angenommenen typus: ich — dein — sehen oder gesehenes... = du siehst mich, in vielen bildungen unverkennbar. Am klarsten sind formen wie yin a — tzeton =

*) Meine daten habe ich nach der kurzen, aber anschaulichen skizze dieses idioms in Stolls: zur ethnogr. der republ. Guatemala. p. 129—154 combinirt.

ich dein gesehenes = du hast mich gesehen, rat nu — tzeton = du mein gesehenes = ich habe dich gesehen. Gleich die dritte person aber zeigt, wie wenig fest als constante bildungsweise diese ausdrucksweise ist; dort ist ich sehe ihn = nu tzeton rijá d. h. mein gesehenes er; über die bedeutung von nu tzeton als mein gesehenes kann kein zweifel sein, es tritt bloss das die richtung oder das obiect des sehens bezeichnende rijá = er erläuternd hinzu.

Daneben treten bildungen ganz anderer art, wo das vortretende yin, rat nicht wie oben das ideelle obiect (des sehens, die gesehene person), sondern das ideelle subiect (die sehende person) andeutet, aber freilich nicht im subiectsinne, nominativisch, sondern adnominal; z b. nyin ngat — in — tzet, rat nguin — a — tzet, rijá ngui — ru — tzet bedeuten: ich sehe dich, du siehst mich, er sieht mich. ngat (= ng + at wie nguin, nguix, ngye) ist das nach personen verschieden gestaltete passivzeichen, hier speciell für die 2. person; in = dem gewöhnlichen nu, tzet = stamm sehen; also ngat — nu — tzet = du werden — mein — sehen; hierbei aber erscheint das ideelle subiect nicht genügend hervorgehoben, es tritt mithin vor den ganzen complex das specielle volle personalpronomen für das agens, yin; dasselbe hat sonst bekanntlich subiective geltung, hier aber weist der complex mit dem eingeschlossenen in und der unverkennbaren richtung der handlung auf die 2. person, ihm seine bloss erläuternde, das in voraufnehmende, eigentlich adnominale geltung zu. Dieser letztere vorgang hat schon an und für sich nichts auffallendes, er findet sich ungemein häufig, ich erinnere unter der menge hergehöriger fälle nur an die soeben erwähnten im Ketschua und uralaltaischen ganz ähnlichen; er findet aber auch im Cakchiquel seine specielle bestätigung am nomen mit dem possessiv; ja hier zeigt sich noch klarer, dass das persönliche pronomen da, wo die possessivgeltung des ausdrucks sonst nachweisbar ist, als erläuterndes nochmaliges possessiv sich überhaupt an keine bestimmte stellung bindet; so heisst wohl eigentlich *k* — achó unser haus, dazu tritt verdeutlichend roj = wir, hier aber natürlich nicht vorn, wo das possessiv *k* steht, sondern hinten: *k* — achó roj = unser haus wir, unser haus unser, von uns...; es lautet bei unser, euer, ihr so-

gar gewöhnlich so: ivu — achó rix = euer haus, *c* — achó ri jé = ihr haus; rix, ri jé = ihr, sie.

Es folgen einige fälle auch possessiven verbalausdrucks, aber mit z. t. enormen complicationen.

Das grossartigste an manigfaltigkeit der an einem complex zum ausdruck gebrachten beziehungen bietet vielleicht das tscherokesische, welches ich schon als muster des satzwortes erwähnt habe; ein wort ist derartige zusammenfügung der allerheterogensten beziehungen der modalität bis in die allerspeciellsten details (gewöhnlich, vielleicht, soeben, unter gewissen umständen, für die gegenwärtigen wahrnehmbar...), des ortes, des mittels... mit dem verbalkörper und den bezeichnungen für das ideelle sub- und obiect jedenfalls nicht.*) Ein satzcomplex ist vorhanden, sogar mit den feinsten und schärfsten unterscheidungen, deren andeutung wir entweder lediglich dem zusammenhange überlassen oder durch ganze sätze oder wenigstens klare adverbiale wortverbindungen zum ausdruck bringen; aber es fehlt jede sonderung der vorstellungen, hervorhebung des hauptinhalts des satzes, zurückdrängung des bloss accidentiellen in eine untergeordnete rolle neben dem satzhaltenden verbalausdruck; und das ganze geht doch seinem innersten wesen nach vorwiegend oder allgemein auf die possessive grundlage zurück, ist ausdruck eines ruhenden, unthätigen nebeneinander, wie wohl meist in ähnlichem falle (da sich das kaum mit scharf erfasster activität verträgt). Ja, es ist die specielle art der bezeichnung sogar characteristisch für die verwendung der possessiva. Während wir bald finden werden, dass sehr häufig trotz der possessivnatur des eigentlichen verbs das prädicative verhältnis durch anfügung der formen der persönlichen fürwörter an nomina zum ausdruck kommt, zeigt hier auch das prädicative substantiv wunderbarer weise die gerade hier von den formen der persönlichen fürwörter scharf geschiedenen possessiva; ayö, nihi, hia = ich, du, er. tsi, hi, ka = mein, dein, sein (aber dies sind die possessivformen für das **unbelebte**, wohl zu beachten); ich bin ein mann = **tsi**

*) Ein näheres eingehen auf die hier kaum angedeuteten variationen der handlung würde mich vom gegenstand abführen; überdies ist dieser punct ausführlich und übersichtlich von H. C. v. d. Gabelentz behandelt.

— skaya, du bist ein mann = hi — skaya... Darnach scheint es, als ob bei der neigung, alles zuständlich zu fassen, der sprache die gewöhnliche fassung: ich mann = ich bin ein mann zu subiectiv gewesen sei, und als ob sie eine ausdrucksweise vorgezogen hätte etwa wie: mein — mannsein, meine mannesqualität; dafür scheint mir der gebrauch des possessiv für unbelebtes zu sprechen; genau denselben grund sehe ich für die wahl dieser form bei eigentlicher verbalbildung, wo nicht die andere eintritt; cf. tsi — neka, hi — neka, ka — neka = mein, dein, sein sprechen, ich, du, er... spricht (ebenfalls die formen für unbelebtes).

Bis hierher also würde das tscherokesische verb mit zu den regelrechtesten possessivbildungen gehören; ganz anders aber ist es mit der obiectconjugation, wo dieser reine character völlig getrübt erscheint. Gleichwohl scheint auch hier das possessivverb die grundlage zu sein, und zwar wieder etwa in dem sinne von: mein — binden — (er) = ich binde ihn; die meisten formen sind mir unaufgeklärt geblieben, aber gewisse schlüsse dürften doch auf grund zahlreicher erscheinungen hier und auf innerlich verwandten sprachgebieten sich von selbst aufdrängen. So scheint akwa — löiha = er bindet mich zu bedeuten: meine — bindung, wobei, nach vielen analogieen zu schliessen, das ideelle subiect der 3. person weggelassen ist (akwa ist bestimmt possessiv der 1. person, für belebtes). Hier wäre auch das possessiv für belebtes wohl angebracht, sei es nun, dass der sinn ist mein — bindender oder meine bindung (passiv); während vorher bei tsi — neka das tsi = mein sich auf das von mir ausgehende, unbelebt, neutral gefasste, handeln bezog, ist bei akwa — löiha = meine bindung im passiven sinne das, worauf das possessiv hinzielt, eine person, der ausdruck bedeutet doch: meiner person — bindung. Dagegen ist wieder in formen wie tsi — ya — löiha = ich binde ihn, eigentlich: mein — binden (er) ganz folgerichtig das possessiv für unbelebtes, tsi, am platze, denn es handelt sich um das neutrale „das binden“, welches ich ausführe; ebenso ist ka — löiha = sein — binden (activ) = er bindet ihn, wieder mit weglassung des obiects. Diese wenigen andeutungen mögen genügen für ein ungefähres bild.

Ziemlich klar ist der ursprünglich possessive character ersichtlich im abiponischen und den ihm nahestehenden sprachen; die personalpräfixe gehen keinesfalls auf die ganz abweichenden persönlich fürwörtlichen formen zurück. cf.:

possessiva (präfig.):	*verbal präfixe* z. t. verbunden mit suffixen:
ya, gre—i, le, gre, gre—iyi, le—i.	ri, gre—i, n, gre—ak, gre—iyi, n—e.

Auf den ersten blick fallen die volleren formen am verb auf, die häufige verbindung von prä- und suffix in *einer* form, das zahlreiche vorkommen von *gre* in verschiedenen personen und modificationen, alles thatsachen, welche auf erhebliche umwälzungen schliessen lassen (dass die *pluralidee* am pronomen durch das *präfix* des singular und ein specialisirendes *suffix* angedeutet wird, wäre ja etwas ganz gewöhnliches, aber hier liegt der fall doch selbst hierin noch anders). Auch die obiectconjugation scheint die so oft beobachtete basis zu haben: *mein—lieben—du.* Zeitenbildung fehlt eigentlich.

Ähnliche erscheinungen bei grösserer einfachheit, aber ungleich reicherer zeitenbildung, weist das Betoi auf. Namentlich im plural des verbs weichen die verhältnismässig einfachen, aus den singularischen durch zusatzelemente gebildeten formen von den possessiven am nomen erheblich ab. Eine gewisse complication tritt in dieser sprache auch ein durch die regelmässige verbindung mit hilfszeitwörtern, welche nicht immer dieselbe stelle einnehmen; auch sonst tritt z. t. durch voranstellen des verbalelements eine verrückung der sonst mit präfixen versehenen formen ein.*)

Nicht eigentlich hierher gehört das Sahaptin-Walawala, welches aber auch ungemein bezeichnend ist für das eigentümliche schwanken, halbe verlassen alter wege und einschlagen neuer in amerikanischen sprachen. Während das Sahaptin in seltener regelmässigkeit (in seinem *heutigen* zustande) die reinen formen der persönlichen fürwörter dem verbalstamm vorsetzt, freilich daneben noch bei einigen per-

*) Das Yarura dagegen, welches früher mit dem Betoi nahe zusammengebracht wurde, zeigt im verbalausdruck absolut possessives nomen.

sonen nach unserer auffassung überflüssige verdeutlichende elemente anwendet, welche schon den klaren eindruck stark trüben, zeigt das Walawala ausgesprochenes fluctuiren; es können auch die reinen persönlichen formen, aber fast regelmässig durch ganz eigentümliche pronominale suffixartige, meist selbst nicht mehr einfache bildungen verstärkt*), vor den stamm treten, es können aber auch die zuletzt genannten elemente, wieder in eigenartiger verkümmerung oder veränderung, den stamm als reine suffixe schliessen, wobei auch wieder keine volle gleichmässigkeit in allen formen stattfindet. Grossartig ist das durcheinanderwürfeln von complicirten formen in der obiectconjugation, wo sich jedenfalls verschiedene bildungsweisen zusammenfinden. Hier begegnet uns auch eine ganz wunderbare erscheinung, welche zeigt, dass auch die possessive auffassung der sprache beim verb nicht ausgeschlossen ist oder nicht immer ausgeschlossen war; die 3. person als ideelles subiect zeigt beharrlich den character des reinen genetiv im Sahaptin; also würde ipnim haksa — *m* ina wohl etwa bedeuten: sein — sehen — dich (ina ist ebenso regelrecht flectirte accusativform auf na wie ipnim genetiv auf nim). In allen obiectformen zeigt sich übrigens das obiect in der erwähnten regelmässigen accusativform na. (Diese eine wichtige genetivform war die veranlassung für mich, diese sprachgruppe hier zu erwähnen, da sie sonst eher bei behandlung des prädicativen verbs zu nennen gewesen wäre.)

Eine bunte manigfaltigkeit von formen und namentlich weitgehenden verschmelzungen bietet das irokesische in seiner obiectconjugation; die einfache conjugation ist unzweifelhaft auf die verbindung des verbalstammes mit präfigirten possessiven basirt; die formen der persönlichen fürwörter sind meist ganz anders gestaltet, nicht etwa bloss voller erhalten. Die obiectconjugation zeigt augenscheinlich wieder die gestalt: mein—deiner—sehen, dein—unser—sehen = ich sehe dich, du uns; aber er oder sein—deiner—sehen

---

*) cf. ink, imk, penk, namak, imak, pma = ich, du, er, wir...; die personalpräfixe = ink nes, imk nam, penk *i*, namak nates, imak pam, pa die suffixe = es, in, —, tes, pan, —.

= du siehst ihn; im einzelnen kann ich die formen nicht entwirren.

Noch weit stärker getrübt bei wahrscheinlich gleicher grundauffassung ist der lautbestand bei dem verb des athapaskischen stammes; hier ist auch wie im tscherokesischen das prädicative adiectiv sogar so behandelt wie das eigentliche verb. Dagegen tritt hier in der obiectconjugation namentlich das obiect in der unverkennbaren possessivgestalt hervor; cf. be—*s*—hi = seiner—mein—nachahmen = ich ahme ihn nach, nuχe—daul—hi = unser—euer—nachahmen, ihr ahmt uns nach; es ist umgekehrt wie im irokesischen, wo gerade die obiectformen eine merkwürdige lautliche verschwommenheit zeigen.

Von dem versuche, so eigentümliche erscheinungen wie das mangelhaft bekannte idiom der Paezes bezüglich seines verbs zu analysiren, stehe ich ab. Es macht den eindruck, als ob formen wie anki—*t*, ingi—ng, kina—*k* = ich, du, er... ist, welche von anki, ingi, kina = ich, du, er wohl in wiederholung des personalelements, seinem hauptsächlichsten teile nach und possessivartig, abgeleitet sind, bedeuteten: meine meinheit, deine deinheit; dann wäre anki fisats—*t*, ingi fisats—ng, kina—fisats—*k* = ich, du, er... schreibet etwa = mein(heits)—schreiben—mein... (cf. én várom [magyar.] = mein—erwarten—mein); es ist das aber lediglich vermutung.

Ebenso sind mir verschiedene andere typen unklar; ich mache aber nochmals auf die so häufige übereinanderschichtung von elementen ganz verschiedener bildungsphasen aufmerksam, wobei nur detailarbeit mit aussicht auf einigen erfolg eingreifen kann. Gleichwohl erwähnte ich oben einige dieser erscheinungen, weil es jedenfalls beachtenswert bleibt, dass gerade der amerikanische continent so viel unerklärtes bietet (man denke an die grossen sprachstämme wie den athapaskischen mit den nahestehenden gruppen und verschiedene andere).

Die verwendung des possessiven verbalausdrucks im malaiischen*), welches doch sonst (ähnlich wie die meisten

*) Einen schwachen ansatz zum possessivverb fanden wir bei besprechung der melanesischen idiome in der sprache der Palau-inseln.

Negersprachen) mit seinen verwandten, den kreisen des polynesischen und melanesischen, die meist indifferente, aber eher dem prädicativen verhältnis zustrebende richtung liebt, ruft eine passivbildung hervor, aber eben bloss durch den gegensatz zu der anderen form; deine suchung = von dir wird gesucht; es liegt das unserem sprachgefühl wegen der ruhenden grundlage beim passiv sogar näher als die so ungleich häufigere vertretung des activ durch das possessive verbalnomen auf den übrigen erwähnten sprachgebieten. Der fall mit seinen weiteren consequenzen ist umso belehrender, als auch zwei eigentümliche, noch zu behandelnde activbildungen anderer sprachgebiete ihre erläuterung und bestätigung dadurch erhalten. Neben der ebengenannten einfachen form heisst es in demselben sinne: das buch (ist) mein suchungsort = das buch wird von mir gesucht; so werden wir später anderswo ein: du (bist) mein sprechungsort = du wirst von mir angeredet oder ich rede zu dir finden. Die dritte ausdrucksform: das buch (ist) mein suchungswerkzeug, wieder im sinne von: das buch wird von mir gesucht, werden wir auch in ähnlicher weise activisch verwendet finden auf sprachgebieten, welche sich bemühen, wie das hier der fall ist, den an und für sich matten verbalausdruck durch drastische hervorhebung des obiects zu beleben, etwa in der form von: ich bin durch das buch ein suchender. Weit häufiger freilich werden wir das subiect als das instrument bezeichnet sehen, was ja bei der natur der handlung und des agens erheblich näher liegt, und ich würde diese zwei innerlich verwandten fälle gleich an diese umschreibung des passiv im malaiischen anschliessen, wenn dadurch nicht näher zusammengehöriges allzusehr getrennt würde. Ich lasse auf die possessive und die scheinbar, aber oft unrein prädicative conjugation die verbindung beider richtungen folgen, wobei aber der prädicative teil meist nicht auf den verbalstamm, sondern auf reines substantiv oder adiectiv zurückgeht.

Wie in der possessiven conjugation das verb als nomen erschien, so lag es bei unklarer oder fehlender scheidung von verb und nomen nahe, nun auch anderseits reine nomina verbalartig auftreten zu lassen, und es geschieht das in weitestem

umfange. Während vorher die possessiva allein angebracht waren, sind es hier die reinen personalformen, eben im gegensatz zu den possessiven, welche ja hier die prädicative bedeutung unmöglich machen würden; also ein held — ich, held — du wird naturgemäss zu: ich bin ein held. Daneben bestand oft die possessivconjugation an verbalstämmen weiter. So unvollkommen diese substantiv- und adiectivconjugation auch war, und so unvollkommen sie meist geblieben ist, oft nur auf das präsens beschränkt, so kann sie doch den keim der entwickelung des gesamten verbaltypus nach der subiectiven richtung hin in sich tragen; sie hat unbewusst einen nicht zu unterschätzenden vorzug; sie ist prädicativ, neigt zum subiectiven, ist also beweglich, entwickelungsfähig, nicht starr wie meist die possessive. Wurde dieser fruchtbare keim verwertet, die einmal gefundene prädicative bahn nun auch in mehr verbaler, z. b. participialer verbindung, eingeschlagen, so konnte man sehr wohl auch zu einem reinen subiectiven thätigkeitsworte kommen, und es ist das thatsächlich geschehen, selbst in verschiedenen entwickelungsphasen noch teilweise verfolgbar, z. b. im uralaltaischen und anderen idiomen von Nordostasien resp. Nordwestamerika, wo besonders häufig eine prädicative nominalconjugation neben der gewöhnlichen possessiven hergeht. Für gewöhnlich freilich stehen beide arten starr und unvermittelt neben einander. Selbst idiome mit so auffallend ausgeprägt possessiver grundlage wie das Ketschua zeigen leise andeutungen der prädicativen conjugation; dort heisst es z. b. in adiectivverbindung ali — *m* = gut — es, es ist gut. Ebenso zeigt doch die ganze Maya-gruppe ein klares possessivverb, daneben aber besteht ebenfalls in grosser ausdehnung die prädicative form, und die thatsache ist wichtig, dass die formen der echten conjugation, der subiectiven, schon in das gebiet der possessiven conjugation eingegriffen haben; ja, es findet ein geregelter wechsel beider conjugationsarten statt, und auch hier ist die signalisirte entwickelung wahrnehmbar; die prädicativform beim echten verbalausdruck kommt hauptsächlich am intransitiven verb vor, während (ganz wie im uralaltaischen) das transitive die alten possessivendungen hat; das intransitiv als form des zustands, nicht der thätigkeit, steht dem

nomen, dem ausgangspunct dieser conjugation, sehr nahe, es stellt mit den prädicatzeichen eine art adiectiv mit subiect und (nach unserer auffassung) copula dar. Die mehrzahl der Maya-idiome kennt das wirkliche prädicative verb noch gar nicht, obwohl sie im übrigen auf derselben grundlage wie das Maya aufgebaut sind. Die probe gewissermassen, dass das hier angeführte richtig ist, liefert die obiectconjugation des Maya, welche die consequente durchführung des reinen possessiv- und zugleich des prädicativverhältnisses darstellt, auf der bekannten grundlage: mein lieben (bist) du = ich liebe dich; z. b. von stamm mok = binden wird abgeleitet in — mok = mein binden; damit verbindet sich das prädicative personalzeichen, es heisst also in — mok — etsch = mein — binden — du (bist), ganz wie batab — etsch oder tetsch batab — etsch bedeutet: häuptling — du (bist) resp. du — häuptling — du.*)

Ganz ähnlich ist im Tschikito i — poo = mein haus, i — tomoe — ka = mein — binden — (machen) = ich binde, iriawos — hi = häuptling — du, du bist ein häuptling, i — tomoe — ka — hi also genau = mein — binden — machen — du = ich binde dich; aber in diesem idiom ist die prädicative, im keim deutlich vorhandene aussageform noch nicht in die gewöhnliche verbale conjugation übergegangen.**)

Sehr deutlich ist das princip und die entwickelung zum subiectiven verb im Tschibtscha; die gewöhnlichen verbalpräfixe sind die possessiven am nomen; tse — boi = meine decke, tse — bkiskua = mein machen, ich machte; daneben kommen

*) Zugleich finden wir im letzten falle wieder die so häufig zu beobachtende verstärkung des implicite gegebenen sinnes durch das vorgesetzte erläuternde personalpronomen. Ähnlich ist es bei der obiectconjugation; auch das genannte in — mok — etsch wird verdeutlicht; da aber das ideelle regens die handelnde person ist, so wird diese durch das personalzeichen hervorgehoben, dann tritt noch ein element *k* dazu; die form lautet voll: ten — *k* — in — mok — etsch, wörtlich: ich (bin es) — mein — binden — du oder meiner — mein — binden — du = ich, ich binde dich.

**) Diese sprache bietet wie mehrere andere amerikanische die beachtenswerte erscheinung der incorporirung (teilweisen) des nominalen obiects; *i* — tschii — noe — ka = ich habe meine kehle (i — tschii) gebunden; d. h. das ideelle subiect ist wohl unausgedrückt, nur durch die beziehung auf *i* — tschii angedeutet, also der ausdruck etwa = meiner kehle — bindung.

prädicative personalpräfixe vor, aber wiederum, bezeichnend genug, vorwiegend in verbindung mit substantiven oder anderen nominalbildungen, z. b. participialartigen, die aber gleichwohl verbalformen darstellen; so tscha — kiska = ich bin machend, gemacht habend. Auch hier zeigt die obiectconjugation, sogar deutlicher als in den bisher behandelten fällen, dasselbe princip; genauer deshalb, weil das obiectpronomen, welches thatsächlich grammatisch eher subiect ist, als selbständiges pronomen, in voller form, an die spitze des ganzen tritt; mue tse — giti, χitscha um — giti sind wörtlich = du — mein schlagen, ich — dein — schlagen = ich schlug dich, du mich.

Im arowakischen werden die verba entweder durch die rein possessiven pronominalpräfixe gebildet oder durch suffigirung von ebenfalls durch abkürzung gewonnenen pronominalelementen; scheinbar regellos; die bemerkung aber, dass die letzte bildung alle intransitiven verba umfasst, die im infinitiv en haben, verweist dieselbe ziemlich klar wieder auf die nominale, prädicative grundlage.

Ganz ähnlich wie im arowakischen scheint es im mixtekischen zu sein, wo aber nach dem dürftigen mir vorliegenden material die grundauffassung stark verwischt ist.

In roher weise wiederholt sich das princip im Kiriri, wo entweder nomen oder pronomen, bisweilen abgekürzt, vor den indifferenten verbalstamm gestellt werden, oder eine auch direct substantivisch gebrauchte reine possessivform eintritt.

Beachtenswert ist die sprache der Moxos, welche auf die oft indifferente bedeutung der bei der beugung verwendeten elemente, die erst durch die verbindung und den gebrauch sich für eine bestimmte bedeutungssphäre fixiren, helles licht wirft und zugleich das angeregte verhältnis beleuchtet. Das gewöhnliche verb zeigt wieder possessivbedeutung; nu — ani, pi — ani = mein, dein sohn, nu — niko, pi — niko = ich esse, du issest. Sowie man dieselben elemente an ein nomen hinten ansetzt, entsteht ein prädicatives verhältnis; der begriff des besitzes tritt zurück, der nominalbegriff in den vordergrund, das deutende personalelement rückt denselben in die sphäre des seins, subiect und prädicat sind vorhanden. So kann es in consequentem festhalten dieser gesichtspuncte

z. b. im Baure heissen: pi—ihari—ni, ni—ihari—wi = dein—diener—ich, mein—diener—du = ich bin dein diener... Im letzten falle haben wir genau dasselbe der inneren und äusseren form nach wie in der obiectconjugation bei: **mein—binden—du** = ich binde dich...; nur bleibt im ersten falle das ganze völlig im nominalbereich, im zweiten ergiebt lediglich der sinn der thätigkeit die bedeutung der obiectconjugation. Es liefert auch wirklich wieder die obiectconjugation den beweis für die richtigkeit dieser aufstellungen. cf. Moxa-dialect: ne—munako—wi = mein—lieben—du = ich liebe dich, we—munako—wi = unser—lieben—du; Baure hat mit regelmässigem einschub eines affirmativ-elements wa: ne—maniko—wa—wi, awe—maniko—wa—wi...*)

Dass das jenissei-ostjakische neben der possessivconjugation klar entwickelt auch eine ursprünglich lediglich auf das

---

*) Auffallender weise bildet das Tupi im geraden gegensatz zu allem bisherigen die transitiven verba mit prädicativen präfixen, die intransitiven sind reine possessivnomina. Sollte hier der besondere weg eingeschlagen worden sein, neben der ursprünglichen allgemeinen possessivconjugation, welche immerhin mehr ruhe als activität involvirt, eine kräftigere form mit wirklichem subiectiven verhalten des agens herzustellen? Der sinn also wäre (neben einem mein schlafen) = ich ein tötender, oder **ich** töten. Jedenfalls würde sich hierin ein unverkennbarer versuch zeigen, bewusst, nicht auf dem gewöhnlichen wege, welcher mehr zufällig zum subiectivverb führt, dahin zu gelangen.

Wir haben im Moxa... die keime einer z. t. erfolgreichen entwickelung zum prädicativen verb, deshalb, weil das personalelement durch feste anlehnung an ein nomen thatsächlich die idee unseres verbum substantivum mit seinem subiect und prädicat erreichte, und die einmal begrifflich festgehaltene innere form dann auch leicht in echter verbalverbindung verwendung finden und so ein reines subiectives verb schaffen konnte. Das hierin eigenartig entwickelte hottentottisch erreicht dasselbe, trotz der auch anscheinend vorhandenen anlage, wie scheint, weniger; es bildet auch durch anfügung der persönlichen fürwörter an ein substantiv eigentümliche halb verbale verbindungen wie au—ta, au—ts = ich der mann, du mann; ganz dieselben elemente aber fügt es an den sonst völlig indifferenten verbalstamm, also ma—ta = geben ich, ich gebe, daneben aber sagt es ebenso indifferent tita ma = ich (tita) geben, ich gebe, und das personalelement bleibt weg, wo die deutlichkeit irgend es zulässt. Der erfolg ist der, dass das verb keineswegs einen prädicativen character trägt, vielmehr den vollen eindruck eines indifferenten, verschiedenartig leicht nach der persönlichen seite verdeutlichten verbalnomens macht. Dass der verbal-

nomen aufgebaute prädicative conjugation aufweist, ist schon durch Castrén-Schiefner gezeigt worden. Dass die weitere entwickelung im mehr verbalen sinne secundär ist und namentlich gegen die eigentliche verbale conjugation zurücksteht, ist ausser allem zweifel. Ich bemerke hier noch die auch dem uralaltaischen nicht unbekannte anfügung der personalzeichen (im prädicativen sinne) an ganze casuell abgewandelte complexe, welche zugleich die ursprünglich durchaus lose verbindung der personalzeichen in lediglich deutendem sinne ohne irgend welche anklänge an wirkliches verb beleuchtet (ich erinnere an türkisches ögdä — men [karagassisch] = haus — in — ich = ich bin im hause). Ähnliche erscheinungen, auch bildungen von casusformen, bietet das kottische.*)

Auch das aleutische zeigt prädicative oder anscheinend prädicative bildungen, an denen z. t. die suffigirten formen

---

stamm ursprünglich wirklich durchaus nominal ist, zeigen fälle wie die (Fr. Müller. grdr. I. 2. p. 12) erwähnten sehr characteristischen mub, mus = das auge und er sieht, mu — gu = die augen und sie sehen; man darf nicht übersehen, dass morphologisch gar kein unterschied vorhanden ist. Auch darin hat vielleicht das hottentottische ähnlichkeit mit den anderen hier behandelten idiomen, dass die possessivconjugation ebenfalls vertreten sein kann, nämlich im obiectverhältnis (überzeugend ist für mich bis jetzt Fr. Müllers deduction a. a. o. p. 15 nicht)*), freilich anders als dort; ma — do — gu — *b* wäre darnach = gebung — euer — derselben — sein = seine gebung derselben an euch, d. h. er giebt sie euch.

(Diese andeutungen mögen genügen; eine wirkliche prädicativconjugation auf grund eines nomens mit personalzeichen, wie wir im amerikanischen und sonst so oft sehen, ist im hottentottischen wohl nicht vorhanden; aber das wesen des verbs in diesem typus ist mir zu einem bestimmten urteil zu wenig bekannt.)

*) Dagegen ist die obiectconjugation (im jenissei-ostjak. bloss in resten, als intransitiv, medium) nicht so durchsichtig; subiect und obiect haben dabei wesentlich gleiche form, d. h. nicht die des eigentlichen possessiv, sondern des verbalen subiects, welches freilich ursprünglich wenigstens im jenissei-ostjakischen possessiv gewesen zu sein scheint. Im jenissei-ostjakischen tritt die obiectform direct hinter das subiect, im kottischen wird das obiect dem verbalstamm infigirt oder zwischen ihn und das tempuszeichen gesetzt, zuletzt steht das subiectzeichen; also hama — an — th — ol — ök — *u* kann

---

*) nicht etwa wegen der unnatürlichkeit dieser ausdrucksweise, wir haben ja fortwährend ähnliches kennen gelernt, aber ich vermisse in dem mir über diese sprache bekannten die positiven anhaltspuncte für die richtigkeit oder wahrscheinlichkeit derselben.

der persönlichen fürwörter klar erkennbar sind, daneben aber solche mit deutlichen bezügen zu den possessivsuffixen. Übrigens ist die teilweise rein possessive auffassung ausser zweifel gestellt durch das beachtenswerte phänomen, dass das ideelle subiect wirklich im genetiv stehen kann, natürlich abhängig von dem regirenden verbalsubstantiv: gottes — schaffen = gott schuf (schafft). Eine unterscheidung von prädicativen formen, auf der basis eines adiectiv oder substantiv, und possessiven, vom verbalstamme abgeleitet, findet heut wenigstens nicht mehr statt, die beiden bildungen gehen sogar in derselben zeitform z. t. nebeneinander her.

Scharf und eigenartig ist dagegen diese wesenhafte unterscheidung ausgeprägt im Innuit, welches ich als characteristisch zuletzt nenne. Das intransitive verb ist prädicativ und hat die persönlichen pronominalzeichen; das transitive stellt ein reines nomen, bloss versehen mit den possessivsuffixen für das ideelle subiect, dar, die idee des obiects ist darin implicite enthalten; so wie mein, dein, sein diener heisst kiwfa—χa, kiwfa—*t*, kiwfā, so bildet man toqupa —χa, toqupa—*t*, toqupā... = meine, deine, seine tötung, d. h. er ist meine tötung, ich töte ihn. Auf demselben grunde ruht die später noch zu erwähnende quasidativbildung, wie von oqaχ—fik = sprechungsort oqaχ—fiχa = sein sprechungsort (ist er) = er spricht zu ihm.*)

---

heissen: lieben — ich — damals — dein = du liebtest mich, braucht es aber nicht; bei gleichem sub- und obiect wird das obiect der 3. person gebraucht.

Es haben überhaupt auf dem gebiete des jenissei-ostjakischen und kottischen, jukagirischen, tschuktschischen... soviel umwälzungen, auflagerungen neuer schichten unter beibehalten von resten der älteren stattgefunden, dass nur eingehendste analyse sicheres eruiren könnte; die meisten dieser idiome sind auch noch sehr wenig bekannt.

*) (Weit näher an die idee unseres hilfszeitwortes reicht das bezeichnende verfahren des Otomi, wo die personalelemente nicht possessiv, sondern subiectartig sind; so heisst es di — nu, gi — nu, i — nu = ich, du, er sieht; sie genügen aber nur beim verbalstamme, wo ein ich, du, er als die subiecte der thätigkeit mit diesem an und für sich handlung bezeichnen; bei dem nomen genügt die verbindung nicht, es wird ein zwischenbegriff vermisst, welcher beide vermittelt, derselbe wird angedeutet durch das dazwischen gestellte artikelartige demonstrativ na; *d* — na — nχo, *g* — na — nχo = ich — **der** — gut, du — **der** — gut = ich, du... bist gut).

Ganz wunderlich ist im Kalinago, welches auch neben der possessiven

Eine beträchtliche anzahl sprachen sucht der idee des agens bei nominaler grundlage des verbs dadurch gerecht zu werden, dass das agens nicht als das abhängige im adnominalverhältnis, sondern als das, wovon die handlung ihren aus-

---

eine rein prädicative conjugation aufweist, das verfahren. Die erste regelmässige form der gewöhnlichen verba nimmt dabei die possessiva der sprache der weiber an; *n* — aronka — *y* — em = ich schlafe, eigentlich: mein — schlafen — thun; daneben sogar aronka — *n* — yem = schlafen — mein — thun. Daneben bildet man vom adiectiv durch suffigirung wesentlich derselben früher präfigirten formen z. b. eneketi — na, eneketi — bu = krank — ich, du = ich bin, du bist krank; sogar ganz regelmässig: kata — na, kata — bu = wer bin ich, bist du?

Wieder zeigt die obiectconjugation die hier oft beobachtete form, nur mit weit grösseren complicationen. Sowie *n* — arameta — yem regelrecht heisst mein — verbergen — machen = ich verberge, so wird die später durch hinzugefügtes obiectpronomen speciell ausgeführte obiectbeziehung im ersten teile durch eingeschobenes kwa = eigen als ein eigentumsverhältnis angedeutet; arameta — **kwa** — *n* — yem = verbergen — eigen (eigentum) — mein — machen; daran tritt in der üblichen weise das subiective na, bu, aber mit nochmaligem vermittelndem hinweis, dass wirklich der ganze complex seinen mittelpunct eigentlich in dem schlussgliede finde; es heisst: arameta — **kwa** — *n* — yem (n) — **ti** — bu = verbergen — eigen — mein — machen — ja (gewiss) — du (ti = affirmativ), d. h. ja du bist es den ich verberge, ich verberge dich; so geht es ganz regelmässig weiter, selbst im reflexivsinn, ich — mich, du — dich; es ist eben eine durchaus fest gewordene form.

(Es mag dies eine beispiel wieder für viele andere gelten, die ich übergehen muss, nebenbei ein beleg dafür sein, was für auswüchse durch das satzwort, welches in erster linie seine wurzel in dem völligen mangel eines scharf erfassten, subiectiven thätigkeitsbegriffs hat, hervorgerufen werden.)

Es liessen sich hier noch viele beispiele aufführen, namentlich aus amerikanischen sprachen, von denen ich doch immerhin nur einen geringen teil daraufhin überhaupt prüfen kann, da viele mir ganz unbekannt sind. Ich mache aber nur noch auf das idiom der Bella-Coola-Indianer aufmerksam, worüber ich in dem soeben ausgegebenen hefte der ztschft. f. ethn. bd. 18. III. einige andeutungen finde; dasselbe ist umso mehr der erwähnung wert, als es nicht nur prädicative formen neben anscheinend possessiven zeigt, sondern auch einen enormen verdeutlichungsdrang aufweist, welcher ganz überflüssig wäre, falls das verb wirkliches verb in unserem sinne auch nur annähernd verträte; diese verdeutlichungen haben augenscheinlich eben den zweck, den indifferenten complex einigermassen in die verbalsphäre überzuführen.

Neben den suffixformen des verbs wie in tlap — **sts**, welche den possessivsuffixen am nomen gleich sind, also eine possessive conjugation darstellen, stehen zunächst prädicativformen, wobei aber die form des reinen persönlichen

gangspunct nimmt, also instrumental, erscheint; die rohere form ist die, wobei das verbalnomen indifferentes nomen actionis ist, die fortgeschrittenere die, wobei dasselbe mehr oder weniger participiale geltung hat. Die erstere ist z. b. auffallend unverhüllt im tibetischen vertreten, wo es direct heisst: durch mich deine schlagung = ich schlage dich;*) aber so nur beim transitiven verb, wo auf dem ideellen subiect der nachdruck ruht, sonst steht die stammform, welche vor dem verbalnomen adnominal zu fassen ist: mein — gehen. Ähnlich ist es in weitestem umfange in australischen idiomen, nur erscheint das verb mehr participartig; also ist ganz gewöhnlich: durch den mann gesehen der vogel = der mann sieht den vogel, durch den vogel das fressen oder gefressen = der vogel frisst.

Die manigfaltigkeit im einzelnen ist beträchtlich; characteristisch ist das indifferente bald activ- bald passivartige, bald mehr participiale bald substantivartige verbalnomen ohne

---

fürworts mit dem verbalstamm durch ein besonderes allgemein bindendes element ti vermittelt werden muss; ens — ino — taiχ = ich, du, er; also: ens ti tlap — ino ti tlap — taiχ ti tlap. Ausserdem können den vollen suffixformen noch die vollen fürwörterformen, lediglich wiederaufnehmend und verdeutlichend, nachtreten, wieder angeschlossen durch ti: tlap — sts **ti — ens**... Die ungemeine hierin liegende wagheit, das bloss deutende ohne jede formfestigkeit kann niemandem entgehen. Noch klarer ersieht man die neigung, den starren complex zu beleben und durch an sich indifferente elemente verdeutlichend zu wirken, aus der obiectconjugation. Vorher war ens ti tlap = ich gehe (ens ti kχ = ich sehe); tritt dieses prädicative ens ti kχ voran, so macht es ein folgendes ti-ino (ti = bindezeichen, ino = du) zum obiect, während in der possessivform das pleonastisch hinten antretende ti-ino lediglich das ideelle subiect hervorhob; tlapnuts **ti-ino** = du gehst, aber ens ti kχ **ti-ino** = ich sehe dich. Ebenso aber kann die einfachste obiectform kχsīno = sehen — ich — dich (du) oder sehen — mein — du d. h. ich sehe dich verdeutlicht werden durch antretendes ti-ino, dadurch wird wieder, da der obiectsinn klar in kχsīno enthalten ist, lediglich auf das obiect nochmals hingewiesen. Wieder ein fall, wo dasselbe element an derselben stelle des verbalausdrucks einmal ideelles subiect, ein anderes mal ideelles obiect darstellt, zugleich ein characteristisches beispiel amerikanischer verbalbildung überhaupt.

*) Alles das muss, soweit subiect und obiect dabei in betracht kommt, später wieder aufgenommen werden; hier prüfe ich bloss das, was auf das verb speciell bezug hat; wiederholungen sind leider hier vielfach unvermeidlich, ich ziehe es aber gleichwohl vor, die einzelnen kategorieen gesondert zu behandeln.

alle beweglichkeit. Als besonders characteristisch erinnere ich an die sprache von Encounter Bay, wo die belebung des unbeweglichen verbalnomens dadurch herbeigeführt werden soll, dass nicht das agens, sondern das obiect instrumental erscheint; so: ich **durch den fisch** durchbohren (d) = ich durchbohre den fisch. Über die notwendigkeit, das subiect der passiven construction ganz gewöhnlich accusativisch zu gestalten, weil die einfache passivartige construction mit dem instrumental des agens und dem stamme des ideellen obiects eben activgeltung hat, wird später gesprochen werden; auch dies letztere zeigt in grösster klarheit und manigfaltigkeit die sprache von Encounter Bay.

Übrigens ist die instrumentale fassung des agens durchaus nicht absolutes gesetz, was auch bei dem eigentümlich unbestimmten, schwankenden character des verbalnomens auffiele; so erscheint namentlich häufig das pronominale agens in der grundform, nicht im instrumental, wobei man aber nicht etwa an einen subiectcasus denken möge; es ist dann augenscheinlich blosse indifferente nähere bestimmung des verbalnomens; hier kann das sonst beliebte instrumentalverhältnis umso eher unausgedrückt bleiben, als das pronomen weit mehr als das nomen eo ipso als ergänzung des nachfolgenden verbalausdrucks aufzufassen ist.

Ob die starre isolirtheit des verbalnomens mit dazu beiträgt, dass von eigentlichen obiectformen am verb so wenig zu merken ist? Aus der sprache von Tasmanien habe ich mir als fall wirklicher incorporirung notirt: tyena — mia — pe = gieb mir, von tyena — bea = gieb, neben der regelmässigen suffixform mi — to in tyena - bea mi — to. Als beleg für die soeben angedeutete isolirtheit des verbs mag man beachten, dass mit vorliebe die obiectbeziehung sich dem ideellen subiect zur bildung einer quasiworteinheit anschliesst, und zwar gleichviel, ob dieses ideelle pronominale subiect als stamm oder in der instrumentalform erscheint; so bildet man in dem idiom vom Lake Macquarie: banūn = dich ich, bilōa = dich er...; daneben tritt das unbewegliche verbalnomen; mit instrumentalform ist es noch auffallender. cf. die sprache von Encounter Bay: nāte — yan lakin
durch — mich ihn wird durchbohrt.

(freilich kann es daneben auch heissen: näte lak —
durch — mich durchbohrt
ir — ityan.) Ebendarauf weist die so gewöhnliche trennung
wurde ihn.
des pronominalelements vom verbalausdruck bei anschluss an ein anderes satzelement, z. b. schlachtfeld — zu — ich gehe... Jedenfalls sprechen alle diese thatsachen, die instrumentale darstellung des subiect- wie obiectbegriffes eingeschlossen, für eine eigentümlich matte auffassung der thätigkeit, deren ausdruck wesentlich ein verbalnomen im sinne indifferenter ruhe darstellt, welches mit mühe und not, durch verschiedene oft weit hergeholte verdeutlichungs- und bindungsmomente, den sinn von handlung erwecken kann.

Noch klarer, aber auch in weit fortgeschrittener weise, werden die meisten nordkaukasischen sprachen durch dies princip beherrscht. Regel ist hier, dass beim intransitiven verb der pronominalstamm als ideelles subiect fungirt, beim transitiven die unverfälschte instrumental- oder instrumental-ablativische form, und das verhältnis im letzteren falle passivartig ist; der grundtypus ist mithin: durch gott erschaffen (die) welt; das gilt z. b. von dem awarischen, Artschi, hürkanischen z. t., kürinischen, Thusch, tschetschenzischen; doch werden wir bei den beiden letzten sprachen auch eine andere noch eigentümlichere form finden. Dabei bemerke ich als sehr beachtenswert in meinen augen, dass ich in allen denjenigen idiomen, wo diese auffassung in voller reinheit herrscht, keine obiectconjugation nachweisen kann, die ja auch in dem soeben behandelten australischen äusserst dürftig entwickelt war. Es kann auch kaum verkannt werden, dass durch dies bestreben, das agens recht scharf als solches hervortreten zu lassen, die natürliche verbindung der elemente: ideelles subiect, obiect, thätigkeit gerade gelöst, dieselben äusserlich durch grammatische deutemittel aneinandergekettet werden, innerlich auseinanderfallen, als selbständige momente, kaum vermittelt, nebeneinander stehen. Sowie diese richtung einigermassen zurücktritt, begegnet uns auch wieder die obiectconjugation, so im abchasischen, im ganzen mingrelischen kreise, doch auch im kasikumükischen; im letztgenannten ist die allgemeine grundlage stark getrübt; das passivartige der

handlung tritt zurück, eine mehr subiective geltung des ideellen subiects hervor; dieses erscheint nicht mehr im instrumental, sondern in der stammform oder, bei der 3. person, im genetiv, d. h. also adnominal wie in so vielen idiomen, welche obiectconjugation haben. na tā bizār āra.
ich ihn betrübt mache(n).
(tā = er, ihn)

Am interessantesten ist das hürkanische, welches die beiden im australischen behandelten richtungen vereinigt; das transitive verb hat entweder das ideelle subiect im instrumental (durch mich gekauft pferd = ich kaufe ein pf.), oder das ideelle obiect (ich bin durch den weizen mahlend). Ein zufall ist diese eigentümliche auszeichnung selbst des obiects durch das instrumentalzeichen neben der ganz gewöhnlichen hervorhebung des subiects in derselben weise und das zusammentreffen so gänzlich geschiedener sprachkreise gerade in diesem puncte unmöglich. Mitwirkt dabei gewiss die unbeweglichkeit, der mangel an activität an dem schwerfälligen verbalausdruck, verbunden mit dem lebhaften drange, durch recht drastische mittel sinnlicher anschaulichkeit den inneren defect möglichst zu verdecken.*)

Sollte nicht diese eigenartig schwere, ruhende auffassung des thätigkeitsbegriffes wesentlich massgebend gewesen sein bei der noch auffallenderen conjugation mit dativischem ideellem subiect? Es macht wirklich den eindruck, als ob in diesen idiomen die thätigkeit meist oder überhaupt zurück-

*) Auch die art, wie die obiectconjugation umschrieben wird, ist beachtenswert; zu einer wirklichen solchen kommt es nicht, da selbst das pronominale subiect in reiner instrumentalform erscheint; so heisst es in der 1. 2. person, nach unserer auffassung ganz regelmässig, mit vorgesetztem stamm der personalbezeichnung (nu, hu = ich, du) und hinter dem verb folgender hinweisung auf das ideelle subiect resp. obiect (auf die erste person as, auf die zweite avi) z. b.: nu hu — ni w — aq — as, oder hu nu — ni w — aq — avi
ich du—durch werde gemacht werden du ich—durch w. gemacht werden;
ebenso aber hit hitiin w — aq — av; also nu und as, hu und avi, hit
er er—durch w. gemacht werden;
und av sind die regelmässigen, sich für die 1. 2. 3. person, vor und hinter dem verb, entsprechenden personalzeichen resp. (die ersten) die regelmässigen selbständigen fürwörter. Tritt dagegen nach unserer auffassung eine obiect-

trete, und dafür bloss angedeutet werde, dass ein gewisser zustand, ein ruhendes durch jemanden oder bei resp. für jemanden stattfinde, dass infolge dessen ein wunderbares ensemble von casus oder casusartigen formen und verbalartigen bildungen, z. t. sogar direct durch einander gemengt, uns entgegentrete, wie es bei wirklicher thätigkeitsform überhaupt unmöglich ist. Es muss doch zu denken geben, dass gerade dieselbe gruppe von sprachen, welche als gewöhnliche erscheinung beim transitiven verb das ideelle subiect im instrumental aufwies, nun in einer gewissen bedeutungssphäre dasselbe element, das ideelle subiect, im dativ oder wenigstens dativartig zeigt; dass diese richtung sich z. t. neben der instrumentalen, aber eben in ihrem besonderen wirkungskreise, findet, wie im Thusch und tschetschenzischen, im übrigen vornehmlich da, wo die erstere nicht oder weniger üblich ist, z. b. im udischen, andeutungsweise wohl auch im ganzen mingrelischen kreise. Von einem verb kann eigentlich keine rede mehr sein, wenn, wie im Thusch... es beim reinen transitivverb heisst as luo = durch mich (wird) gegeben = ich g., beim empfindungsausdruck z. b.: suōna luo = mir (bei mir?) sichtbar, wird gesehen = ich sehe; es ist das doch immer nur ein indifferenter, halb participialer, halb substantivischer nominalausdruck (luo, guo), welcher mit dem ausdruck des agens oder der beteiligten person oder sache im wirklichen oder ideellen dativ satzartig zusammengehalten wird, wobei die kraft des verbalnomens eine copula überflüssig macht. Es können die ver-

---

beziehung von der 1. 2. person auf die dritte ein, so nimmt das verb nicht, entsprechend den ebenerwähnten fällen, hinten das oben angesetzte personalzeichen der 3. person, sondern das des instrumentalen ideellen subiects; so nicht hit nu — ni w — aq — **av**, sondern hit nu — ni w — aq — **as**; ebenso hit hu — ni w — aq — **avi**, hit huschaan w — aq — **avā**.

Die deutung fehlt mir, ich kann höchstens die vermutung aussprechen, dass die bedeutung ungefähr sei: er — durch mich — machen — **mein**, dass also dies sich von dem gewöhnlichen obiectausdruck der meisten nordkaukasischen idiome nur durch die halb oder ganz possessivische wiederaufnahme des ideellen subiects hinter dem verb unterscheide. Etwas ähnliches werde ich beim subiectcasus bezüglich des koloschischen behandeln, wo nach Fr. Müllers ansicht höchst wahrscheinlich der ausdruck: ich durch mich (bin) schlagend... eine gewöhnliche conjugationsform darstellt.

bindungen der letzten art umso weniger verbale genannt werden, als statt des persönlich pronominalen dativ auch ganz complicirte substantivische dative eintreten können, wobei das sog. verb entschieden nur adiectivischen wert hat, wie: sen berg — isch — na guo = meinen augen (dat. plur.) sichtbar = ich sehe. Bezüglich des udischen werde ich bald weiterhin andeuten, wie auch in anderer beziehung ein verb in unserem sinne nicht vorhanden ist oder wenigstens grossenteils auf ganz anderem grunde ruht.

Die anwendung ist, wie angedeutet, ebenso characteristisch wie die der transitiven verba mit ihrem instrumentalsubiect; es gehören hierher vor allem ausdrücke der sinnlichen und geistigen empfindung, der inneren erregtheit, wobei allerdings der dativ der beteiligten person sehr angebracht ist; so sehen, hören, wissen, müssen, können, wollen, lieben, fürchten... Die rein adiectivische basis des ausdrucks mit dem dativ des beteiligten gegenstandes, ohne verbalen character, scheint im tschetschenzischen durch den gebrauch noch deutlich dargethan zu werden; cf. die characteristischen von Fr. Müller. III. 2. p. 176 genannten beispiele, wie: suōna sain da w — iēza = mir mein vater er lieb ist = ich liebe m. v.; suōna lee = mir wille (ist) = ich will; suōna gun stag = mir gesehene mensch; stiē — tschu — na w — iēza — n mār = dem weibe liebe (der) mann = der vom weibe geliebte mann.

Weit weniger klar ist diese reine satznatur des anscheinenden verbalausdrucks mit seinem dativsubiect im udischen ausgeprägt, soweit ich den bau dieses idioms überhaupt kenne; umso deutlicher aber zeigt das udische, wie rein nominale und (wie scheint) casuelle elemente sich mit dem verbal fungirenden complex unlöslich verquickten und den schein von verben hervorriefen, und wie überhaupt die innere unvermitteltheit bei rein äusserlicher zusammenschweissung, sei es zu einem verbalausdruck, sei es zu einem vollen satz, eine massgebende rolle spielt.*) Wurden im

*) In dem eindruck, dass das udische zur eigentlichen verbalbildung sehr mangelhaft gelangt sei, dagegen in der zusammenfügung nominaler, pronominaler und anderer deutender elemente zu verbalähnlichen complexen, aber auch ohne wirkliches inneres festes band, sehr weit gehe, werde ich

tschetschenzischen das verbalnomen und der dazugehörige dativausdruck als selbständige momente auseinandergehalten (wenigstens in den mir bekannten fällen), so liebt das udische die directe und zwar sehr auffallende einverleibung des dativausdrucks, obgleich auch die rein adiectivische ausdrucksweise wie za buq — i = mir lieb war vorkommt; also das verb oder quasiverb buq*) mit dativ der beteiligten person za = mir, wa = dir... heisst nicht za buq = mir ist liebe, wie vorher suōna guo..., sondern bu — za — q, bu — wa — q, wobei ausser der incorporirung des dativ zwischen wurzel bu(q) und tempusform, z. b. sa, noch die ganz eigentümliche zerreissung des von uns doch einheitlich gefassten ausdrucks buq hervorzuheben ist; bu — za — q — sa = ich liebe, bu —

---

durch viele erscheinungen bestärkt. Haben wir z. b. ukhsa — qun = sie essen, bado — nu = du wirst backen, so macht doch die art der verbindung einen durchaus flexionsähnlichen eindruck; halten wir dagegen schum — qun ukhsa = brot — sie essen, schum — nu bado = brot — du wirst backen, so ist die ganze flexionsherrlichkeit dahin (cf. F. Müller III. 2. 1. p. 144. 145); qun, nu sind, da sie auch nicht selbständige pronomina (von denen sie wesentlich verschieden sind) darstellen, blosse deutende, innerlich unvermittelte zeiger dafür, wem die thätigkeit gilt. Ebenso treten diese elemente an substantive, adiective und machen diese de facto zu einer art prädicativer verba, eine ungemein häufige erscheinung, die ich noch passiren lassen würde, aber selbst an complicirte, mehrfach casuell ausgezeichnete complexe; cf. fälle wie: zu Wartaschen
ich Wart. —
— un Udi — $\gamma o \chi o$ — zu = ich von den Uden Wartaschens ich = ich gehöre
— von Uden — von ich
(genet.)
zu den Uden Wartaschens. Der sinn ist durch das doppelte zu völlig klar, es ist auch eine art satz, aber von einem verb ist auch nicht eine leise andeutung da. Schon das ist auffallend, dass einfache verba kaum vorkommen, die unverhältnismässig grösste anzahl der verba von adiectiven, sustantiven oder noch weit weniger einheitlichen ausdrücken abgeleitet ist.

*) Den reinen zusammenhangenden stamm buq, dem augenscheinlich die indifferent schwankende nominalbedeutung liebe, lieb, geliebt innewohnt, zeigt z. b. das passiv: buq — zu — esa; wäre buq wirklicher verbalstamm wie der stamm unseres lieben, so hiesse gerade buq — zu — esa ich liebe, nicht ich werde gel., zu = ich und durch mich, esa = präsensexponent; es hiesse also wirklich: lieben — ich (jetzt) = ich liebe; unter den gegebenen verhältnissen aber muss ich buq — zu — esa deuten = liebe (subst.), lieb, geliebt — ich — jetzt = ich werde gel., oder: liebe — durch mich — jetzt, d. h. durch mich wird liebe erzeugt, jemand zum liebenden; zu ist nämlich auch reiner vertreter des instrumental.

wa — q — sa = du l., bu — tu — q — sa = er l., bu — ja — q — sa, bu — wā — q — sa, bu — qo — q — sa...*) Nun ist für das udische eine gewisse unbestimmtheit des dativverhältnisses, wenigstens formell, z. b. gegenüber dem beim nomen und in verbalverbindung klar ausgebildeten dativ des tschetschenzischen, nicht zu verkennen, worüber beim dativ mehr. Vielleicht ist es ähnlich wie mit dem nominativ-instrumental, wo man auch keine klare scheidung sieht, und es ist bei diesem sog. dativverhältnis des udischen weniger eine wirklich ausgeprägte dativbeziehung vorhanden, als bloss eine obiectbeziehung, welche andeutet, dass irgend ein affect, eine eigenschaft jemanden trifft, was sich dann bei der art der fälle freilich dativisch gestaltet. Es würde dies sehr deutlich zum mingrelischen sprachkreise überführen, wo ja thatsächlich dieser scheinbare dativ bei ausdrücken der empfindung auch auftritt, hier aber ganz offenbar ohne formellen dativcharacter. Eine ganz ähnliche erscheinung werden wir beim Bantu finden, aber erheblich klarer ausgeprägt als in den beiden ebengenannten typen.

Das mingrelische also hat die eigentümliche sog. dativconjugation in wesentlich gleicher anwendung; cf. *m* — gon — ia, *g* — gon — ia, *h* — gon — ia = ich denke, du, er d., resp. mir ist denken...; dass aber *m, g, h* bloss andeutende, augenscheinlich obiective, characterbuchstaben für die verschiedenen personen darstellen, mag man aus dem fehlen jeder andeutung eines zeichens für den dativ abnehmen, der doch sonst, beim nomen, scharf gekennzeichnet ist, sowie auch daraus, dass diese und ganz entsprechende formen im suanischen auch im sinne des unmittelbaren obiects auftreten.**) Die conjugation des mingrelischen sprach-

*) cf. das abchasische, z. b. von knah die formen
ikna — s — haueit
ikna — u — haueit
ikna — b — haueit...., wo die personalzeichen *s, u, b* sich direct in den wurzelcomplex einschieben.

**) Also auch hier ist augenscheinlich nicht die dativbeziehung die ursprüngliche, sondern die des obiects; da aber die anwendung auch dieser formen, wohl bemerkt, sich wesentlich in der sphäre der afficirtheit zu halten scheint, so bei nützen, schaden, befehlen, geben, schenken, wie ja

kreises behandle ich im übrigen hier nicht, weil sie doch die einfach nominale grundlage, wie wir sie bisher verfolgten, durchaus nicht mehr aufweist, recht complicirte erscheinungen bietet und namentlich ganz verschiedene bildungschichten aus verschiedenen gestaltungsperioden aufweist, die sich nicht regelmässig abgelöst, sondern teilweise übereinander gelagert haben, wie z. b. die pluralbezeichnungen deutlich zeigen. Ich kann diese manigfaltigen processe des mir wenig bekannten kreises nicht verfolgen, namentlich nicht, wie und in wieweit die wohl auch hier ursprünglich nominale grundlage subiectiven formen platz gemacht hat.

Das schon erwähnte Bantu, welches andeutungsweise noch beim obiectcasus genannt werden wird, zeigt in grosser reinheit, dass sein ideelles verbalsubiect eigentlich obiect ist, dasjenige nennt, was durch die handlung betroffen, tangirt wird; die subiectzeichen stimmen nämlich mit den obiectzeichen so stark überein, dass sie trotz gewisser differenzirungen unzweifelhaft eines ursprungs sind.*) Nun könnten zwar, wie wir das als ganz gewöhnliche erscheinung

---

dieser ganze sprachkreis und die erwähnten zweige des nordkaukasischen vorwiegend diese obiectbeziehung hervorheben, so wird daraus naturgemäss eine art dativ; aber daneben zeigt das suanische ganz deutlich, dass die beziehung völlig accusativisch sein kann, sowie der begriff des verbs das verlangt; es bildet demgemäss weder dativ noch accusativ des persönlichen pronomens der 1. 2. person, sondern lässt beide durch diese die obiectbeziehung lediglich andeutenden elemente vertreten. Dass dies *m*, *g*... nur andeutenden character hat, nicht den wirklichen dativs, ist für mich schon dadurch genügend angezeigt, dass im sog. pluraldativ dies selbe *m*, *g* bleibt, und nur zur bezeichnung der pluralbeziehung das unflectirte reine zeichen der 1. 2. person plur. vortritt, welches doch ebenso wenig wie *m*, *g* dativ- sondern eher nominativcharacter hat, d. h. hier ebenso nur andeutend auftritt; die beziehung auf die person ist in ganz fixirter form durch den character *m*, *g* gegeben, dass das hier der plural der persönlichen fürwörter sei, wird durch das casuell indifferente sku = wir, thkhwen = ihr nur angedeutet; also
me — m — tschari, aber **sku** me — m — tschari;
du— mir giebst   wir du — mir giebst, = uns; d. h. das sku + m
ergeben im zusammenhange die bedeutung des dativ plur. = uns; oder
g — a — dzlew — s,
dir — giebt — er aber
thkhwen g — a — dzlew — s = euch giebt er.

*) cf. über diesen hochwichtigen gegenstand Fr. Müller. I. 2. p. 256. 257.

hinstellten, diese subiect- wie die obiectformen blosse verstümmelungen der reinen pronominalformen, mit andeutendem character, darstellen, also z. b. mit den suffixpronomina am substantiv übereinstimmen, vielleicht genetivartig sein; es ist aber auch das abzuweisen; so scharf wie kaum irgendwo scheidet das Bantu seine selbständigen fürwörter von den übrigen verwandten formen; die suffixe sind von ihnen direct abgeleitet, nur mit weglassung des elements der selbständigkeit, na; also: ye, lo, yo, so, lo, wo, bo, wo, zo, yo, bo, ko*) neben ye — na, lo — na, yo — na...; die genetivformen ruhen ebenso klar auf derselben grundlage, unterscheiden sich fast nur durch das vortretende *a*, also a — ke (daraus erweicht ye), a — lo, a — yo, a — so, a — lo...; die obiectformen am verb dagegen lauten ganz abweichend von den uniformirten ebengenannten gestaltungen, welche ausser in der ersten form überall *o* aufwiesen; bald ist der kennlaut u, bald i, bald haben sie ganz abweichende bildung; man vergleiche mit obigen formen die obiectelemente, *m*, li, yi, si, lu, wu, bu, ku; sie sind die unzweifelhafte quelle, aus der die subiectformen geflossen sind, *u*, li, *i*, si, lu, *u*, bu, ku; es sind diese letzteren teils identisch mit jenen, teils leicht verstümmelt. Dieselbe erscheinung ziemlich wiederholt sich bei den formen der 1. 2. person:

mi — na, mi, a — mi, aber ndi, di
we — na, we, a — ko, ku, u:

letztere zwei reihen sind die reinen obiect- und subiectformen. — Ich habe das absichtlich etwas ausgeführt, um zu zeigen, dass die scheidung scharf und systematisch ist; gerade diese strenge lässt kaum einen zweifel darüber, dass so bestimmt ausgeprägte formen mit einem ebenso bestimmt ausgeprägten wirkungskreise wie diese obiectelemente, ihre, sei es nun ursprüngliche, sei es durch differenzirung gewonnene bedeutung festhalten, dass also wirklich auch die mit ihnen meist identischen subiectformen ursprünglich deutlich obiectelemente sind. Obwohl aber hier der obiectcharacter weit klarer ausgeprägt ist als bei den sog. dativsubiecten des

*) Ich nenne hier zunächst die formen der 3. person, weil da bei der manigfaltigkeit derselben die unterschiede umso klarer hervortreten.

mingrelischen, so werden wir doch diesen elementen ebenfalls keinen specifisch casuellen character beilegen dürfen, sondern nur sagen, dass, während wir die thätigkeit des subiects betonen, das was von ihm ausgeht, diese idiome ausdrücken, wie die thätigkeit sich zu dem agens stellt, dass sie es gewissermassen in ihren wirkungskreis zieht. Es scheint mir die gesamte conjugation, mit nominalem und pronominalem obiect, also überhaupt die satzstructur, auf dieser grundlage zu ruhen oder wenigstens noch spuren davon aufzuweisen. Nach dem gesagten existirt kein wirklicher unterschied zwischen subiect und obiect, genau genommen sind es beides obiecte; die scheidung geht dadurch vor sich, dass regelmässig das subiect-obiect vorangeht, das eigentliche pronominale obiect direct nachfolgt, beide unmittelbar vor dem verbalausdruck stehen; es enthält also der gesamte verbalcomplex die volle bezeichnung von subiect und obiect im pronominalen sinne; was noch dazutritt, ist wesentlich erläuterung; steht es voran, so gehört es zum ersten pronominalelement, dem subiectiven, wird es nachgesetzt, zum obiectiven; also der satz lautet z. b.: *u* — ndi — tandi mina*) = du — mich liebst — ich; da ndi auf *u* folgte, also *u* — ndi — tandi = du liebst mich war, so kann mina nur wiederaufnahme des ndi in erläuterndem sinne sein, das ganze heisst auch nur: du liebst mich; darüber beim obiectcasus noch einige andeutungen; hier mag vor allem festgehalten werden, dass der

---

*) so regelmässig, z. b.: di — ku — tanda — wena, wa — *m* — tanda — yena = er liebt ihn.
(ich — dich — liebe — du (dich),)

(Das dativobiect ebenso, was nach dem gesagten nicht auffallen kann, so: ma u — si — pe; u — si — olele. In den dialecten ist es aber ganz
(mögest du — uns — geben; du — uns — vergieb.)
wie in dem bisher als muster genommenen Kafīr. cf. Basuto: u — re — fe
(du — uns — gieb,)
das ist natürlich ganz genau, wort für wort = obengegebenem u — si — pe aus dem Kafīr; Zulu bloss si — pe = uns gieb.)

Dem satze wa — **m** — tanda — **yena** werden wir beim accusativ ganz entsprechend finden: u — Satani wa — *m* — kohl — isa u — Ewa = d. Satan er betrog sie — die Ewa, wo das subiectiv-obiective wa durch u — Satani, das rein obiective *m* durch das dem u — Satani ganz gleichwertige nachtretende u — Ewa aufgenommen und erläutert wird.

satz in der verbalform ruht, ein vortretendes substantiv scheinbar subiect, eigentlich nur erläuterung des pronominalen subiects, ein nachtretendes erläuterung des pronominalobiects ist.

Auf diese idiome lasse ich das baskische folgen. weil dasselbe trotz seiner ganz selbständigen stellung doch in wesentlichen puncten mit verschiedenen der zuletzt behandelten sprachen unverkennbare berührungspuncte zeigt, ja sogar anklänge an die verschiedensten dort klar oder andeutungsweise vertretenen richtungen aufweist; auch die eigentümliche tendenz, durch völlig flectirte elemente in verbindung mit anderen deutenden eine art verb herzustellen, ist ihm, wie teilweise dem nordkaukasischen, eigen; jedenfalls thut es von neuem dar, wie ohne wirklichen, subiectiven thätigkeitsausdruck wohl ein klar verständlicher satz vorhanden sein kann, das verb in unserem sinne aber dabei auffallend zu kurz kommt. Es zeigt ferner, ganz wie die doch auch hochstehenden kaukasischen idiome, wie gerade die entwickelteren sprachen diesen mangel, der in niedriger stehenden typen sich praktisch oft wenig fühlbar macht, durch die drastischen mittel, ihn zu verdecken oder auszugleichen, umso schroffer hervortreten lassen.

Nach dem, was ich über das baskische aus van Eys' grosser grammatischer analyse, den verschiedenen artikeln von Vinson, Charencey ..., Fr. Müllers behandlung weiss, kann es heut kaum noch zweifelhaft sein, dass dasselbe ein verb im eigentlichen sinne gar nicht besitzt; dass sich im baskischen sog. verb der wortsatz mit subiectiver, obiectiver, sogar localer ergänzung, aber natürlich ohne die idee der subiectivität, der eigentlichen thätigkeit, documentirt; dass das verb ein starrer, nach verschiedenen seiten näher bestimmter nominalausdruck ist, ähnlich wie ich ihn so oft durch das beispiel: vater(s) — sterben = der vater stirbt characterisirt habe, aber oft noch ungleich schwerer, unbeholfener, infolge des drastischen bestrebens, sinnliche klarheit zu erreichen und ein äquivalent für die mangelnde subiectivität zu finden; dass dasselbe sogar die bildung durch regelrecht flectirte nominalformen nicht scheut, was mit dem innersten wesen des wahren verbs im widerspruch steht, aber

gerade heut im weitesten umfange bei der herstellung des gewöhnlichen verbalausdrucks in diesem idiom angenommen wird; in weiterem, als mir wahrscheinlich dünkt.

Ich hebe die in meinen augen entscheidensten momente heraus. Das satzwort zeigt sich (und wohl auch die nominalnatur) darin, dass auch hier ein transitives verb ohne obiect nicht denkbar ist; wie sich früher als wahrscheinlich ergab, pflegt in solchem falle den hauptinhalt des satzes der mit seinem obiectausdruck innig verknüpfte verbalcomplex zu bilden, z. b. (das) fleisch — essen, seine tötung; ja, das ideelle subiect spielt häufig dabei nur eine nebensächliche, erläuternde rolle (cf. F. Müller III. 1. p. 124). Das scheint auch im baskischen der fall und findet darin seinen ausdruck, dass wie im tibetischen, den meisten kaukasischen idiomen... das ideelle nominale subiect des transitiven verbs wirklich nur als gewissermassen begleitendes momentz um ausdruck kommt, als das, wodurch dieses beziehungsverhältnis in die erscheinung tritt; das agens beim transitiven verb erscheint im reinen instrumental; der satz ist mithin wieder passivartig, das ideelle obiect gewissermassen nominativisch. Auf die einheitliche zusammenfassung des verbalausdrucks und der bezeichnung des obiects deutet vielleicht auch die stellung dieses letzteren direct vor jenem in der obiectconjugation, welche trotz vieler meist scheinbarer ausnahmen das grundprincip bildet; ja es ist diese einheit des verbs und des persönlichen obiects, aber nur in der einfachsten form, die das wesen der 1. 2. 3. person durch die betreffenden characterlaute nur **andeutet** (1. 2. 3. person **n. s. d**), so ausgeprägt, dass diese characteristischen elemente, als die grundsäulen der obiectconjugation, auch da beibehalten werden, wo die pluralobiecte zu bezeichnen sind, welche eine vollere form erheischen; so heisst **s** — a — kar — t = dich trage ich, **d** — a — kar — t = ihn trage ich; beim pluralobiect bleibt das *s*, *d* der 2. 3. person, ein hilfselement hinter dem wie gesagt einheitlichen verbalausdruck mit seinem obiect verdeutlicht die pluralbeziehung; es heisst s — a — kar — **te** — t, d — a — kar — **ski** — t = ich trage euch, ich trage sie.

Dieselbe stellung nun wie in der obiectconjugation das ideelle obiect, nimmt in der intransitiven das ideelle subiect

ein; dem n — a — kar in n — a — kar — su = du trägst mich entspricht ganz genau n — a — bil = ich gehe. Es liegt zum mindesten nahe, auch wesentlich gleiche auffassung für dieses *n* anzunehmen, ebenso für das *d* in d — a — bil (cf. d — a — kar — t), das *h* statt *s* in h — *a* — bil. Man muss dabei berücksichtigen, dass der baskische typus mit seiner starr nominalen richtung des verbs wenig für ein ich gehe, du gehst im subiectiven sinne spricht. Wenn wirklich in d — a — kar — t das d — a — kar etwa = deine tragung, tragung deiner person, die dich treffende t. im allgemeinsten indeterminirten obiectsinne war, so kann dasselbe der fall beim intransitiven verb sein; das von der handlung betroffene aber ist hier das ideelle subiect; es kann das wieder indeterminirt sein mein gehen, das mich treffende gehen = ich gehe; die ausdrucksweise mein gehen ist doch eine der allergewöhnlichsten, und das Bantu, die kaukasischen idiome haben uns deutlich die zulässigkeit der obiectivauffassung des subiects beim intransitiven und bei dem verb überhaupt gezeigt. Es würden sich also als feste einheiten die complexe n — a — kar, s — a — kar, d — a — kar, n — a — bil, h — a — bil, d — a — bil constituirt haben; was dann noch zur speciellen erläuterung des verhältnisses notwendig war, trat am besten hinter denselben, als suffix, ganz wie die verhältnisexponenten am nomen. Das geschieht; also heisst ich trage dich s — a — kar — t = dein(e) (dich treffend) tragung oder tragendes... ich; man darf nicht vergessen, dass diese indifferenten verbalstämme meist bald activ- bald passivartig erscheinen, je nach dem zusammenhange, und dass ebenso *t* nur andeutender personalcharacter ist, dem natürlich auch nicht specifischer subiectcharacter innewohnt.

Auf dem gleichen princip scheint mir aber auch die bezeichnung sowohl des indirecten obiects als auch der rein örtlichen richtung der handlung zu beruhen. d — a — kar — su — t = ich trage es dir, d — a — kar — gu — k = du trägst es uns, d — a — kar — sute — t = ich trage es euch. Nehmen wir die eingeschobenen zeichen des indirecten obiects su, gu, sute weg, so haben wir die reinen formen der obiectconjugation d — a — kar — t, d — a — kar — k = ich trage ihn, du trägst ihn resp. es. Die reine obiectbeziehung mit dem

eigentlichen verbalausdruck geht voran, das ende des complexes hat wie sonst die bezeichnung des ideellen subiects; die obiectbeziehung aber wird noch näher präcisirt durch hinzufügung des ausdrucks der person, welche durch die obiecthandlung getroffen wird; letzterer tritt ganz sinnentsprechend hinter den hauptobiectausdruck; wie beschaffen diese persönliche beziehung ist, geht aus dem zusammenhange ganz klar hervor, da dieser neben dem directen bei transitiver richtung des verbs nur noch ein indirectes obiect gestattet; es genügt die andeutung der beteiligten person ohne irgend welche casuelle veränderung; wir fassen die beziehung dativisch. Bei der einverleibung der bezeichnung der örtlichen richtung und ihres ziels wie: ich gehe zu dir, du gehst zu mir läge nach indogermanischer anschauungsweise nichts näher als die buchstäbliche deutung in der ebenangegebenen weise; dann wäre n — a — bil — ki — k = ich — gehe — **zu** (ki) — dir (k), h — a — bil — ki — t ganz entsprechend = du gehst **zu** mir; d — a — bil — ki — t, d — a — bil — ki — k = er g. **zu** mir, dir... Ich muss natürlich n — a — bil, h — a — bil, d — a — bil wieder in meiner weise fassen wie vorher; ich komme also etwa auf den sinn: mein — gehen(s) — ort, ziel, gegenstand — du = ich gehe zu dir. Dass solche fassung sehr wohl im geiste und in der morphologischen anlage von sprachen wie uralaltaisch, baskisch... liegt, ist sicher; dagegen halte ich ein ki — t, ki — k im wörtlichen sinne von zu mir, zu dir für unmöglich bei der absolut suffixiven bezeichnungsweise rein örtlicher beziehungsverhältnisse.

Ob diese meine deutung (nach den mir vorliegenden grammatischen formen) etwa durch die sprache, den gebrauch, thatsachen oder spuren, welche eine andere auffassung anraten oder notwendig machen, widerlegt wird, weiss ich nicht. Sollte aber die bekannte, wornach allgemein der stamm des verbs als ideeller locativ angesehen wird, also auch in n — a — bil, h — a — bil, richtig sein, so würde ja der von mir betonte nominalcharacter des baskischen verbs noch weit markirter hervortreten; dann hiessen die genannten formen: ich — im gehen, du — im gehen; es wird dann s — a — kar — t, d — a — kar — k entsprechend im ersten teile gedeutet du — im tragen, er — im tragen, das folgende *t*, *k*

soll aber demgemäss instrumental sein wie das nominale ideelle subiect, also: du — im tragen — durch mich, er — im tragen — durch dich = ich trage dich, du trägst ihn. So sehr diese letzte deutung dem wesen des schwerfälligen baskischen verbalausdrucks angemessen scheint, ja den satzcharacter des verbs noch erheblich erhöht durch hinzufügung einer zweiten nominalen, wenn auch formell erloschenen, flexionsform (durch mich, dich), so habe ich doch schwere bedenken dagegen, da ich gar keine positiven anhaltspuncte dafür habe, einmal den verbalstamm als locativ, das andere mal, das schliessende personalelement als instrumental anzusehen; bei dem nominalen ideellen subiect im instrumental liegt das doch wesentlich anders, da hier eine reine casuelle nominalform vorhanden, dieselbe auch in selbständiger, ja significanter stellung am anfang, vor dem verbalcomplex, bleibt, nicht suffigirt wird, wovon ich auch kein beispiel kenne; (in den anderen idiomen mit ähnlicher geltung des persönlichen agens hatte das wahre instrumentalverhältnis ebenfalls seine klare casuelle bezeichnung). Bezüglich des angeblichen locativ des verbalstammes findet ähnliches statt. Dass die sog. zusammengesetzte conjugation unverkennbare locative bietet, wie die bekannten formen etorten, yaten, ist unzweifelhaft, aber es ist das doch eben eine periphrastische, weitläufige form, welche zwar immer mehr an stelle der kürzeren, weniger klar empfundenen bildungen tritt, darum aber nicht das prototyp für die gesamte verbalauffassung zu sein braucht; sie wird sehr richtig z. b. von Fr. Müller mit i am reading, i am writing verglichen, und darauf aufmerksam gemacht, dass hier die ältere form reinen locativ bietet, wie ic waes on huntunge = i was hunting; aber hier würde man doch auch sehr irren, wollte man diesen absolut secundären bildungen wie ic waes on huntunge typische bedeutung für das indogermanische verb beilegen. Ob spuren einer allgemeineren locativgeltung des baskischen verbalstammes nachweisbar sind, entzieht sich meinem urteil.

Auch das sinhalesische zeigt, ganz eigenartig, den mangel eines wirklichen verbs; zahl- und personbezeichnung bleibt dem zusammenhange überlassen, das verb ist eine unbewegliche nominalform, welche keine handlung, sondern einen zu-

stand bezeichnet, etwa wie im baskischen die locativformen etorten..., eine art particip oder gerundium (cf. das englische reading, hunting...); und zwar trägt hierbei die dauerform auf ana denselben grundcharacter wie die aoristform auf vā. Es erinnert lebhaft an die ähnlich leblose auffassung des verbs in den Kolh-idiomen, und am beachtenswertesten ist dabei, wie das sinhalesische zum ausdruck dieses ruhenden, inactiven verhältnisses, welches augenscheinlich von jeher sein wesen bestimmte, zwei lebensvolle arische formen, beides allerdings participia, umgemodelt hat, die im arischen ihren durchaus subiectiven wert haben; (die übrige reiche subiective verbalbildung konnte es wohl dieser seiner natur nach nicht gebrauchen). Darauf und auf das in spuren erhaltene passivelement ya (auch aus dem arischen) hat es denn nach Fr. Müllers wohl richtiger ansicht sein verb aufgebaut (III. 1. p. 153). Die massenhaften sonstigen formen sind secundärbildungen auf dieser basis, meist gar keine eigentlichen verbalformen, sondern satzcomplexe wie: ich war, ich bin, ich stand brechen (brechend, im brechen = i was breaking...).

Unter den sprachen, welche neben echtem verb, selbst in rein prädicativem sinne, gleichwertig ein nominalverb besitzen, das durch dieselben subiectiven pronominalelemente vom nomen abgeleitet ist, also unserer auffassung nach die copula involvirt, sind die dravidischen idiome wegen der eigenartigkeit dieses verhältnisses von hoher bedeutung. Nimmt das adiectiv als suffixe die verstümmelten personalpronomina an, so entsteht ein prädicativer ausdruck wie periyēṉ, periyei = ich bin, du bist gross; treten dieselben prädicativen elemente an den ausgesprochenen verbalstamm, welcher nicht indifferent nominal, sondern durch verschiedene, sei es suffixive, sei es innere wandelungen der wurzel, zum verbalstamm entwickelt ist, so ist eine prädicative, von uns völlig subiectiv gefasste thätigkeitsform vorhanden; z. b. naḍa — nd — ēṉ = ich wandelte, naḍa — pp — ēṉ = ich werde wandeln (von possessivgeltung ist keine rede, die possessivbildung ruht auf ganz anderer grundlage). Diese selben, anscheinend eminent subiectiven aussageformen können beide, die vom nomen wie die vom reinen verbalstamm abgeleitete, voll in

die nominale, ja in die sphäre der casusbildung übergeführt werden durch anfügung der casusexponenten an die volle persönliche verbalform; die casusform übernimmt die führung des ganzen complexes, die verbalform verliert ihre subiective geltung und hat nur participialen, aber natürlich nicht indifferenten, sondern persönlich determinirten participialen wert, also etwa die bedeutung ich grosser — ich wandelnder, und mit dem betreffenden casussuffix, z. b. des accusativ, = mich grossen, mich wandelnden oder mich, der ich gross bin, wandele. Hierin liegt nach meiner ansicht der angelpunct für das verständnis der gesamten verbalauffassung dieses sprachkreises. Ich meine, dass trotz des scheinbar subiectiven verbalcharacters gleichwohl die grundlage wesentlich die gleiche ist wie im sinhalesischen und den Kolhsprachen, dass das leitende nicht das subiect ist in seiner thätigkeit, sondern die ruhend gedachte thätigkeits- oder zustandsform, welche ihre gewissermassen nebensächliche, die art nur näher erläuternde, ergänzung in den personalzeichen findet: ähnlich etwa, wie wir im Kolh und sinhalesischen ein das essen ist ein ich, im essen ist ich, ich essender haben (um nur in ungefähr den sinn anzudeuten); dann kann es freilich zwanglos heissen: periyēn̠ — āl = durch das grosssein was ein ich ist, durch mich gross seienden; naḍandēn̠ — āl = durch das wandeln welches ich ist. durch mich-wandelnden. Demnach wäre die gleichsetzung mit dem so naheliegenden kūfenbes = während du standest (jen. ostjak.) durchaus nicht angebracht, da dieses wohl wirklich heisst: während deines stehens.*) Wieder eine mahnung, nicht gleich scheinende thatsachen ohne weiteres zu identificiren.

Im vollsten einklange damit steht die andere erscheinung, dass „derselbe lautcomplex, wenn man ihn mit casus-suffixen bekleidet..., als nomen fungirt, dagegen in dem falle, wenn man ihn mit pronominal-suffixen in verbindung setzt, die kraft eines bestimmten verbum annimmt" (Fr. Müller grdr. III. 1. p. 198). Auch im letzten

*) wie Castrén-Schiefner schon sah.

falle ist das participartige, ruhende des nomens wohl die grundlage; wiederum wird dasselbe durch das personalzeichen dahin determinirt, dass es von irgend einer person gelte, und das anscheinend subiective verb ist fertig. Ebenso wenig steht im widerspruche damit die thatsache, dass ein passiv nicht vorhanden ist, sondern durch umschreibung mit ertragen, essen... ersetzt wird; die geschilderte ruhende verbalbasis hat an und für sich einen vorwiegend intransitiv-passiven character, und, wie scheint, überwiegt ja auch das intransitive verb bei weitem das transitive, welches gar häufig eine secundärbildung des ersteren darstellt. Geradezu auffallend ist unter den vielen umgebenden sprachkreisen mit obiectconjugation die erscheinung, dass letztere, soweit ich das übersehen kann, dem dravidischen absolut fremd ist. Es kann auch dies wesentlich seinen grund in der genannten natur des verbs haben. Das pronominalobiect giebt die richtung der thätigkeit an, gegenüber welcher oft selbst das agens zu kurz kam; so hiess es schlagen (bist) du, oder mein schl. bist du; im dravidischen aber besteht ja das ganze wesen des verbs darin, dass irgend ein beliebiges ensemble auch eine richtung annimmt, das getroffene war aber, wie wir sahen, das subiect, nicht das obiect; durch diese direction allein wird ja hier die beziehungsform, die wir als subiectives verbum ansehen, erzielt, wenn meine ansicht richtig ist.

Es liegt nahe, dort, wo das verb auf die verbindung mit einem hilfszeitwort gebaut ist, subiectiven character desselben anzunehmen; und doch trifft dieser schluss durchaus nicht überall zu; es ist allerdings häufig ein versuch, das nominalverb einigermassen in die verbalsphäre hinüberzuführen, aber schon das meist dabei verwendete hilfszeitwort sein deutet eher auf zustand als auf activität, und das ebenfalls gebrauchte machen führt ebenso wenig unbedingt zum ziel, es zeigt auch, wie schwerfällig der begriff der thätigkeit, der eben oft nicht vorhanden ist, hineinzulegen versucht wird. Bezeichnende beispiele sind das japanische und tibetische mit ihrem nichts weniger als subiectiven verb und ihrer überreichen anwendung von hilfszeitwörtern. Ähnliches findet sich, wie wir sahen, in amerikanischen und afrikanischen

sprachen; in erster reihe aber sind zu nennen die Kolh-idiome, welche trotz des ausgiebigsten gebrauchs eines elements, welches in die sphäre des seins überführt, und trotz der ebenso ausgiebigen anwendung der personal-pronomina, durchaus keine subiective aussageform erzielt haben, sondern eher eine art impersonale; schon die gewöhnliche wiederholung des personalpronomens, in voller gestalt vorn, abgekürzt direct vor dem verbalausdruck, könnte auf die notwendigkeit deuten, das innerlich fehlende durch äusserliche mittel zu verdeutlichen. Es ist auch schwer zu glauben, dass ein präciser begriff der thätigkeit da vorhanden sei, wo der wurzelcomplex selbst durch modificirende elemente zerrissen, die formelle einheitlichkeit, deren träger er sein soll, jedenfalls gestört wird. Ebenso zeigt, wie Fr. Müller richtig bemerkt (III. 1. p. 124), die einverleibung des pronominalobiects, während doch das subiect ausserhalb bleibt, dass der sprache das obiect wichtiger ist als das subiect. Auch im letzteren falle finden wir in derselben weise wie vorher das impersonale; also, wenn ohne obiect die grundidee etwa ist: machend, machend ist ich, das machen ist ich, so scheint mit demselben der sinn etwa: dich (dein) — machen ist ich; die specielle erläuterung giebt ein vorgesetztes personalelement, welches anzeigt, von wem dies machen ausgeht. Es bedeutet aber wirklich die obiectlose form, z. b. dschom — tan — *a*, er, es ist essend, essen; mithin ist ain dschom — tan — *a* — in = ich — essen(d) ist — ich; ain und in sind die längere und kürzere form = ich. Die obiectconjugation characterisirt sich bei gleichem subiect und obiect als reflexivform, wobei in allen personen en an die wurzel gefügt wird. Bei verschiedenem sub- und obiect wird die verkürzte (dativisch-accusativische) pronominalform der wurzel angefügt — auch eine wunderbare vermengung von nominalen flexionsformen mit den bildungsformen des verbs; ist directes und indirectes obiect vorhanden, so wird letzteres in den verbalkörper aufgenommen, ersteres bleibt ausserhalb — alles weist auf lose aneinanderreihung innerlich unvermittelter elemente.*)

---

*) Hiernach scheint es, als ob doch die 3 typen des dravidischen, Kolh,

Das abchasische fügt zu der erstaunlichen anzahl von problemen, welche die kaukasischen sprachen bieten, eine menge neuer. Auch hier kann ich mich des eindrucks nicht erwehren, als ob verschiedene schichtungen über einander lägen, und zwar derart, dass bisweilen eine folgende schicht sich gewissermassen erläuternd an die ältere, im bewusstsein schwindende, der form nach erhaltene, ansetzt. Dass die grundlage nominal ist, unterliegt keinem zweifel (ebenso aber, dass vielfach die wirkung durchaus die eines subiectiven, sogar ausgeprägt subiectiven verbalausdrucks ist), ja, die regelmässigkeit, mit der das ideelle subiect beim verb die form des reinen possessiv am substantiv trägt, ist auffallend; ich notire die folgenden absolut identischen bildungen: s i — u — b i — h a — s c h φ i. Dieselbe basis ist auch augenscheinlich in der obiectconjugation, und zwar für das ideelle subiect und obiect, vorhanden, die hin und wieder eintretenden kleinen mechanischen lauteinbussen alteriren die form wenigstens nicht merklich; man vergleiche u — s (dich — ich), b i — s (dich — ich, femin.), s c h φ i — s (euch — ich), s i — u (mich — du), s i — b (mich — du, femin.), h a — u (uns — du), h a — b (uns — du, femin.)...

Man muss also als ursprüngliche auffassung annehmen: m e i n l i e b e n, oder, falls das possessiv nicht unbedingt adnominales, sondern überhaupt verhältnis des obiects bezeichnen sollte wie so häufig im kaukasischen, etwa: m i r l i e b e, m i c h t r i f f t l i e b e...; also u — s — g u a p h χ u e i t wäre etwa = d e i n e r — m e i n — l i e b e n (= ich liebe dich) oder d i c h, d i r m e i n l i e b e n resp. d i c h h a t d i e m i c h t r e f f e n d e l i e b e z u m o b i e c t. Die heutige sprache aber begnügt sich mit diesem ausdruck, den ich bestimmt für den ursprünglichen halte, nicht, sie lässt ihn stehen, verdeutlicht ihn aber durch die selbständigen fürwörter für subiect und obiect; dabei ist aber die stellung die umgekehrte: s a r a u a r a u — s — g u a p h-χ u e i t = i c h — d u (d i c h) d i c h — i c h — l i e b e; ein wirklicher casueller obiectausdruck fehlt auch hier; dass eine obiectbeziehung stattfindet, sagt das verb deutlich genug; die alte

---

sinhalesischen, trotz der im einzelnen vollständig verschiedenen verbalentfaltung und trotz ihrer völligen gegenseitigen unabhängigkeit darin, auf ähnlicher grundlage ruhten.

possessiv- oder obiectartige fassung ist nach meiner ansicht aufgegeben. der verbalausdruck hat sich subiectiv gestaltet, der selbständige subiectausdruck steht daher als leitendes element an der spitze, ihm folgt, dicht an dem allerdings überflüssig belasteten verbalkörper, wozu er in erster linie gehört, der obiectausdruck.

Ebenso subiectiv ist, zum mindesten der wirkung nach, das verb mehrfach im heutigen zustande, so in den verbindungen mit hilfsverb sein, z. b. si — ogç — up = ich bin mensch, si — bzio — up = ich bin gut; vielleicht auch in dem ausschluss der passivform, die doch in den nordkaukasischen idiomen gerade die hauptform ist: doch kann die veranlassung des alleinigen gebrauchs des activ auch die indifferente natur des verbs sein.

Das Fulde zeigt im heutigen zustand der sprache subiectives verb; eine absolute scheidung von nominal- und verbalstämmen scheint gleichwohl nicht vorzuliegen. Trotz des oft sehr fühlbaren characters ganz loser agglutination der tempus- und moduselemente sowie der verbalstammmodificationen ist das verb ein reich und sinnreich ausgestatteter organismus, dessen innerer bau vielfach an unsere flexion erinnert. Die personalzeichen werden präfigirt und unterscheiden sich wesentlich von den suffigirten possessivelementen, grossenteils auch von den in der regel volleren formen der selbständigen fürwörter. Die volle durchdringung von personalzeichen und verbalstamm bis zur empfundenen unlöslichkeit der subiectiven verbalform ist wohl dann durchgeführt, wenn, wie in einem dialecte, noch das selbständige fürwort verstärkend oder erläuternd davortritt, und auch bei vorangehendem subiectnomen gleichwohl die verbalform das personalzeichen der 3. person zeigt. Fehlt, wie in anderen dialecten, dasselbe im letzten falle, so ist die volle entwickelung des selbständigen subiectiven verbs formell in diesem puncte nicht erreicht*), die wirkliche verbalform wird dann erst durch die verbindung mit dem subiectnomen. In diesem falle steht also das Fulde noch in der entwickelung und z. b. hinter dem bald zu erwähnenden Haussa zurück.

---

*) Diese von Fr. Müller öfters betonte ansicht war auch von jeher die meinige, ich hatte sie durch das uralaltaische gewonnen.

Doch noch einige worte über den eigentümlich reichen bau dieser erscheinung. Sehr characteristisch ist die vocalvariation, wodurch thätigkeit oder zustand bezeichnet, und auch aus einem transitiven ein intransitiv-passives verb erzeugt wird. Ebenso wichtig ist die bildung einer bestimmten (besser intensiven) neben der einfachen stammform, einer causativen, reflexiven, reciproken, limitirenden; letztere enthält die idee des natürlichen augenblicklichen ziels der handlung. Neben der medialen steht eine passive, neben der positiven die negative form. Ausser dem präsens giebt es einen aorist, ein perfect-präteritum, ein futur. Diese formen sind rein suffixiv, mit häufiger verschmelzung der verschiedenen beziehungsexponenten. Auch emphatische bildungen, ein conjunctiv, imperativ, infinitiv und particip sind vorhanden. Die regelmässig entwickelte obiectconjugation hat eigene obiectformen, welche immer hintenantreten; ganz eigentümlich ist der reichtum dieser auf einem und demselben princip ruhenden, aber je nach dem wesen resp. der form des bezüglichen nomens manigfaltig gestalteten und verwachsenen elemente; dabei ist wie am nomen der unterschied zwischen einem menschlichen erwachsenen wesen und einem nicht erwachsenen resp. nicht menschlichen sowie die respectiven individuellen suffixe dieser formen massgebend. Dasselbe unterscheidungsmoment wirkt auch bei der pluralbildung des gewöhnlichen verbs mit; das Fuldeverb ist mithin ein äusserst complicirter bau.

Hieran knüpfe ich einige bemerkungen über das Nubaverb — nicht als ob ich etwa genealogischen zusammenhang zwischen dem Fulde und Nuba annähme — weil dasselbe bei noch grösserer formencomplication ähnliches, nur nicht ganz so erfolgreiches streben zeigt, ein subiectives verb herzustellen. So ist gestattet das fehlen des persönlichen verbalzeichens bei einem subiect der 3. person, oder bei mehreren unmittelbar aufeinander folgenden verben werden alle beziehungselemente nur dem letzten angefügt, während die übrigen die wurzelform aufweisen. In den nebensätzen ist die eigentliche verbalnatur noch ganz unentwickelt; sie erscheinen ganz ähnlich wie weitaus am öftesten im uralaltaischen als abhängige nomina; ich habe anderwärts aus-

geführt und werde noch oft darauf zurückkommen, wie erst mit der klaren durchbildung des subiectiven thätigkeitsbegriffes das verb derart als selbständiger träger des satzes auftritt, dass es auch da als verbum finitum erscheint. wo durch relative und conjunctionale bindung neben der regirenden satzhandlung kleinere oder niedere, abhängige satzeinheiten hervorgerufen werden, die bei weniger entwickeltem verbaltypus eben nicht als solche, sondern lediglich in ihrer abhängigkeit von der haupteinheit, als erläuternde, begleitende, modificirende nebenmomente erscheinen.

Abgesehen von diesen spuren eines unvollkommeneren zustandes haben wir das verb des Nuba als subiectiven ausdruck der thätigkeit anzusehen. Ganz eigentümlich sind demselben personalzeichen, welche zugleich die tempusidee involviren, die also wohl aus reinen pronominalen elementen in verbindung mit tempuszeichen entstanden sind, aber unlösliche einheiten darstellen. Daraus allein darf man fast schon auf intensiv subiective natur der leitenden satzaussage, des gewöhnlichen verbum finitum, schliessen. Ähnlich wie im Fulde treten davor noch die selbständigen fürwörter. So bezeichnen, um einen begriff davon zu geben. die formen r — nam — n — ru — rokom — n - nan die idee des präsens zugleich mit der der personen; im aorist heisst es: s — onam — on — su — so-kom — san. So nahe es läge, als präsenselement *r*, als aoristelement *s* abzulösen und als personalzeichen nam, n, u, kom, nan (an) anzusehen, so sind doch immerhin noch erhebliche veränderungen vorgegangen, und namentlich decken sich die letzteren gar nicht mit den formen der persönlichen fürwörter: ai, ir, tar, ū, ur, ter (in diesen ebengenannten bildungen ist die herstellung der pluralformen aus denen des singular durch vocaldifferenzirung unzweifelhaft). Auch die eine futurform zeigt ihre besonderen suffixe: al — allam, arin, allu, allokom, arinnan. Daneben giebt es mehrere mit secundären verbalstämmen gebildete zeitformen, so ein perfect, plusquamperfect, ein einfaches und ein futurum exactum; das Nuba ist mithin auch hierin nicht unentwickelt. Auch die modale seite der verbalentwickelung ist reich vertreten, namentlich aber wiederum durch eigentümliche, starke verschmelzungen wie die zeiten- und personenbezeichnung aus-

gezeichnet; hier, also z. b. in der negativform, ist der tempus- und personencharacter auch nicht annähernd mehr so abzulösen, wie vorher bei der positiven aussageform. Unwillkührlich muss man hierbei immer wieder an unsere flexionsformen denken. Sehr beachtenswert sind in den verschiedenen zeitformen die infinitive. Die obiectconjugation ist nur teilweise ausgebildet, eigentlich nur andeutungsweise, aber doch bezeichnend. Verbindet sich ein verb mit mehreren obiecten, so nimmt die wurzel ein dsch an; dadurch wird also eigentlich eine pluralität der obiecte angedeutet, das obiect selbst wird durch das betreffende nomen bezeichnet; gleichwohl liegt es nahe, da, wo kein nomen da ist, also bloss ein formobiect, ein ihn, sie, diesen allgemeinen, leeren obiectexponenten dafür gelten zu lassen; also ai tokk — i — **dsch** — ir = ich schüttle sie (plur.). Dies selbe dsch tritt nun auch beim plural der 1. 2. person ein, aber dann wieder bloss in begleitung der flectirten dativ-accusativform, z. b. ikkā = dir, dich, aigā = mir, mich; aber euch = ukkā + dsch; ai **ukkā** gatis — **dsch** — is = ich taufte **euch**.*)

Die anderen sprachen, welche Fr. Müller unter den der Nubarasse (nach seiner terminologie) versteht, zeigen allerdings wenigstens teilweise wesentlich ähnliche verhältnisse wie das Nuba. Einige andeutungen darüber.**)

Das S-umale hat ebenfalls prädicatives verb mit personalzeichen, welche auch von den persönlichen fürwörtern, den possessiven und den des obiects völlig abweichen; ausserdem tritt wieder das persönliche fürwort vor, dessen bildung wiederum starke verwendung der vocalvariation zur differenzirung zeigt; z. b. personalzeichen = y, w, — n, ṅ, k; persönliche fürwörter = ṅi, ṅo, ṅu, ṅinde, ṅonda, ṅenda; also heisst es von en = sein: ṅi y — en, ṅo w — en, nu en...; die 3. person weist wieder den betonten defect auf, welcher an

*) Jedenfalls zeigt sich überall deutliche aufnahme des (formalen?) allgemeinen obiectexponenten in den verbalkörper als eines integrirenden gliedes.

**) Ich behandle sie kurz hier mit, um nicht alles zu sehr auseinanderzureissen, sie konnten teilweise auch früher, bei den anderen afrikanischen idiomen, auch später, bei besprechung des Efik... vorkommen; auf eine absolut scharfe einordnung musste ich ja aus methodischen gründen überhaupt vielfach verzichten.

eine unvollkommenere periode erinnert. Die zeitenbildung ist einfach und doch nicht unentwickelt: präsens, zwei gleichbedeutende (?) präterita*), futur; die verbalstammbildung reich und eigenartig, an amerikanische auffassung erinnernd. Das obiectverhältnis hat ganz besondere exponenten; hier aber zeigt sich, dass wirkliche verbalformen in unserem sinne noch nicht durchgebildet sind; denn das obiectzeichen verdrängt das personalzeichen (welches mit dem verbalstamm unlöslich verbunden sein müsste) und nimmt seine stelle ein.

Das Il-Oigob hat auch prädicatives verb, mit verkürzten präfigirten pronominalformen, während das possessiv suffigirt wird; häufig tritt wieder das volle personalpronomen voran. Die bildung der zeiten präsens, futur ist sehr einfach, die des perfect und plusquamperfect durchsichtig, aber z. t. recht umständlich; präsens = a — (scham), futur = a — la — scham, conjunctiv = p — a — scham, perfect = a — da — scham — a, plusquamperfect = nanu (ich) a — idib — a (ich habe beendigt) a — da — scham — a (ich habe geliebt) = ich hatte g.**); (alles vom stamme scham = lieben;) letzteres ist freilich keine wirkliche verbalform mehr. — Man unterscheidet activen und passiven, positiven und negativen verbalausdruck.

Das Barea hat suffixive abgekürzte personalelemente, während die possessiva in wesentlich anderer lautform präfigirt werden; es ist also auch prädicativ. Die sehr lose agglutination der suffigirten tempuszeichen tritt wie im Il-Oigob, gegenüber dem Nuba und selbst dem S-umale, auffällig hervor; man unterscheidet dauerform (ter), aorist (stamm), perfect (te), futur (anguto, inguto, unguto..), plusquamperfect (no-dengito..) — ein activ, passiv, causativ — conditional, optativ, imperativ; auch diese modificationen werden durch suffixe angedeutet.

Das Sandeh weist selbst klare scheidung des prädicativen und des possessiven verhältnisses nicht mehr auf; neben

---

*) Eines dieser präterita scheint präfixiv gebildet zu sein, das andere hat suffix *e*, das futur suffix runen; das erste erinnert durch die lauttrübungen — oder complicationen an das Nuba.

**) cf. weiterhin das Ibibio; hiernach ist das verb des Il-Oigob teilweise auffallend unvollkommen.

den prädicativen präfixformen gehen andere her, welche suffigirung und possessivcharacter zeigen. Auch bleibt das personalzeichen der 3. person wieder meist weg, sogar im plural, wenn das subiect ein nomen ist, was auf unverkennbar mangelhafte verbalbildung schliessen lässt. Die zeitenbildung beruht vornehmlich auf leicht löslichen präfixen und umfasst präsens, aorist, 2 präterita, futur. Die obiectzeichen werden in der unveränderten form der personalpronomina dem verb suffigirt.

Das verb des hamitischen stammes ist mit ausnahme des altägyptischen und koptischen*) rein subiectiv, wenn Fr. Müllers darstellung alle erscheinungen des weit verzweigten systems umfasst. — Schon die behandlung des ägyptischen durch Brugsch legte mir durch die eigentümlichen stammbildungsprocesse, wie die in weitem umfange verwendete reduplication, die vermutung nahe, dass hier vielleicht das prototyp für die eigenartigen semitischen vocal- und consonantenvariationen zu flexivischen zwecken in roherer form enthalten sei; ich gab derselben auch in meiner ersten arbeit ausdruck. Ich weiss nicht mehr, ob ich vielleicht infolge der manigfachen anregungen, die mir Fr. Müllers specielle behandlung der semitischen verbalstämme bot, zu dieser ansicht gedrängt wurde, jedenfalls sehe ich jetzt zu meiner genugthuung grundr. III. 2. p. 269 eine ähnliche vermutung ausdrücklich ausgesprochen. Sollte dies verhältnis weiterhin auch seine geltung haben,

---

*) Diese differenz bei sprachen von demselben typus und so hoher innerer übereinstimmung giebt zu denken. Das koptische als der directe nachkomme des altägyptischen hat zwar die gleiche grundrichtung beibehalten, jedenfalls aber zeigt dieser fall eindringlich, wie den sprachtypus nicht eine auffassungsform zu beherrschen braucht, was wir übrigens bei weniger hoch stehenden idiomen oft genug beobachtet haben.

Auch die obiectconjugation scheint in beiden gruppen ursprünglich wesentlich gleich gewesen zu sein, aufgebaut auf die possessiva, welche ja das semitische ausser in der 1. person überall aufweist. Weit weniger regelmässig ist hierin das hamitische, welches vielfach neubildungen zeigt, in verschiedenen idiomen dieser form überhaupt ermangelt. Selbst formell erinnert das semitische hierin an die ursprünglichst erhaltenen zweige, altägyptisch, koptisch, Tamaschek, welche auch die possessive basis fast ganz streng festhalten; selbst das Tamaschek zeigt nicht sehr erhebliche abweicungen. Sollte das auf einen früheren sprachlichen zustand auch des semitischen mit nicht oder noch nicht

so würde es wieder darthun, mit welcher energie und planmässigkeit das semitische es schon in seinen ältesten verfolgbaren gestaltungen verstanden hat, selbst rein äusserliche (vielleicht z. t. zufällige) wandelungen zu schärfster bewusster differenzirung zu verwerten und significante, streng festgehaltene lautbilder zu erzeugen, die nunmehr allein die idee wiedergaben, welche vorher durch z. t. ganz materielle elemente angedeutet wurde.

Überhaupt zeigt das hamitische verb tiefgehende innere analogieen mit dem semitischen. Es hat die ausgesprochene tendenz, wahre thätigkeitsform, verb in unserem sinne, zu werden; aber ganz wie im semitischen liegt die hauptentwickelung in der sphäre der reichen und feinen modificationen des thätigkeitsbegriffs — ich erinnere nur an die manigfaltige bildung der modificirenden verbalstämme, des reduplicirten intensiv-, des causativ-reflexiv-passiv-reciprok-stammes, die verschiedenen combinationen solcher stämme. (Es ist unausbleiblich, dass man bei formen wie ab—it—sch—isch, ab—it—sch—isch—isch, ab—sch—isch—isch, ab—sch—isch—im, ab—sch—isch—sch—im von ab, bei ma—s—katab—isch, ma—s—katab—sch—isch von katab sich die semitischen variationen vergegenwärtigt und bedenkt, wie leicht durch naheliegende zusammenziehungen gestaltungen wie die semitischen stammmodificationen entstehen konnten.) Wenn aber, was ich nicht entscheiden kann, die grundlage ähnlich ist, so sind doch hier nur die andeutungen der reichen, einfachen,

---

klar subiectivem verb hinweisen, wo die verbalendungen auch im semitischen possessiv gewesen wären? Notwendig ist das, wie aus dem bisher und weiterhin behandelten hervorgeht, nicht. Ganz eigentümlich sind die obiectformen im Bedscha und Bilin; die des letzteren bieten ein wunderbares gemisch von pronominalen elementen, hin und wieder an formen im Tamaschek und selbst semitischen anklingend, und ganz besonderen bildungen, die ich nicht verstehe, und wovon ich nur den vortretenden stamm il ausscheiden kann; die des Bedscha zeigen meist deutlich die possessivsuffixe, aber auch an ein vorantretendes besonderes element angelehnt (cf. hōk, hōki, hōh, hōn, hōkna, hōhna...); hōb hat nach meiner ansicht unverkennbar das alte hamitische geschlechtzeichen des masculins angefügt. Also der wege sind genug eingeschlagen worden, ich habe diesen punct absichtlich etwas ausführlicher angedeutet, um doch in die vielen möglickeiten, die obiectform herzustellen, einen blick thun zu lassen.

klaren semitischen variationen gegeben. Die grossartige, bewusst durchgeführte durchdringung des sprachstoffes bleibt dem semitischen. Die zweite seite verbaler entwickelung, welche das wahre verb meist auch reich entfaltet aufweist. die temporale, ist wie im semitischen ganz unausgebildet. Die kraft des thätigkeitsausdrucks hat sich wie dort meist auf energische durchführung der subiectiven verbalform und der wesensmodificationen der handlung geworfen.

Bezüglich des uralaltaischen hebe ich nochmals hervor, dass trotz der vielfach unleugbaren entwickelung zum subiectiven verb die grundlage allem anschein nach z. b. von der des indogermanischen ganz verschieden, dass fernerhin in den meisten zweigen das verb noch unverkennbares nomen ist. Dass aber dasselbe durchaus nicht dabei stehen geblieben ist, dass schon die verhältnismässig rohen bildungen des samojedischen die grenze beider gebiete verwischt und klare anzeichen eines subiectiv gefärbten, **reinen** verbs aufweisen; dass die finnischen idiome z. t. absolut nur subiectiv empfundene reine verba hervorgebracht haben*), aber zugleich in unverkennbarer deutlichkeit, oft überraschend, die alte grundlage durchblicken lassen, ohne die z. b. die obiectconjugation in ihren eigentümlichkeiten vielfach unverständlich bleiben muss; dass die türkischen sprachen dasselbe princip noch unverhüllter aufweisen, ähnliches vom tungusischen und mongolischen gilt, habe ich z. t. schon eingehender verfolgt, z. t. wird es bei der behandlung des samojedischen, türkischen... typus ausgeführt werden. cf. auch meine bemerkungen p. 18 bis 23, wornach ich jedenfalls das entwickelte subiective finnische verb nicht für roh und bildungsunfähig halte.

---

*) Deshalb mache ich hier nochmals besonders darauf aufmerksam, um nicht wiederum dahin missverstanden zu werden, als ob ich das uralaltaische verb, auch in seinen fortgeschrittensten gestaltungen, auf eine stufe stellte mit so einfachen bildungen wie denen verschiedener namentlich amerikanischer formloser idiome (mit teils prädicativem, teils possessivem verbalausdruck). Übrigens habe ich diesen punct im letzten teile dieser arbeit nochmals hervorzuheben.

All dies versuchen und tasten, das schwanken zwischen widerstreitenden richtungen, das einschlagen von wegen, welche wieder verlassen werden, das nichtreinhalten der verbalsphäre von nicht dazugehörigen oder unwesentlichen momenten, die unverkennbaren reminiscenzen an den wortsatz, wovon trotz aller oft bewundernswerten feinheit und nuancirungsfähigkeit selbst das finnische verb viele proben giebt, fällt fort oder ist doch kaum in spuren da vorhanden, wo wirklich das verb von vornherein als thätigkeitsform, subiectiv erscheint. Es ist das, man mag einwenden, was man wolle, die reinste, dem realen verhältnis entsprechendste form, der ja auch so viele typen, die sie nicht ursprünglich kannten, mit mehr oder weniger erfolg zustreben; weil sie natürlich ist, ist sie von grosser innerer einfachheit, sie gestattet in grösster kürze, ohne windungen und umschreibungen, den ausdruck der manigfachsten temporalen, modalen, personalen ... beziehungen durch meist einfache elemente, die sich dem klar erfassten hauptbegriff mühelos als dem dominirenden unterordnen und keine selbständigkeit beanspruchen; denn die hauptmomente des satzes: **subiect, thätigkeit, obiect** sind klar abgegrenzt und lassen andere momente als ebenbürtig gar nicht aufkommen; ebenso wenig aber wird auch eines dieser drei in den hintergrund gedrängt; dabei **kann**, obwohl es sehr selten der fall ist, subiect wie obiect lautlich ohne jede auszeichnung bleiben; die innere form, meist auch geregelte stellung, weist jedem seinen bestimmten wert an.

Letzteres ist, abgesehen vom chinesischen, z. b. der fall im Haussa. Ob das verb des letzteren so hoch steht, wie es von Fr. Müller gestellt wird, ist mir bei meiner unkenntnis der entwickelung und anwendung der verbalformen dieses idioms zweifelhaft. Fest steht jedenfalls, dass mit diesem rein subiectiven verb eine frappirende klarheit, einfachheit, schärfe der subiect- und obiectbeziehungen, der zeitunterschiede verbunden ist;

die einfachheit ist so gross, dass man sich bei diesen wenigen formen kaum bewusst wird, welche menge von scharf geschiedenen beziehungen dadurch gedeckt wird; cf. na — ba = ich gebe, gab (aorist-präsens), ni — na — ba = ich gebe (dauerform), na — ba (eig. na — *n* — ba) = ich gab (imperf.), ni — na — ba (= ni — ka — ba) = ich habe gegeben, nī — ba = (ni — i — ba) = ich werde geben. Man halte dagegen die schwerfälligkeit, womit so ungemein viele idiome es kaum zur dürftigen unterscheidung eines futurartigen dauerpräsens, neben der indifferenten aoristform vom eigentlichen stamme, gebracht haben; man denke daran, dass sogar z. t. die analogie für Haussa und indogermanisch zutrifft, eine präteritumbildung vom präsens durch weglassen des schlussvocals, hier der bildungssilbe, herzustellen (freilich, ein äquivalent durch ein vortretendes augment fehlt hier); dass hier möglicherweise wie im indogermanischen (freilich auch sonst noch) das futur regelmässig durch unterordnung eines stammes mit der bedeutung des gehens, im begriffe stehens unter den hauptstamm hergestellt wird. Endlich mache ich auf die beträchtlichen, auch an die eigentlich flectirenden sprachen erinnernden lauteinbussen in der zeit- und personendarstellung aufmerksam. Es ist die vermutung kaum abzuweisen, dass das zurücktreten des wortsatzes, das losschälen kleinerer, ebenso ausgeprägter einheiten, die concentrirung des vorstellungsinhaltes auf den einheitlich zusammengefassten begriff der subiectiven thätigkeit, neben welchem alle anderen momente nur den character modificirender beigaben tragen, diese einfachheit, kürze, präcision und doch manigfaltigkeit wesentlich mit bedingt. Dieser eindruck hervorragender klarheit und einfachheit wird durch die obiectconjugation erhöht; bei dem absolut festen werte der bildungsform, personenbezeichnung... kann ein hinter das verb tretendes pronominalelement nur als obiect gefasst werden; jede specielle lautliche auszeichnung ist überflüssig und unterbleibt auch; dieselben elemente, welche vorn subiectiv sind, haben hinten obiectiven wert; es erinnert das geradezu an die regelmässigkeit, einfachheit und feste klarheit des chinesischen; hierin, in dem ausdruck ungemein vieler klar auseinandergehaltener beziehungen durch einfache und an zahl geringe lautliche

mittel überragt es das indogermanische; so ka — ba = du giebst, mu — ba = wir geben, ka — ba — mu = du giebst uns, mu — ba — ka = wir geben dich...*)

Das ebenfalls wohl durchaus subiective und doch an zeiten so arme semitische verb scheint das hier ausgeführte lügen zu strafen. Die idee der thätigkeit, des subiects und obiects, ist innerlich wie ursprünglich lautlich so scharf wie möglich zum ausdruck gebracht, darum muss es aber nicht die bezeichnung der zeit sein; dass der reichtum des semitischen verbs auf ganz anderem gebiet, dem der feinen nuancirung der art, des wesens der handlung, liegt,

---

*) Ungleich unvollkommener ist z. b. das in vielen stücken anklingende verb der Odschi-gruppe; namentlich aber erinnert an das Haussa das Efik. Beide zuletzt genannten gruppen zeigen den drang, das verb, welches innerlich freilich ein nominalstamm ist, durch regelmässige verbindung mit pronominalelementen, meist in präfixform, zu einer subiectiven thätigkeitsform zu gestalten, und weitaus am besten ist dies dem Efik gelungen, dessen präfixe sich wesentlich differenzirt haben und von den possessiven abheben; weniger klar ist die scheidung im Odschi, Akra, Ewe (während das Yoruba die vollen formen des selbständigen pronomens vorsetzt). Eine so regelmässige verbindung wie im Efik m — bet, a — bet, a — bet, i — bet, ɛ — bet, ɛ — bet, oder n — kan, a — kan, i — kan, ɛ — kan, wobei die elemente m, a, i, ɛ nur in der verbindung mit dem verbalstamm vorkommen, muss eine art subiectiven verbs erzeugen; und ein gewisser reichtum sowie gleichwohl einfachheit characterisirt auch wirklich das verb des Efik, wenn auch deutliche spuren auf eine durchaus noch nicht voll durchgeführte entwickelung zum klaren thätigkeitsbegriffe, welcher alle nebenmomente absorbirt und zu blossen modificirenden bestandteilen des dominirenden verbalbegriffs herabdrückt, schliessen lassen. So sind die stämme, welche der tempusbildung dienen, noch recht selbständig, wenn auch durch einfügung zwischen präfix uud hauptstamm ihres eigenen vollen gehalts beraubt, ja der Efik-dialect des Ibibio zeigt die eigentliche natur derselben ganz klar. Während es im Efik heisst: n — dep, m — **ma** — dep, n — **ka** — dep, n — **ye** — dep, n — **kpa** — dep, die tempus- und moduselemente ma, ka, ye, kpa also überall zwischen n — dep eingefügt sind, nehmen diese hilfsstämme im Ibibio ebenso wie der hauptstamm die tempuszeichen, erweisen sich also als morphologisch gleichwertig: m — ma n — dep, n — ke n — dep, n — ye n — dep, n — kpa n — dep; es würde das also etwa bedeuten: ich war ich kaufe — ich werde sein ich kaufe. In den suffigirten obiectformen des Efik sind die selbständigen fürwörter fast unverändert erhalten, im Odschi und Akra noch unverfälschter. Ich konnte diese typen auch früher, bei den halb subiectiven verbalformen anderer afrikanischer idiome nennen, ich zog ihre behandlung hier vor, weil sie mir vor anderen die entwickelung des subiectiven verbs zu veranschaulichen scheinen.

ist allbekannt, es soll später noch einmal kurz darauf verwiesen werden; trotz aller schärfe und namentlich tiefe der auffassung (neben krass materiellen rückschlägen) ist das semitische wenig real veranlagt, es bewegt sich vorwiegend in der anschauung, im bilde, es sei dasselbe geistig oder dessen ausdruck, der lautliche abglanz des geistig geschauten; in der anschauung aber schwinden die gegensätze der zeit; was man schaut, das ist, es sei in der realen verknüpfung der thatsachen vergangen, gegenwärtig, zukünftig; ich glaube, es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, das semitische sei eigentlich oder ursprünglich indifferent gegen die unterschiede der zeit. Ich kann mich darin täuschen, ich gestehe, dass ich hierin wesentlich unter dem unvertilgbaren eindrucke stehe, den ich vor jahren durch das lesen althebräischer stücke gewonnen habe; in den Achämenideninschriften des assyrischen textes, dem einzigen, was ich ausserdem semitisch im original gelesen habe, tritt der natur der sache nach dieser punct weniger hervor; aber ich glaube, dass mir die grammatik des semitischen nicht unrecht giebt.

Schon erwähnt habe ich, dass fast durchweg die obiectconjugation des semitischen die possessivelemente anwendet. Da das verb subiectiv ist, so lässt sich die so oft erwähnte fassung: mein—lieben—deiner, lieben—mein—deiner... nicht anwenden. Überhaupt wird sich hier wie in vielen fällen die wirklich possessive deutung als schwer oder gar nicht möglich erweisen. Indem ich nochmals bemerke, dass dies verfahren durchaus nicht auf einen zustand mit wirklich possessiver grundrichtung des semitischen verbs hindeuten muss, weise ich auf eine auch früher klar angedeutete thatsache hin, deren vorhandensein für mich durch viele erscheinungen auf verbalem gebiet zur überzeugung geworden ist. Sie hängt innig mit der anderen thatsache zusammen, dass das possessiv der 3. person sehr häufig nicht possessive, sondern determinirende bedeutung hat; sie gipfelt mithin darin, dass auch das possessiv für die 1. 2. person nicht unbedingt possessive bedeutung haben muss, sondern ebenfalls gewissermassen determinirend sein kann; natürlich aber vollzieht sich der process hier in etwas ab-

weichender weise, die lediglich durch die besondere natur des falles bedingt ist; rein determinirende kraft kann eben nur ein wirklich obiectives, aber nicht ein element z. b. der 1. person haben. Es wird in diesem falle nicht ein concretes besitz- oder adnominal-verhältnis zum ausdruck gebracht, sondern in allgemeinster weise überhaupt nur ein beziehungsverhältnis; es wird also angedeutet, dass handlung oder zustand persönlich determinirt sind, sich auf ein ich, du, wir... beziehen resp., in etwas subiectiverer fassung, dass das handeln ein ich, du, wir darstellt, ist. Daraus ist schon ersichtlich, dass der verbalausdruck dadurch durchaus nicht subiectiv wird; dagegen haben wir hiermit ein neues band zur verknüpfung vieler heterogen ercheinenden auffassungen ideellen subiects gewonnen, die sich dadurch wesentlich zusammenschliessen und statt schroffer gegensätze mehr eine continuität unmerkbarer übergänge darstellen, deren endpuncte in dem ja nicht wegzuleugnenden rein adnominalen, selbst genetivischen oder instrumentalen... verhältnis gegeben sind; ebenso ungezwungen lassen sich daran die eigentümlichen fälle anknüpfen, wo das ideelle subiect in irgend einer form eigentlich den character eines obiects trägt; immer bleibt das eigentlich leitende der nicht oder noch nicht subiective verbalausdruck, welcher sich irgendwie persönlich zu determiniren sucht.*)

Ich hatte diesen in meinen augen sehr wesentlichen gesichtspunct bei behandlung des possessivartigen verbalausdrucks längst gewonnen, ich habe ihn auch in meiner letzten arbeit über das uralaltaische angedeutet; diese erörterung aber habe ich absichtlich bis hierher aufgeschoben, wo zum letzten mal die gelegenheit da ist, eine eclatante erscheinung derart zu fixiren und rückschauend auch das zu corrigiren, wovon ich früher, wesentlich descriptiv, bei der ungeheuren masse der ohnedies ineinander nur zu sehr ver-

---

*) Ich kann bei dieser gelegenheit nur wieder von den mir so oft betonten satz hervorheben, dass überhaupt im weitesten umfange die grammatischen mittel lediglich andeutender natur sind, dass der specielle sinn oft nur durch verbindung und zusammenhang hinzugethan wird.

fliessenden erscheinungen, die greifbarsten umrisse zu fixiren suchte, um das bild nicht allzu sehr verschwimmen zu lassen; nun aber bemerke ich nachdrücklich, dass diese erklärung geeignet ist, in zahlreichen fällen licht zu bringen, wo die auffassung immer und immer wieder zwischen der mehr possessivartigen und der mehr zum prädicativen verhältnis neigenden richtung zu schwanken scheint; so sahen wir besonders häufig in amerikanischen sprachen, doch auch sonst. dass die anscheinend possessive grundlage sich in der auffälligsten weise trübte, vielfach eine grenze zwischen prädicativem und possessivem verbalausdruck nicht mehr zu ziehen war; eine erscheinung, welche bei präcis possessiver richtung schwer erklärbar ist, sehr leicht dagegen bei derartig unbestimmt gehaltener auffassung, wobei beide richtungen unschwer direct ineinander übergehen, wogegen doch wirklich possessiver verbalausdruck oft eine eigentümliche starrheit sowie die unfähigkeit zeigt, sich mehr prädicativ zu gestalten.

Das chinesische zeigt, wie in vielen fällen, so auch hier die grammatische kategorie des thätigkeitsbegriffs ohne jedes lautliche mittel in der schärfsten weise präcisirt; derselbe ist völlig klar gegeben durch seine stellung zum ebenso scharf erfassten subiect und obiect, deren ersteres dem verb voraufgeht, das zweite nachfolgt. So erübrigt sich meist die im indogermanischen unerlässliche specielle personenbezeichnung; die stellung giebt auch an, ob das verb transitiv, causativ oder intransitiv ist; so ist befehl — ergehen = der befehl ergeht, erging..., aber könig — ergehen — befehl muss heissen: der könig lässt, liess... einen befehl ergehen. Auch die bezeichnung der zeit, wie soeben angedeutet wurde, selbst die des modus, bleibt nur zu oft dem zusammenhang überlassen; die sprachliche form giebt nur die grammatischen unentbehrlichen kategorieen subiect, thätigkeit, obiect, das nähere verhältnis derselben muss der verstand hinzuthun; so kann dasselbe wort heissen: ich, du, er... macht, hat gemacht, wird machen... Dass das bis hierher das denkbar einfachste ist, darf nicht bezweifelt werden; ebenso dass es, wo alle erläuternden momente, hilfswörter aller art fehlen, auch die idealste darstellung wäre, wenn überall die absoluteste klarheit erreicht

würde, etwa so wie durch die reich gestalteten formen des indogermanischen, welche den gedanken bis in die feinsten nuancirungen hinein auch lautlich zum ausdruck zu bringen streben: aber hier zeigt sich wie überall die schliessliche unzulänglichkeit des starr festgehaltenen princips: diese klarheit ist durchaus nicht überall vorhanden, gar vieles bleibt dabei dunkel, deutungsbedürftig; einige solche fälle, wo man trotz der verständlichkeit des ganzen über den wortsinn im einzelnen erheblich im zweifel sein kann, resp. eine anzahl deutungen möglich sind, sollen beim obiectcasus genannt werden. Hier will ich bloss den einen auffallenden punct berühren, dass unter umständen das ideelle obiect dem verb voraufgeht, also der stellung nach subiect sein müsste, wenn das verb als reines verbum finitum gefasst werden sollte, dass letzteres aber nominal zu verstehen ist, so dass dann das ideelle obiect lediglich die adnominale bestimmung zu dem folgenden verbalnomen abgiebt. Die natürliche folge dieser oft mangelnden durchsichtigkeit ist eine überreiche menge verdeutlichender, nuancirender stoffwörter und partikeln, die die enorme einfachheit, welche im princip vorhanden ist, de facto doch stark trüben; ausserdem treten, was bei diesem typus auch immer wieder uns entgegentritt, da, wo z. b. das indogermanische feste, klare, einfache formen mit scharf begrenzter bedeutungssphäre bietet, oft recht allgemein unbestimmte oder krass materielle verdeutlichungselemente für einfache beziehungsverhältnisse ein: das princip ist ja klar, dasselbe soll durch das nebenher vielleicht noch vorhandene deutende element nicht alterirt, die form soll nicht durch letzteres gegeben, sondern die vorhandene innere form durch irgend einen notbehelf der anschauung näher geführt werden; in der wahl dieses notbehelfs ist man meist nicht sehr penibel, der einzelne fall, der augenblick entscheidet.

Das indogermanische weist in seinen frühesten denkmälern ein völlig durchgebildetes, subiectiv gefasstes verb und, damit im zusammenhange, ebenso klar erfassten subiect- und obiectbegriff auf; aber nicht in dieser abstractheit wie das chinesische, sondern wie überall sucht es auch hier die lautliche formel für die idee zu finden; diese beiden thatsachen verbürgen allein eine hohe vollkommenheit des typus; es sind

nicht nur die wesentlichsten factoren für die freie und lebensvolle, innerlich selbständige herstellung der höheren einheit, des satzes, gegeben, sondern hier erscheint auch das wort wirklich als monas, in sich selbst abgeschlossen, ebenso frei und beweglich wie jener, trotz des innigen zusammenschlusses mit dem satze, keiner irgendwie gearteten deutung durch die nachbarglieder bedürftig. Daher diese enorme entwickelung, der innere ausbau des indogermanischen verbs, welcher nicht durch die nachwirkungen des in vielen anderen typen so nachteiligen wortsatzes gehemmt wird, dessen überwindung oft ihre ganze kraft absorbirt.*) Die frage, ob wirklich das indogermanische verb von vornherein subiectiv gewesen ist, scheint mir müssig, da die wirkungen derart sind, als ob es nie wesentlich anders gewesen sein könnte, was ich aber nicht entfernt behaupte. Man berücksichtige, abgesehen von dem scharf erfassten begriff der subiectiven thätigkeit, den eminenten reichtum wirklicher, fein, scharf und einfach gesonderter zeitformen gegenüber den sonst meist schwachen versuchen, eine dürftige unterscheidung der allerwesentlichsten temporalen beziehungen herzustellen, wobei meist noch die dauerform unklar zwischen der bezeichnung der gegenwart und zukunft schwankt. Hier haben wir doch schon in den ältesten verfolgbaren phasen nach bedeutung und form klar geschieden: präsensbasis mit präsens und imperfect, aoristbasis mit ihren manigfachen schattirungen, perfectbasis, futurbasis; selbst wenn diese gestaltungen, was sie ja durchaus nicht sind, starr und unfruchtbar, zu weiterer zeitenbildung unfähig wären, so hätten wir doch schon so eine selten reiche und innerlich scharfe zeitenunterscheidung. Neben dieser manigfaltigkeit in den beiden arischen zweigen des indogermanischen mache ich aufmerksam auf den übersprudelnden reichtum des altgriechischen, auf die trümmer, die das lateinische gerettet hat, und namentlich auf das erfolgreiche bestreben, die verluste wieder zu ersetzen: ein reines, subiectives verb war im bewusstsein vorhanden und

*) Die schwerfälligkeit des ausdrucks im Sanskrit ist zwar im periodenbau unverkennbar, aber doch zum teil auf ganz andere ursachen zurückzuführen und geht neben der absolut klaren herausbildung des subiectiven verbs her.

verlangte eine reiche bethätigung seines wesens; dieselbe wird durch neuschaffung von zeitformen ermöglicht, wo die alten abhanden gekommen sind.*)

Dazu nehme man die fein differenzirten und in diesen ihren gestaltungen fest und für die einzelnen zeiten characteristisch gewordenen formen der mit ihrer umgebung oft unlöslich verwachsenen personalendungen, die klare scheidung des activ und medium, die ansätze zur herstellung eines besonderen passiv. Ich gebe nur die hauptsächlichsten grundformen aus dem arischen kreise.

Wenn diese wohlbekannten formen, die ich, als characteristisch, für das auge hier zusammengestellt habe, und die sich vermehren liessen, weiter nichts beweisen, so zeigen sie,

Hauptform

activ		medium	
primär	secundär	primär	secundär
mi	(a)m	e (μαι)	a, i
si	s	se (σαι)	thâs
ti	t	te? (ται)	ta
mahi (masi)	ma	mahe (μεϑα)	mahi
tha	ta	dhve (σϑε)	dhvam
anti	ant	ante (ανται)	anta

Perfectform

activ	medium
a, tha, a, ma, a, us	e, se, e; mahe, dhve, re.

Imperativform

activ	medium
(âni), dhi, tu, ama, ta, antu	(âi), sva, tâm, âmahai, dhvam, antâm.

*) Doch musste das nicht sein, wie das stark verarmte gotisch zeigt; doch dieser mangel macht sich nur in der armut an zeitformen fühlbar, obgleich es selbst hierin mit der mehrzahl der sprachen noch mindestens auf einer stufe steht; in der inneren entwickelung ist der subiective, reine verbalbegriff im gotischen mit allen seinen consequenzen, klarem subiect- und obiectcasus... ebenso lebendig wie in den übrigen indogermanischen zweigen.

wie innerlich abgeschlossen und fest die reine verbalidee ausgestaltet sein muss, um solche differenzirungen mit so klar festgehaltenem character zu ermöglichen.*) Das weitaus gewöhnlichste ist es doch sonst, dass in allen zeitformen genau dieselben persönlichen zeichen eintreten, erstere sich also nur stammhaft oder durch prä- oder suffigirung gewisser tempuszeichen unterscheiden.

Ich knüpfe hieran noch einige bemerkungen, um missverständnisse zu vermeiden.

Zunächst wiederhole ich, dass ich lediglich die wichtigsten mir bekannten erscheinungen auf verbalem gebiet geben wollte, also durchaus nicht behaupte, wie ich auch vorher schon andeutete, dass die typen, welche ich für die herausbildung eines subiectiven verbalausdrucks nannte, die einzigen sind, welche solchen aufweisen; anderseits behaupte ich nach wie vor, dass wirklich klares subiectives verb eine sehr seltene, grammatisch hochstehende, für den gesamttypus hoch

*) Hier eine bemerkung über die mit wahrer flexion meist verbundene lauteinbusse, verschmelzungen aller art, welche die auflösung der formen oft unmöglich machen. Ein realer wert wohnt diesen wandelungen in keiner weise an und für sich inne, sie verdunkeln häufig das wesen der form und machen verdeutlichungen, umschreibungen nötig, kommen überdies auch manigfach vor, wo wirkliche flexion nicht stattfindet, abgesehen davon, dass eine scharfe grenze zwischen flexion und nichtflexion nicht gezogen werden kann, wie aus dem bisher gesagten und dem folgenden hervorginge, wenn es nicht oft genug schon betont worden wäre. Es ist aber gleichwohl das auftreten so bezeichnender und durchgreifender lautveränderungen meist das zeichen dafür, dass flexion stattgefunden hat. So hat beim verbum das volle, klare erfassen des reinen thätigkeitsbegriffes im subiectiven sinne seine ablösung von seiner nachbarschaft einerseits zur folge, also seine volle selbständigkeit, anderseits bringt eben diese selbständigkeit des dominirenden verbalbegriffes es naturgemäss mit sich, dass alle anderen begleitenden, erläuternden momente ihre selbständigkeit verlieren und nur noch in ihrer beziehung zu jenem, in der abhängigkeit von ihm ins bewusstsein treten. Was aber das eigene leben verliert, stirbt eben ab, erstarrt, kann aber sehr wohl als erläuterungsmoment in inniger verbindung mit dem dominirenden complex eine bedeutungsvolle rolle spielen, ja noch weit über sein leben hinaus, wenn die feste innere form einmal im bewusstsein lebt.

bedeutungsvolle erscheinung ist, deren klarsten auch lautlichen und einheitlichsten ausdruck ich allerdings dem indogermanischen zusprechen muss; dass aber viele typen diesem ziele deutlich zustreben und schon dadurch dessen relative vollkommenheit bestätigen.

Aus der behandlung des verbs ging unzweifelhaft sein inniger zusammenhang, ja seine teilweise unlöslichkeit von dem satzganzen, seine ursprünglich häufige identität mit demselben hervor, weshalb ich auch schon im titel der arbeit neben das verb den satz stellte; ich behandle denselben aber eben nur in dieser einfachsten form, wie sie durch das wesen des verbalausdrucks und seine subiectiven wie obiectiven complemente von selbst sich ergiebt, abstrahire also völlig von dem manigfach gegliederten bau, wie ihn der satz der vollkommeneren sprachorganismen bietet.

Zugleich mache ich wegen der immer noch vielfach auftauchenden eigentümlichen ansichten bezüglich der obiectconjugation nochmals darauf aufmerksam, wie dieser fast auf allen gebieten uns begegnende process als ein durchaus naturgemässer an sich auch nicht den leisesten schluss auf verwandtschaftliche beziehungen oder gar auf zugehörigkeit zu den hierfür sehr mit unrecht meist allein genannten systemen der amerikanischen idiome gestattet.

Damit im anschluss bemerke ich, dass die grammatische form des verbalausdrucks durchaus nicht immer der adäquate ausdruck des gedankens ist, sondern in erster linie der jeweilige zeiger dafür, inwieweit es der sprache gelungen ist, den gedanken einerseits sich zum bewusstsein zu führen, anderseits ihm lautlich beizukommen. Je mehr es ihr geglückt ist, gedanken und ausdruck in übereinstimmung zu bringen, desto mehr zeigt sie das, was ich sprachliche form nenne, im unvermögensfalle ist sie hierin formlos. Entscheidend ist dabei in erster linie die klare sonderung der vorstellungen, sie wird dazu führen, auch lautlich die hauptmomente auseinanderzuhalten, die der gedanke sehr wohl enthalten kann, ohne dass man sich dessen bewusst wird, weil sie in demselben nur in ihrer einheit sich darstellen; daher kann also eine verbalform subiect, obiect, handlung enthalten und doch genau genommen ein formloses ensemble lediglich andeutender ele-

mente sein, dieselbe aber gleichwohl voll im sinne eines ich liebe dich empfunden werden. Drei beispiele aus wohlentwickelten und uns nicht allzufern stehenden idiomen mögen andeuten, was ich meine. Das allbekannte magyarische szeretlek = ich liebe dich enthält als einzige wirkliche andeutung des obiects dich das *l*, gleichwohl wird, wie ich aus dem mündlichen gebrauch des magyarischen weiss, in dieser und den anderen gleichgebildeten formen unser ich liebe dich mit voller klarheit empfunden; ähnlich ist in derselben sprache várjuk = wir warten auf ihn, sie, es, und wird ebenfalls unzweifelhaft so verstanden, obgleich die form bedeutet: warten — er, sie, es — unser (ist); der Magyar denkt sich hier thatsächlich ein wir, ein obiect ihn, sie, es, obgleich formell beides nicht vorhanden ist. Im französischen il **me** le donne fühlen wir me als unzweifelhaften dativ, in il **me** frappe das me als accusativ, obgleich doch heutzutage lediglich die stellung uns aufschluss über den wert dieses elements giebt.

So werden wir und haben wir in unentwickelteren idiomen die eigentümlichsten verbalgebilde gefunden, so ein mein — deiner — lieben, mein lieben — du...; und doch ist dies grossenteils rein grammatischer process, nicht gedanklicher, d. h. der gedanke lebt in seiner einheit, ungesondertheit, die lautelemente bleiben hinter ihm zurück und haben lediglich andeutenden wert.

Hiermit hängt unzweifelhaft das so häufige vorkommen des satzwortes zusammen. Die satzeinheit ist vorhanden, der volle gedanke; derselbe kann in seiner ungeteiltheit wesentlich die momente enthalten, die wir hineinlegen, aber eben nur andeutend, die einzelvorstellungen, welche ihn constituiren, sind nicht ins bewusstsein getreten; will man ihn grammatisch auflösen, so findet man eine anzahl elemente, die nur in der verbindung leben haben, am allerwenigsten aber worte bilden; daher die immer wieder zu machende erfahrung, dass meist das allerletzte product sprachlicher entwickelung das wort ist, das erste der satz. Ich erinnere an idiome wie das tscherokesische, wo dem verbalausdruck die allerheterogensten modalen, zeitlichen, örtlichen... bestimmungen beigegeben werden und auch in voller klarheit vor-

handen sind, aber eben nur im complex, nicht etwa als selbständige worte.

Können wir doch diesen process andeutungsweise noch im indogermanischen verfolgen.

Sowie die sonderung der vorstellungen die frühere einzige einheit, die des satzes, auflöst, insofern als man sich der niederen einheiten, der constituirenden satzelemente, bewusst wird, ist der anstoss zur selbständigmachung der satzelemente, zur bildung wirklicher worte in unserem sinne und zur grammatischen form gegeben; diese elemente, welche früher nur im und mit dem satzcomplex wert hatten, nunmehr von demselben als selbständige glieder getrennt worden sind, werden jetzt bewusst mit dem satz in beziehung gesetzt: nun entstehen die grammatischen formen des subiects, obiects, des subiectiven verbs.

Diesen in meinen augen hochwichtigen gegenstand berühre ich planmässig erst hier, wo wir eine übersicht über das wesen des verbs und somit des satzes gewonnen haben; es geschah das in wesentlich descriptiver weise, da mir hier nur daran liegen durfte, die verschiedenen wege kennen zu lernen, auf denen die sprachen sich dem ziele mehr oder weniger nähern, gedanken und ausdruck in einklang zu bringen. Dabei habe ich aber der eigentlichen basis, inwieweit der gedanke selbst wirklich sich mit dem gedanken in unserem sinne deckte, oder sogar hierin abliegende bahnen verfolgte, kaum andeutungsweise näher treten können; ich sehe auch hier von dieser untersuchung ab, die auf ganz anderer grundlage aufgebaut werden und eine besondere, vom rein linguistischen standpuncte abliegende arbeit darstellen müsste: nur das eine bemerke ich noch hinzu, dass ich gleichwohl weit entfernt bin, anzunehmen, dass im gedanken wirklich die kategorieen subiect, obiect, prädicat als solche vorhanden sein müssten; denn ich stosse immer und immer wieder auf sprachliche erscheinungen, die damit in einem unlösbaren widerspruch stehen, und die mir zeigen, dass diese kategorieen nicht mit den immanenten gesetzen des denkens gegeben, sondern wesentlich durch abstraction construirt sind. Wann, wo, unter welchen bedingungen diese gebiete sich berühren, halte ich für eine frage der philosophie und betone

nachdrücklich, dass ich dieser seite nach der ganzen richtung meiner studien weder näher treten kann noch will, da ich meine arbeit als streng linguistische angesehen wissen will und vollkommen einsehe, dass jene jenseits meines erfahrungskreises liegt.

Was ich in meinem Uralaltaische völker und sprachen bezüglich einer gewissen homogeneität der sprachtypen eines continents oder wenigstens grösserer abschnitte eines solchen betonte, dafür habe ich durch meine beobachtungen am verb und nomen ungewollt und ungesucht reiche bestätigung gefunden. Ich muss mich mit wenigen andeutungen begnügen*); vieles musste überdies in der voraufgehenden speciellen darstellung erwähnt werden.

In der ganzen pacifischen inselwelt einschliesslich des australischen continents, dem südosten Asiens zeigt sich ein eigentümlich indifferentes verhalten des verbalausdrucks, welcher kaum so genannt werden kann, meist ebensowohl reines nomen ist und lediglich durch die verdeutlichenden fürwörter annähernd verbalen wert erhält. In einzelnen zweigen wie im malaiischen, vielfach im australischen, nähert sich der verbalausdruck durch reiche modificationen der art der handlung oder des zustandes der idee des verbs. Im chinesischen erhebt sich das verb auf wesentlich gleicher grundlage, aber bei schärfstem erfassen der grammatischen kategorieen, zu reinster subiectiver geltung. Wenig scharf tritt der immerhin unverkennbar nominale character hervor in den systemen der Dravida-Kolh-idiome und ähnlich in den reich gestalteten kaukasischen sprachen; letztere entwickeln auch teilweise ein subiectives verb und zeichnen sich ausserdem vielfach (wie die Bantu-idiome) durch die eigentümliche bezeichnung einer afficirtheit des ideellen subiects aus.

Mit grosser klarheit tritt das unverfälscht nominale wesen des verbalausdrucks im centrum, norden und nordosten Asiens hervor; in noch weit krasserer weise auf dem amerikanischen continent; hier darf man fast als hauptform diejenige be-

---

*) Byrnes grosses werk, worin dieser punct eingehend behandelt sein soll, ist mir nicht bekannt.

zeichnen, wobei das verbalnomen substantivisch gefasst wird, und der ausdruck des agens als abhängiges, oft possessiv, oder gar in reiner adnominalgeltung, erscheint. Auf beiden hauptgebieten tritt daneben ein rein prädicativer verbalausdruck auf, hergestellt durch ein substantiv, adiectiv oder eine wesentlich ähnliche bildung, woran die subiectiven pronominalzeichen treten; denn die possessive verbalform ist doch nur angebracht bei der ableitung von einem stamm, welcher handlung oder mindestens ein ruhendes verhalten bezeichnet, nicht bei einem substantiv, welches eine prädicative verbindung eingehen soll. Diese richtung führt in weiterer entwickelung unter umständen zu subiectivem verb.

In scharfem gegensatz hierzu zeigen die afrikanischen idiome, trotz der im einzelnen ganz verschiedenen verbaltypen, ein auffallendes hervortreten des agens*), während dieses in den ebengenannten sprachgruppen eben unverhältnismässig zurückgedrängt, als fast nebensächlich angesehen wurde; es steigert sich dies bis zur herausbildung eines wirklich subiectiven verbs; ansätze dazu stossen uns in den verschiedensten Neger-sprachen, im hottentottischen... auf, z. t. recht anerkennenswerte; der höhepunct wird erreicht in dem wohlentwickelten Fulde..., Nuba, dem grössten teile des hamitischen, dem Haussa, den verschiedenen semitischen idiomen von Afrika.**)

Südwestasien und Europa zeigt, abgesehen vom baskischen***) und teilweise den uralaltaischen idiomen, (welche

---

*) daneben aber grossenteils völlig unentwickelten, indifferenten verbalausdruck.

**) Hierbei die bemerkung, dass ich das semitische überhaupt dem inneren habitus nach neben die afrikanischen typen stelle, mit denen es wesentliche übereinstimmungen zeigt, und zwar nicht nur mit dem unzweifelhaft verwandten hamitischen, sondern auch mit weit ferner stehenden idiomen, selbst solchen von Negern; darum behaupte ich natürlich nicht genealogische zusammenhänge.

***) Dass das baskische geradezu schlagende analogieen mit kaukasischen typen einerseits, amerikanischen anderseits bietet, ist allgemein bekannt; geradezu wunderlich aber beim heutigen stande der wissenschaft die immer wieder auftauchende manie, deshalb diese ganz getrennten gruppen genealogisch zusammenbringen zu wollen.

letzteren, wie früher angedeutet, bei wesentlich verschiedener grundlage gleichwohl sich z. t. zu völlig subiectiven verbalformen erheben), im indogermanischen die reichste ausgestaltung des subiectiven, reinen ausdrucks der handlung, mit absolut scharfer darstellung des subiect- wie des obiectverhältnisses; dasselbe scheint sogar durch die neigung, selbst das pronominale subiect selbständig hinzustellen, weiter zu gehen, als nötig wäre; die gleiche erscheinung fanden wir hin und wieder.

Casus.

Wenn ich der kürze wegen oft von subiect- oder obiectcasus spreche, so soll damit natürlich nicht gesagt sein, dass wirklich die kategorieen subiect, obiect empfunden und *zum ausdruck gebracht werden*, sie werden es thatsächlich in äusserst beschränktem masse; ich meine dann eben nur die manigfaltigen arten, wie die sprachen sich zu dem stellen, was im ideellen satze die zwei natürlichen und ersten complemente darstellt, und was *wir* nicht nur philosophisch, sondern auch sprachlich als subiect und obiect fassen.

Sie stellen mit dem verb den satz in allen seinen hauptteilen dar; so unklar oder absolut unerfasst auch die idee des subiects und obiects in der mehrzahl der idiome sein mag, handlung oder deren unvollkommener ausdruck, agens und obiectbeziehung bilden dermassen die *satz*- und oft *worteinheit*, dass letztere beiden momente in weitestem umfange in unlöslichem, gewissermassen organischem zusammenhange mit dem verb stehen. Daher bilden diese beiden momente die grundlage der casus, wenigstens der verbalen, d. h. derjenigen, welche mit dem verb stehen und fallen; sie sind die eigentlich grammatischen im weitesten sinne neben dem davon ganz verschiedenen adnominalen, aber nicht minder grammatischen casus, dem genetiv; dessen eigenart, wie wir schon gesehen haben und noch oft bemerken, derart ausgeprägt ist, dass er selbst dort, wo subiect und obiect als die natürlichen complemente des thätigkeitsbegriffes keinerlei lautliche auszeichnung kennen, meist bestimmt ge-

kennzeichnet erscheint. Wenn es schon natürlich ist, dass das nomen ebenso wie das verb seinen begriff durch ein natürliches complement seiner art nach erläutert, ihn erweitert, einengt, also die beziehungen des besitzes, der qualität, überhaupt jeder näheren nominalen bestimmung durch das genetivverhältnis zum ausdruck bringt, so hat doch dieser casus noch eine weitertragende bedeutung; er oder sein ideeller vertreter, z. b. das oft genetivisch gedachte possessiv, übernimmt in weiter ausdehnung direct die rolle des subiectcasus (sogar des obiectcasus, letzteres freilich seltener); wo die idee der thätigkeit mangelhaft vorhanden ist, gleichwohl aber die neigung hervortritt, in irgend einer weise den ausdruck der ruhend gedachten thätigkeit (z. b. nehmung) mit dem des agens oder obiects innerlich zusammenzuschliessen, sahen wir das agens nur zu häufig als wirkliches oder ideelles adnominales complement zu dem regirenden thätigkeits- oder zustandsausdruck: vater(s) — sterben oder noch öfter: vater(s) — sein sterben = der vater stirbt oder starb. Ein wie gewaltiger kreis von sprachen durch diese auffassung ganz oder teilweise (resp. in spuren) beherrscht wird, ist beim verb angedeutet worden. Tritt nach unserer anschauungsweise zu der thätigkeit ein unmittelbares obiect, so kann das natürlich, durch die stellung vom ausdruck des agens hinlänglich geschieden, ebenso wie dies bezeichnet werden, also: mein sehen deiner = ich sehe dich und so in vielfachen variationen.

Ich habe diese puncte noch einmal aufgenommen, um zu zeigen, in welchem masse die casusidee mit der verbalidee zusammenhängt, wie ganz die grössere oder geringere vollkommenheit der ersteren von der der zweiten abhängig ist, und betone nachdrücklich, dass, wo kein verb als wirkliche thätigkeitsform, von der subiectiv gefassten thätigkeitsform ganz abgesehen, vorhanden ist, meist auch nicht das eiseste bedürfnis sich fühlbar macht, anders als durch die stellung das subiect und selbst das obiect kenntlich zu machen, obwohl letzteres naturgemäss eben als beziehungsmoment doch noch eher zur geltung kommt. Dabei kann die aneinanderreihung der oft ganz indifferenten lautcomplexe, die nicht die spur von wortartigem wesen zu haben brauchen,

zu der einzigen im bewusstsein lebenden einheit, dem alles bestimmenden satz, ohne den nichts selbständiges leben hat, eine äusserst sinnreiche sein.

Darum ist nicht gesagt, dass da, wo das verb als subiective thätigkeitsform zum vollen ausdruck kommt, die kategorieen subiect und obiect bestimmten lautlichen ausdruck haben müssen; wir werden abweichungen davon kennen lernen, aber die thatsache ist unleugbar, dass die entwickelung des subiect- und obiectcasus in nächster beziehung steht zu der entwickelung des verbs; es kann ja die idee des subiects und obiects auch scharf erfasst sein ohne irgend welche lautliche kennzeichnung dieser momente; so ist das chinesische lautlich ebenfalls unbezeichnete subiect und obiect himmelweit entfernt von den subiect- und obiectvertretern im annamitischen.

Es kann die thätigkeit auch in weniger unmittelbarer beziehung als beim reinen obiectcasus zu ihrem obiecte gedacht werden, oder ausser ihrem natürlichen ziel noch ein zweites ferneres haben, auf welches sie sich zugleich mit ihrem obiect bezieht; es kann diese beziehung als reine obiectbeziehung gefasst werden und wird es thatsächlich vielfach, sie kann aber auch rein örtlich oder auf manigfache andere weise zum ausdruck kommen; es ist dies von allen casusartigen erscheinungen unstreitig die interessanteste wegen der ungeheuren manigfaltigkeit der bezeichnungsweisen: aber sie kann sich in keiner weise als innerlich ebenbürtig neben die obenbehandelten grundpfeiler des sprachlichen lebens stellen, sie ist im wesentlichen eine abschattirung des obiectcasus oder eines rein örtlichen beziehungscasus. Dass sprachen wie die indogermanischen in der weiteren feinen und ebenmässigen entwickelung der reichen in ihr implicite liegenden keime hiermit einen glanzpunct ihrer entfaltung erreichen, dass sie diesen casus, den dativ, wirklich zum träger einer scharf umgrenzten, gewissermassen neuen grammatischen kategorie machen, kann mich nicht bestimmen, denselben mit jenen drei auf eine stufe zu stellen; die ausführung im einzelnen wird das näher erläutern.

Alle anderen beziehungsexponenten am nomen tragen einen absolut verschiedenen character; da sie das wo, woher,

wohin der thätigkeit und weiterhin verschiedene z. t. ungemein genaue, ja für unsere auffassung complicirte beziehungen des ortes und der art und weise decken, also verbalergänzungen darstellen, so fallen sie allerdings unter den begriff obiectcasus im weitesten sinne; dass sie von so streng systematischen idiomen wie dem chinesischen wirklich als solche behandelt werden, ist wohl hinlänglich bekannt. Gleichwohl ist der beträchtliche unterschied zwischen ihnen und dem hauptobiectcasus unverkennbar. Der obiectcasus giebt, abstrahirend von jeder örtlichen vorstellung, lediglich die innere natürliche, ungesuchte verbindung, derart, dass die zu verbindenden begriffe eine einheit bilden, als welche sie auch lautlich oft genug dargestellt werden; die örtlichen casus liefern für die in sich mehr oder weniger abgeschlossene handlung nur ein accidens, die örtliche grundlage, namentlich die des wo, woher, während der obiectcasus den hauptinhalt der thätigkeit angiebt; diese grundlage aber kann der natur der raumvorstellungen nach in der auffassung doch wesentlich verschieden sein, ja es begegnen sich die gegensätze woher, wohin, während die reine obiectvorstellung einheitlich ist;*) jene erheischt also an und für sich behufs herstellung der blossen verständlichkeit entweder verba, welche ihrem wesen nach ganz klar die idee der richtung, ruhe, des ausgehens involviren, so dass sich die specielle obiectbeziehung von selbst ergiebt, oder es sind verdeutlichende elemente nötig, welche das wo, wohin, woher andeuten (auch das chinesische macht bekanntlich von solchen reichste anwendung, so dass das auf die spitze getriebene princip sich oft als unzulänglich erweist); dadurch aber hat sich dieser beziehungskreis von der reinen obiectsphäre losgelöst, und je schärfer die trennung sich vollzieht, desto klarer wird die ausgestaltung der örtlichen casus vor sich gehen. Wie drastisch sich diese beziehungen von der des obiects abheben, mag man daraus ermessen, dass wohl die

---

*) Was unserer auffassung ein nach hin ist, ist für andere ein von her, unser irgendwo wird ganz gewöhnlich, z. b. im griechischen und lateinischen, in der richtung des ausgangspunctes fixirt, erscheint also als irgendwoher.

mehrzahl der sprachen, welche zwar für das subiect- und obiectverhältnis kein gefühl haben, aber doch die beziehungsverhältnisse am nomen nicht schlechthin unbezeichnet lassen, ihren casusbestand gerade auf diesem gebiete haben und zwar oft ausschliesslich.

Die loslösung vom obiectcasus ist übrigens selbst im indogermanischen keine strict durchgeführte. So absolut unörtlich seinem ganzen wesen nach der indogermanische accusativ ist, so hat doch das indogermanische die ausgesprochene neigung, das ziel einer bewegung als obiect zu fassen, wie ich wiederholt ausgeführt habe; (ein analogon bietet das uralaltaische;) dass gerade dieses verhältnis durch den obiectcasus gedeckt wird, während die übrigen örtlichen beziehungen sich so scharf davon abheben, ist wohl begründet; die natürliche ergänzung der thätigkeit ist der gegenstand, auf den sich dieselbe richtet, den sie trifft; zum mindesten im sinne einer ideellen bewegung; meist aber deckt sich handlung und bewegung auch im rein realen sinne; sowie hund — schlagen als einheitlicher begriff erscheint, so auch stadt — gehen, das ist aber nicht ein gehen in der oder aus der stadt, sondern dasjenige gehen, welches sein obiect, seinen abschluss in der stadt findet; die zwei ersten genannten beziehungen dagegen bringen ganz specifische, neue örtliche momente, welche besonderer bezeichnung bedürfen.*)

Wie im indogermanischen der jede speciell gefärbte beziehung ausschliessende reine obiectcasus, so tritt im uralaltaischen im gleichen sinne ebenfalls in weitestem sinne der ganz indifferente, farblose casus ein, welcher auch unter ausschluss jeder speciellen beziehung nur andeutet, dass die handlung irgendwo ihren abschluss findet, während ganz entsprechend den indogermanischen erscheinungen die idee örtlicher ruhe und des ausgehens ihre speciellen, meist stärker und bestimmter localen vertreter haben; hierbei characterisirt sich der sogenannte richtungscasus sehr häufig sogar dadurch als eigentlich völlig indifferent, dass er die grundlage der an-

*) Dass bei weniger energischer zusammenfassung von handlung und obiect hier auch der locativ und sogar der dativ erlaubt ist, braucht hier keine nochmalige erläuterung, wird z. t. später berührt werden.

deren, der casus des woher, wo, wohin darstellt; doch das habe ich eingehend an anderem orte dargethan und werde mich weiter unten noch damit zu beschäftigen haben.

Die frage, ob man diese localformen des wo, wohin, woher als eigentliche casus anzusehen habe oder nicht, ist von untergeordneter bedeutung, sowie man den fundamentalen unterschied zwischen den eigentlich grammatischen casus und ihnen erfasst hat; dass im leben der sprache auch diese häufig in die sphäre jener übergreifen, sowie sie einmal für ein bestimmtes beziehungsverhältnis sich fixirt und eine feste sphäre gewonnen haben, ist leicht erklärlich; ihr wesen wird dadurch meist ebenso wenig alterirt wie das des obiectcasus, wenn derselbe sich einmal in das gebiet jener verirrt.*) Es sind unter den örtlichen beziehungen die durch sie vertretenen die drei natürlichsten, sie sind daher am geeignetsten, sich bestimmt umgrenzte bedeutungssphären zu schaffen und festzuhalten; das indogermanische hat sich auch wirklich behufs deckung der örtlichen beziehungsverhältnisse am nomen ursprünglich fast allein**) mit diesen drei begnügt und alle irgend speciellen ortsverhältnisse selbständigen und manigfach gestalteten localexponenten adverbialer und präpositionaler art überlassen.

Andere sprachtypen heben ebenfalls nur diese momente durch specielle locale suffixive oder präfixive bezeichnung hervor, und jedenfalls ist den logischen postulaten durch dieses klare zusammenfassen unter diesen allgemeinen, massgebend-

*) Für das indogermanische müssen wir ihnen jedenfalls ihren wert als casus lassen, da sie abgesehen von der örtlichen anwendung einen z. t. ausgedehnten wirkungskreis im übertragenen sinne sich geschaffen haben, für die beurteilung des sprachlichen lebens hochwichtige erscheinungen bieten; das gleiche gilt von sehr vielen uralaltaischen localcasus, ganz anders dagegen in den meisten niedrig stehenden sprachtypen, selbst wenn ganz scharf nur die drei genannten hauptmomente bezeichnet werden, diese aber absolut nur örtlich bleiben.

**) Neben ihnen fristen noch zwei wenig ausgeprägte elemente, von denen eines jedenfalls die locale, aber jenen ausgeprägten formen gegenüber schwächlich zurücktretende bedeutung eines prosecutiv oder comitativ hat, ein kümmerliches dasein im örtlichen sinne, um sich umso energischer der vertretung der idee des mittels zuzuwenden, wobei ihre localnatur völlig unkenntlich wird.

sten gesichtspuncten und das ausscheiden nebensächlicher specialbeziehungen am einfachsten und klarsten rechnung getragen. Es kommt ein anderes hinzu. Unzweifelhaft ist ein sprachenkreis darum nicht niedriger organisirt zu nennen, weil er sich mit diesen hauptkategorieen nicht begnügt, sondern durch präcises erfassen der manigfachen beziehungen der nähe, richtung, des ausgehens oder blossen herkommens von her, des entlang oder nebenhin, des unter hervor, darüber hin und vielfacher anderer eine grosse anzahl rein örtlicher casusformen schafft; aber die thatsachen lehren unwiderleglich, dass alle diese oder die meisten dieser elemente vorwiegend starre, entwickelungs- und bewegungslose localzeiger bleiben; es gilt das bis zu einem gewissen grade selbst von so hochstehenden idiomen wie den finnischen. Dagegen ist ein casus wie der indogermanische ablativ, locativ zu hoher innerer entwickelung auch im übertragenen sinne manigfachster art gelangt, hat ein scharf umrissenes, klares, aber wiederum nicht in zu enge grenzen eingezwängtes gebiet, in dem er sich nach allen richtungen einheitlich, aber doch manigfach gemodelt, und namentlich in umfassender selbständigkeit, entfalten kann. Ein solcher casus macht eben durch seinen umfassenden begriff und seine doch scharf abgegrenzte sphäre manigfache elemente überflüssig und verhindert das so häufige fluctuiren zwischen verwandten und sich doch nicht deckenden auffassungen. Es muss zwar zugegeben werden, dass in auffallend casusreichen idiomen die präcision im einzelnen falle oft ungleich grösser ist als in unseren sprachen, dass sie im haarscharfen erfassen des momentan treffendsten eine bewundernswerte schneidigkeit entwickeln können; ich habe oft auf solche fälle aufmerksam gemacht. Sieht man aber genau zu, so findet man in der überwiegenden mehrzahl der fälle als hauptveranlassung die, dass die einheit in der manigfaltigkeit der wesentlichen, gleichen vorstellungen nicht ins bewusstsein getreten ist, dass daher eine energisch reale auffassung lediglich den moment fixirt; die natürliche folge ist aber wieder, dass nicht selten da grosse umständlichkeit, vielfältigkeit der beziehungen eintritt, wo ein etwas weiterer standpunct in energischem zusammenfassen der gleichartigen vorstellungen viele elemente durchaus entbehrlich macht.

Es darf doch schon die so oft richtig hervorgehobene thatsache nicht unterschätzt werden, dass fast alle die an casus so unvergleichlich reichen idiome gar keinen subiect- und obiectcasus kennen; namentlich die nordkaukasischen sprachen und das baskische sollen später zeigen, wie sie trotz ihrer z. t. staunenerregenden casusfülle es weder zu einem subiectiven verb noch zu subiect- und obiectcasus auch nur annähernd gebracht haben.

Hätte diese fülle wirklich auch nur annähernd den relativen wert wie die klare herausbildung der drei genannten sprachlichen angelpuncte, dann allerdings dürfte sich das indogermanische gar nicht sehen lassen neben sprachen, die bis vierzig, ja einige neunzig casusartige, im übrigen meist einfach und ebenmässig genug hergestellte bildungen aufweisen.

Schon die geringen hier gegebenen andeutungen genügen, darzuthun, dass diese localelemente der mehrzahl nach ungleich einfachere, sich gleichbleibendere processe darstellen als die bildung der hauptcasus,*) dass sie von der eigenart des verbs, welches mit jenen so innig verknüpft ist, wesentlich unabhängig sind, mithin sprachgeschichtlich, da sie mehr an der oberfläche haften, ein untergeordneteres interesse bieten. Ich sehe von ihrer darstellung ab, obwohl ich anerkenne, dass auch sie manigfache anregende erscheinungen bieten, so das vielfache hineinschlagen in die sphäre der hauptcasus und die gleichmässige behandlung mit diesen:

---

*) Umso wichtiger ist mir der dativ, welcher, wie angedeutet, zwei hauptsphären casuellen wesens, die des obiects und der örtlichen beziehung, schon von hause aus in seinem wesen birgt und nun den ganzen widerstreit dieser mit einander ringenden momente abspiegelt, wobei bald das eine, bald das andere obsiegt, also das parallelogramm der kräfte gestört erscheint, oft vollständige teilung und zwiespältigkeit eintritt; wobei fast nirgends die sprache sich zu einheitlich klarerer auffassung von einem alle momente umfassenden standpuncte aus und ohne einseitige bevorzugung eines derselben aufgeschwungen hat, so dass in den allerwenigsten idiomen von einem dativ in unserem sinne die rede sein kann. Daher wird sich zeigen, dass trotz der manigfaltigkeit in der darstellung des subiect- und namentlich des obiectverhältnisses keine dieser erscheinungen eine auch nur annähernd gleiche vielfältigkeit der ausdrucksweisen aufweist oder besser der versuche, experimentirend das wesen des casus annähernd zu fixiren wie der dativ.

besonders belehrend ist die beobachtung, wie bald die bedeutung des verbs ohne jede sonstige auszeichnung die specielle örtliche beziehung involvirt, bald lediglich hervorhebende, aber indifferente formen angewendet werden, wobei genau genommen ebenfalls die bestimmung der art des verhältnisses dem verb und dem zusammenhang überlassen bleibt, wie endlich bildungen der manigfachsten art auftreten, welche das wesen des betreffenden ortsverhältnisses selbst mehr oder weniger scharf treffen. (Ich muss diesen punct im zweiten teile dieser arbeit noch einmal streifen.) Hierbei sehen wir anscheinende und wirkliche formwörter im sinne unserer präpositionen im bunten wechsel mit stoffwörtern jeder art bis zu den krassesten vorstellungen und haben namentlich bedeutsame ausblicke auf das werden von form- und stoffwörtern, ihre psychologische und physiologische grundlage und den oft innigen zusammenhang dieser beiden durchaus nicht immer streng geschiedenen wortklassen.

Subiectcasus.

Die behandlung des verbs hat gezeigt, dass wirklicher subiectcasus in unserem sinne vielleicht nirgends, jedenfalls nur ganz ausnahmsweise, da vorkommt, wo das verb nicht subiectiv ist; gleichwohl ist es denkbar, da auch die verbalauffassung keine starr gebundene ist, sondern öfters die possessivartigen oder indifferenten verbalnomina subiectiv scheinen oder gar wirklich werden, und ein stark demonstrativer hinweis seinerseits selbst wieder dazu beitragen kann, das verb im sinne der thätigkeit erscheinen zu lassen. Um aber darzuthun, wie ungeheuer der mangel an jeglicher auszeichnung des ideellen subiects überwiegt, nenne ich diejenigen sprachen resp. typen, welche dies verhältnis am nomen nach meinen notizen immer oder in der regel unbezeichnet lassen. Selbstverständlich mache ich auf vollständigkeit keinen anspruch und bin auch überzeugt, dass manches sich anders verhalten kann. Gleichwohl wird die übersicht ein ungefähres bild geben.

Fast alle afrikanischen idiome, sowohl die der Neger als auch der Bantu-völker, der Nuba, der Fulbe und der mehr oder minder isolirten systeme wie des Sandeh, Il-Oigob, Barea, T-umale, Kunama, des Haussa.*) Von Negersprachen nenne ich Dinka, Bari, Wolof, Bullom und Temne, Logonē, Ibo, Ewe, Akra, Odschi, Yoruba, Efik, Sońrhai, Wandalā, Bagrimma, Māba. (Auch das hamitische gehört zum grossen teil hierher, desgleichen das hottentottische; doch diese beiden systeme müssen noch einmal aufgenommen werden.) —

fast sämtliche amerikanischen sprachen: die athapaskischen manigfachen idiome, die Algonkin-sprachen, irokesisch, Dakota, tscherokesisch, koloschisch, Tsihaili-Selisch, (Tsinuk?), Mutsun, Nahuatl, die sonorischen sprachen vielfach, Otomi, taraskisch, matlatsinkisch, mixtekisch, zapotekisch, Maya mit seinen verwandten, Mosquito, Bribri, arowakisch, Goaχira, Galibi, Kalinago, die idiome der Moxos, Baures, Maipures, Paezes, Yaruros, Betoi, Lules, das Tschibtscha, Motschika, (Ketschua und Aimara), Tupi, Kiriri, Tschikito, Tschilidengu, abiponische, Tsoneka; (ansätze sind z. b. im Ketschua vorhanden.) —

die meisten asiatischen und benachbarten idiome: jenissei-ostjakisch, kottisch, tschuktschisch, Aino, jukagirisch, uralaltaisch (fast ganz), tibetisch, malaiisch (meist), siamesisch, annamitisch, koreanisch (nicht absolut), Kolh-sprachen, sinhalesisch, dravidisch (am unbelebten), die Papua-dialecte wie Mafoor, Errūb, Maer, der von der Maclay-

*) Letzteres ist darum von hoher bedeutung, weil es trotz der präcis subiectiven fassung des verbs und der ziemlich energischen geschlechtsbezeichnung am nomen, welche oft nahe beziehungen zu der entwickelung des subiectcasus zeigt, gleichwohl letzteren nicht kennt, resp. sich mit der ideellen bezeichnung desselben durch die stellung begnügt; es beweist, dass also, was man anzunehmen geneigt ist, ein subiectives verb nicht zur notwendigen folge die entwickelung des subiectcasus hat, und es kann unzweifelhaft in solchem falle der subiect- wie der obiectcasus sehr wohl durch die stellung allein ausgedrückt, und doch beide momente zur vollen geltung gelangt sein, obwohl das selten genug, und hier anscheinend nicht der fall ist.

küste, die australischen sprachen, die verschiedenen nord- und südkaukasischen systeme fast ohne ausnahme, das baskische (über die letzten drei gruppen, über das tibetische... werden erläuterungen folgen, welche die eigenart dieser typen beleuchten sollen) — medisch.

Diese übersicht lässt keinen zweifel darüber, dass der sprachliche ausdruck des subiectverhältnisses jedenfalls nur sehr vereinzelt vorkommt. Daneben stelle ich die hauptsächlichsten idiome, in denen ich andeutungen manigfacher art gefunden habe:

Mandegruppe, Nuba (nur prädicativ), Teda (oft), Kanuri ebenso, Galla, koptisch, Ketschua, totonakisch, Walawala, sonorisch z. t., aleutisch, japanisch, koreanisch, Holontalo und verschiedene polynesische und melanesische sprachen, Kassia, dravidische sprachen (beim belebten oft, muss aber nicht sein), uralaltaisch (sehr schwach), hottentottisch...

Wirklich klares erfassen des subiectverhältnisses findet möglicherweise hier und da statt, wie ich beim Haussa andeutete, sicher aber ist es selten; rein erfasste subiectidee hebe ich hervor im semitischen, chinesischen, indogermanischen; das Innuit soll besonders behandelt werden.

Die behandlung des verbs hat dargethan, dass die gründe der nichtbezeichnung des subiectverhältnisses sehr verschiedenartig sein können.*)

Nochmals mache ich darauf aufmerksam, dass man dort, wo das verb anscheinend prädicativ ist, wenn daneben geregelte stellung des ideellen subiects vorhanden ist, irgendwie geartete subiectvorstellung anzunehmen noch durchaus nicht berechtigt ist; die thatsachen weisen darauf hin, dass in sehr zahlreichen dieser fälle gar kein bewusstsein von der idee eines subiects, der thätigkeit, des

---

*) Ich kann zwar nicht bei jedem einzelnen idiom subiect- und obiectcasus behandeln, wo ich die verbalauffassung besprochen habe, im wesentlichen aber, namentlich bezüglich der von mir als characteristisch in den vordergrund gestellten typen, werden diese cardinalpuncte sprachlicher entwickelung alle drei zur besprechung kommen, so dass man sich im engsten rahmen ein bild des grundtypus wird entwerfen können. Beim dativ und genetiv wird dieser hier in erster linie leitende gedanke wegfallen, und, wie wir sehen werden, andere gesichtspuncte an seine stelle treten.

obiects stattfindet — ich meine hier namentlich die vielen idiome von der art der afrikanischen, melanesischen...

Die auffallende erscheinung, die das erfassen der subiectvorstellung so plausibel macht, dass in den meisten dieser idiome das ideelle subiect den ersten platz einnimmt, beruht in erster linie auf einem anderen grunde, einem der allgemeinsten sprachlichen gesetze, dass, wo irgend keine besondere veranlassung eine abweichung nötig macht, *das bestimmende meist vor dem zu bestimmenden steht*; dieses eine gesetz erklärt auf den manigfachsten sprachgebieten beim nomen, verb, pronomen oft wunderbar gedeutete thatsachen in der einfachsten weise; nur so ist es zu erklären, dass sprachen, welche sonst nicht eine spur von verständnis für den begriff der thätigkeit, des obiects zu zeigen scheinen, gleichwohl geregelte subiectstellung aufweisen; selbstverständlich hat man wieder von der einzigen empfundenen einheit, dem *satze*, auszugehen, oder dem *satzwort*; sowie ein *vater — haus*, *finsternis — höhle*, *ich — haus* = *(des) vaters haus*, *finstere höhle*, *mein haus*, so ist, wie so oft von mir hervorgehoben werden muss, ein *vater* oder *vaters — sterben* = *der vater stirbt* oder *starb*.

Es liegt nahe, da das verb in diesen fällen eher nominal als verbal sich darstellt, hier ein *reines adnominales abhängigkeitsverhältnis* herzustellen, wie das das uralaltaische und psychologisch verwandte typen in ausgiebigem masse thun; es ist das schon ein fester versuch, gewisse kleinere einheiten aus der ursprünglichen alleinigen satzeinheit auszuscheiden, die vorstellungen zu sondern, zu dem sich durchaus nicht alle sprachen mit fester stellung der elemente aufgeschwungen haben; viele begnügen sich mit der ganz *indifferenten* andeutung durch die stellung, dass das folgende das zu bestimmende ist; doch ist selbst dies nicht unbedingt notwendig, es genügt unter umständen die blosse nebeneinanderstellung eines als ideelles subiect fungirenden pronomens oder nomens und eines zweiten ebenso indifferenten nomens in beliebiger stellung, dem lediglich der zusammenhang seinen wert als thätigkeits- oder zustandswort anweist; wir sahen dies z. b. am Mutsun, wo es nach belieben *ara kan* ... oder *kan ara* hiess. Doch lassen sich

viele fälle ähnlicher art nachweisen; ich erinnere an das aus dem Holontalo erwähnte bitiolo = hunger, uau bitiolo = ich — hunger d. h. ich hungere, an die ebenfalls genannten Papua-idiome, z. b., wenn dort barress, perper, wag, arress die nominalbedeutungen krieg, glas, blitz, wind, feind haben, dieselben wörter aber ohne weiteres die bedeutungen angreifen, eilen, blasen, schlagen gewinnen, sowie ein bestimmendes moment vortrat; an das siamesische und annamitische, wo ebenfalls die vortretenden nomina oder pronomina absolut nur den wert verdeutlichender elemente hatten, welche inhaltlich das folgende nomen zum verbum, zu dem durch sie bestimmten machten.

Wie das so gestaltete satzwort auch die meist ganz regelmässige und auf weiten gebieten gleichmässige stellung des grösstenteils ebenso unbezeichneten obiects bedingte, ohne dass die idee des wirklichen obiects irgend ins bewusstsein trat, wird sich bald beim obiectcasus zeigen; hier begnüge ich mich mit der bemerkung, dass die gewöhnliche stellung ist: subiect — verb — obiect, oder, wenn verb + obiect sich als ganz einheitlich gewordener begriff darstellen, so: subiect — obiect + verb; wir fanden diese stellung des subiectvertreters auch da, und ganz besonders da, wo das verhältnis als wirklich adnominales erschien.

Es ist das voranstellen des ideellen subiects eine so durchgreifende erscheinung, auch dort, wo das gesetz von der stellung des bestimmenden und des zu bestimmenden keineswegs überall durchgeführt ist, also wo z. b. der genetiv hinter dem zu bestimmenden steht, dass ich es nicht ausschliesslich auf dieses zurückführen möchte; es mag das verb oder das verbalnomen als der eigentliche satzträger noch so sehr durch sein gewicht prävaliren, die vorstellung hält sich doch auch an das greifbare, individuelle, von dem die thätigkeit ausgeht, die dann in verbindung mit diesem agens den hauptinhalt des satzes bildet, falls nicht ein obiect da ist, welches allerdings nur zu häufig die subiectbeziehung ganz in den hintergrund drängt, da das von der handlung getroffene obiect einen intensiveren eindruck hinterlässt als das agens.

Ich zähle die idiome mit regelmässiger voranstellung des ideellen subiects ohne formelle auszeichnung nicht besonders

auf, sondern bemerke nur, dass man diese stellung als die weitaus gewöhnlichste auf den hauptsprachgebieten ohne nominativbildung ansehen muss, so in ganz Amerika, Nordost-Central-Südost-Asien, der malaiisch-polynesisch-melanesischen inselwelt, Australien, Afrika, Nordost-Europa, in den vereinzelten sprachgebieten der kaukasischen idiome und des baskischen.

Trat im adnominalen sinne das verhältnis gewissermassen gleichwertiger nomina hervor, so konnte doch anderseits auch die verbale kraft des verbalnomens sich geltend machen, dann musste das bestimmende als agens erscheinen; eine kleine modification der auffassung also macht aus dem allerdings ungleich häufigeren mein — schlagen ein durch mich — (das) schlagen, d. h. diese zuerst auffallende, aber doch nahe genug liegende bildung entspringt der neigung, die kraft der thätigkeit zu fixiren, während das verbalnomen noch zu sehr nomen ist, um die thätigkeit als activität erscheinen zu lassen, sie bleibt ruhend, unser subiect wird instrumental gefasst; es ist ein kleiner fortschritt in der entwickelung zum reinen verb gegenüber dem adnominalverhältnis, aber einer ohne die aussicht, das ziel zu erreichen; dazu ist das verhältnis zu sehr in eine speciell gekennzeichnete, von der subiectivsphäre abliegende bahn gedrängt worden, während die bloss adnominale auffassung, mehr indifferent, neutral, eher in die subiective bahn einlenken kann, sowie die latente kraft der thätigkeit energischer als activität empfunden wird. Es kommt nämlich hinzu, dass die adnominale fassung eine so natürliche ist, dass sie meist eines speciellen zeichens entraten darf, dass dagegen das instrumentalverhältnis eine eigenartige verbindung darstellt, welche durch die blosse iuxtaposition des bestimmenden und des zu bestimmenden kaum je hergestellt wird; es kennzeichnet sich mithin das agens auch lautlich als instrumental und ist somit der fähigkeit beraubt, zum subiect zu werden. Wir sahen auf verschiedenen von einander weit abliegenden sprachgebieten meist sporadisch diese versuchsrichtung auftreten; überall ist von subiectcasus keine rede, ja dort, wo dieselbe geradezu das bestimmende princip der verbalbildung im transitiven verhältnis geworden, in den nord-

kaukasischen sprachen, tritt uns die unfähigkeit oder unmögichkeit, auf diesem wege zu einem subiectcasus zu gelangen, am krassesten entgegen. Ich erinnere an die wesentlich gleiche auffassung im baskischen mit seiner klaren durchführung dieses princips im strengsten sinne; an das australische, wo vielleicht dasselbe überhaupt das leitende bei der gesamten verbalbildung in allen den im übrigen so weit verschiedenen idiomen*) ist; in den kaukasischen idiomen, dem tibetischen, (koloschischen), finden wir diese bildung im sinne unserer transitivverba, im australischen dagegen überall, wo handlung oder zustand stattfindet, also der vogel frisst = durch den vogel das fressen; überhaupt in einer die sprache beherrschenden ausdehnung, wie sie mir sonst unbekannt ist, dermassen, dass sich die unterscheidung von activ und passiv z. t. ohne jede alterirung des verhältnisses dieses ideellen subiects vollzieht; indem das ideelle obiect in der activen construction subiectartig erschien: durch den vogel gefressen der fisch = der vogel frisst den fisch, wird im passivsinn ganz entsprechend unser subiect zum obiect; durch den vogel gefressen **den** fisch. Dieser fall zeigt, wie ungemein tief die gesamte sprachauffassung durch dieses starre verbalnomen beherrscht wird; denn dass in dem activsatze: durch den vogel gefressen der fisch dies (der) fisch nicht etwa subiectiv zu fassen ist, sondern lediglich den nackten stamm darstellt, welcher nur die richtung der handlung, hier des fressens, angiebt, ist selbstverständlich bei dem sonstigen character dieser sprachen; es ist genau so oder noch mehr indifferenter stamm als bei dem prädicativen verhältnis (ohne handlung), wie in: **mann** krank, wo doch ebenfalls bloss eine aneinanderreihung zweier innerlich unverbundener stämme stattfindet, und die idee des krank, krankseins lediglich durch das hinzutretende ver-

*) Obgleich ich nicht behaupten kann, dass alle die im einzelnen so verschiedenen australischen idiome die instrumentale bezeichnung des agens kennen, ist doch diese auf weit getrennten sprachgebieten auftretende erscheinung bedeutungsvoll; ich habe sie notirt aus der sprache vom Lake Macquarie, (hier am nomen und am pronomen, am nomen to, ko, pronomen uni), im Wiraturai, Kamilaroi, Turrubul, und zwar überall als tu, du, du, welches bisweilen fehlen kann; ebenso in der sprache von Westaustralien als do, ndo.

deutlichende mann eine bestimmte richtung erhält, der zusammenhang das prädicative verhältnis ergiebt.

Ähnlich wie im australischen zeigte sich wenigstens das transitive verb des tibetischen als krasse nominalform, indifferent die mitte haltend zwischen activ- und passivsinn, mit derselben instrumentalen fassung des ideellen subiects, wobei durch die rein possessive gestaltung des obiects die illusion eines subiect- oder obiectverhältnisses noch energischer zerstört wird; denn dort war unser: ich schlage dich direct ein durch mich dein schlagen oder geschlagen werden.

(Eine ganz eigentümliche teilweise bezeichnung des obiects, welche nach meiner ansicht auf wesentlich derselben grundlage wie die des ideellen subiects im instrumental beruht, wird später gestreift werden).

Am bezeichnendsten für das bestreben, das agens möglichst stark hervorzuheben, ist in meinen augen, falls die deutung die richtige, das verfahren des koloschischen, wenn dasselbe dem verbalausdruck, welcher augenscheinlich die personenunterscheidung schon enthält, die persönlichen fürwörter im instrumental vorsetzt; der verbalausdruck ist hierbei keineswegs possessiv, so dass der inhalt wäre: durch mich mein thun, was sehr wohl denkbar und nur durch das noch hinzutretende possessiv von den bisher behandelten formen wie durch mich das thun verschieden wäre; er scheint vielmehr prädicativer art zu sein, obwohl auch dies bei dem geringen inneren zusammenhange der personalpronomina und der hier angewendeten personalsuffixe noch nicht erwiesen ist; ist dies der fall, wie Fr. Müller in der mir freundlichst zugeschickten kleinen abhandlung über das koloschische verb annimmt, dann wäre der sinn: durch mich ein thuender — ich (bin) = ich thue. Wieder würde ich darin den drang sehen, bei noch nicht klar durchgedrungener subiectivgestaltung dem defect durch ein möglichst drastisches mittel abzuhelfen, wodurch freilich die subiectidee eher aufgehoben als hervorgehoben wird.

Es war solche instrumentale fassung naturgemäss am ehesten da angebracht, wo hauptsächlich die activität des agens hervorzuheben ist, bei dem verb der energischen obiect-

handlung. Es giebt aber auch eine grosse anzahl verba, wo schon im rein activen sinne mehr die eigene afficirtheit des ideellen subiects ins auge fällt, so die verba starker neigungen oder instincte, dann die meisten in unserem sinne intransitiven. Für diese würde das instrumentalverhältnis nicht passen, denn ein: ich hungere, höre, traure, liebe ist kein durch mich ist hunger..., sondern eher ein: mir ist, mich quält hunger. Dann erscheint unser subiect im obiectverhältnisse, und zwar in dem, welches wir am besten durch den casus der beteiligung, den dativ, ausdrücken. Thatsächlich sahen wir auch diese form, und zwar wieder in dem sprachenkreise, welcher am consequentesten das transitive verhältnis instrumental fasste (cf. p. 80); wieder ist der erfolg dieser bis ins pedantische getriebenen genauigkeit und der sucht, jede nuancirung des gedankens auch lautlich scharf zum ausdruck bringen zu wollen, ohne dass doch das fundament, das allgemeine, welches solches specielles fixiren einzelner momente meist überflüssig macht, gefunden wäre, der, dass die verbalidee oft ganz verdunkelt wird, ein ungelenkes satzwort entsteht; wo wirklicher dativ, formell gekennzeichnet, unser subiect vertritt, wie wir das im Thusch fanden, ist wirkliches verb... unmöglich; es ist dies eine so specielle und scharf individuelle casusbezeichnung, die man nicht einmal ideell bloss aus dem wesen des verbalnomens heraus deuten kann (wie das bei klar passivem verhalten in bezug auf das instrumentale agens noch eher möglich ist), dass die möglichkeit subiectiver fassung fast ausgeschlossen ist. Es ist diese krasseste bildung aber nicht unbedingt notwendig, es kann sich das beziehungsverhältnis, wie scheint, auch allgemeiner oder unbestimmter als das einer obiectbeteiligung ohne casuelle präcisirung darstellen; das würde dann einem instrumentalen, aber unbezeichneten activverhältnis als intransitives oder passives entsprechen. Von einem subiectverhältnis ist natürlich hier ebenso wenig die rede wie vorher; das ideelle subiect bleibt in der obiectsphäre, es ist das, worauf die handlung hinausgeht; es ist auch diese erscheinung wohl zu erklären durch das enorme innerliche übergewicht des stark nominal empfundenen thätigkeitsbegriffes über das mehr nebensächliche accidens der personbezeichnung, aber wiederum

verbunden mit dem streben, die latente kraft des thätigkeits- oder zustandsbegriffs im sinne der ideellen bewegung oder des handelns in irgend einer weise in activität zu setzen; es wird dadurch freilich eigentlich das gegenteil erreicht wie bei dem subiectiven verb unserer sprachen, wobei das subiect als regens die handlung in seine sphäre zieht, während dasselbe hier umgekehrt in die wirkungssphäre des thätigkeitswortes gedrängt wird, und letzteres unbestrittenes regens bleibt. Auch diese richtung fanden wir in den kaukasischen sprachen vertreten, dort, wo das ideelle subiect nicht in der reinen dativform erschien; und abgesehen von gewissen nordkaukasischen idiomen wird, wie sich dort herausstellte, möglicherweise der ganze mingrelische kreis von dieser auffassung beim intransitiven verb beherrscht. Ähnliche grundrichtung zeigten die Bantu-idiome, noch weit klarer als die zuletzt erwähnten sprachen, schon darum, weil hier von reinem dativ keine rede sein kann, und da überdies die grundlage des verhältnisses durch die characteristischen obiectelemente, welche das ideelle subiect annahm, genügend gekennzeichnet wurde.

Es ist hochinteressant, zu sehen, wie diese sprachen, welche entschieden nach form streben, und welche z. t. im prädicativen sinne subiectives verb zeigen, bei der fixirung der handlung und des ideellen subiects sich in immer neuen bildungen erschöpfen, immer neue, oft feine beziehungen, aber individuelle oder specielle, fixiren, die uns doch immer nur zeigen, wie auf das agens oder von dem agens eingewirkt wird, statt das agens als wirklich empfundenes subiect, als den träger der idee activ hinzustellen; wie so häufig werden sie im einzelnen falle pedantisch genau, mehr als irgend nötig, weil sie das, was uns das nächste scheint, das einfache aber umfassende grundprincip, nicht erfasst haben.

So häufig die bezeichnung des ideellen subiects durch das rein instrumentale oder das dynamisch adnominale, aber lautlich nicht speciell hervortretende beziehungsverhältnis erfolgt, so selten ist die rein genetivische darstellung desselben, was nicht wunderbar ist, da bei der bloss andeutenden adnominalen verbindung die immerhin dem gedanken nicht adäquate fassung doch wenigstens ohne die

drastische unbeholfenheit durch die schwere casusform bleibt. Gleichwohl ist auch diese ausdrucksweise möglich; für das aleutische ist dieselbe von V. Henry nachgewiesen, und die auffassung und darstellung dieses verhältnisses entspricht, nur eben in dieser etwas drastischeren form, dem, was ich für den weitaus überwiegenden teil der uralaltaischen verba als ursprüngliche grundlage vorläufig andeutend nachgewiesen zu haben glaube und im weiteren verlauf meiner arbeit über das uralaltaische specieller darthun werde, und woran ich allerdings als der unerschütterlichen basis für das verständnis des uralaltaischen verbs umso entschiedener festhalten muss, je näher ich diesem sprachtypus trete.

Ebenso glaube ich, wie ich vielfach angedeutet habe, dass das scheinbar subiective ga des japanischen adnominal- resp. genetivzeichen ist; ich behaupte es nicht, da ich für jetzt mich nicht competent erachte, in dieser frage ein endgiltiges urteil abzugeben, wo dieselbe für die specialforscher noch nicht entschieden ist; aber das eine möchte ich nicht übersehen wissen: das hauptargument in Noacks werk gegen die genetivische auffassung ist das angeblich seltsame oder unerhörte einer solchen erscheinung; das zeigt mir aber bloss, dass Noack überhaupt die adnominale auffassung des ideellen subiects nicht kennt, und seltsam genug mag ja eine solche herausgerissene erscheinung dem specialisten ohne ihre allgemein sprachgeschichtliche basis erscheinen.*)

Schliesslich mache ich darauf aufmerksam, dass in verschiedenen amerikanischen idiomen mit possessiver auffassung des verbs, die wir so häufig fanden, das verhältnis sehr wohl genetivisch sein kann, ohne als solches deshalb sich darzustellen, weil auch das rein nominale genetivverhältnis besonderer lautlicher bezeichnung ermangelt. Wie die unverhüllte genetivnatur durchschlagen kann, sahen wir an dem so bezeichnenden genetiv-agens der 3. person im Sahaptin.

*) Dass dieser genetiv nicht mehr als solcher empfunden wird, ist selbstverständlich, es handelt sich hier auch nur um die genesis.

Ich schliesse den abschnitt über den obiectiven character des ideellen subiects, er sei genetivisch, dativisch, halbaccusativisch, instrumental, mit einem blick auf eine bildung, welche recht geeignet ist, uns das werden solcher formen, ihre ursprünglich oft andeutende natur, die spätere fixirung für eine bestimmte sphäre, sowie anderseits das fluctuiren der vorstellungen bei nicht fester innerer form zu veranschaulichen. Das birmanische *ϑi* wird (wie im australischen, kaukasischen...) dem ausdruck dessen angehängt, was als agens, als das die handlung ausführende, erscheint, oder auch dem der handlung selbst; es entspricht z. t. unserem nominativ, z. t. einem instrumental; es ist aber nicht direct instrumental, sondern demonstrativ-relative partikel; es verwandelt jeden verbalstamm in ein particip; es scheint darin der potenz nach das subiective moment enthalten, was sich bei klarerer fassung des verbalen wesens im subiectiven sinne zur bildung des subiectcasus consolidiren könnte; ebenso neigt es aber dazu, seine demonstrativ-relative kraft zum binden des thätigkeitswortes und seines agens im sinne des reinen instrumental zu verwerten; so erscheint im Garo dasselbe element direct als instrumental. Wir sehen hier zugleich, wie selbst die so weit auseinanderliegenden kreise des subiectcasus und des starren instrumental nicht unbedingt unvermittelt dastehen.

Auch diejenigen idiome kennen einen nominativ nicht, welche dies verhältnis sonst unbezeichnet lassen, nicht aber im prädicativen sinne; die beurteilung der hierher gehörigen erscheinungen fällt durchaus nicht unter eine rubrik; wie ganz abweichend von allem, was nominativ heisst, z. b. der uralaltaische essiv ist, wurde früher erwähnt; derselbe stellt unzweifelhaft einen ortscasus dar, das befinden in irgend einem zustande: ich bin **in** weisheit = ich bin weise; wo ich diese erscheinung sonst getroffen habe, scheint sie mir meist auf ähnlicher oder gleicher grundlage zu ruhen; doch kann das beziehungsverhältnis auch das umgekehrte sein; so zeigt der Mandingotypus einen ausgeprägten essivcharacter mit der vorstellung, dass die betreffende eigenschaft in dem subiect ist: gut — **in mir**; d. h. unser subiect erhält die casusbezeichnung, der schein eines subiectcasus ist bei völlig verschiedenem wesen ungleich grösser als vorher. Bisweilen

scheint die essivbezeichnung in der mitte zu stehen zwischen dem ausdruck des örtlichen wo und der vorstellung des seins, zwei begriffssphären, welche, wie ich an anderem orte angedeutet habe, einander sehr nahe stehen können; so deckt sich der essiv des japanischen sowohl in dem ni der älteren als auch in dem de (ni-te) der jüngeren sprache beharrlich mit den hauptelementen der örtlichen ruhe, zeigt aber ebenso bestimmte beziehungen zu dem worte sein. Am meisten ähnelt unserem subiectcasus die demonstrative hervorhebung des prädicats, welche dann das verb sein ideell vertritt, nur dass dadurch nicht die reine subiectidee, sondern die verbindung von subiect und prädicat als vorhanden bezeichnet, und ausserdem nicht das subiect-, sondern das prädicatwort damit ausgestattet wird; so das nubische *a*: burū mas = mädchen gut (schön) = das g. m., aber mas – *a* = gut – es = es ist gut.

Bedeutend näher treten wir der bezeichnung des subiectverhältnisses da, wo das subiectwort irgend eine nicht speciell casuelle hervorhebung erfährt, obgleich auch das von dem wesen unseres nominativ meist herzlich wenig hat, ausserdem aber wieder die hier eingeschlagenen wege ungemein verschieden sein können.

Das unbestimmteste ist es, wenn ein gänzlich indeterminirtes, allgemeines casuszeichen, artikelartig, auch den subiectcasus andeutet; die erscheinung ist sehr häufig, dass ein solches meist demonstratives element dem nomen überhaupt beitritt und nun lediglich andeutet, dass das nomen zu irgend etwas anderem in irgend einem beziehungsverhältnis steht; dasselbe tritt dann auch bei bezeichnung des ideellen subiects ein und hat zwar gar keinen speciellen wert, hebt aber doch das subiectwort wenigstens hervor, und es kann dadurch, wenn auch z. t. nur negativ, eine art subiectcasus entstehen. Bezeichnend ist hierfür das Holontalo. Das allgemeine casuszeichen ist lo; dessen unbestimmtheit mag man ersehen aus lo loia lo udu = eine rede einer ratte; ebenso ist dort ein ganz unbestimmtes casuselement *u*, welches namentlich das subiect und das obiect ohne jede differenzirung hervorhebt. Die sonorischen sprachen mit ihren eigentümlich vieldeutigen casus- oder artikelartigen elementen und die hierin

ähnlich verfahrenden kreise des melanesischen und polynesischen haben mir die natur dieses verhältnisses zuerst zum bewusstsein gebracht, erstere durch die behandlung von Buschmann, letztere durch die von H. C. v. der Gabelentz.*) Ich führe die eine characteristische stelle aus Buschmann wörtlich an: „Die unterscheidung der casus hat entweder keinen ausdruck; oder sie geschieht durch endungen und postpositionen, welche mehrdeutig und von allgemeinerer function sind; ja durch vorsätze oder endungen, welche, indem sie dem nominativ ebenso wie den obliquen casus beigegeben werden, es nicht einmal zu der geringen wirkung, welche eine mangelhafte casusbezeichnung erreichen müsste, der unterscheidung des obliquen verhältnisses (des dativs und accusativs) vom directen (nominativ und vocativ) kommen lässt." So ist in der Cahita po allgemeine ortspostposition, aber daneben zeichen für nominativ und accusativ, und das würde, wenn wirklich die locale, nicht die indeterminirte, halb locale, halb demonstrative bedeutung das ursprüngliche ist, noch die besonderheit aufweisen, dass die verbindung der elemente sich, statt wie gewöhnlich auf demonstrativem wege, auf örtlichem vollzöge. Vielleicht das reichste bild auf diesem gebiete weisen die Mandingo-idiome mit ihrer ungemeinen manigfaltigkeit von elementen auf, welche Steinthal subiectpartikeln nennt, und welche in der that vielfache versuche bekunden, das ideelle subiect zu fixiren, daneben aber so geringe festigkeit zeigen, dass sie den allerverschiedensten obiectverhältnissen, so dem des dativ und allen möglichen lediglich örtlichen in gleicher weise dienen; darüber mehr beim dativ. Ebenso zeigt das Teda wie das Kanuri eine art subiectpartikel, welche aber auch vielfach fehlt oder bei anderen casusverhältnissen ebenso zulässig ist. Das tibetische ni wurde gleichfalls oft als subiectzeichen angesehen, verrät aber seine allgemein hebende bedeutung durch den gebrauch unverkennbar. Hierher gehören besonders die melanesischen und polynesischen idiome mit ihrer eigentümlichen neigung,

---

*) Buschmann: der sonorischen grammatik zweite abteil. abhdlgg. der k. akad. d. wiss. Berlin. 1869.

H. C. v. d. G. in seiner bekannten arbeit über die melanes. sprachen.

eine artikelartige determination anzunehmen; hier gilt das, was ich von der negativen bezeichnung sagte. In grösster ausdehnung begegnet uns der artikel na, ne... cf. Fidschi na, Erromango ne, Api na, Anudha na, Maré ono, Duauru ni, Bauro ni, Guadalcanar ni... So finden wir z. b. im Bauro ni inoni = der mensch, des menschen, dem menschen, den menschen... Unter umständen aber setzt man diesen artikel nur, wo ein specielles beziehungsverhältnis stattfindet, an stelle unserer obliquen casus, lässt es dagegen im nominativ weg, z. b. im Guadalcanar meist, während die obliquen casus durch den artikel ni oder durch das ebenso gebrauchte pronomen 3. p. = ani, ana bezeichnet werden; der gebrauch des letzteren deutet wohl klar darauf hin, dass auch diese artikelartigen vorsätze demonstrativer art sind. Ähnlich im Fidschi, wo der artikel in allen casus steht, daneben aber überall ausser im nominativ noch ein besonderes element, so dass der bloss durch na angedeutete nominativ wie im vorigen falle negativ durch fehlen eines solchen elements genügend characterisirt ist. cf. na tanoa = das becken, ni (na + i) tanoa = des beckens, ki na tanoa = dem becken, ma na tanoa = von dem becken, kei na tanoa = mit dem becken; es bleibt mithin na tanoa nur für den nominativ oder accusativ. Bei der vorliebe dieser sprachen für solche artikelartige elemente giebt es deren oft in demselben idiom mehrere, und da liegt es nahe, dass leicht eine differenzirung eintritt, dass sich also eines z. b. mit besonders starker demonstrativer kraft in der sphäre des nominativ festsetzt; dann entsteht wirklich dem erfolg nach eine art wenigstens bestimmten nominativs; so erscheint in grosser ausdehnung im Fidschi neben dem erwähnten na der hervorhebende nominativartikel ko; ebenso zeigt das polynesische im nominativ mit vorliebe den artikel ko oder *o*; neben den erwähnten ganz allgemeinen elementen wie lo, *u* zeigt das Holontalo den bestimmteren character ti im nominativ.

Bei diesen anfängen der differenzirung ist es leicht erklärlich, dass zunächst die beiden casus, welche kein irgend wie bestimmt ausgeprägtes besonderes beziehungsverhältnis vertreten, der nominativ und accusativ, noch ungeschieden auftreten, sich aber gegen die anderen abheben, wie wir das soeben am Fidschi sahen, und wie das eine häufige erscheinung ist; namentlich mache ich aufmerksam auf das aleutische, wo nach Fr. Müller der subiect- und obiectcasus lediglich durch den numeruscharacter ausgezeichnet sind.

Hat sich aber ein bestimmtes zeichen ausschliesslich oder vorwiegend für die sphäre des subiects festgesetzt, so hat man darin in erster linie ein heraushebendes demonstratives element zu sehen; nach dem vorausgehenden aber darf man sich nicht wundern, dass nur sehr wenige sprachenkreise ein bedürfnis fühlen oder überhaupt in der lage sind, ein wirkliches subiectverhältnis lautlich zu fixiren. Auch dann aber ist unser subiectverhältnis durchaus noch nicht immer hergestellt; letzteres ist doch nur dann der fall, wenn das subiect, gleichviel ob dasselbe in allgemeinster form oder als ganz bestimmtes auftritt, sich unzweifelhaft als hauptträger des satzes und mit dem verb verbunden überhaupt als hauptinhalt des satzes documentirt, und zwar in der subiectiven form der thätigkeit; das könnte nun zwar auch ohne besondere lautliche kennzeichnung des subiects durch die blosse verbindung des subiectiven verbs mit seinem nomen hergestellt werden, aber ich finde da wie so oft die regel bestätigt, dass, was lautlich keinen ausdruck findet, auch sprachlich meist nicht, oder nicht klar empfunden ist.*) Wird mithin, was so häufig geschieht, nur der b e s t i m m t e nominativ herausgehoben, das subiect im übrigen unbezeichnet gelassen, so ist die subiectidee nicht erfasst, sondern genau genommen wird bloss das handelnde in diesem einen falle als ein b e s t i m m t e s artikelartig ausgezeichnet. Dabei bin ich weit entfernt, zu behaupten, es sei das nicht eine vorstufe zum wirklichen subiectcasus in unserem sinne, im gegenteil, es liegt ungemein

---

*) Ich rede hier nicht von sprachen wie dem chinesischen, welche auf andere weise die eminent klar und umfassend im bewusstsein vorhandene idee von subiect und obiect, wie ich bald zeigen werde, zum ausdruck bringen.

nahe, dass solche bezeichnung des agens sich auch in allgemeinerer subiectfunction festsetzt, und auch diejenigen sprachgebiete, welche die vollendetste entwickelung des auch lautlich bezeichneten subiectcasus darstellen, sind vielleicht von der bestimmtheit ursprünglich ausgegangen, um zu der subiectidee in allgemeiner fassung zu gelangen. Einen solchen bestimmten quasi-nominativ, ohne dass aber hier unser subiectverhältnis zum ausdruck käme, da beiläufig bemerkt, das verb durchaus possessive nominalbildung ist, bietet das Ketschua mit seinem demonstrativen kay; neben diesem scharf determinirenden pronomen findet sich das nicht minder energisch individualisirende sog. possessiv der 3. person, welchem Tschudi nachdrücklich, so wie ich das immer für das uralaltaische scharf betont habe, seinen determinirenden character gewahrt wissen will (neben der rein possessiven sphäre). Die ungemein seltenen fälle der subiectbezeichnung in amerikanischen sprachen sind, wie scheint, vorwiegend oder immer so, d. h. determinirend, zu erklären, wo nicht, wie vorher im sonorischen, ein allgemeinstes casuszeichen bisweilen auch das ideelle subiect hervorhebt. So erwähne ich noch das reine demonstrativ wata aus dem totonakischen, neben dem seiner bedeutung nach mir nicht bekannten an.

Die vielfachen ansätze des uralaltaischen, determinirte casus, namentlich einen nominativ, herzustellen, habe ich z. t. schon und werde sie weiterhin oft zu behandeln haben; ähnlich determinirend scheint birmanisches kāh. Obwohl die hamitischen sprachen durch ihre allerdings nicht immer feste und namentlich nach den einzelnen idiomen wechselnde stellung eine lautliche bezeichnung des subiects nicht absolut notwendig haben, sich einer solchen auch meist enthalten, finden wir doch schwache ansätze dazu, aber freilich kaum in unserem sinne; das Galla fügt die mir ihrem wesen nach unbekannte partikel ni, *n* an, das koptische kennt eigentlichen nominativ gar nicht, häufig aber setzt es vor das subiectwort die partikel endsche; nach meiner auffassung (auf grund der wenigen mir bekannten sprachproben) keineswegs, um das subiect scharf als handelnd hervorzuheben, was auch bei der gerade im koptischen unverkennbaren nicht subiectiven anlage des verbs auffallend wäre, sondern wohl, um

bei dem oft eigentümlichen über- und ineinandergreifen der satzbestandteile darauf aufmerksam zu machen, welches satzelement durch die satzaussage getroffen wird, resp. auf welches sich diese bezieht; sollte das aus en + dsche entstandene zeichen nicht thatsächlich andeutend zeigen, dass der betreffende gegenstand der **ist**, von welchem die satzaussage gilt?

Mich erinnert dies endsche stark an den gebrauch des japanischen hua (wa), welches ja auch meist als nominativzeichen gilt, weil es am öftesten dem ausdruck des ideellen subiects, freilich daneben auch anderen satzelementen beigegeben wird: auch dies bedeutet ursprünglich „was das anbelangt, wenn es **das** gilt.“

Auch der hottentottische sog. subiectcasus ist durchaus nicht identisch mit dem indogermanischen nominativ, selbst abgesehen davon, dass er auch accusativfunctionen hat, so ungemein nahe es liegt, da er als wesentliches moment wie der indogermanische nominativ das geschlechtzeichen aufweist, beide erscheinungen zu identificiren. Es ist in meinen augen schon fast undenkbar, dass ein idiom, dessen ganzer character durch das fortwährende erfassen lediglich des einzelnen falles, das outrirte überwiegen von specialisirenden, individualisirenden pronominalelementen bestimmt wird, gerade in diesem falle, wo die versuchung der präcisirung nur des einzelnen falles ohne irgend weitere gesichtspuncte so nahe liegt, den umfassenden, abstracten standpunct einnehmen sollte, welcher der idee des subiectcasus im eigentlichen sinne erst das leben giebt; aber abgesehen von dieser vielleicht trügerischen allgemeinen speculation zeigt der gebrauch, dass wirklich auch hier lediglich, und zwar scharf, individualisirt wird.*)

Sehr locker sind die auf einigermassen ähnlicher grundlage ruhenden ansätze des dravidischen zur bildung des subiectcasus. Während der ausdruck für unvernünftiges und für

*) Den viel besprochenen geschlechtzeichen des Kassia möchte ich gar keinen wirklichen wert für die herstellung eines annähernden subiectcasus beilegen; höchstens könnte ich hervorheben, dass der ausdruck durch das vortretende geschlechtzeichen markirt, und im nominativ nun durch das fehlen der specielleren casusbezeichnung negativ wie im melanesischen eine art subiectcasus erzielt wird.

dinge keinerlei auszeichnung gestattet, kann der für vernünftige wesen durch ein pronomen, welches zugleich das geschlecht bezeichnet, zum exponenten des subiectverhältnisses werden. Diese combination von geschlechts- und subiectbezeichnung ist abgesehen von der genauen ähnlichkeit mit den gleichen erscheinungen im indogermanischen schon darum von hohem interesse, weil sie das, was im indogermanischen kaum noch in spuren zu reconstruiren ist, in vollem flusse aufweist und einen unverkennbaren anlauf zu einem subiectcasus nimmt. Ich muss hierbei betonen, wie nahe doch sprachlich die idee des geschlechtigen und des eigentlich subiectiven, activen zu liegen scheint.

Dass das semitische ähnlich wie das indogermanische schon oder gerade in seinen älteren phasen einen unverkennbaren exponenten des subiectverhältnisses kennt, dass derselbe augenscheinlich auch der inneren form nach der indogermanischen gleichen bildung verwandt, aber mit dem geschlechtzeichen nicht identisch ist, ist bekannt. Es fällt dabei das trotz der klar erfassten idee enorm schnelle lautliche schwinden desselben z. b. gegenüber dem indogermanischen gleichen casus auf; man darf daraus wohl auf erheblich geringere innere festigkeit schliessen, abgesehen davon, dass lautliche gründe auch bei dem verfall mitwirkten: derselben erscheinung werden wir beim obiectcasus bei gleich klarer ursprünglicher fassung wieder begegnen und zugleich bemerken, wie weit das semitische nach verlust der innerlich kaum genügend erstarkten, bedeutungsklaren und widerstandsfähigen form sich von dem klar eingeschlagenen, aber vielleicht zu abstracten, daher luftigen wege verirrte; und es soll eine erklärung dieser verglichen mit dem indogermanischen sehr characteristischen erscheinungen wenigstens angedeutet werden. Auch der genetiv kann die gleiche erwägung nahelegen.

Da ich den indogermanischen subiectcasus im eingange behandelt habe, will ich nur im anschluss an die späteren ausführungen bemerken, dass auch nach verlust der alten form des casus das wesen desselben meist mit grosser klarheit fortlebte, und dieses fortleben der idee, die wiedererneuerung auf ähnlicher grundlage und mit ähnlichem ziel

selbst dort, wo der äussere habitus längst verloren gegangen, ist doch die hauptsache: man denke an die hundertfachen verkettungen, welche schon im altpersischen, im altgriechischen und lateinischen so früh die lautform verstümmelten, oft völlig verwischten und doch den casus seinem inneren wesen nach nicht alteriren konnten, da jene idiome einen so vollendeten, in sich absolut klaren subiectcasus zeigen, wie von allen mir bekannten sprachkreisen keiner einen zuwege gebracht hat — es ist der weder determinirte noch unbestimmt oder allgemein gehaltene, sondern es ist lediglich der casus des handelnden subiects, in der innigsten verbindung mit einem scharf subiectiven verb; es kann das nicht oft und energisch genug hervorgehoben werden, da dieses eigentliche wesen des casus immer noch nicht genügend erkannt oder anerkannt wird. Dass hier und da nebenbei noch bald verallgemeinernde bald determinirende elemente lediglich erläuternd und hervorhebend hinzutreten dürfen, alterirt das wesen des casus gar nicht. Man denke an junge bildungen wie die romanischen mit vorgesetztem artikel, der gleichwohl den casus nicht entfernt zu einem lediglich determinirten nominativ macht, sondern ihm wiederum seine volle geltung als subiectcasus im allgemeinsten wie im speciellsten sinne belässt. Das enorme innere gewicht dieses beziehungsverhältnisses kann uns nicht allzu sehr wunder nehmen, wenn wir, abgesehen von der nachweislich sehr frühen und bestimmten festsetzung in der sphäre des subiectcasus und zugleich der bedeutungsvollen stellung als geschlechtzeichen, in anschlag bringen, dass auch die äussere form eine ihrem inhalt nach energisch empfundene, scharf demonstrative kraft besessen haben mag, nicht durch ein leicht verschwimmendes, eigentlichen bedeutungsinhaltes bares lautbild wirkte, wie ich letzteres vielfach für das semitische für möglich halte.

Das chinesische ist bis zu einem gewissen grade oder im princip das ideal einer sprache, und zwar einer reinen formsprache, welche in grossartiger einfachheit, ohne verdeutlichende mittel, bloss durch den inneren wert der elemente und ihre scharf geregelte stellung den gesamten sprachstoff wiedergeben kann, wenn auch das princip, wie wir später sehen werden, in der praxis bedenkliche lücken

aufweist. Darnach und nach der klaren scheidung des verbs vom nomen, trotz des ersteren grosser innerer unvollkommenheit, darf man klare scheidung auch von subiect und obiect von vornherein mit recht annehmen, und sie ist in der philosophischesten weise und einer inneren schärfe erfasst, wie sie unseren allerdings ganz anders operirenden sprachen unbekannt ist und sein muss. Es stellen sich die beiden momente, die ich im philosophischen sinne als die eigentlichen träger, ja als den inbegriff des satzes, hinstellte, hier auch in der sprache in dieser ihrer voll empfundenen bedeutsamkeit dar, und zwar auf die einfachste, denkbar klarste und kürzeste weise; sie treten nebeneinander, aber wieder so, wie das dem inneren werte entspricht, d. h. das subiect als ausdruck des handelnden voran, das prädicat, der ausdruck der handlung selbst, dahinter; durch diese zwei angelpuncte ist zugleich der satz in zwei scharf gesonderte gruppen, die des subiects und die des prädicats, geteilt, die nicht confundirt werden können; denn alle bestimmungen des subiects wie genetiv, adiectiv... treten vor dasselbe, alle ergänzungen des prädicats, alle seine obiectbeziehungsexponenten, hinter letzteres.

Schliesslich noch eine bemerkung. Ich habe sprachkreisen wie dem uralaltaischen als solchem einen subiectcasus abgesprochen und muss es weiterhin thun; damit ist, wie ich auch schon angedeutet habe, nicht entfernt gesagt, dass uralaltaische idiome überhaupt keine empfindung für die idee des subiects hätten; das wäre direct falsch; ich habe anderwärts das werden der subiectiven formen des verbs beleuchtet, damit in innigem zusammenhange steht die subiectauffassung, welche, wenn auch viel weniger scharf als im indogermanischen, uralaltaische idiome zeigen, namentlich, wo eigentlich mechanische lautänderungen eine gewisse differenzirung hervorrufen; es liesse sich das namentlich für das finnische und samojedische vielfach belegen.*)

*) In bezug auf die sog. nominativformen des finnischen auf en, welche so oft als beweis für die positive darstellung des subiectcasus im finnischen benützt worden sind, hat A. Ludwig in einer scharfsinnigen abhandlung die hier erwähnte genesis schlagend dargethan.

Übrigens gilt ähnliches von anderen sprachkreisen; so zeigen kaukasische idiome, neben den erwähnten für uns unverständlichen instrumentalbildungen, beim intransitiven verb doch offenkundige ansätze zu rein subiectiver auffassung der thätigkeit oder des zustandes, und diesem erfassen der subiectidee entsprechen ebensolche ansätze zur herausbildung eines subiectcasus in ähnlicher weise wie im uralaltaischen, indem die durch das fehlen einer bestimmten endung entstehende lautliche verderbnis, abschwächung, erweichung, verstümmelung, also die rein negative darstellung des beziehungsverhältnisses, nunmehr wie eine positive bezeichnung verwertet wird.

Fällt doch sogar das indogermanische teilweise unter diese rubrik, freilich in wesentlich anderer weise. Auch hier bildet schon in den ältesten phasen ein grosser teil des wortmaterials keinen wirklichen durch nominativsuffix hergestellten subiectcasus, auch hier werden mechanische veränderungen ausgiebig zu dem gleichen zwecke benützt. Ganz falsch ist es aber, deshalb dem indogermanischen einen klar empfundenen oder dargestellten subiectcasus abzusprechen; in jenen idiomen bildet das genannte verfahren einen schwachen anfang zur darstellung des sonst unbezeichneten subiectverhältnisses, im indogermanischen dagegen findet dieses verhältnis in den ältesten verfolgbaren äusserungen sprachlichen lebens innerlich und formell klaren und scharfen ausdruck, die subiectidee durchdringt das wesen der sprache dermassen, dass selbst der in dieser beziehung unbezeichnete resp. nur negativ bezeichnete sprachstoff voll mit in den kreis hineingezogen wird. Das indogermanische zeigt vielfach bei klar empfundenem inhalt doch nur ein teilweises durchdringen der formellen bezeichnung.

Bezüglich des subiectcasus des Innuit einige winke. Ein subiectcasus, so bestimmt ausgeprägt wie im Innuit, macht in einem idiom mit so gar nicht subiectiver grundrichtung des verbs einen eigentümlichen eindruck: er ist auch keiner im sinne des indogermanischen; schon die form, im singular *p*, dual *k*, plural *t* weist ihm wohl seine rolle als ursprünglich blosses numeruszeichen an, und der gebrauch zeigt, dass er,

ohne eine spur von subiectivität oder activität, lediglich wie die vielen anderen meist pronominalen bindenden beziehungselemente mit dazu hilft, die sonst ganz auseinanderfallenden bestandteile des satzes mit einander zu verknüpfen; so hebt er etwas als pars potior, als ideelles regens, wenn es auch thatsächlich rectum ist, heraus, um mit ihm das thatsächliche regens, aber ideelle rectum, in verbindung zu setzen; z. b. aχfeχu-**p** saχpi — ata = walfisch — **der** schwanz — sein; dabei ist aχfeχu — **p** dieser scheinbare subiectcasus; der sinn ist etwa: der walfisch (id est) sein schwanz resp. der walfisch mit seinem schwanze = des walfisches schw.; das wäre aber noch mit dem wesen eines subiectcasus vereinbar, wenn darauf der ausdruck der thätigkeit folgte, welche ihr subiect in der schwanz des walfisches hätte; in wirklichkeit aber ist das nominativische aχfeχu — p gar nicht das, was die idee des subiectiven verhaltens hervorruft, sondern letzteres wird lediglich gekennzeichnet durch das nur im subiectverhältnis angewendete (subiectiv-)possessive **ata**; hätte saχpi nicht dieses, sondern das (obiectiv-)possessive *a*, so wäre von einem satzsubiecte keine rede mehr, ungeachtet des sog. subiectcasus aχfeχu — p; der sinn wäre dann unverkennbar den schwanz des walfisches; d. h. es würde das aχfeχu — p wie vorher nur sein abhängiges durch das *p* mit sich verbinden, ursprünglich im sinne von: der walfisch — seinen schwanz oder den walfisch mit seinem schwanze resp. den schwanz des walfisches, und wieder würde hier allein den ausschlag für die auffassung als obiect geben das possessiv an saχpi.

So heisst es denn wirklich in dem ungemein bezeichnenden beispiele, welches Fr. Müller anführt: aχfeχu — *p* saχpi — ata umia — *p* suju — *a* aχtoχ — p — ā = der schwanz des walfisches berührte das vorderteil des bootes, wörtlich: walfisch — der schwanz — sein (ata = sein im subiectsinne) boot — das (subiectcasus, aber mit folgendem obiectpossessiv am abhängigen nomen) vorderteil — sein (*a* = sein im obiectsinne) er berührte es (das es nimmt die in suju — *a* oder umia — *p* suju — *a* gegebene obiectbeziehung wieder auf).

In wie naher beziehung das verhältnis des ideellen subiects zur verbalentwickelung steht, hat die behandlung des verbs sowie des subiectcasus gezeigt; darnach ist eigentlicher subiectcasus in unserem sinne eine sehr vereinzelte erscheinung; gleichwohl haben wir gesehen, dass einerseits auch bei nichtsubiectivem verb deutliche ansätze zu einem solchen vorhanden sein, anderseits derselbe auch bei völlig klarem subiectivverb fehlen kann. Auf dem ganzen amerikanischen continent ist davon eigentlich, abgesehen von wenigen fällen demonstrativer hervorhebung des agens, wie scheint, keine rede. Im princip sehr ähnlich, aber bei ungleich häufigerer hervorhebung, entsprechend dem öfter und energischer prädicativen wesen des verbs, ist es in den typen von Nord- und Nordostasien. Weit stärkere neigung zu allgemeiner demonstrativer auszeichnung, die aber kaum annähernd den eindruck des subiectartigen hervorruft, zeigt der grösste teil der pacifischen inselwelt, dem ganz indifferenten wesen des verbs wohl entsprechend. Unverkennbare ansätze zur subiectbezeichnung finden wir in verschiedenen hinterindischen idiomen sowie im dravidischen, (reinste subiectform wieder im chinesischen). Ähnliches streben, aber weniger erfolgreich für die entwickelung eines subiectcasus, zeichnet die idiome Australiens, das tibetische, die meisten kaukasischen sprachen (das baskische) aus, indem ihnen das ideelle subiect als instrumentales agens erscheint.

Entsprechend dem character des verbs zeigen afrikanische idiome vielfache, jedoch meist sehr lockere, wage anläufe zur subiectbezeichnung*), freilich seltener, als man bei dem oft halb subiectiven verb annehmen möchte.

Völlig klare herausbildung eines subiectcasus characterisirt das semitische und indogermanische, während mehrere benachbarte sprachgebiete, wie das hamitische, uralaltaische, z. t. das kaukasische, übergänge zu subiectivem verb und zur herausbildung subiectartiger casusformen vielfach aufweisen.

---

*) Allerdings fanden wir auch beim verb grosse wagheit, so dass man oft im zweifel war, ob subiectives verb anzunehmen sei oder nicht; jedenfalls ist den afrikanischen idiomen grossenteils klare scheidung der grammatischen kategorieen fremd.

Obiectcasus.

Dass der obiectcasus im gewöhnlichen sinne, der accusativ, ähnlich wie der subiectcasus, ungemein häufig unbezeichnet bleibt, zunächst weil er die selbstverständliche ergänzung des verbalbegriffs bildet, dann aber auch, weil er gar oft nicht obiectcasus ist, sondern eher einem indifferenten nominativ oder dem adnominalcasus, ja sogar dem instrumental entspricht, ist vorher angedeutet worden; ebenso, dass es gleichwohl die natur des obiectverhältnisses mit sich bringt, ihn häufiger auch lautlich zu fixiren als den subiectcasus. Selbstverständlich sehe ich hier von dem beim verb behandelten obiectverhältnisse im allgemeinen ab, welches sich durch besondere formen, combinationen, verstümmelungen pronominaler elemente lautlich vollzieht und bespreche nur den nominalen obiectcasus. Behufs einer summarischen übersicht und vergleichung mit dem subiectcasus führe ich wie dort zuerst die fälle an, wo ich fehlen desselben notirt habe.

Fast alle afrikanischen systeme, Neger- und Bantu-sprachen, das hamitische (grösstenteils), die idiome im norden und westen; also: Fulbe, Barea, T-umale, Il-Oigob, Sandeh — Dinka, Bari, Wolof, Bullom und Temne, Ibo, Ewe, Akra, Odschi, Yoruba, Efik, Sonrhai, Logonē, Wandalā, Haussa — altägyptisch, Tamaschek, Galla, Somali... (vom Bantutypus wird noch besonders die rede sein).

fast sämtliche amerikanische sprachen: athapaskisches system (Tschippewyan, Peaux de lièvre, Loucheux, Tahkali, Tlatskanai, Apatsche, Navajo), Algonkin-gruppe (Kri, Odschibwe, Mikmak, Lenni-Lennape), irokesisch, tscherokesisch, koloschisch, Tsihaili-Selisch, Tsinuk, Nahuatl, Otomi, totonakisch, matlatsinkisch, zapotekisch, Maya-gruppe (Huaxteca, Kitsche, Waschteka, Mame, Pokontschi), Mosquito. Bribri, arowakisch, Tupi, Goaχira, Galibi, Kalinago, Guarani, Tschikito, Tschimu, Tsoneka, Tschibtscha, die idiome der Moxos, Paezes, Lules, Molutsche...

viele asiatische und benachbarte systeme: jenissei-ostjakisch, tschuktschisch, Aino, tibetisch, siamesisch,

annamitisch, Kolh-sprachen, sinhalesisch, die malaiischen, melanesischen, polynesischen idiome grossenteils, die Papuasprachen wie Mafoor, Errüb, Maer, die der Maclay-küste, der bai von Segaar, das australische mit seinen zahlreichen unterabteilungen fast ohne ausnahme, viele kaukasische idiome verschiedener systeme — medisch — baskisch...

Auf den ersten blick fällt auf, dass wiederum die afrikanischen und amerikanischen idiome, wie beim subiectcasus, fast als geschlossene complexe die lautliche oder besser casuelle darstellung dieses beziehungsverhältnisses ablehnen; dass dagegen die asiatischen systeme ungleich grössere neigung dazu zeigen, auch solche, welche den subiectcasus unbezeichnet lassen; abgesehen von einzelnen verschiebungen also darf man die wichtige thatsache registriren, dass im wesentlichen fast gleich geringe vorliebe für einen besonderen obiectcasus vorhanden ist wie vorher für den subiectcasus. Dass auch hier sehr verschiedene gründe vorliegen und diese in erster linie in der natur des satzes und des verbs zu suchen sind, haben wir früher gesehen, und es wird uns das weiterhin beschäftigen.

Characteristisch ist die thatsache, dass eine beträchtliche anzahl von sprachen den obiectcasus nur im bedürfnisfalle lautlich bezeichnet, sonst ohne zeichen lässt; es zeigt das einerseits das erwachende bewusstsein dafür, dass hier ein bestimmtes beziehungsverhältnis zu fixiren sei, was beim nominativ meist unempfunden blieb, anderseits, wie einzelne deutende elemente sich allmählich für bestimmte verhältnisse festsetzen und zuletzt die wirklichen exponenten von beziehungen werden, die früher durch stellung und zusammenhang allein angedeutet wurden, wobei sie lediglich eine leicht verdeutlichende rolle spielten. So finde ich z. b. bloss teilweise bezeichneten obiectcasus, während er teilweise fehlen kann, im koptischen, Bedscha, Bagrimma, Tēda, Kanuri, den Mandingo-idiomen, Kunama, Holontalo, sowie überhaupt den gruppen des malaiischen, polynesischen und melanesischen, dem dravidischen, den sonorischen sprachen, dem Dakota, Tschoktaw, verschiedenen innerasiatischen sprachen, z. b. in weitem umfange im uralaltaischen, auch in kaukasischen sprachen.

Daneben weist eine ganze reihe von sprachgruppen und sprachen einen bestimmt fixirten accusativ auf, welcher ganz regelmässig, oder doch vorwiegend, die hauptsphäre des reinen obiectcasus deckt, d. h. die einfachste ergänzung, das ziel der verbalen thätigkeit im unörtlichen sinne, bezeichnet. Ausser dem uralaltaischen und dravidischen, welche ich hier auch hätte nennen können, erwähne ich verschiedene hamitische sprachen, das semitische, indogermanische, koreanische, birmanische, Kassia, jukagirische, Kiriri, abiponisch, Sahaptin-Walawala, Mutsun, Ketschua... Andere sprachkreise mit ganz besonderen formen, wie das Innuit, Bantu, hottentottische werden noch oder sind in dieser arbeit schon besprochen.

Der absolut unbezeichnete obiectcasus ist in erster linie natürlich wieder, wie wir das beim subiectcasus sahen, auf den mangel einer klaren empfindung für das obiectverhältnis überhaupt, bei gänzlich indifferentem verbalnomen und blosser aneinanderreihung der satzelemente ohne jedes innere band, zurückzuführen, und die obiectconjugation hat uns dafür reiche belege gegeben; wir sahen dabei und bei behandlung des subiectcasus grossenteils die einzige andeutung einer unterscheidung in einer gewissen auch nicht überall durchgeführten regelmässigkeit der stellung.*) Doch sind die fälle mit einem nur durch die stellung bezeichneten obiect durchaus nicht als gleichartig durch einander zu werfen, wie die behandlung des verbs nachdrücklich lehrte; es kann, was später näher beleuchtet werden soll, die bezeichnung durch die stellung allein auf der vollbewussten scheidung der momente subiect, obiect, handlung beruhen. Hier aber reden wir zunächst von idiomen, welche weder die idee des verbs noch die des subiects oder obiects erfasst haben. Ich befasse mich nicht damit, alle die mir vorliegenden, oft vielleicht anders zu deutenden erscheinungen aufzuzählen; in der mehrzahl der fälle scheint die natur des verbs noch die ge-

---

*) Ich erinnere z. b. an das Algonkin, wo es ebenso gut heissen kann: otema sakiha ozawakik = sein pferd (obiect) liebt Ozawakik wie ozawakik sakiha otema = O. liebt sein pferd; gleichwohl mache ich darauf aufmerksam, dass in beiden fällen doch verb und obiect unmittelbar neben einander stehen, eine einheit bilden. Tschippewyan: Pier bes seγaniha = Peter messer mir gab, oder bes seγaniha Pier = messer mir gab P.

eignetste auskunft zu geben; ich nenne nur einige fälle. Bestimmt gehören hierher die meisten mir durch die obenerwähnten skizzen bekannten Papua-dialecte, so der von der Maclayküste, wenn sowohl das ideelle subiect als auch das ideelle obiect vor dem prädicat steht und der zusammenhang nun den sinn hineinzulegen hat, z. b. ni onemen = du hast gesehen? aber adi onar = mich lasse sehen. Ebenso wenig kann von wirklichem obiect die rede sein im Errüb und Maer, obgleich die stellung des obiects geregelt ist, schon darum nicht, weil ein verb überhaupt nicht existirt; die verschiedenen erscheinungen aber scheinen mir ihre volle erklärung in sich zu tragen; das obiect documentirt sich durch seine stellung direct vor dem verbalausdruck als das bestimmende, denselben nach irgend einer richtung individualisirende, also das schlagen als ein hund — schlagen; vollständig im einklange damit steht es, dass auch die adverbialen, z. b. instrumentalen, bestimmungen dieselbe stellung einnehmen; dieselben werden nicht etwa als obiecte gefasst, sondern sind genau solche die handlung determinirende elemente, also: bakir — aikisaimir ist ein stein — verwunden, tülic — bassac ein eisen — verwunden, natürlich der sinn in beiden fällen = mit einem steine, eisen. So und ähnlich vielfach; man vergleiche noch Bribri dze — be — ye = ich, du, er. dze, be, ye mitka = ich, du, er geht; aber dze be pu = ich dich — schlagen, be dze pu = du mich — schlagen. Natürlich aber kann auch in solchen und ähnlichen fällen die stellung aus verschiedenen gründen eine andere sein. So zeigen die hinterasiatischen idiome, auch die ohne die leisesten anklänge an wirkliche verbal-, subiect-, obiectidee, einen beachtenswerten drang, das obiectwort hinter das verb zu setzen, desgleichen das malaiische, doch kann letzteres es bei nachdrücklicher hervorhebung auch voransetzen; in der regel scheint die innige verbindung, gewissermassen zur einheit, das bestimmende bei der stellung des obiectwortes zu sein; und das kann natürlich auch bei nachtretendem obiect der fall sein; ja, gerade das idiom, welches vielleicht in der augenfälligsten weise diese einigung vollzieht, das Aschanti, hat das verb vor dem obiect; dort nämlich verliert das obiectwort infolge dieser verbindung seine selbständigkeit und seinen

ton. Ähnlich erleidet ja in so vielen amerikanischen idiomen, welche allerdings die wortverstümmelungen als gewöhnliche erscheinung aufweisen, das oft direct in den verbalkörper aufgenommene obiect lautliche verluste bis zur unkenntlichkeit. Die behandlung des verbs that nämlich dar, dass fast so eng wie die subiectbezeichnung, sogar oft enger, mit dem verb der obiectausdruck verbunden ist, ja, dass vielfach ein transitives verb in abstracto überhaupt nicht, sondern nur in verbindung mit einem obiect, sei es der ersten, zweiten oder dritten person, denkbar ist; dass sogar das nominale obiect sich nicht selten mit dem verb zur einheit verband, so dass ein essen nicht existirte, sondern höchstens ein fleischessen, brotessen...; selbstverständlich ist in diesem falle von einem obiect in unserem sinne keine rede, sondern die handlung wird bloss als ganz individuell gekennzeichnet ihrer art nach. Schärfer konnte die obiectidee hervortreten, wo das verb bloss die oben angedeutete, ganz allgemeine obiectbeziehung enthielt, ein ihn, sie, es in unserem sinne, wie magyarisch várom ganz bestimmt die ideellen elemente enthält: ich warte auf ihn, sie, es... In solchem falle genügte es dann, das etwaige nominale obiect flexionslos dazutreten zu lassen; es wurde ja durch das obiectverb aufgenommen und ergab in verbindung mit demselben das obiectverhältnis ganz klar; also: vater — ich liebe ihn = ich liebe den vater.*)

Übrigens darf man nicht glauben, dass mit der kenntnis des verhältnisses von pronominalem subiect und obiect eo ipso

---

*) Doch war in der regel die verbindung keine so subiective, wie hier angedeutet wurde, sondern eine von der art wie: vater — mein lieben er, was uns beim verb so oft aufstiess, und wovon noch die wohlentwickelten samojedischen, selbst die finnischen sprachen reiche spuren aufweisen, oder ein: mein — lieben des — vaters. Es konnte aber die im verb enthaltene obiectbeziehung auch behufs innigerer verknüpfung von obiect und thätigkeit schon durch das meist voraufgehende nomen angedeutet werden, so dass schliesslich das hauptgewicht der obiectrichtung nicht im verb mit seinem obiect, sondern in dem so ausgezeichneten obiectnomen lag; höchst wahrscheinlich sind solche vorgänge auf uralaltaischem boden thätig gewesen, wenn auch nicht ausschliesslich; die formel wäre etwa dann: vater — der — da mein — lieben — er; ungemein nahe liegt hier, das nomen casuell zu fassen, also einen accusativ zu erzeugen.

das wesen des nominalen ideellen obiects gegeben ist; es muss der früher hervorgehobene grundsatz betont werden, dass der verbalausdruck mit seinem pronominalen complement (als subiect wie als obiect) allerdings meist eine untrennbare, früh erfasste einheit bildet. dass aber auf einer ganz anderen stufe das nominale obiect steht, welches gar häufig zu dem im verbalausdruck schon enthaltenen obiectverhältnis lediglich als erläuterndes accidens tritt: so sahen wir früher: ich liebe ihn, als ein begriff; mit speciellem obiect dann erläuternd: Peter ich liebe ihn, oder: ich liebe ihn Peter;*) und so geht das fort in hundert variationen, d. h. bald mehr bald minder geschickten versuchen, die durch das eigentlich ausserhalb stehende neue moment getrübte klarheit des in sich abgeschlossenen verbalausdrucks mit seinem obiect wiederherzustellen**). Diese verdeutlichungen, welche zeigen sollen, dass das nominale obiect mit in den bereich der thätigkeit gezogen werden soll, deute ich nur durch einige characteristische fälle an und verweise im übrigen auf die beim verb gemachten bemerkungen. Dass dieselben bei der meist mangelnden sonderung der vorstellungen, der unfähigkeit, die satzelemente selbständig zu erfassen, oft grosse umständlichkeit, wiederholungen, schleppende wiederaufnahme des schon dagewesenen bieten, darf uns nicht wundern.

Selbst das einfachste verfahren, wie wir es soeben bei Peter ich liebe ihn eingeschlagen sahen, darf man durchaus nicht überall in derselben weise deuten wie das obiectverhältnis am verbalkörper selbst; darauf weist schon oft die stellung hin; so variabel dieselbe oft wegen der verschie-

---

*) Speciell der fall, dass der verbalausdruck implicite oder durch ein klares pronominalelement, prä — in — oder suffigirt, das obiect der 3. person enthält, und ein etwaiges nominales obiect formlos erläuternd daneben tritt, kehrt auf den verschiedensten sprachgebieten, namentlich Amerikas, doch auch Afrikas und Asiens, wieder.

**) Wieder ein deutlicher beleg, wie der sprachliche ausdruck hinter dem gedanken zurückbleiben kann; für den gedanken ist das eigentliche obiect Peter; sprachlich aber liegt der abgeschlossene verbale obiectausdruck in dem einheitlichen ich liebe ihn, mit diesem hat sich das natürliche ideelle obiect auseinanderzusetzen.

denen bildungsweise der sog. zeitformen in derselben sprache ist, so ist sie dennoch in der weitaus überwiegenden mehrzahl der fälle für dieselbe zeitform bei pronominalem obiect dieselbe. Gleichwohl zeigt auch da das nominale obiect, abgesehen von manchmal minimalen und doch bedeutungsvollen abweichungen der form des verbalausdrucks, nicht immer die gleiche stellung; in diesem falle darf man auch eine verschiedenheit der auffassung annehmen; so heisst es im Tschibtscha: mue tsche — giti = ich schlug dich, wörtlich du — mein schlagen, χitscha um — giti = ich — dein schlagen; dagegen Pedro tscha — giti = Peter schlug mich. Thatsächlich haben wir im letzten falle einen prädicativen ausdruck, wobei Pedro ideelles subiect ist, etwa = Peter mich schlagend (war), während in den beiden vorhergehenden fällen die fassung wirklich possessiv war, wie die anwendung von tsche, um = mein, dein zeigte. — Wie wenig sich nominales und pronominales obiect decken müssen, ersehen wir klar aus den verschiedensten idiomen. ich nenne bloss noch einige amerikanische, da gerade in diesen diese erscheinung uns besonders häufig entgegentritt: irokesisch: tak (= du — mich) — *a* — tkahtos = du mich siehst, hets (= ihn — du) — *e* — tkahtos = ihn du siehst, und so ganz regelmässig, indem das pronominalobiect hinter das subiect, in der 3. person davor tritt; nominal dagegen: Afraham ua — rehtoso ne Isaak = A. zeugte den I.; freilich sind die pronominalformen hier, wie überhaupt meist, nicht rein erhalten, sondern durch verschleifungen, zusammenziehungen manigfach verändert und weisen überdies auf possessive grundlage hin. Sehr deutlich ist die so oft wiederkehrende grundrichtung im Nahuatl; dort kann es heissen: ni — petlo — tlasotla = ich — (den) Peter liebe(n), so wie es heisst: ni — **k** — tlasotla = ich — ihn (er) — liebe(n): aber meist sagt man, dem oben erwähnten punct für punct entsprechend; ni — *k* — tlasotla in — Petlo = ich — ihn — liebe — (der) den — Peter.

Solche veränderte auffassung des nominalen obiects gegenüber dem pronominalen ist schon deshalb häufig geboten, weil, wie das verb darthat, in ungemein vielen idiomen auch das pronominale obiect deutlich auf das possessiv

zurückging, sich also schon lautlich von dem reinen pronomen klar abhob, während die grundform des nomens keinerlei possessivbedeutung involvirt: daher wurde häufig eine verdeutlichung notwendig, obgleich auch der fall nicht unerhört ist, dass durch die verbindung selbst das nomen deutlich als genetivartig sich kundthut, wie wir später noch sehen werden. Jedenfalls ist nach meinen beobachtungen folgendes festzuhalten: So auffallend häufig das pronominale subiect wie obiect deutlich auf die possessiven pronominalelemente zurückgeht, also eine art adnominales verhältnis begründet, so selten scheint das gleiche bei nominalem obiect zu gelten. Freilich muss ich hinzufügen, dass nach meiner überzeugung auch die von uns untergelegte possessive bedeutung der betreffenden pronominalelemente nicht selten secundär ist. dass ursprünglich oft nur eine irgendwie geartete enge zusammengehörigkeit von nomen und pronomen dadurch angedeutet wird.

Die weiteren vielfachen versuche, da, wo ein obiectverhältnis am nomen selbst unbezeichnet bleibt, dagegen in allgemeinster form am verbalkörper ausgedrückt wird, gleichwohl das nomen zum scheinbaren obiectträger zu machen, übergehe ich mit dem hinweis auf die bemerkungen beim verb.

Nur wenige andeutungen über besonders bezeichnende fälle. So erinnere ich an das schon behandelte eigentümliche umschlingen aller obiectausdrücke durch den verbalausdruck mit seinem meist doppelten subiect, resp. die völlige einverleibung in denselben, die die Kolhsprachen bieten. Abgesehen von dem allgemeinen obiectiven en, dem speciellen obiectzeichen der verschiedenen personen, welche beide direct an die verbalwurzel antreten, dem auffallenden verhalten eines dativischen neben einem accusativischen pronominalen obiect, tritt das nominale, lautlich gar nicht gekennzeichnete obiect wenigstens häufig in ideelle abhängigkeit von dem verbalausdruck und zwar von dessen subiectivem teile, indem das volle und das abgekürzte subiective pronominalelement es zu umschliessen pflegen, letzteres direct daran angeschlossen, wie: ich haus — ich will bauen; freilich gilt das nicht allein vom accusativobiect.

Von beachtenswerter eigentümlichkeit ist ferner der erwähnte obiectausdruck im Bantu. Wie dort durch das voraufgehende obiectelement ndi das am ende der verbindung stehende, sonst selbständige und subiective mina zum obiect = mich wurde, so ganz genau auch das substantivum; also während ein am satzanfang stehendes *u* — Ewa von uns als die Ewa subiectiv zu fassen ist, ist dasselbe *u* — Ewa in dem satze *u* — Satan wa — **m** — kohl — isa *u* — Ewa völlig klares obiect, aber nur, weil es das voraufgehende obiect — **m** aufnimmt: der satan betrog — sie **die Ewa**; wie Fr. Müller, aus dessen vorzüglicher darstellung der sprachen vom Bantutypus in seinem grundriss ich dies beispiel entnommen habe, bemerkt, ist *u* — Satan und *u* — Ewa morphologisch gar nicht unterschieden. Weit schwerfälliger wankt oft der obiectsatz des Innuit einher mit seinem fortwährenden aufnehmen von beziehungen durch seine unerschöpflich reichen pronominalelemente; wie wir beim nominativ sahen, ist auch hier von einem obiectcasus keine rede, wenn auch das, was wir als obiect fassen, eben wegen der inneren unbestimmtheit sogar sehr breit und umständlich als solches gekennzeichnet werden konnte; ich erinnere nochmals an den ausführlich besprochenen satz oder dessen ende: umia — *p* suju — *a* aχtoχ — *p* — *ā* = das boot (subiectform) — sein vorderteil (mit obiectpossessiv) — er berührte **es** (nämlich der schwanz des walfisches) = er berührte das vorderteil des bootes. Ist kein solches obiectpossessives element vorhanden oder keine veranlassung zur bildung desselben, so bleibt der nominalstamm völlig unausgezeichnet, und die obiectbeziehung wird lediglich durch das verb mit seinen complementen vermittelt.*)

---

*) In welcher eigentümlichen weise unter umständen das, was thatsächlich als integrirender teil zu dem obiectbegriff gehört, am obiectausdruck gar nicht, sondern nur am verb zum ausdruck kommt, mag man aus der vergleichung zweier sätze aus dem Santhal ersehen: ain ora (*k*) — in benao — a = ich haus — ich bauen — will, aber: ain hako — n sap — ko — a = ich fisch — ich fangen — **sie** — will; also dem ora(k) entsprechend wird zuerst hako = fisch gesagt, die pluralität lediglich durch das dem verb incorporirte obiectelement des plurals ko angedeutet.

Ich kann dies unendlich reiche thema hier nicht weiter behandeln und verweise auf die beim verb hin und wieder gemachten andeutungen.

Dass die kaukasischen sprachen meist keinen accusativ kennen, ja dass das, was uns als obiect erscheint, ihnen das meist gar nicht ist, sondern vielfach nach unserer auffassung subiectartig, aber natürlich nicht als wirkliches subiect oder agens, sondern nur als leidendes, als das passiv von der handlung betroffene, durch kein besonderes suffix präcisirt, ging schon aus dem über den ideellen subiectcasus gesagten hervor; ich nehme hier nur das allerwesentlichste kurz noch einmal auf; so heisst es im awarischen: gott — durch geschaffen welt; im kürinischen: durch mich ist ihm die schmiedekunst gelehrt worden; Thusch, Artschi, tschetschenzisch: durch mich wird gegeben = ich gebe, und so in diesen idiomen regelmässig.*) Es kann aber auch eine auf ähnlicher grundlage ruhende, das subiective verhalten mehr hervorhebende, ein obiect aber ebenso wenig kennende auffassung das ideelle obiect, nicht das subiect, zum instrumental machen; so darf es im hürkanischen heissen: ich bin durch den brief ein schreibender. Im kasikumükischen ist der ideelle accusativ auch nominativartig wie vorher, wenigstens teilweise, aber das ideelle subiect nicht instrumental, sondern genetiv, und zwar, wie wir früher sahen, nicht bloss syntactischer, sondern formell gekennzeichneter.

Mehr an die instrumentale hauptauffassung erinnert dagegen wieder das auch berührte baskisch und das tibetische sowie vielfach das australische; doch das tibetische lässt das ideelle obiect infolge seiner ganz nominalen auffassung des verbs sogar genetivartig erscheinen; durch mich dein schlagen resp. geschlagen werden = ich schlage dich. Ja. es geht im streben nach genauigkeit, sinnlicher schärfe noch weiter, als ob auch das adnominalverhältnis ihm noch zu blass, inhaltlos wäre, setzt es in der sonst gleichen con-

---

*) Dabei kann noch eine besondere hinweisung auf das ideelle obiect stattfinden, die dasselbe aber in keiner weise zum wirklichen obiect macht, sondern eher den subiectartigen character desselben erhöht, z. b. wenn es im Artschi heisst:

diamu	nosch	bo — χo	b — ez.
vater — durch	pferd	wurde gegeben	es — mir,

wobei nosch durch das klassenzeichen *b* wieder aufgenommen wird.

struction das ideelle obiect in den dativ: durch mich **dem briefe** schreibung = ich schreibe den brief, oder nach meiner auffassung, da ich im tibetischen dativ die adessivrichtung stark hervortreten sehe: durch mich **bei dem briefe** (die) schreibung.*) Zu erwähnen ist noch einmal die eigentümlichkeit des australischen, wornach es allerdings im activsinne z. t. heisst: durch mich gefangen (der) fisch, im passivsinn aber: durch mich gefangen **den** fisch, wobei natürlich das (der) fisch des activ flexionsloser, nackter stamm war; es ist selbstverständlich an einen obiectcasus in unserem sinne im zweiten falle nicht zu denken, da dieser den ausgeprägten character hat, die handlung als subiective thätigkeit, nicht im ruhenden oder passiven sinne, mit ihrem natürlichen, nächsten obiect zu vermitteln; hier dagegen wird gerade der recht eigentlich ruhend gedachten handlung eine gewisse richtung nach einem ziele gegeben.

Nun sollte man meinen, dass bei solcher oder ähnlicher auffassung ein eigentlicher, activer obiectcasus unmöglich sei; es scheint aber doch hier und da z. t. oder annähernd zu einem solchen gekommen zu sein; abgesehen von anderen kaukasischen idiomen, welche andeutungen davon aufweisen, stellt das udische, dem wir doch kaum die in den nächst verwandten sprachen so klar hervortretende instrumentale grundrichtung absprechen können, einen wie scheint ganz regelmässigen nominalen obiectcasus auf χ her; ja, ich glaube nach den von Fr. Müller angeführten accusativen der persönlichen fürwörter za — χ, wa — χ, schetu — χ, dass der-
ja — χ, schetu — *yo* — χ,
selbe allgemeine geltung hat. Allerdings tritt das ideelle subiect hier auch nicht mehr als formell bezeichneter in-

---

*) Auch sonst erscheint das tibetische obiect nicht als solches, sondern eher im syntactischen genetiv; wie z. b. das gegebene geld das geld der gebung (gebung — der geld) heisst, so ist der mann, welcher geld gegeben hat, der geld-gebungs-mann, genau: geld — gebung — der mann, wobei man das geld entweder als indifferente erläuterung des nachfolgenden gebung oder, dem grundtypus dieser sprachen genauer entsprechend, als syntactischen genetiv zum folgenden nomen ziehen kann: der mann der gebung des geldes, obgleich nur die beiden hauptbegriffe mann — gebung durch wirkliches genetivzeichen verbunden werden.

strumental auf, es scheint also eine entwickelung im mehr subiectiven sinne stattgefunden zu haben.*)

Um zu zeigen, dass selbst die wunderbare ideenverbindung, wornach das reine obiect nicht als solches erscheint, sondern instrumental als dasjenige, womit, wodurch die handlung ihre bethätigung findet, unseren indogermanischen sprachen gar nicht fern liegt, dass vielmehr auch diese anscheinend so eigentümlich unbeholfene ausdrucksweise anklänge in grosser anzahl findet, erinnere ich an das sehr häufige instrumentalobiect des indogermanischen, namentlich des slavischen; das hauptgebiet desselben ist freilich ein beschränktes, hauptsächlich verba des werfens, streuens... und die anwendung hier sehr erklärlich; eine rohere auffassung aber konnte das drastische moment des mittels auch in weniger significanten fällen, oder ganz allgemein, unter völliger hintansetzung der obiectidee, als das wesentliche hinstellen. Spuren dieser beschränkteren anwendung sind in unseren sprachen reichlich vorhanden. Eingehender werde ich diesen fall beim gotischen und beim indogermanischen dativ behandeln.

Ebenso scheint der Mandingotypus wenigstens sporadisch das ideelle obiect instrumental zu fassen; derselbe zeichnet sich sonst durch eine grosse menge verdeutlichender partikeln, teils subiectiv hervorhebend, teils obiectiv deutend, in allen

*) Ausserdem ist wohl denkbar, dass auch bei instrumentaler auffassung des ideellen subiects doch das gewissermassen nominativische oder besser indifferente, meist durch den blossen stamm gegebene, ideelle obiect irgend eine lautliche auszeichnung erhält; diese hebt zunächst sein zwar nicht obiectives, aber immerhin ganz bestimmtes verhältnis zum ideellen subiect wie zum verbalausdruck heraus; sowie aber das verb sich subiectiver gestaltet, kann daraus ein wirkliches obiectverhältnis werden. Nun ist zwar bezeichnend, dass keines der verschiedenen kaukasischen idiome mit ausgeprägter instrumental-richtung einen accusativ bildet, sondern fast überall der blosse stamm eintritt; aber gewisse leichte ansätze sind im awarischen, tschetschenzischen, Thusch, die doch dieselbe klar vertreten, nicht zu leugnen; ersteres scheidet den ideellen nominativ und accusativ durch ein besonderes pluralzeichen von den übrigen casus; letztere beiden verändern den stamm, den die übrigen obliquen casus zeigen, für die genannten beiden casus durch vocalmodification und z. t. beträchtliche consonantenverschleifung.

möglichen halb oder ganz örtlichen obiectbeziehungen, aus; nur gerade das eigentliche oder nächste obiect pflegt unbezeichnet zu bleiben oder bloss negativ durch das fehlen einer subiectpartikel angedeutet zu werden; daneben findet sich unter anderem auch die instrumentale auffassung (nach Steinthal) im Vai: mit, durch etwas eine handlung zur erscheinung bringen.

Die beim kasikumükischen soeben im vorübergehen erwähnte genetivische fassung des subiects, wobei das obiect naturgemäss am ehesten auch nominativartig erscheint, finden wir ähnlich vielfach wieder; nur ist der genetiv meist nur syntactisch; namentlich galt das für das samojedische, und wir mussten es als grundlage für das uralaltaische in weitem umfange ansehen. Dieselbe erscheinung zeigte sich mehr oder weniger ausgeprägt auf verschiedenen sprachgebieten Asiens und Amerikas und scheint, nach dem so ungemein häufigen possessivcharacter des verbs zu schliessen, ursprünglich ungemeine verbreitung gehabt zu haben;*) ebenso sahen wir dieselbe deutlich unter dem einfluss des subiectiver gestalteten verbs schwinden und auch einer reinen auffassung des obiectverhältnisses raum lassen; das uralaltaische z. b. zeigte, dass unverkennbar possessive grundrichtung des verbs durchaus nicht unvereinbar sei mit der herausbildung eines obiectcasus, und im eminenten masse wird sich diese erscheinung wiederholen beim Ketschua; das letztere wird sogar einen hoch entwickelten obiectcasus aufweisen, obwohl sein verb nichts weniger als subiectiv ist, im gegenteil die manigfaltigen weiter- und neubildungen den reinen possessivcharacter scharf hervorkehren. Ich erinnere hier noch an das erwähnte aleutische mit seinem wirklich z. t. genetivischen ideellen subiect.

Die formen der obiectconjugation wiesen auch dort, wo an eine bildung des obiectcasus am nomen nicht zu denken

---

*) Ich erinnere an die in amerikanischen idiomen und sonst immer wiederkehrenden formen der obiectconjugation wie: mein lieben du = ich liebe dich. Obgleich das nominale obiect nicht immer dieselbe auffassung zeigt wie das pronominale, so wird doch bei einem grossen teil der hergehörigen sprachen auch für jenes das gleiche gelten.

war, die manigfachsten versuche auf. das pronominale obiect, sei es durch geregelte stellung oder durch abschleifung, differenzirung aller art, von dem pronominalen subiect zu scheiden, also pronominale ideelle obiectformen herzustellen; darum brauchte das ideelle obiect keineswegs als wirkliches obiect in unserem sinne empfunden zu werden, wurde es auch in den wenigsten fällen. Ein weiterer schritt war es, wenn vom pronomen wirkliche casuelle obiectformen abgeleitet wurden, wie wir am Tschikito, Yarura, tschuktschischen... sehen; das tschuktschische lässt zwar das obiectnomen ohne lautliche auszeichnung, stellt aber nach Fr. Müller grdr. II. 1. p. 136 am pronomen deutliche accusative her. Eine einigermassen ähnliche, aber doch eigentümliche erscheinung wird uns im Tschikito beim dativ begegnen.

Von allen diesen z. t. beim verb berührten ansätzen, der aufnahme des nominalen obiects in den verbalkörper... sehe ich hier ab; von einer klaren obiectbildung am nomen kann erst mit der vollen loslösung des nomens, seiner selbständigmachung und meist auch lautlichen bezeichnung als obiect, die rede sein (ausser in typen, welche wie das chinesische diese volle selbständigkeit und klarheit auf andere weise erreichen).

Bei dem lautlich gekennzeichneten obiect fragt es sich zunächst, welcher art das auszeichnende element ist: der unterschiede werden auch bei ähnlicher darstellung im einzelnen noch ungemein viele sein; davon später. Ziemlich fern liegt der idee des obiects wirklich locale bezeichnung: gleichwohl finden wir vielfach solche locale oder halblocale elemente, wenigstens anscheinend.

Dass überhaupt keine absolut feste grenze zu ziehen ist zwischen den reinen obiectbeziehungen und solchen des ortes im sinne der richtung der thätigkeit, liegt in der natur der sache. Wie nahe beide sphären sich berühren, zeigt ja das indogermanische, abgesehen von dem späteren überwiegen bald des dativ bald des accusativ in gewissen idiomen, z. b. in den fällen, wo die mehrzahl der sprachen nur ein reines obiectverhältnis sehen kann, andere aber den dativ haben, so bei helfen, nützen. Was aber im indogermanischen zur

herstellung einer feinen distinction verwertet wird, zeigt eine minder tiefgehende auffassung ganz ungesondert; bald ist ein dativ gar nicht vorhanden, sondern nur ein dativisch-accusativischer obiectcasus, was wir später sehr häufig finden werden, bald, allerdings weit seltener als ersteres, ist der accusativ auch gleich dem dativ, aber in rein örtlichem sinne, bald endlich weist der accusativ durch gewisse zusammenhänge mit den ortsexponenten auf eine ursprünglich auch örtliche beschaffenheit hin. Freilich ist hier wie so häufig bisweilen die frage noch ungelöst, in wieweit das betreffende accusativelement rein örtlich oder vielleicht mehr demonstrativ zu fassen ist; soweit ich das verhältnis übersehe, möchte ich nach meinen beobachtungen rein örtliche grundlage fast nirgends annehmen.

Es folgen fälle mit z. t. ziemlich scharfer herausbildung eines obiectcasus, aber so, dass vielfach die zu grunde liegende idee mehr die der örtlichen als der demonstrativen verknüpfung zu sein scheint; völlige klarheit ist meist vorläufig nicht zu erzielen.

Das koreanische bildet einen regelmässigen obiectcasus, dessen nähere anwendung mir leider unbekannt ist, da auch Astons vergleichende arbeit über das japanische und koreanische diesen punct kaum streift (comparative study of japanese and korean. in the journ. of the r. asiat. soc. n. s. XI. 3.). Ob derselbe mit den local exponenten innerlich zusammenhängt, muss ich dahingestellt sein lassen, äusserlich könnte es den anschein haben; derselbe ist so leicht verknüpft, dass er wie die anderen casus sein suffix auch weglassen kann. Ebenso hat das birmanische einen (wohl bestimmten?) accusativ auf kü (kho), welcher bei dem sehr unbestimmten character der manigfachen verhältnisexponenten und dem wesen des oben berührten anscheinenden subiectcasus, namentlich aber dem ungemein unentwickelten verb, kaum einen obiectcasus in annähernd unserem sinne darstellen dürfte, auch neben sich noch ein anderes, halb accusativisches, thatsächlich aber rein örtliches richtungselement *ϑo* hat. Das polynesische weist für den accusativ grossenteils kein besonderes zeichen auf, da derselbe durch die stellung hinter dem verb genügend angedeutet ist. Gleichwohl kommt

auch ein formell bezeichneter accusativ vor, in mehreren dialecten sogar regelmässig: die anwendung des accusativ überhaupt ist die des reinen obiectcasus nach verben der unmittelbaren einwirkung, nicht nur im sinne des bestimmten obiects; doch fällt der speciell bezeichnete obiectcasus wenigstens scheinbar oft mit dem dativ oder dem casus der örtlichen richtung zusammen, ist jedoch nach Fr. Müllers ansicht streng davon zu trennen; ist das richtig, dann dürfte das wesen des casus starke demonstrative hervorhebung sein. Ähnlich stellt sich der ungeschiedene dativ und accusativ im Kassia, wenigstens nach H. C. v. d. Gabelentz: gramm. u. wörterb. d. Kassia-spr. p. 30; er hat das präfix *ia* und dient, ohne dass aus den dort angeführten beispielen ein vorwiegen localer anwendung oder grundrichtung ersichtlich wäre, im wesentlichen wirklich zur wiedergabe unseres obiectverhältnisses nach transitiven verben und des sog. indirecten obiects. Augenscheinlich ist es aber auch lediglich verdeutlichungszeichen, sei es mehr demonstrativer oder örtlich verbindender art, und durchaus nicht unbedingt notwendig, sondern so lose, dass es z. b. bei einem näheren und einem entfernteren obiecte in derselben verbalverbindung bei dem näheren oder mehr selbstverständlichen accusativobiect ganz gewöhnlich fehlt; doch auch sonst fehlt es häufig, namentlich, wenn das nächste obiect durch ein substantiv gebildet, kein pronomen ist. Auch dies letztere deutet auf seine bloss erläuternde natur hin, indem bei dem vollen gehalt des stoffwortes die natürliche beziehung sich oft leichter von selbst ergiebt als bei dem leeren formwort, dem pronomen; cf. beim verb die hundertfachen versuche, von den subiectformen verschiedene obiectformen herzustellen, auch da, wo an eine obiectform am nomen gar nicht zu denken ist, namentlich das soeben erwähnte tschuktschisch.*)

Ich könnte hier noch mancherlei mit grösserer oder geringerer wahrscheinlichkeit hergehörige anführen; die bemerkungen bezüglich des jukagirischen habe ich in eine anmerkung ver-

---

*) Bezüglich der passivconstruction erinnert das Kassia an das australische; ein indifferenter, impersonaler verbalnominalausdruck wird abhängig gemacht von einem instrumentalen agens, der accusativ des obiects bleibt, also etwa: es wird gemacht den weg durch die soldaten.

wiesen, weil ich mich von dem vorhandensein einer solchen accusativform nach den mir vorliegenden sprachproben in Schiefners beitrgg. z. kenntnis der jukag. spr. mél. asiat. VI nicht überzeugen kann.*)

Jedenfalls darf man sagen, dass eine wirklich locale bezeichnung des accusativ, so nahe die accusativ- und dativbeziehungen liegen, und so ungemein häufig der dativ als rein örtlicher casus erscheint, äusserst selten wenigstens nachweisbar ist;**) er stellt sich damit direct neben den unörtlichsten aller casus, den nominativ.

---

*) Nach Fr. Müller grdr. II. 1. p. 125 hat der accusativ im jukagirischen die endungen *a*, la, gala, dagala; da, ga sind deutliche locativzeichen, daga ist die composition beider; dass sie die reinsten locale bilden, zeigt der (in uralaltaischer weise) davon abgeleitete ablativ dat, gat, wohl auch der allativ tin, kin. Als reine accusativelemente würden sich also herausstellen *a*, la; die beiden anderen formen hätten die accusativform auf der gewissermassen secundären stammform aufgebaut, welche die ruhe anzeigt, und welche auch im uralaltaischen als ausgangspunct für die specielleren örtlichen casus, sei es der ruhe, der trennung oder richtung, eine so wichtige rolle spielt (**du** — duk — dula — duli, **l** — lle — lla — ly — lys — lta, **s** — sta — ssa — sne . . .). Hier wäre auch der accusativ in diese sphäre hineingezogen, was in dieser form allerdings gegen alles mir hierin bekannte verstösst, aber eine ungemein interessante thatsache darstellen würde, ja vielleicht auf die flexions- und stammbildungslehre dieser und der örtlich verwandten idiome ein neues licht werfen könnte, wenn nur die thatsache so klar wäre. Ich finde nämlich in den oben genannten materialien, die ich vor jahren wegen wunderbarer berührungspuncte des jukagirischen mit dem uralaltaischen wiederholt geprüft habe, eine ganze anzahl von bestimmten wie unbestimmten accusativen, aber ohne jede endung; mitten dazwischen dann plötzlich ein paar so eigentümliche accusativformen wie kar — dagala = die haut, tschu — dagala = das fleisch, amun — dagala = den (die) knochen . . .; ebenso kommt eine anzahl pronominaler accusative wie mot — il, mit — il mit der endung il vor, daneben wieder habe ich das einzige tunda — gala als accusativ = sie (die frau), aber nur in einer version, notirt, die andere (Boensing) bietet im nominativ, genetiv, accusativ tundole, tudole, tundol; auch in der bedeutung **eins** heisst es dort tundole (eigentlich dieser). Die texte sind unzweifelhaft nicht rein, leicht konnte ein scheinbarer accusativ tundagala statt tundol, tundola(e) eintreten; wie es mit den auffallenden nominalformen steht, weiss ich nicht, aber als erwiesen kann ich die sache nicht ansehen; ich kann auch nur meine bedenken äussern, denn eine genaue prüfung aller formen kann ich jetzt nicht vornehmen.

**) Denn ausdrucksweisen, wie Steinthal aus dem Soso anführt: meine liebe auf dir gehören eben einfach nicht mehr in das gebiet des obiect-

Tritt nichtörtliche bezeichnung des obiectverhältnisses ein, so kann dies wieder auf die manigfachste weise geschehen. Am nächsten liegt es, an eine einfach demonstrative hervorhebung zu denken, und solche findet sich natürlich vielfach: sie braucht aber durchaus nicht dem obiectcasus allein eigen zu sein; wie beim nominativ ist sie oft allgemeinster art, daher auch für andere casusverhältnisse anwendbar, nicht etwa bloss für oblique, sondern, wie früher angedeutet, auch für das des ideellen subiects; am häufigsten sehen wir natürlich accusativ und dativ zusammenfallen.

Zunächst sind hier die früher kurz besprochenen sog. allgemeinen casuszeichen oder artikel zu erwähnen, bei deren anwendung es wieder umso eher zu einer casusartigen fixirung kommt, je mehr ihr gebiet auf einen engeren beziehungskreis, zuletzt auf einen bestimmten fall, also hier den der nächsten beziehung der handlung auf ihr obiect, eingeschränkt wird. Wir sahen in diesen elementen teils ganz wage verdeutlichungszeichen, welche ohne jeden speciellen beziehungsgehalt bloss andeuteten, dass überhaupt zwei begriffe zu vermitteln sind, teils mehr individuell, also z. b. halb demonstrativ halb local, die verbindung herstellten. Ein solcher indifferenter, allgemeiner casusexponent ist wohl das koptische *en*, welches sowohl den accusativ als auch den dativ und genetiv bezeichnet und nach meinem dafürhalten mit dem allgemein bindenden demonstrativ-relativen bindezeichen des Tamaschek zusammengehört. Dass diese auffassung hier und in ähnlichen fällen viel für sich hat, scheint schon dadurch angedeutet zu werden, dass das koptische *en* und andere ähnlich angewendete elemente auch fehlen können, wo besondere hervorhebung oder verdeutlichung nicht nötig erscheint. Ganz unbestimmt ist das hauptsächlich im obiectsinne auftretende *u* des Holontalo, welches aber auch fehlen und ebenso in

casus, obgleich ich gestehe, dass eine klare grenze bei der so häufig absolut nominalen natur des thätigkeitsausdrucks kaum zu ziehen ist.

Ich erwähne viele solcher ganz eigentümlichen bildungen gar nicht, da sie mitunter mit dem obiectcasus auch nicht die leiseste berührung haben; ich erinnere an das Tupi, wo der satz: Peter tötet den Johann heisst: Peter ist sein (besser **der**, denn das possessiv ist determinativ) tötender, Johann sein (der) getöteter.

anderen beziehungsverhältnissen, z. b. dem des ideellen nominativ, eintreten kann. Von den sonorischen sprachen wurde schon erwähnt, dass sie das obiectverhältnis meist gar nicht zum ausdruck bringen, nebenbei aber recht verschiedene allgemeine casuszeichen, selbst im sinne des subiects, daneben aber auch *dieselben* in dem des obiects, anwenden; dass diese letzteren **anscheinend** z. t. selbst als vertreter des ideellen subiects die verbindung auf localer grundlage herstellen; es kann freilich auch umgekehrt sein, die reine demonstrativkraft die priorität haben, die locale bindung secundäre erscheinung sein; das Ketschua wenigstens bietet stark anklingende ähnliche fälle. Die halb negative bezeichnung durch das blosse artikelartige (casus)zeichen, ohne ein specielleres element, im melanesischen für obiect und subiect wurde bei besprechung des letzteren erwähnt; einen wirklichen accusativ scheint kein melanesisches idiom zu haben. Man vergleiche:

Fidschi:		Mahaga:		Sesake:	
na kakana die speise	= nominativ und accusativ	na tinoni der mensch	= nominativ und accusativ	na vanua die erde	= nominativ und accusativ
na yau der besitz		na iu der hund		na elo die sonne	
na vuaka das schwein		na bodo das schwein		na tamoli der mensch	

und so geht das weiter, während wir gesehen haben, dass für die anderen beziehungsverhältnisse noch besondere, specialisirende elemente vortreten. Wie wenig dabei bisweilen das obiectverhältnis klar hervortritt, mag man daraus ersehen, dass es vom subiect z. t. nur durch die stellung bestimmt geschieden wird; z. b. im Fidschi steht das subiectnomen hinter dem verb, ein dazutretendes obiectnomen zwischen verb und subiectausdruck. Mehr positiv hebt das Tschoktaw vielfach nominativ und accusativ durch ein determinativ. Weit häufiger jedoch wird das obiect in seiner *gegensätzlichkeit* zum subiect empfunden und als obiect in mehr oder minder reiner ausscheidung des nicht dazugehörigen gekennzeichnet; ganz besonders häufig sind diejenigen beziehungen, welche wir als dativische ansehen, gar nicht abgesondert.

So ist der obiectcasus, sowohl dativ als accusativ, im Nuba durch gā (kā, gi...) gekennzeichnet, und der gebrauch dieses suffixes weist deutlich auf eine demonstrativartige hervorhebung; ja, nach Lepsius' ausführungen muss ich annehmen, dass dieses element in allerallgemeinster weise nur das nichtsubiect hervorhebt als das, mit welchem etwas vorgeht; wenn ich mich z. b. recht erinnere, erfolgt überhaupt die antwort auf die frage nach irgend einem gegenstand, ohne dass irgend specielle beziehungen vorlägen, regelmässig in dieser obiectform. Auch das Kunama hebt dativ wie accusativ durch sī, und wie sehr dies nur deutenden character hat, kann man daraus ermessen, dass beim zusammentreffen von dativ und accusativ die nächste oder selbstverständliche beziehung, die des accusativ, ohne zeichen bleibt, nur der dativ das sı nimmt. Beide elemente, das des Nuba wie des Kunama, sind so lose deutend, dass sie ganz gewöhnlich an eine dem nomen nachgestellte partikel treten, nicht an dieses selbst. Das taraskische deutet den dativ wie accusativ, aber nur bei belebtem, durch ni an. (Nebenbei bemerke ich hier, dass überhaupt die so ungemein verbreitete scheidung von belebtem und unbelebtem häufig durch kennzeichnung des ersteren den anstoss zu casusartigen bildungen giebt, sowohl in asiatischen als auch in amerikanischen idiomen.) Das für casusauffassung wenig empfängliche hamitische liebt in einigen seiner neueren phasen mit subiectivem verb die bezeichnung des obiectverhältnisses, welche teilweise mit der des dativ zusammenfällt (Bilin, beides durch tī, sī und modificationen angedeutet), während das Chamir und die Agaudialecte das accusativische tī (deutend?) und das dativische sī (local?) auseinanderhalten.*) Hochwichtig ist das Bedscha, welches ebenfalls accusativ und dativ ungeschieden als obiectcasus behandelt; es zeigt deutlich, dass das wesen der obiectbezeichnung in einem hervorhebenden moment gesehen wird, indem es das nomen mit den ursprünglich nur der geschlechtsunterscheidung dienenden zeichen *b* für das masculin, *t* für das feminin, versieht, also dasselbe für das obiectverhältnis thut wie das indogermanische für

*) cf. darüber Fr. Müller, grdr. III. 2. p. 244—250.

das subiectverhältnis; es kann dies sehr wohl, da es die darstellung des subiectverhältnisses dem satz überlässt, so dass ein stark deutendes element sich von vornherein als obiectzeichen kennzeichnet. Zugleich erweist sich diese form als wohl geeignet, einen allgemein gefassten, nicht bloss einen bestimmten accusativ herzustellen (wieder entsprechend dem indogermanischen), indem sie gerade bei den unbestimmten nominalfällen eintritt; beim gebrauch des artikels fällt das geschlechtzeichen weg, was wieder unverkennbar auf die deutende natur dieser accusativbezeichnung hinweist. Das hottentottische deutet die entstehung einer obiectbezeichnung aus lediglich hervorhebenden elementen noch klarer an und zeigt zugleich wieder, wie specifisch indifferent die exponenten der für uns am schärfsten innerlich gekennzeichneten beziehungsverhältnisse sein können, und wie erst durch differenzirung feste wirkungssphären geschaffen werden. Das hauptelement für den obiectcasus im sinne des accusativ und des dativ ist das heraushebende pronominale *a*, die stellung entscheidet, ob dativ oder accusativ, wenn beide verbunden sind. Daneben kann dies selbe zeichen auch das subiect characterisiren. Noch klarer tritt die ganz lose, durchaus nicht in unserem sinne casusartige verknüpfung des *a* mit seinem nomen sowie die rein deutende (die innerlich unverbundenen momente äusserlich zusammenschweissende) kraft der subiectiven wie der obiectiven casuselemente hervor, wenn der accusativ vor das subiect tritt und nun zu seiner form noch das subiective pronominalzeichen nimmt, z. b. den segen — er gott — er dem menschen giebt.

Ich nenne noch einige sprachen, wo das wohl meist weisende accusativzeichen zwar grossenteils nur sehr lose ist und seine deutende beschaffenheit vielfach durch sein fehlen anzeigt, aber doch insofern mehr den eindruck eines wirklichen obiectzeichens macht, als es eben nur dem obiect im accusativsinne dient. So kann das Dakota das accusativwort durch demonstratives *e* heben, das mixtekische durch naha, das Bagrimma durch das demonstrative na, Tēda durch he (ho), Kanuri durch gā, Māba durch go, en (go ist fast sicher pronominalelement, wohl identisch mit dem

dativzeichen go). Das Walawala hat na, nan, Mutsun se; das abiponische präfigirt ge, das Kiriri do; beim pronomen ist die composition do — χo, dioχo, als reines stoffwort behandelt, dativ- und accusativzeichen; ob also do demonstrativ ist, kann ich nicht entscheiden.*)

Das japanische bildet einen bestimmten, jedenfalls hervorhebenden, wenn auch nicht sicher demonstrativischen accusativ auf wo; ob derselbe irgend welchen zusammenhang mit dem uralaltaischen sehr verbreiteten, auch vorwiegend bestimmten accusativ auf *m*, (n), wa... hat, kann ich nicht sagen; dass aber der letztere vielfach die obiectidee trotz des ursprünglichen characters der bestimmtheit allgemein, in der weise unserer sprachen, vertritt, habe ich früher ausgeführt.

Das dravidische bildet nur sehr beschränkt**) einen obiectcasus, dann aber einen reinen, nicht nur im sinne des bestimmten obiects: z. b. oru buttagattei ppadittān = ein buch las er. Ein nur einigermassen ähnlich fester casus wie der obiectcasus des indogermanischen ist er sicher nicht, sondern augenscheinlich ein der subiectbezeichnung ähnlicher, aber die sprache durchaus nicht durchdringender, auch kaum von vornherein dem typus wirklich eigener ansatz, das für gewöhnlich flexionslos gelassene obiectverhältnis durch verschiedene, formell stark auseinanderfallende hilfsmittel zu verdeutlichen: auf den ersten blick muss, abgesehen von den auch in diesem casus häufigen determinirenden pronominalstämmen, die menge der accusativzeichen auffallen, welche auf mindestens zwei grosse gruppen zurückgehen. Ob die formen des casus pronominalen ursprungs sind, was mit der bildung des subiect-

*) Weit unbestimmter ist, aber auf wesentlich gleicher grundlage ruht die vertretung des obiectverhältnisses durch eine emphatische partikel, welche an das obiectnomen zu dessen hervorhebung sich anschliesst, wie sie im Mandetypus unter vielen anderen bezeichnungsarten vorkommt.

**) Die von Fr. Müller angeführten beispiele für nichtbezeichneten obiectcasus (grdr. III. 1. p. 176) geben zwar keine auskunft darüber, wo die bezeichnung stattfinden muss, wo sie fehlen kann, da sowohl dinge die obiectbezeichnung zulassen, als auch belebte wesen derselben entraten können, aber jedenfalls ersehen wir daraus, dass im wesentlichen wieder die scheidung in belebtes und unbelebtes eine rolle dabei spielt, ganz wie beim subiectcasus, und bei dem accusativ des plural im sinhalesischen.

casus und ihrer lautlichen gestalt wohl in einklang zu bringen wäre, oder stoffwörter oder localzeiger, muss ich dahingestellt sein lassen.

Wie bei dem klar ausgesprochen subiectiven verb des semitischen und seinem reinen subiectcasus nicht anders erwartet werden kann, weist dasselbe auch von vornherein einen obiectcasus auf. Ich kenne den gebrauch des semitischen accusativ zu wenig zu einem abschliessenden urteil, aber was ich davon kenne, liefert mir den beweis von hoher abstraction, klarem zusammenfassen der vorstellungen zu einem ähnlich einheitlichen und umfassenden begriff, wie der indogermanische gleiche casus ihn darstellt; jedenfalls ist der semitische obiectcasus nicht der casus der blossen ergänzung beim transitiven verb oder gar nur des bestimmten obiects; selbst da, wo er im völligen verfall begriffen ist, zeigt er die fähigkeit, das obiect überhaupt in seiner allgemeinsten oder weitesten fassung zu vertreten; in dem masse, dass ihm wie dem indogermanischen obiectcasus das eigentümliche loos zuteil wurde, für einen ortscasus gehalten zu werden. Doch auch sonst werde ich immer wieder an das indogermanische erinnert durch die eigentümliche kraft der obiectidee, welche in prägnanter schärfe eine grosse anzahl beziehungen in ihre sphäre zieht, die auf den ersten blick weit abzuliegen scheinen.

In welcher enormen ausdehnung die innere entwickelung des obiectcasus im umfassendsten sinne, ohne jede hemmende schranke durch irgend ein etwa in den vordergrund tretendes und überwucherndes specielleres moment, vor sich gegangen ist, hat mir in überraschender weise bei beginn meiner allgemeinen casusstudien Ewalds grosses lehrgebäude gezeigt. Alles, was das hochentwickelte Ketschua hierin bietet, tritt dagegen in schatten; es ist der leibliche bruder des indogermanischen accusativ, an den man immer und immer wieder erinnert wird.

Der gebrauch ist wohl in den grundzügen allgemein bekannt; ich hebe, abgesehen von der auch eigentümlich an das indogermanische erinnernden anwendung des doppelten accusativ, nur weniges hervor; so hat auch hier der casus die kraft, die verschiedensten intransitiva transitiv zu machen,

noch ausgedehnter als im indogermanischen, z. b. weinen (und beweinen), wohnen (und bewohnen); der adverbiale gebrauch ist noch, ich möchte sagen, schrankenloser als im indogermanischen, selbst im griechischen; die fähigkeit, durch die intensität des casus einen an und für sich schon mit obiect versehenen ausdruck wie eroberung machen nunmehr wie ein einfaches verb mit einem obiectausdruck zu verbinden, also: eroberung machen eine stadt ist bezeichnend; desgleichen die anwendung im scheinbaren illativ- oder gar inessivsinn.

Auf das erfassen im allgemeinsten obiectsinne deutet wohl auch die wiederum stark an das indogermanische erinnernde erscheinung, dass der casus nach verlust der hauptcasusformen als der obiectcasus par excellence, im gegensatz zum subiectcasus, auftritt, so z. b. den genetiv verdrängt, ja sogar den nominativ, wo dieser seinen reinen subiectcharacter eingebüsst zu haben scheint und den anschein eines in bestimmtem beziehungsverhältnis stehenden casus erregt.*) Damit will ich durchaus nicht behaupten, dass solches verschwimmen, verwischen aller scharfen grenzen durch das übergewicht einer erscheinung etwa auch in dieser ausartung eine vollkommenheit bedeute. Dieser fall ebenso wie das von Fr. Müller ebendort angeführte persische birādar — i — pidar = brātaram hya pitaram zeigt die outrirt hervorgehobene obiectidee, welche ja so oft auch im indogermanischen dem klaren festhalten der casuellen besonderheiten verderblich wird.

Schon die lautliche bezeichnung verdient beachtung. Doch muss ich hierbei etwas weiter ausholen.**) Ich halte

---

*) Ich mache auf die behandlung des genetivverhältnisses und der damit zusammenhängenden erscheinungen des semitischen in Fr. Müllers grundriss dringend aufmerksam; sie verdient diese aufmerksamkeit in hohem grade. III. 2. p. 343—351.

**) Ich folge bezüglich der im ursemitischen anzusetzenden drei casusformen Fr. Müller, während ich mir bisher die entwickelung des semitischen adnominalcasus allerdings etwas anders vorgestellt und namentlich an einem status constructus in der alten weise festgehalten hatte, wogegen mir Fr. Müller gewichtige bedenken äussert. Ob das ursemitische wirklich in dieser fast schematisch-strengen weise diese drei hauptformen einander gegenüberstellt,

es für sehr möglich, dass der semitische subiectcasus das demonstrative **hu**, der obiectcasus das auch hinweisende **an** oder ein diesem verwandtes element, der genetiv das demonstrativ-relative *i* enthält; aber es bleibt zu beachten, dass die drei einzigen vertreter wirklicher casusverhältnisse, und zwar der reinsten grammatischen casus, im semitischen durch die drei reinsten vertreter des semitischen vocalismus gedeckt werden; die vorliebe des semitischen für klangfiguren ist unzweifelhaft, dieselbe kann auch hier wie anderwärts bei der gestaltung resp. klareren fixirung mitgewirkt haben, wenn selbst die ursprüngliche basis lediglich die der wirklichen bedeutungsverschiedenheit der verwendeten elemente war. Sollte nicht z. b. das altassyrische **sarrum**, **sarram**, **sarrim** auf diese eigentümliche bevorzugung des lautbildes hinweisen? Ich mache darauf aufmerksam, dass sowohl das altarabische als das altassyrische diese drei hauptvocale für die drei ihnen allein bekannten casusverhältnisse als regelmässige form aufweisen, das althebräische nur in spuren, aber deutlich genug. — Ferner ist, gleichviel, ob die lautform der drei casus in irgend einem tieferen zusammenhange mit der semitischen vocalisation steht, nicht zu übersehen die eigentümliche schärfe, mit welcher das semitische ursprünglich nur für die drei wirklichen casusverhältnisse raum hat, alle anderen casuellen beziehungen ganz verschieden behandelt. Es deutet dies anscheinend auf ein so eminent klares bewusstsein der logischen grundlagen des satzes, wie wir es in dieser schärfe selbst im indogermanischen vergebens suchen; es weist auf ein fast ideales festhalten der sprachlichen angelpuncte: subiect, verb, obiect, adnominales beziehungsverhältnis, mit ausscheiden aller irgendwie bloss erläuternden momente. Aber freilich ist dieser vorzug, wenn diese ansicht sich bestätigt, eigentlich nur im princip vorhanden, praktisch läuft das indogermanische dem semitischen hierin erheblich den rang ab, und zwar gerade durch die

---

kann ich nicht beurteilen; für den subiect- und obiectcasus ist es mir wegen der lautlich und innerlich sehr ähnlichen ausgestaltung auf von einander vielfach so getrennten gebieten wie dem altarabischen und altassyrischen und wegen des frühen auftretens in wesentlich der angenommenen gestalt wahrscheinlich.

minder starre hervorhebung des princips, welches es gleichwohl ebenfalls klar erfasst hat. Mir ist das wieder ein beleg dafür, dass das zu schroffe hervorkehren des princips leben, freiheit, bewegung ertötet, dass dasselbe sich auch hier, um lebensfähige gebilde zu erzeugen, einigermassen den praktischen anforderungen accommodiren muss. Gegenüber dem semitischen und dem bald zu behandelnden chinesisch mit ihrem ungeheuer abstract gefassten casusbegriff wie frei, lebenskräftig, voll bewegung und modulationsfähigkeit erweist sich da nicht das indogermanische? Dasselbe hat. wie ich im allgemeinen überblick angedeutet habe, dem casusbegriff weder so weite grenzen gezogen, dass er als lediglich logische formel jede innere beweglichkeit, das reiche individuelle leben der feinen nuancen von fall zu fall völlig ausschliesst, noch die welt der reinen casus gegen alle verwandten erscheinungen schroff abgegrenzt; sondern es hat mit diesen einen modus vivendi gefunden, der es ihm ermöglicht, trotz der unverkennbar klaren grundauffassung der eigentlichen casus doch auch die reiche welt der manigfach variirten specielleren beziehungen zu ihrem rechte kommen zu lassen, ja sogar höhere gesichtspuncte zu schaffen, wie das wesen des hoch entwickelten, lebenskräftigen indogermanischen dativ zur genüge darthut.

Ausserdem ist die folge des outrirten princips meist die, dass, wo dasselbe nicht mehr zuzulangen scheint, zu blass und unfassbar sich erweist, sehr bedenkliche notbehelfe zum vorschein kommen, für den fall allein berechnet, ebenso zu niedrig gegriffen, wie das luftige princip zu hoch war; das andere extrem, völlige unzulänglichkeit, formlosigkeit, krass materielle auffassung. Die hier bedeuteten puncte finden ihre ausgiebige bestätigung im leben des chinesischen wie des semitischen.

Es ist doch gegenüber dem festhalten des indogermanischen an seinen hauptcasus und casusformen, auch in den neueren, ja sogar den neuesten phasen noch teilweise, das ungemein frühe schwinden des äusseren und vielfach des inneren gehalts der semitischen casusformen trotz der augenscheinlichen ursprünglichen klarheit der auffassung befremdend. Das neuarabische zeigt kaum noch spuren davon, das he-

bräische, wie schon bemerkt, nur wenige erstarrte reste der alten *a — i — u*-declination; im neueren assyrischen, z. b. der sprache der Achämenideninschriften, welcher fast allein ich etwas näher getreten bin, vollzieht sich die völlige auflösung der im altassyrischen so klaren formen, auch innerlich. Ich erinnere bloss an den später zu behandelnden ersatz des obiectcasus, sowie die davon ungeschiedene vertretung der dativ- und verschiedener krass materieller beziehungen durch das sinnlich-örtliche a n a, dessen anwendung im reinsten obiectverhältnisse uns bedenkliche schlüsse bezüglich der wirklichen durchdringung des sprachlebens durch eine innerlich fest ausgestaltete casusauffassung ziehen lässt. An dieses a n a erinnert mich innerlich das n e des Tigriña, amharisch, nur scheint hier der umgekehrte weg eingeschlagen worden zu sein; das amharische demonstrative accusativzeichen ist nach Prätorius im Tigriña an stelle des eigentlichen äthiopischen dativzeichens l a getreten und wird nun rein local gebraucht, in allen beziehungen des dativ, illativ, factiv... Wo ist da der alte semitische accusativ geblieben? Von den übrigen neueren semitischen idiomen mit ihrem fortwährenden übergreifen der allersinnlichsten auffassung in das gebiet des unsinnlichen, unörtlichen obiectcasus will ich gar nicht reden.

Also neben frühestem augenscheinlich sehr klarem erfassen der idee frühestes fallenlassen sowohl von idee als auch ihrer form; derart, dass man ernstlich im zweifel war, ob diesem sprachtypus überhaupt der sinn für casusauffassung innewohne, und geneigt war, ihn hierin direct neben seinen minder begünstigten hamitischen vetter zu stellen, was allerdings von wunderbar geringem eingehen auf die beiderseitigen grundlagen zeugt. Dass die schon erwähnten lautgesetze eine rolle hier mitspielen, wurde beim subiectcasus erwähnt; aber der kern, die innere form, konnte doch mehr festgehalten werden, wie wir das am indogermanischen bei allen oft auch sinnlich rohen auswüchsen der secundäridiome in ganz anderer weise wahrnehmen, wenn wirklich diese letztere so klar wie dort erfasst und ebenso klar zum ausdruck gebracht wurde. Ich kann mich des eindrucks nicht erwehren, als ob der semitische volks- und sprachgeist bei ausgesprochener transcendentaler richtung die idee in g r o s s e n zügen, von um-

fassendem gesichtspunct aus, erfasse, aber etwas luftig, wenig greifbar, auf ihre wirkliche fixirung oft als doch unzulänglich verzichte, dagegen bei ungemein lebhafter phantasie sie durch ein bild nicht darzustellen, sondern anzudeuten trachte; dass, wo dies bild verloren gehe, allzu leicht auch die innere anschauung verloren gehe, weil ohne festen boden, und dass nun die phantasie den mangelnden inneren halt durch umso drastischere sinnliche, oft grobsinnliche mittel zu ersetzen suche.

Ich muss mir hier noch eine abschweifung gestatten. Dass die erwähnte ansicht wenigstens vielfach ihre bestätigung in den äusserungen des religiösen und politischen lebens, sowie der in der poesie verkörperten anschauungswelt der Semiten findet, bedarf keines beweises; ich will mich auch lediglich an das sprachliche leben halten. Wo immer ich hier hinsehe, glaube ich klare und umfassende ideen wahrzunehmen; energische durchbildung der constituirenden normen wie subiect, obiect, verb, der verbalen und nominalen stammbildung, der form- und stoffwurzeln, der genera des verbs... — und als das belebende, fast durchgehende, einzige princip aller dieser gestaltungen das lautbild*), es sei nun vocalvariation, verdoppelung, triconsonantismus; und zwar, wie ich meine, später sehr oft bewusst auch dort durchgeführt, wo eine frühere form diese klangfiguren teilweise vermissen lässt und nach unserer art mit materiellen zusatzelementen operirte; während unsere sprachen vorwiegend durch hilfsmittel formaler und stofflicher natur dem sinne der zu grunde liegenden idee zu hilfe zu kommen, denselben meist wirklich zu verdeutlichen suchen, nicht ihn durch ein symbol nur andeuten: dass auch dies gleichwohl auf anderen sprachgebieten vorkommt,

*) Dabei bin ich wie gesagt weit entfernt, diese lautbilder überall für das ursprüngliche zu halten, ich selbst habe mich schon früher über den vielfach wahrscheinlich secundären character derselben ausgesprochen; ich glaube z. b., dass Fr. Müller auch in der verbalbildung mit recht weitgehende ursprüngliche formung durch prä- in- und suffigirte hilfsstämme und anderweite hilfselemente annimmt; dadurch ist aber nicht ausgeschlossen, dass beim erblassen der eigentlichen form allmählich die allein zurückbleibende lautvariation nun bewusst festgehalten und als träger der idee angesehen wurde.

ist eine allbekannte erscheinung, ich erinnere an die von mir selbst so oft betonte vocalvariation zu flexivischen zwecken; aber in auch nur ähnlicher ausdehnung wie im semitischen ist es mir sonst unbekannt. Da die innere form lautlich immer nur annähernd, meist recht blass und eigentlich individuell und einseitig gedeckt wird, das wirklich generalisirende ursprünglich durch den zusammenhang, den gedanken erst hineinkommt, der lautform nicht von vornherein innewohnt, so stellt diese richtung des semitischen, das geistig geschaute zu versinnbilden. vielleicht den formalsten oder idealsten versuch dar, der idee gerecht zu werden: die ausführung lässt viel zu wünschen übrig.

Man bedenke, welcher enorme vorstellungsinhalt — ganz abgesehen von den ursprünglichen basen — in der fixirten sprache durch diese vocalvariationen und sonstigen lautbilder zu klarer anschauung gelangt, ohne andere noch wahrnehmbare oder empfundene sprachliche mittel.

hauptcasus:	a	—	i	—	u
hauptgenera des verbs:	a (handlung)	—	i (zustand, vorübergehend)	—	u (zustand, habituell)

persönl. formen: katab—tu, —ta, —ti; grundform: kataba, intensiv: {kātaba, kattaba.

Man vergegenwärtige sich bloss die rein nominalen ableitungen dieser art, z. b. von *k—t—l*:

katl—*u*, kitl—*u*, kutl—*u*, kitāl—*u*, katīl—*u*, kātil—*u*....;

ein im sprachleben wohl einzig dastehender process, wornach man im princip, wenn man die grundbedeutung der drei radicalen hat, auch durch diese wenigen, sehr regelmässigen lautwandelungen die geradezu ungeheure manigfaltigkeit der bedeutungsvariationen jedes solchen dreiradicaligen complexes hat; freilich lässt uns das princip in der praxis wie bei den casusformen oft im stich; es ist aber vorhanden, und, was von hoher bedeutung ist, die vergleichung der idiome zeigt, dass es gerade in diesem puncte in der urform des

semitismus schon erheblich reiner vorhanden oder in keimen angedeutet war als selbst im arabischen.*)

Neben dem bilder- und phantasiereichen semitischen sprachtypus nenne ich den bloss logisch operirenden chinesischen. Dass derselbe, wie übrigens an und für sich anzunehmen war, auch die obiectidee in ihrer allgemeinsten gestalt erfasst, ist bereits angedeutet, und zwar, wohlbemerkt, nicht etwa unbewusst oder unklar, sondern völlig bewusst und consequent erfasst. Abgesehen also von den obiectbeziehungen, wie sie die ergänzung des transitiven verbs in unserem sinne und unser indirectes oder dativobiect bieten, werden als solche angesehen die localen ergänzungen des wo, wohin, woher, wie ich im anfange bemerkte, bei verben wie

(irgendwo) sein — wohnen — sitzen — ruhen — stillstehen
kommen — gehen — erreichen — eintreten — zurückkehren
weggehen (aus) — hervorkommen . . . ;**)

---

*) Man beliebt heut vielfach, die Semiten als die traditionellen übermittler, conservatoren fremder kulturen, aber mit geringer initiative, anzusehen. Die berechtigung oder nichtberechtigung dieser absolut nicht erwiesenen oder auch nur wahrscheinlich gemachten ansicht müssen spätere forschungen darthun, namentlich auch, inwieweit die altassyrische kultur als geistiges eigentum der Semiten oder der allophylen rasse der Sumerier resp. als product der geistesarbeit dieser beiden rassen zu betrachten sei. Eines aber haben wir ganz bestimmt: die hoch entwickelte sprache der Semiten einerseits und die ungleich unvollkommeneren idiome der Ägypter sowie sämtlicher den Semiten benachbarten hamitischen und allophylen stämme, z. b. der genannten Sumerier oder auch der Meder anderseits. Die inferiorität des ägyptischen könnte, wenn sie nicht schon erwiesen wäre, ziemlich auf allen gebieten des sprachlichen lebens dargethan werden; es reicht an das altsemitische nicht heran, und von depravation eines früher höher organisirten typus kann nachweislich nicht entfernt die rede sein, so klar lässt sich schon jetzt die entfaltung des altägyptischen übersehen; bezüglich des medischen werde ich selbst später durch analyse seiner haupterscheinungen den praktischen beweis des unverhältnismässig niedriger stehenden characters desselben liefern; für das sumerische ist er erbracht. Diese grossartige gedankenwelt, welche, abgesehen von allen anderen erscheinungen geistigen lebens, die semitische rasse sich in der sprache construirt hat, kann keine dialectik ihr wegdisputiren.

**) Auch beim chinesischen muss ich infolge der eigentümlichen auffassung des obiectverhältnisses weit über den kreis unseres obiectcasus hinausgehen. Zugleich mache ich nachdrücklich darauf aufmerksam, dass ich meine an-

dass das nur durchaus folgerichtig gedacht ist, sahen wir früher ebenfalls; die nackte verständlichkeit wird dadurch jedenfalls erreicht; ebenso wenig aber ist es zweifelhaft, dass die vielen feinen, scharfen und individuell differenzirenden nuancen dann wegfallen, welche im indogermanischen die anwendung eines locativ, ablativ, dativ, überhaupt der an zahl doch auch nicht übermässig üppigen casus so bedeutungsvoll bestimmen und lebensvolle beweglichkeit in die sprache bringen, eine beweglichkeit, die freilich im chinesischen auch erreicht werden kann, aber auch nur dann, wenn verdeutlichende, specialisirende elemente hinzugenommen werden, welche weit grössere complicirtheit hervorrufen als die wenigen, klar abgegrenzten und doch bewegungsfähigen indogermanischen casus, welche im bewusstsein als begriffliche einheiten leben. Hier tritt wieder die so oft zu beobachtende erscheinung ein, dass wegen der zu weit gefassten begriffssphären das chinesische trotz der überraschend früh und klar gewonnenen logischen einheit oft ungleich unbestimmter, wager wird als das indogermanische.*) Die logischen formeln des chinesischen, welche, ohne der anschauung etwas zu bieten, ihren meist ungemein hoch, allgemein gefassten gehalt in sich tragen, können dem praktischen bedürfnis nicht überall genügen, es muss häufig der deutlichkeit entgegengekommen werden, aber auch nur dies, über der längst gewonnenen logischen einheit trat das bedürfnis, auch eine umfassende lautliche formel zu finden, völlig zurück, konnte eigentlich gar nicht sich geltend machen, und es wurde lediglich von fall zu fall operirt, mit elementen, die oft zu individuell waren, oft auch jedes individuellen lebens, jeder bestimmtheit ermangelten, denen ihr specieller gehalt auch nur wieder durch die satzidee resp. die verbindung

---

sichten durchaus nicht als massgebend ansehe für die beurteilung dieses mir fernstehenden typus, in den ich in keiner weise eingedrungen zu sein vorgebe; es sind wahrnehmungen und gedanken, wie sie sich mir bei beobachtung der offen zu tage liegenden haupterscheinungen der sprache aufgedrängt haben und zur vergleichung mit dem indogermanischen aufforderten.

*) Dabei gebe ich zu, dass die prägnanz, kürze, kraft des ausdrucks in den manigfaltigsten obiectverbindungen, wo keinerlei deutende hilfselemente angewendet werden, erstaunlich, für uns unnachahmlich, aber von packender wirkung sein kann.

überhaupt gegeben wurde. Dagegen war im indogermanischen schon dadurch grössere festigkeit oder bestimmtheit gewährleistet, dass die sprachlichen einheiten, abgesehen von ihrer bestimmten lautlichen präcisirung, nicht so allgemein und so hoch gegriffen waren, dass sie nur dem gedanken, nicht den realen bedürfnissen der sprache im einzelnen falle hätten genügen können. Macht sich im einzelnen gleichwohl noch oft die notwendigkeit schärferer fixirung fühlbar, so traten zu diesen in sich gedanklich und lautlich abgeschlossenen gebilden specielle beziehungselemente, welche, ohne den grundbegriff irgend zu alteriren, nur seinen feinen, individuellen abschattungen dienen. Hierher das wesen der indogermanischen präpositionen, welche ja auch wie die chinesischen verdeutlichungswörtchen häufig allgemeiner natur sind, aber die möglichkeit bieten, in verbindung mit ihren casus das allgemeine und das besondere zur scharfen, oft wunderbar gehaltvollen einheit zu verbinden. Ich nehme fälle wie das griechische *πρός, παρά, ἐπί.....* mit drei casus. Die grundlage giebt hier der in seiner bedeutung voll empfundene casusbegriff, das verhältnis aber wird durch das hinzutretende verdeutlichende element in seiner eigenart bis zur grösst möglichen schärfe in einer doch ungemein einfachen verbindung ausgeprägt; während im chinesischen, abgesehen von der ganz wagen, inhaltlosen obiectbeziehung, welche nur durch die art der verbindung, den zusammenhang hergestellt wird, alle bestimmtheit doch nur dem möglicherweise hinzutretenden verdeutlichungselemente verdankt wird, welches aber wieder oft so unbestimmt, allgemein gehalten ist, dass es auch nur leben und feste bedeutung durch den zusammenhang erhält. Man vergegenwärtige sich den gebrauch des relativen, verdeutlichenden... tschi (čī), welches bald etwas als das subiect heraushebt, bald als hervorhebender artikel das substantiv begleitet, bald in weitestem umfange wie ein reiner genetivexponent erscheint, ebenso häufig aber das obiect der 3. person kennzeichnet und verschiedene andere functionen versieht, alles ganz folgerichtig, aber doch ohne eine spur von der festigkeit, die im indogermanischen die form allein schon bietet; und diese festigkeit ist doch auch viel wert. Dass der mangel derselben im chinesischen der deutung fort-

währende probleme giebt und ganz erhebliche zwiespältigkeit der auffassung möglich macht, ist ein gewichtiger fingerzeig, diesen factor nicht zu unterschätzen. Ich wähle einige wenige beispiele, wo die volle innere klarheit*) des obiectverhältnisses im weiteren sinne viel zu wünschen lässt, ohne mich aber speciell an die sphäre der verdeutlichungswörter zu halten. In der neueren sprache vertritt pà = nehmen den instrumental (= mit, durch); ebenso aber ersetzt oder verdeutlicht es in krasser form gleichwie das gleichbedeutende tsiāng den obiectcasus; z. b. nehmen — lampe — lösche aus, wo das nehmen seinen realen wert völlig einbüsst, bloss accusativ-deutewort wird. Ebenso heisst *i*, dieser häufige instrumentalexponent, ursprünglich nehmen; verbindet sich dieses mit dem obiectnomen und etwa dem verb geben, so wird daraus zunächst ein instrumental, z. b. mit speise, dann folgt das verb geben, dann das persönliche obiect, was man sonst bei geben dativisch fassen müsste; das *i* hat aber das ganze verhältnis geändert, das geben muss ohne irgend welche veränderung die bedeutung begaben gewinnen, das persönliche obiect ist in unserem sinne accusativisch, das ganze heisst: jemanden mit speise begaben. Man vergleiche das nicht mit dem anscheinend so nahe liegenden donare alicui aliquid und aliquem aliqua re; denn abgesehen von der vollkommenen inneren bestimmtheit der declinationsformen würde die vergleichung nur angebracht sein, wenn das einfache verb geben wie im chinesischen so gebraucht wäre, was unmöglich ist; donare ist aber das denominativum (von donum = geschenk) mit der bedeutung a priori = geschenk machen d. h. schenken und beschenken.

Eigentümlich erscheint es uns auch, wenn derselbe complex zuerst lediglich durch seine stellung verbalgehalt bekommt, gleich darauf ebenfalls allein durch seine stellung obiectbedeutung: so, wenn es von einem subiect heisst: lào lào = (er) greiset greis(e) = er behandelt (sie) als greise; doch ist das streng genommen bei dem stellungswert

*) Ich sage nicht die deutlichkeit, denn diese kann gleichwohl überall hier vorhanden sein; ob sie es ist, entzieht sich meinem urteil.

der satzteile nicht besonders auffallend, wenn auch absolut nur der satzzusammenhang die specielle bedeutung der völlig indifferenten momente vermittelt. Ob wirklich ein solcher oder ähnliche fälle von vornherein ohne schwanken nur in der angegebenen weise klar gedeutet werden?

Noch weiter geht man jedenfalls, wenn nur der zusammenhang andeutet, dass die auffassung in dem speciellen falle eine von der gewöhnlichen abweichende sein soll. So müsste man nach dem grundgesetz, dass an erster stelle das subiect, dann das verb, an dritter das obiect steht, erwarten. dass verbindungen wie: nacht singen, winter treiben blätter, ohr hängen edelsteine bedeuten: die nacht singt, der winter treibt blätter, die ohren hängen edelsteine an; nur der sinn giebt die bedeutung: er singt in der nacht, treibt im winter blätter, hängt edelsteine in die ohren, resp. je nach dem zu ergänzenden subiect: sie. wir, ihr... singt, singen... — s'in (żîn) lí heisst regelrecht: der mensch steht; ist aber von einem tiere die rede, so heisst es: es richtet sich nach menschenart auf; eigentlich ist es wohl = (des) menschen stehen (art aufzustehen); das hinzutretende subiect rückt den ausdruck in die subiectsphäre, macht ihn gewissermassen wieder zum subiectiven verb = es hat eines menschen art zu stehen.

Kommen adverbiale bestimmungen hinter dem verb zu stehen, also an der obiectstelle, was auch vorkommt, so giebt auch nur der sinn die gänzlich veränderte bedeutung an: seng involvirt die bedeutung des entstehens resp., wenn es ein obiect hinter sich hat, des entstehenlassens; also seng t'ian = er schafft den himmel;*) es kann aber dies t'ian

*) Das ist ja ganz gewöhnlich, dass lediglich die stellung auch über die natur des verbs, ob der zustand oder das veranlassen desselben bezeichnet werden soll, entscheidet; also:

	lin	tschu'	
	befehl	ergeht	
aber:	wan	tschu'	lin
	könig	ergehen lässt	befehl
	pä'	kun	lai
	100	handwerker	kommen heran
aber:	lai	pä'	kun
	er lässt herankommen	die 100	handwerker.

auch adverbial sein, dann giebt es den ort an, wo das nun nicht mehr schaffen, sondern entstehen stattfindet; die verbindung bedeutet dann: er (sie) wird (werden...) im himmel geboren.

Ungemein characteristisch ist endlich die absolut wage, im allgemeinsten sinne relativ bindende bedeutung von sò = ort, wobei alle bestimmtheit auch wieder lediglich durch verbindung und zusammenhang erzielt wird; z. b.: er erfuhr X. ort verweilte = wo X verweilte; wusste N. ort gegangen = wohin N. g.; bekannt ort (es) kommt land = woher es k.; besonders häufig direct = unser relativpronomen im accusativ: ihr herr hat ort lieben = hat leute welche er l.; er war die barbaren ort ergriffen = er war es, den d. b. ergr. Man muss unwillkührlich hierbei an die häufige anwendung von wo im sinne des relativ, besonders im judendeutschen jargon, denken, wo es auch ganz gewöhnlich heisst: ein mann wo keine kinder hat, ich habe wo ich liebe; es ist darauf wiederholt aufmerksam gemacht worden, so meines wissens von Schott und von F. Hommel, von letzterem, glaube ich, auch auf die grundbedeutung des ascher = ort; jedenfalls ist es interessant, dass selbst die grundbedeutung des sò und ascher sich völlig deckt.

Bezüglich des indogermanischen obiectcasus verweise ich auf das bei der vergleichung der uralaltaischen und indogermanischen casus gesagte sowie auf die bemerkungen, welche weiter unten bei besprechung des grammatischen geschlechts folgen; dass derselbe in dieser klarheit der entwickelung, kraft der innerlich empfundenen, allgemein und weit gefassten obiectidee von grossartiger abstraction zeugt, wird später noch hervorgehoben werden. Wieder muss ich darauf aufmerksam machen, dass derselbe mit einem ebenso klar empfundenen subiectcasus und rein subiectivem verb verbunden ist.

Eine der lehrreichsten mir bekannten sprachlichen erscheinungen ist der eigentümlich ausgebildete obiectcasus des Ketschua;*) deswegen hauptsächlich so eigentümlich, weil er

*) Es zeigt mir wie so oft das beispiel des Ketschua wieder einmal, wie wenig man oft nach einer noch so klaren skizze, wie die in Fr. Müllers grund-

die auffallendsten analogieen mit dem indogermanischen accusativ bietet ungeachtet der durchaus nicht subiectiven verbalauffassung des Ketschua. Die inneren vorgänge liegen mir zu einem abschliessenden urteil viel zu fern, ich beschränke mich hauptsächlich auf das registriren des thatsächlichen nach Tschudis meisterhafter darstellung.

Zunächst die fälle, wo der casus am frappantesten an den indogermanischen accusativ erinnert.

(Nach Tschudis ausführungen, welche freilich vielfach keine stringenten beweise liefern, müssten die casus des Ketschua eine anzahl unsinnlicher resp. unörtlicher beziehungsexponenten enthalten, bei deren bildung vorwiegend rein pronominale elemente thätig gewesen wären; obgleich ich hier einige zweifel nicht zurückhalten kann, mache ich doch auf den schon betonten und noch öfter zu betonenden innigen zusammenhang zwischen pronominalen und localen elementen aufmerksam. Nach Tschudi enthält die form des obiectcasus zwei solche pronominale elemente, kta ist nach ihm $= \chi$ta, dieses = kay + ta; auch dies würde einigermassen an das indogermanische erinnern.)

---

riss fast alle sind, den inneren wert einer erscheinung zu beurteilen im stande ist, und wie eine eingehende darstellung nach art der Tschudischen doch manche wenig beachtete erscheinung als hochbedeutend in der sprachgeschichte erkennen lässt; ich bin der überzeugung, dass ähnliches für manche unbeachtete idiome gilt, weil ich, wo ich irgend gelegenheit habe, einen tieferen einblick in das wesen einer sprache zu thun, gar zu häufig anregende und unerwartete probleme antreffe. Gleichwohl glaube ich, dass so hervorragende erscheinungen, wie sie das hochentwickelte Ketschua überhaupt und speciell sein obiectcasus bietet, auf den gebieten der weniger durchforschten sprachen selten zu finden sein dürften. Es mag mithin dies eine beispiel für viele gelten, wo ich ebenfalls annäherung an unsere auffassung annehme oder für wahrscheinlich halte, mich gleichwohl aber meist mit der thatsache begnügen muss, ob das betreffende idiom überhaupt einen obiectcasus bildet, oder, im günstigsten falle, ob das zeichen dafür pronominal weisenden sinn hat oder mit den örtlichen beziehungsexponenten in zusammenhang steht.

Ich benütze zugleich diese gelegenheit, wieder darauf hinzuweisen, wie ich durchaus nicht die erscheinungen abliegender sprachgebiete gegenüber dem indogermanischen geringschätzig beurteile, ja sogar ihre etwaigen vorzüge geflissentlich zu erfassen suche.

1) einfacher obiectcasus bei transitiven verben wie essen, tragen, helfen, übel — wohlthun .....

2) obiectcasus, regirt von den verben der ruhe und der bewegung, im sinne des wo, wohin (nicht des woher). Diese anwendung ist hoch interessant, nicht nur, weil sie einen ungemein umfassenden begriff des obiectcasus direct beweist, wie wir ihn aus dem indogermanischen, semitischen, chinesischen gewohnt sind, sondern auch deshalb, weil die sprache hier sich eine ähnliche beschränkung der allzu allgemein gehaltenen obiectsphäre auferlegt hat wie aus früher erwähnten gründen das indogermanische; nur deckt sie abweichend vom indogermanischen damit auch den wirkungskreis des wo, während sie das wesen des casus nicht so luftig, so völlig unbestimmt fasst, um dadurch die beziehung auch des woher auszudrücken.

3) ebenso allgemeiner, eher noch weiter gefasster obiectcasus, wobei die specielle beziehung lediglich durch den zusammenhang hineingelegt wird, der casus nur, wieder nach art des indogermanischen, die innere verknüpfung von handlung und ihrem hier örtlichen obiect angiebt; durch den fluss gehen, nach rechts gehen ....

4) accusativ der zeitdauer wie indogermanisch.

5) casus des inneren obiects, wobei das verb immer denselben stamm hat wie das accusativwort: es schneit einen starken schnee — das gehenwerden gehe ich; die verba sind hierbei intransitiv, die abstraction, welche gleichwohl, ohne dass irgend von einer natürlichen, örtlichen oder sonstigen richtung der handlung die rede wäre, den reinen obiectcasus gestattet, ist geradezu auffallend; man ist sonst geneigt, eine ähnliche übertragung der obiectbeziehung lediglich idiomen wie dem indogermanischen, semitischen... zuzutrauen; wie geläufig dieselbe dem indogermanischen ist, erinnere ich beiläufig.

6) accusativ eines infinitiv bei verben des heftigen verlangens: das sterben (zu sterben) wünsche ich.

7) **doppelter accusativ**, wiederum in eigentümlich ähnlicher anwendung wie im indogermanischen; die grundauffassung ist auch im indogermanischen die, dass die eminent stark hervortretende obiectidee in auffallender prägnanz ihre kraft in derselben weise einem persönlichen **und** einem säch-

lichen obiect zukommen lässt, ohne eines von ihnen als entfernteres zurücktreten zu lassen. Dieser gebrauch lässt mich nicht mehr daran zweifeln, dass hier wenigstens bei einem der obiecte die obiectauffassung eine ganz reine in unserem sinne ist; in anderen fällen konnte das obiect teilweise kein eigentliches, sondern, wie wir das so oft sahen, eher subiectartig sein, z. b. hund (— er) — mein schlagen, garten (— er) — mein gehen = ich schlage den hund, ich gehe in den garten; starker schnee — das schneien = es schneit stark. Aber ein die kunst — du — mein lehren für: ich lehre dich die k. ist doch äusserst unnatürlich.

Doppelter accusativ bei:
verbieten, untersagen,
bitten, verlangen, zeigen, unterrichten, anraten
fragen, verheimlichen, betrügen um...
entkleiden, glauben...

endlich bei gewissen causativverba. Man wird zugestehen, dass die analogieen mit den gleichen erscheinungen im indogermanischen frappant sind.

8) Einfacher accusativ im adverbialen sinne: nur von adiectiven, z. b. es regnet sehr viel, er rief sehr stark; wenn diese art anwendung denselben character hätte wie der indogermanische so überaus häufige adverbiale accusativ vom adiectiv, so müsste ich die reinste entwickelung zum abstractesten obiectcasus in ähnlichem umfange wie im indogermanischen annehmen; aber freilich erklärt Tschudi ihn auf materiellere weise, indem er wie unter Nro. 5 accusativ des inneren obiects annimmt, wobei das substantiv von einem adiectiv begleitet gewesen, selbst aber weggefallen sei, also: es regnet einen starken regen; darnach würde sich das verhältnis doch wesentlich anders stellen als im indogermanischen adverbialen accusativ, der casus wäre dann immerhin wieder verbaler obiectcasus.

Es sei dem, wie ihm wolle, ganz abgesehen von der grundauffassung des verbs und satzes im Ketschua, bieten die unleugbar vorliegenden thatsachen das bild einer so reichen entwickelung, dass ich anstandslos den obiectcasus desselben zu dem höchsten rechnen muss, was mir von casusbildung über-

haupt bekannt ist. Gleichwohl kann ich nicht zugeben, dass dadurch ein so reicher, freier, bewegungsfähiger und doch bedeutungsschwerer obiectcasus erzielt wird, wie ihn nicht etwa nur einzelne hochentwickelte phasen des indogermanischen erzeugt haben, sondern wie er im keime schon gegeben ist und nun immer von neuem auf den verschiedenen gebieten des indogermanischen zu gleicher oder ähnlicher entwickelung drängt. Eine entfaltung des obiectcasus wie im griechischen, mit seiner fähigkeit, voll packender prägnanz, aber in seinem werte voll empfunden und bewusst, da einzutreten, wo hundert andere constructionen genauer, aber oft ungleich matter den örtlichen, zeitlichen, causalen... zusammenhang bezeichnen, steht in der sprachgeschichte vielleicht unerreicht da. Sein hauptwert liegt darin, dass er völlig freier obiectcasus, fast im umfassendst denkbaren umfange, und doch ohne wagheit, namentlich aber nicht gebunden an die hauptsphäre des gewöhnlichen obiectcasus, das verb, ist.*) Damit ist zugleich der bestimmende gegensatz zum gleichen casus des Ketschua gegeben; wir haben ja soeben gesehen, dass dies letztere demselben gar nicht gelungen ist, dass der obiectcasus des Ketschua durchaus an das verb gebunden scheint, dass der grösste kenner dieses idioms den einzigen fall dieser art für einen nur scheinbaren erklärt. Ich will mich auf keine hypothesen einlassen bei meiner unbekanntschaft mit dem Ketschua, obwohl die versuchung sehr nahe liegt, als einen wesentlichen factor die grundverschiedene natur des verbs auf den beiden sprachgebieten anzusehen; aber das wesen beider erscheinungen scheint mir gewissermassen prognosticirt zu werden durch die form; das *m* des indogermanischen accusativ weist auf das element hin, welches ich nach meinen beobachtungen als den verbreitetsten exponenten der indeterminirtheit bezeichnen möchte, während *k* (kay) und *t* (ta) vorwiegend individualisirend, determinirend,

*) Ich bemerke hier nochmals, dass nach der entwickelung und dem wesen des indogermanischen adverbialen obiectcasus eine etwaige ursprüngliche abhängigkeit von einem verb undenkbar ist, dass vielmehr diese seite des gebrauchs durchaus in seinem wesen begründet ist.

trennend auftreten, namentlich letzteres, welches ich als das häufigste element der individualisirung ansehe; später über diesen punct noch einige worte. Es wird sich auch kaum leugnen lassen, dass nach der anwendung des obiectcasus im Ketschua dieser wesentlich darauf hinausgeht, die thätigkeit des verbs bestimmt zu localisiren, es sei das ziel ein persönliches, zeitliches oder örtliches, wenn er auch durchaus nicht in der weise individualisirend auftritt, dass er nur ein bestimmt determinirtes obiect bezeichnete; während bei der ausdehnung des indogermanischen accusativ die allgemeinste bindung, gewissermassen die negirung jeder determination, das bestimmende zu sein scheint.

Da der obiectcasus recht eigentlich der casus der beziehung ist, so muss er sich bezüglich seiner formellen bezeichnung wesentlich von dem, wie wir sahen, meist unbezeichneten casus des ideellen subiects unterscheiden, und er thut das auch. Freilich muss im ersten augenblick auffallen, dass er auf weiten sprachgebieten ebenfalls ohne besonderes prä- oder suffix bleibt; dabei darf aber nicht übersehen werden, dass in wohl dem grössten teile der zu dieser klasse gehörigen idiome die obiectbeziehung deutlich in der verbalform gegeben ist, so dass eine weitere auszeichnung des obiectnomens sich erübrigt, dass also hierin der fall ganz anders liegt als bei dem ausdruck des ideellen subiects. Hierher gehören wieder die weitaus meisten amerikanischen idiome, die nur ganz ausnahmsweise andeutungen eines obiectcasus zeigen, aber auch die grosse mehrzahl der afrikanischen.

Freilich hält eine stattliche reihe von sprachen die blosse verbindung des obiectausdrucks mit dem verb für so bezeichnend, dass sie sich eine specielle, irgendwie geartete auszeichnung des ersteren als überflüssig versagen; es gehören hierher, abgesehen von vielen der pacifischen idiome, z. b. den papuanischen, wo das die regel zu sein scheint, auch amerikanische, australische, afrikanische, selbst asiatische in ziemlicher anzahl. Bei den meisten australischen, kaukasi-

schen und einigen anderen sahen wir einen obiectcasus schon darum nicht ausgeprägt, weil bei der instrumentalen auffassung des agens derselbe gar keinen obiectcharacter hat, sondern eher eine art nominativ darstellt.

Ziemlich häufig ist die hervorhebung des obiects durch einen allgemeinen demonstrativen weiser, namentlich auf dem gebiete der melanesischen und diesen nahestehenden idiome, auch auf amerikanischem (sonorisch z. b.) und afrikanischem boden, doch ist das eben kein wirklicher obiectcasus.

Eine beträchtliche anzahl sprachen, namentlich asiatische, (doch auch einige afrikanische und amerikanische) beschränken sich bei dieser demonstrativen hervorhebung auf das reine obiectverhältnis, und dann entsteht ein allerdings in erster linie bestimmter obiectcasus, welcher nicht das obiect in allgemeinster fassung, sondern nur das eine specielle, für den bestimmten fall heraushebt. Es scheint das bei den meisten asiatischen idiomen wenigstens die, freilich nicht immer festgehaltene, grundlage zu sein. Es verdient nämlich hohe beachtung, dass die vielen asiatischen typen im süden, südosten, norden, nordosten, centrum (wie die sog. hinterindischen, dravidischen, koreanisch, japanisch, die bestimmt uralaltaischen sprachen, ein teil der ihnen örtlich verwandten wie jukagirisch..., z. t. die kaukasischen u. a. sprachen) mit vorliebe das obiectverhältnis bezeichnen, während sie das subiectverhältnis meist ohne jede lautliche auszeichnung liessen.*) Einige von ihnen haben sich zu wirklichem, d. h. allgemeinem obiectcasus, aufgeschwungen; bemerkenswert aber ist, dass sehr häufig, namentlich das allgemeine oder nicht determinirte obiect, unbezeichnet bleibt, während doch klarer obiectsinn vorhanden ist; letzteres selbst in idiomen, welche auch den obiectcasus im

---

*) Es darf diese neigung zur bezeichnung des obiectverhältnisses gegenüber der offenkundigen abneigung der meisten afrikanischen idiome, selbst weit höher organisirter (cf. das Haussa, Fulde, hamitische idiome ...), nicht übersehen werden; es weist auf die allgemeine vorliebe des asiatischen continents für reiche suffixbildung gegenüber der hierin ebenso zurückstehenden afrikanischen sprachenwelt.

umfassenden sinne kennen; es weist das z. t. deutlich auf ursprünglich bloss determinirten obiectcasus.

Das Ketschua mit seinem hoch entwickelten obiectcasus, der, wie fast durchweg in anderen fortgeschrittenen idiomen, durchaus nicht an die verbindung mit sog. transitiven verben geknüpft ist, erinnert ungemein an das indogermanische und weist darauf hin, wie vielleicht bei näherer erforschung auch andere typen beachtenswerte und vollkommene formen bieten mögen. Das chinesische bietet wieder den klarst erfassten, allgemeinsten obiectcasus, mit viel weiter gezogenen grenzen als im semitischen und indogermanischen; die beiden letzten gruppen ähneln einander in der inneren ausbildung dieses verhältnisses stark, doch ist es nicht so ganz wag wie im chinesischen, und im semitischen von geringerer festigkeit als im indogermanischen und macht dort infolge dessen vielfach unzulänglichen ersatzformen platz.

Dativ.

Das wesen des dativ ist im anfange kurz erläutert und namentlich auf den fundamentalen unterschied zwischen ihm und den rein grammatischen casus hingewiesen, sowie angedeutet worden, dass in den seltensten fällen die innere einheitlichkeit oder besser die möglichkeit ins bewusstsein getreten ist, die innere einheitlichkeit überhaupt zu finden; dieselbe war darin gegeben, dass unter ausscheidung der reinen oder unmittelbaren obiectbeziehungen alle diejenigen fälle unter eine besondere rubrik subsumirt wurden, wobei entweder eine mit unmittelbarem (accusativischem) obiect schon versehene handlung mit diesem auf ein drittes als das leidende, tangirte obiect sich bezog, oder wo in ähnlicher weise anzudeuten war, dass eine handlung (ohne accusativobiect) weniger ein selbstverständliches, unmittelbares obiect als notwendige wesensergänzung zu sich nehme, als vielmehr eine art obiect innerlich tangire. Dass sich daraus ein intensiver, allseitig durchgebildeter, klarer casusbegriff, gewissermassen eine neue grammatische kategorie, die des casus der beteiligung, des interesses entwickeln konnte, sowie einmal der angedeutete standpunct ein-

genommen war, ist sehr erklärlich; ebenso aber, warum derselbe so selten gewonnen ist; denn derselbe verlangt nicht unbeträchtliche abstractionsfähigkeit. Aber auch wenn er im wesentlichen klar erfasst war, gab es noch erhebliche unterschiede, je nachdem die gewählte form noch stark an der meist örtlichen grundlage haftete oder sich davon frei machte, welches letztere in bezeichnender weise dem indogermanischen grossenteils gelungen ist; ich habe diesen fall anderwärts eingehend behandelt, werde denselben in einer besonderen untersuchung vorlegen und auch hier wiederholt darauf zurückkommen müssen. Bei der eigentümlichkeit des oder der zu behandelnden verhältnisse kann es einerseits nicht wunder nehmen, wenn die mehrzahl der sprachen denselben irgendwie beizukommen sucht, anderseits eben nur gewisse etappen erreichen, wenn also nur ein teil dieser beziehungen zum ausdruck kommt, oder wenn geteilt, also z. b. das sog. indirecte obiect als reines obiect behandelt wird, die zweite kategorie von fällen lediglich in ihren örtlichen beziehungen erscheint, also als etwas, was nach einer bestimmten richtung oder bei etwas sich äussert. Daher kann ich den dativ als einen grammatischen casus wie nominativ, accusativ, genetiv in keiner weise ansehen;*) man denke nur daran, wie innerlich einfach gegenüber solcher zwiespältigkeit der casus des subiects, des unmittelbaren obiects oder der verbalen bindung, der der blossen nominalen beziehung oder bindung trotz der hundertfachen eingeschlagenen wege sich darstellt.

Auf den ersten blick muss daher die ungeheure manigfaltigkeit der ausdrucksweisen auffallen, wodurch die verschiedenen sprachen sich dem ziele zu nähern suchen. Wenn die mehrzahl derselben weder einen nominativ noch einen accusativ darstellte, eben weil, abgesehen von vielen besonderheiten, beide in irgend einer fassung als gewissermassen selbstverständlich der besonderen bezeichnung entraten durften, so darf man im gegensatz dazu sagen, dass wohl

*) Für das indogermanische thue ich das gewiss, weil dasselbe seinen ganz eigenen standpunct gewonnen hat, auch für andere sprachgebiete annähernd so, allgemein aber durchaus nicht.

die mehrzahl der sprachen den dativ oder einen teil von dessen wesen durch ein besonderes element lautlich hervorhebt. Ohne specielleres eingehen auf die später zu nennenden einzelheiten mache ich darauf aufmerksam, wie z. b. die vielen heterogenen idiome im grössten teile von Asien, welche grossenteils einen obiectcasus gar nicht kennen, in überwältigender mehrzahl klare andeutungen eines wenn auch oft noch so unvollkommenen dativverhältnisses zeigen; ja vielfach weisen dieselben einen allerdings unverkennbar örtlich bleibenden casus auf, welcher gleichwohl auch alle dativbeziehungen deckt; cf. die vielen nordkaukasischen idiome, die des mingrelischen stammes, die verschiedenen auseinanderfallenden nordasiatischen typen wie Aino, jenissei-ostjakisch, kottisch, tschuktschisch — ferner das sinhalesische, die eigentümlich scharf hierin gekennzeichneten dravidischen sprachen, die Kolh-idiome, die meisten sog. hinterindischen, wohl sämmtliche australischen, einen grossen teil der malaiischen, polynesischen, melanesischen, Papua-sprachen — das baskische. Selbst die beiden der bezeichnung der grammatischen casus so abholden continente von Afrika und Amerika sind hierin in geradezu unvergleichlicher ausdehnung vertreten.

Es wäre ein grosser irrtum, zu glauben, dass die dativbeziehung überall, wie uns das am natürlichsten scheint, durch irgend einen oder mehrere lautliche bestimmte casuelle beziehungsexponenten gedeckt würde: ein wie weiter spielraum der sprache gelassen ist, auf den manigfachsten wegen dem wesen des verhältnisses irgendwie beizukommen, will ich nur andeuten, um dann den wirklich casusartig erscheinenden dativ zu behandeln.

Dass bisweilen die dativbezeichnung von allem abliegen kann, was wir für gewöhnlich darunter verstehen, liegt wieder oft im wesen des verbs und der art, wie dasselbe sich mit seinen complementen versieht. Wir sahen früher, dass bisweilen sowohl das ideelle subiect wie auch obiect infolge der nominalen natur des verbs genau genommen bloss adnominale, possessivische beziehungsformen darstellten, also: mein —

deiner — sehen = ich sehe dich. Dasselbe kann aber der fall sein mit dem dativobiect; freilich wird die fassung nicht überall stricte adnominal sein, wie ich schon früher bezüglich der oft weniger bestimmten, nicht immer rein possessivischen natur der sog. possessivsuffixe andeutete. Hierher gehört die im erlöschen begriffene vertretung des dativ eines personalpronomens als des indirecten obiects, welche als verwitterter rest einer früheren periode im samojedischen neben der längst überwuchernden rein suffixiven dativbildung vereinzelt hergeht. Es kann dialectisch dort statt: er gab mir das brett heissen: brett — sein*) (das) — **mein** gab er; d. h. ursprünglich war wohl, wie überhaupt das samojedische verb den nominalcharacter unverkennbar an der stirn trägt, die fassung die: brett — das — mein gebung seine = er giebt mein das brett resp. mir.**) Noch eigentümlicher verwickelt stellt sich das verhältnis z. b. im Mandingo-typus, wo auch ein nominales dativobiect in adnominaler form erscheinen kann, noch dazu zwischen das ideelle subiect und den verbalausdruck eingekeilt. So wie es also dort heisst: nā — *i* — ko = mein — deiner — geben = ich gebe dir, so kann auch ein ausdruck wie *m* — fa = mein vater an stelle des *i* = dein eintreten, also: nā — *m* — fa — ko = mein — meines vaters — geben = ich gebe meinem vater; allerdings werden wir uns hier keinen wirklichen genetiv vorzustellen haben (cf. oben), sondern vielmehr ein indeterminirtes abhängigkeitsverhältnis derart, wie es in nominalverbindung genetivisch ist, während hier der zusammenhang eine art dativ hervorruft. Auch directes possessivpronomen statt des dativ des pronomens kennt der Mandingo-typus, wie: er wird **mein** vieh kaufen statt mir, für mich. Ganz ähnlich ist es, abgesehen von anderen fällen, in den beiden hier genannten beziehungen (wie scheint) im Errūb; es heisst hier einerseits: ich gebe **dein** stück,

---

*) Das possessiv der 3. person ist, worauf ich wieder aufmerksam mache, hier unzweifelhaftes determinativ ohne possessivbedeutung.

) Dabei braucht, wie soeben bemerkt, der sinn nicht stricte zu sein **mein, sondern das pronominalelement der 1. p. kann sehr wohl eine nicht näher determinirte, aus dem zusammenhange sich ergebende beziehung auf die 1. p. bezeichnen.

gieb **mein** stück statt: ich gebe dir ein stück, gieb mir ein stück, anderseits wird das pronominale dativobiect auch mittels des possessivbildenden re, ra hergestellt. kai = ich, ma = du. kai marre macquar = ich dir gebe, wörtlich wohl: mein — **deiner** — geben; dabei tritt nach dem grundprincip das bestimmende immer vor das zu bestimmende, also zunächst marre vor macquar, vor diesen einheitlichen begriff, das deiner oder dir geben das dieses näher bestimmende kai.

So nahe es liegt, sich die dativexponenten in gestalt von präpositionartigen prä- oder suffixen oder von reinen postpositionen, sogar mit vorangehendem genetiv des zu bestimmenden, zu denken, so kann doch dieses verhältnis auch durch einen verbalen ausdruck angedeutet werden; man kann nicht einmal behaupten, dass das eine durchaus vereinzelte erscheinung sei. Dabei ist characteristisch, dass der dazu verwendete verbalausdruck am häufigsten den ungefähren sinn von geben, reichen, übermitteln enthält, soweit ich über diese fälle mir ein urteil erlauben darf; dies ist der reine dativ des interesses, des indirecten obiects; eine zweite richtung mit mehr localem, allativartigem character zeigt, wiederum auf verschiedenen sprachgebieten, ein verbalelement mit der ungefähren bedeutung des kommens, anlangens. Das heisst, im ersten falle wird die idee, dass einem obiecte irgend etwas zugefügt, dass dasselbe durch eine handlung mit deren nächstem obiect speciell tangirt, dadurch auf dasselbe irgendwie eingewirkt wird, dadurch verdeutlicht, dass ausser dem speciellen ausdruck der handlung selbst noch verdeutlichend der allgemeinste verbalausdruck beigefügt wird, welcher die beabsichtigte richtung der handlung involvirt; das ist eben geben. Im zweiten falle wird die specielle bedeutung noch verstärkt durch die beigabe des allerallgemeinsten begriffes der bewegung. Wie sehr man geneigt ist, wirklich gewissermassen als den allgemeinen grundbegriff bei dem indirecten obiect, welcher, bald so bald so modificirt, im wesentlichen überall wiederkehrt, den des gebens anzusehen, zeigt drastisch der ausdruck *δοτική* (dativ). Abgesehen von den später noch zu erwähnenden chinesischen beispielen des gebrauchs von verschiedenen

verben des gebens, antwortens, austauschens nenne ich z. b. das annamitische kjo = geben im sinne des reinen dativs (töi, nen beide = kommen, anlangen im sinne localen dativs), das na des Ewe und den eigentümlichen gebrauch tir, tire, dēn, dēne im nubischen beim personalpronomen. So heisst es annamitisch: kjo kon tōi, wörtlich geben sohn meiner = meinem sohne, aber kjo tōi heisst auch: geben — ich (letzteres als obiect) = gieb mir; doch kann auch im selben satze kjo zweimal vorkommen, am anfange mit der bedeutung geben, dann im blossen dativsinne, z. b. kjo kai nai kjo tōi; zuerst kjo = gieb, dann mit tōi zusammen = mir. Ebenso heisst es im Ewe: mufiala na mo na srolao = lehrer giebt weg den (zu, an) schüler = entlässt die schüler, wobei auch na zuerst geben, dann dativexponent ist. Fr. Müller bezeichnet na als präposition, der als verbalwurzel die bedeutung geben eigen sei. Darnach möchte man annehmen, dass die scheidung der beiden bedeutungen im bewusstsein schon vollzogen sei.*) Das nubische giebt die von mir angedeutete grundlage am klarsten an, indem bei einer dativbeziehung der ersten person die verbalwurzel dēn, dēne = hergeben, bei einer solchen der zweiten oder dritten person tir, tire = hingeben angewendet wird. Das zeigt doch wieder, wie ungemein nahe diese elemente schon an die rein präpositionale natur streifen, da sie dem erfolg nach kaum noch, obwohl wirkliche verba, etwas anderes decken als die begriffe her, hin. ir gafra — dēn — inam = du

---

*) Das wäre ein beleg für die von mir bestimmt und in weitem umfange angenommene erscheinung, dass anscheinend reine verbalwurzeln auch stofflichen inhalts klare bezüge zu pronominalen und scheinbar rein formalen deutewörtern präpositionaler art zeigen.

Diese fälle zeigen deutlich, dass die dativbeziehung, wie ich früher betonte, mehr oder minder nur ein accedens darstellt und auch oft so empfunden wird, dass die verbindung in keiner weise eine so selbstverständliche, ungesuchte (und darum auch meist lautlich nicht besonders bezeichnete) ist wie die des reinen obiects. So setzt also hier bei dem sog. indirecten obiect ein mittelbegriff wie geben das subiect und die mit ihrem obiect schon versehene handlung in beziehung zu einem dritten, dem zu tangirenden, welchem das verhältnis gelten soll; aber auch bei dem mehr räumlichen ziel, wo ein begriff wie kommen eintritt, zeigt letzterer, dass das verb mit seinem ziele vermittelt werden soll.

vergiebst (ir — gafra — inam) her (= mir), wobei aigā = mir hinzutreten kann; ir takkā īga — tē — nam = du sagst (ir — īga — nam) ihm — hin, wörtlich: du sagst ihm hingeben. Dabei ist noch von bedeutung, dass im ersten beispiele dēn auch implicite die bezeichnung der ersten person involvirt.*)

Wenn auch naturgemäss der schwerpunct der beziehung des interesses in dem obiect als dem ruht, welches zunächst tangirt ist, so kann derselbe doch auch in die qualität des verbalausdrucks gelegt werden; es findet sich dies hauptsächlich, vielleicht einzig, in amerikanischen sprachen.**) Wie einzelne derselben die fähigkeit haben, nicht nur das dativ- und accusativobiect zu incorporiren, sondern durch den verbalausdruck alle möglichen beziehungen, so locale, instrumentale.... zum ausdruck zu bringen, so kann auch die idee, dass eine handlung für, im interesse jemandes geschieht, lediglich durch die verbalform angedeutet werden; das eigentliche dativobiectnomen tritt dann als bloss erläuterndes moment, welches die specielle richtung der handlung angiebt, indifferent dazu; so: ich baue für — mein sohn — das haus dieses.***)

Dagegen liegt der schwerpunct schon auf dem obiectbegriff, wenn auch nicht auf der eigentlichen form des obiects, wenn die dativbeziehung zunächst auf ein indifferentes oder allgemeines obiect, das pronomen der 3. person, übertragen, und dieses dann durch ein specielles erläuterndes

---

*) cf. über dies eigentümliche verhältnis, wobei die dativbeziehung z. t. bloss durch das verb des gebens, bald mit zuhilfenahme des besonderen suffixiven sog. dativzeichens ausgedrückt wird, welches übrigens nach Lepsius nicht wirkliches dativ- sondern allgemeines obiect- oder besser gesagt nichtsubiect-zeichen darstellt, Lepsius: nub. gramm. p. 39 flgd. und Fr. Müller. III. 1. p. 47, 48.

**) Möglicherweise herrscht ähnliche auffassung auch in kaukasischen idiomen, wie ich schon beim obiectverb andeutete; ob sonst noch in annähernd derselben weise wie in jenen obengenannten, weiss ich nicht.

***) Ich erinnere hier an eine beim heutigen stande der forschung wohl meist vergessene abhandlung von H. C. v. d. Gabel., durch welche mir wenigstens der seltene mann zuerst das verständnis für solche und verwandte eigentümliche auffassungsweise erschlossen hat; für die damalige zeit hat er jedenfalls die kernpuncte mit grosser klarheit erfasst. cf. Höfers ztschft. f. d. wissensch. d. spr. III. p. 257—300.

nomen aufgenommen wird; letzteres tritt dann wieder flexionslos dazu, da die obiectbeziehung genügend durch das flectirte pronomen angedeutet ist; es ist das wieder ein anklang daran, dass grossenteils die verbalen beziehungen sich zuerst am pronominalen ausdruck bestimmt fixirten, erst später auch das nomen davon ergriffen wurde. So heisst es im Tschikito, allerdings nicht allein im dativverhältnis, sondern ähnlich auch in anderen casus: motii noneis = dem menschen, wörtlich: ihm mensch, von noneis = mensch und dem pronomen tii mit präfix mo; ebenso aber astii, iotii, oitii, ikaritii, ikuwitii ... noneis. Ganz entsprechend hebt das Saho, welches für gewöhnlich weder dativ noch accusativ besonders bezeichnet, das indirecte obiect, wenn es mit einem directen zusammen vorkommt, durch den dativaccusativ des persönlichen fürworts der 3. person hervor; gewissermassen auch = **ihm** mensch = dem menschen. (Die allgemein obiectiv hebende kraft dieses ak ist so beträchtlich, dass es gewissermassen allgemeines beziehungselement darstellt; so heisst es sogar: bar**ak** abalā = nacht — **ihr** die mitte = mitternacht).

Für das folgende bemerke ich von vornherein, dass ich mich hierbei fast ausschliesslich an die eigentliche dativsphäre und die regelmässig da verwendeten elemente halten will. Bezüglich der fälle, wo infolge der eigentümlichen verbalauffassung oder sonstiger besonderheiten locale idiotismen vorliegen, welche nicht die gesamtauffassung des verhältnisses unbedingt verschieben, begnüge ich mich meist mit den früher gemachten andeutungen, füge aber hinzu, dass auch dies detail fast unerschöpflich ist und oft tiefe einblicke in das sprachleben thun lässt. Ich erinnere z. b. an den wunderlichen dativ des obiects statt des accusativ im tibetischen: durch mich dem briefe (oder bei, an dem briefe) schreibung = ich schreibe den brief, was ich beim accusativ besprochen habe, und füge noch hinzu, dass diese ausdrucksweise, also ein: durch mich dir (bei dir) schlagung sogar das gewöhnliche ist. Eine ebenso auffallende erscheinung bietet das dem tibetischen verwandte birmanisch, welche auch auf mangelhafte oder fehlende ausbildung des

verbs im subiectiven sinne mit seinen obiectcomplementen hinweist. Obgleich dort reine dativfälle wie: mir ist das herz beunruhigt — ich gebe jemandem — ich mache dem könig meine begrüssung..... vorkommen, heisst es daneben in roher umständlichkeit, ohne eine spur von klarer zusammenfassung der wesentlichen momente: er — zu ich weggenommen habend werde ich kommen — ich ihr — zu weggenommen habend werde umkehren = ich werde ihm bringen — ich werde euch zurückbringen.

Ebenso wenig trete ich hier bildungen näher wie der des Innuit, wo statt: ich spreche zu ihm gesagt wird: mein sprechungsort er (ist); doch mache ich darauf aufmerksam, dass an dieses verfahren erinnernde auffassung einen guten teil der amerikanischen sprachen zu beherrschen scheint; jedenfalls darf man keineswegs glauben, dass hier das verhältnis durchweg ähnlich einfach sei wie in den uns geläufigeren idiomen, dass also auch im wesentlichen der klare begriff der thätigkeit sein örtliches oder unörtliches, aber deutlich ablösbares ziel habe: das hiesse dem wesen des amerikanischen wortsatzes wenig rechnung tragen.

Es folgt jetzt eine übersicht über die gewöhnlichsten wege, der datividee annähernd gerecht zu werden, von den einfachsten versuchen an, namentlich im sinne des indirecten obiects, da hier zuerst eine scheidung, die zwischen directem und indirectem obiect, hervorzutreten pflegt, während der eigentliche dativ der beteiligung bei intransitiven verben meist bloss im sinne localer verknüpfung erscheint.

Verschiedene idiome gelangen natürlich zu keinerlei bewusstsein von dem wesen des dativverhältnisses; das indirecte obiect wird also ganz wie das directe behandelt, und von einem dativ des interesses bei handlungen, welche ein intensives tangiren des obiects voraussetzen, ist keine rede. Dabei braucht aber, wie wir oft, am deutlichsten an gewissen Papua-idiomen sahen, auch die allgemeine, gänzlich indeterminirte idee eines obiectes in keiner weise erfasst zu sein; auch die regelung durch die stellung spricht nicht an und für sich für das bewusstsein von einer

obiectbeziehung; es kann dadurch unter umständen bloss ein ganz wages beziehungsverhältnis angedeutet, die handlung z. b. durch das vortretende obiectnomen bloss localisirt, ihrer speciellen art nach näher verdeutlicht werden, und zwar gleichviel, ob das obiect dativisch oder accusativisch ist; über letzteres moment entscheidet dann allein der zusammenhang. Wieder wähle ich als ungemein bezeichnendes beispiel das des Papua-dialectes der Maclay-küste; so müsste dort gemäss der früher erwähnten stellung des obiects als eines bestimmenden vor dem verb als dem zu bestimmenden adi — bi heissen gieb mich, der zusammenhang giebt die bedeutung mir. Aber auch da, wo in ähnlichem falle das dativobiect seine ganz bestimmte stelle vor dem accusativobiect hat, braucht keinerlei bewusstsein eines dativ- und accusativobiects vorhanden zu sein, ist es auch sicher vielfach nicht; es kann dann (und tritt wirklich nachweisbar) der fall eintreten, dass verb und nächstes obiect nunmehr zusammen einen begriff bilden, der lediglich durch das vortretende dativobiect als das nunmehr bestimmende seine erläuterung findet. (Hier können sich nun idiome mit der schärfsten ausbildung von subiect-obiect-verbalidee wie das chinesische anscheinend mit den allerunvollkommensten überhaupt nachweisbaren anscheinend decken. Freilich wird eine geringe kenntnis des gesamttypus bald darüber aufklären).

Von etwas dativartigem kann in diesem falle überhaupt nur im sinne des indirecten obiects die rede sein; ist kein accusativ vorhanden, so erscheint unser dativobiect eben als nächstes, als accusativobiect. Es scheint die oben genannte stellung des dativobiects geradezu die regel zu sein, und sie entspricht durchaus der natur der sache.*) So ist es z. b. im Bari und Wolof und anderen Neger-idiomen.

---

*) Dass überhaupt, auch bei lautlicher bezeichnung des dativverhältnisses, das indirecte obiect in weitestem umfange vor dem accusativ steht, hebe ich nochmals hervor, obwohl es bei dem verhältnis von verb und nächstem obiect nur natürlich ist; man denke an: je te, il nous, me ... le donne ... Natürlich kann die stellung auch eine andere sein, namentlich, wo man ein bewusstsein von den unterschieden im wesen der obiecte voraussetzen darf, und wo dann wohl meist ganz bestimmte, bewusst angewendete grundsätze vorliegen. So setzt das altägyptische das directe obiect vor das indirecte, aber doch wieder

Doch finden sich auch bei dieser unverkennbaren grundauffassung mitunter eigentümliche anzeichen, dass der unterschied der beiden obiectarten dem bewusstsein nicht fremd ist. So stellt das Dinka regelmässig das accusativobiect zwischen tempuszeichen und eigentlichen verbalausdruck: yen abi piu bei = er wird wasser bringen, das dativobiect dagegen hinter den verbalausdruck: yen abi kan yek γēn = er wird dies geben mir.

Dativbezeichnung ist natürlich ebensowenig vorhanden, überhaupt keine casusbezeichnung, wo, wie wir beim verb so häufig sahen, durch irgend ein pronominales element am verb, oder wenigstens in nächster verbindung mit diesem, angedeutet wird, dass das verb ein obiect, es sei dativisch oder accusativisch, bei sich hat; derselbe fall, den wir beim accusativ besprachen; auch hier entscheidet sinn und verbindung, ob eine nach unserer auffassung dativische oder accusativische beziehung stattfindet. Ich erinnere an das Soṅrhai, Logonē, Wandalā..., wo dativ wie accusativ ausser der regelung (überall?) durch die stellung nur durch pronominalelemente am verb angedeutet, unter sich aber nicht geschieden wurden. Dasselbe gilt von verschiedenen anderen sprachen, ja sogar so hochstehende idiome wie das abchasische zeigen auffallend gleiche grundauffassung; nur ist hier die obiectform am verb nicht dieselbe für das directe wie für das indirecte obiect; es heisst also dort: die — kinder ihr — vater das — brot ihnen — er — giebt — — ich mein — vater das — pferd ihm — ich — gebe; d. h. die begriffe die kinder, ihr vater, das brot sind morphologisch nicht verschieden; lediglich stellung, zusammenhang, obiectverb weisen ihnen ihren bestimmten wert an.

Mehr casusartig wird das verhältnis, wenn das pronominalelement sich direct an das obiect anschliesst, wie im hottentottischen das sicher pronominale obiect — *a*; dieselbe form gilt wieder für dativ und accusativ; ersterer tritt regelmässig voran, so dass bei der verbindung von directem

---

so, dass dem verb zunächst sein unmittelbares obiect steht, erreicht also dasselbe wie vorher, lässt übrigens auch beide obiectarten ohne lautliche auszeichnung. Ich begnüge mich mit diesen andeutungen auf einem gebiet, wo der individuellen auffassung ein so weiter spielraum gegeben ist.

und indirectem obiect der dativ hinlänglich gekennzeichnet ist; sonst ist natürlich wieder kein dativ vorhanden.

Dass abgesehen von den reinen bloss dynamisch wirkenden obiectpronomina am verb auch direct suffixive gestaltungen am personalpronomen auftreten, wo das nomen flexionslos bleibt, ist beim accusativ behandelt und auch die nahe liegenden gründe angedeutet worden, welche das veranlasst haben können; die gleiche erscheinung trifft für den dativ ein; ich muss sie, soweit sie nicht beim obiectcasus oder verb ihre erledigung gefunden hat, fallen lassen; cf. oben das Tschikito.

Wir gehen zu den fällen über, wo das dativobiect selbst in unserer weise durch irgend einen prä- oder suffigirten verhältnisexponenten ausgezeichnet, also eine art dativcasus hergestellt wird.

Soll der dativ sich also als bestimmtes oder unbestimmtes, jedenfalls als empfundenes casuelles beziehungsverhältnis darstellen, so finden wir natürlich z. t. auch wieder eine blosse andeutung, dass überhaupt zwei begriffe zu vermitteln sind, aber nicht, wie; wir lernten diese allgemeinen casuszeichen bei dem nominativ und accusativ kennen; ich verweise auf das dort gesagte, wobei ich ausdrücklich den dativ mit erwähnte. Ich machte weiter darauf aufmerksam, wie mit der oft unbewussten fixirung innerhalb eines engeren rayons es zu einer art wirklicher casusbezeichnung kam. Dieses hervorhebende element kann natürlich demonstrativ oder local, vielleicht auch bloss emphatische partikel sein, am häufigsten ist es hier wohl örtlich. Die anzahl der idiome, welche so das dativverhältnis, aber ebenso alle oder viele andere locale beziehungen bezeichnen, ist beträchtlich, namentlich auf afrikanischem boden; nach einigen auffallenden beispielen meine ich sogar, weit grösser, als ich wahrscheinlich machen kann. Ich wähle bloss das beispiel des Bongo und des Mandingo-typus.

Im ersteren*) finde ich namentlich die zwei unbestimmten

*) Es liegen mir bloss Schweinfurths linguistische ergebnisse einer reise nach Centralafrika mit ihren zahlreichen und sorgfältigen, aber doch vielfach wenig sicheren belegstellen vor; vielleicht ist manches anders, als ich es darstelle, der hauptsache nach schwerlich.

elemente ba, gih einzeln oder verbunden in ausgedehnter anwendung als halblocale, rein locale, z. t. dativische beziehungsexponenten. ba = genetiv, z. b. meheh ba Danga = lanzen der Dinka, foddu ba Turu = kugeln der Türken. ba = inessiv, z. b. ba kagga = im walde, aber auch illativ, z. b. máhndeva ba kagga = ich gehe in den wald. ba Gir = nach Gir; auch adessiv, z. b. ba Manana = bei den Nyam-Nyam, aber ebenso allativ = zu den N. Weit mehr nähert sich einem allativdativ die zusammensetzung gih ba, z. b. keheh gih ba boddo = sage zum manne; doch auch bei gih kann der sinn adessivisch sein, obgleich dies vorwiegend allativartig erscheint; so gih ma = bei mir; daneben aber ist auch gih allein, und, wie scheint, am öftesten, dativ, so bei sagen, bringen, geben; also die differenzirung ist schon vorhanden, wenn auch wenig ausgeprägt. — Neben diesen fällen aber stehen gänzlich indeterminirte wie ndeva kagga = gehe (in) wald, oder ih mbolongo ma = du (dein, dir) freund ich = ich bin dein (dir) freund.

Weit schärfer ausgeprägt ist die völlige indeterminirtheit im Mandingo-typus. Abgesehen von dativumschreibungen wie: wir wollen unser vieh töten statt für uns, finden sich dort als häufigste dativvertreter die von Steinthal subiectpartikeln genannten elemente, welche dazu dienen das agens herauszuheben, ebenso aber die vermittelung der allerverschiedensten localen obiectbeziehungen, so des dativ, nach hin, bei, von her, mit... übernehmen, und deren fehlen bisweilen einzig den eigentlichen oder nächsten obiectcasus andeutet; aber auch dieser wird durch solche elemente vertreten, und Steinthals deutung von dem absolut indifferenten character derselben ist unzweifelhaft richtig. So ist im Vai ra subiectpartikel, daneben dient es dem genetiv-accusativ-dativverhältnis, bezeichnet überhaupt jedes fernere obiect, auch der trennung, begleitung, des mittels, des factiv... Ganz ebenso tritt ra im Soso auf (subiect, genetiv, dativ, essiv, factiv, accusativ, jede örtliche beziehung). Wie die subiectpartikeln kommen auch andere elemente vor, partikeln, welche nur den verschiedenartigen anderen beziehungsverhältnissen am nomen dienen, nicht dem subiectverhältnis, aber wieder allen möglichen; überhaupt ist die manigfaltig-

keit und wagheit grossartig. Ich nenne noch von häufigen dativzeichen ye, la, be, ma... und hebe hervor, dass doch auch hier der anfang der differenzirung und casusbildung angedeutet ist, indem gewisse elemente, z. b. ye, mit besonderer vorliebe dativisch auftreten.

Hierher gehören viele weit auseinanderliegende typen, z. b. auch die sonorischen sprachen im princip, wenn sie nicht, wie so oft, sowohl das directe als auch das indirecte obiect unbezeichnet lassen, das taraskische, das Dakota, das Wolof; diese vier gruppen habe ich genannt, weil sie ausser dem absolut unbezeichneten dativ doch anderseits zeigen, wie man allmählich zu einer bezeichnung wenigstens annähernd gelangen konnte. Die sonorischen sprachen habe ich schon beim accusativ besprochen; sie bilden doch wenigstens manchmal wie verschiedene andere idiome allgemeine oder mehr oder minder indifferente casus, wobei wieder das accusativ- und dativobiect in näherer beziehung stehen. Das taraskische zeichnet wenigstens das belebte als accusativ- und dativobiect durch dasselbe element aus, und so wenig das ursprünglich irgend mit den casuselementen zusammenhängt, so kann doch durch fixirung in einer bestimmten sphäre eine art casus daraus werden, wenn auch noch keinerlei unterschied zwischen directem und indirectem obiect stattfindet. Die scheidung ist in den zwei letztgenannten typen dadurch vollzogen, dass nur der dativ, wenn die deutlichkeit es erfordert, eine casuelle auszeichnung annimmt; nur fehlt eben jede festigkeit, die casusbezeichnung ist lediglich verdeutlichend; so heisst es im Dakota: wowapi kin he **ma** ya ku kta = buch das dieses ich (mir) du geben wollen = du willst mir das buch geben; neben ma aber heisst es ganz gewöhnlich mi = ma + ki. cf. L. Adam. revue de ling. 9. p. 21; (ich mache auf die hier ungewöhnliche stellung des dativobiects aufmerksam). Ähnlich bezeichnet das Wolof den sonst nur durch die stellung vor dem accusativ angedeuteten dativ im bedürfnisfalle durch thya.

Desgleichen hat das Kanuri ein wie scheint ziemlich regelmässig angewendetes dativzeichen rō, wohl allativischen characters, welches auch nicht bloss dem indirecten obiect dient; dasselbe hat aber seine verdeutlichende natur so wenig

abgelegt, dass es wie die meisten anderen casusexponenten dieser sprache ohne weiteres fehlen kann; eine erscheinung, die uns bekanntlich selbst bei den unvollkommeneren idiomen uralaltaischen stammes vielfach begegnet.

Sehr nahe liegt es, dass hier eine teilung eintritt, dass also z. b. das indirecte obiect lediglich als obiect behandelt und vielleicht in der gewohnten weise bloss durch die stellung vom directen unterschieden wird, dass dagegen alle anderen nach unserer auffassung dativischen beziehungen durch ein dann meist örtliches, allativisches, adessivisches, illativisches, allgemein örtliches element... gedeckt werden; da daneben in der regel auch die unverfälscht örtliche anwendung hergeht, so ist die entwickelung eines dativverhältnisses, auch nur annähernd in unserem sinne, sehr erschwert.

Von den sehr zahlreichen hierher gehörenden idiomen auf den verschiedensten gebieten nenne ich nur einige wenige als muster der auffassung. So hat das Barea einen casus des indirecten obiects nicht, sondern behandelt das indirecte wie das directe obiect: die übrigen dativbeziehungen erscheinen rein örtlich; das angewendete suffix, go, dient ebenso den bedeutungen eines inessiv, adessiv...; so heisst Kerengo = in Keren.

Wenn Pfizmaier: die abarten der grönländ. sprache. p. 8 sagt, der intransitive dativ nehme kein zeichen, der transitive mut, so ist wohl durch ein versehen die sachlage umgekehrt worden.

Ich verfolge diesen punct nicht weiter, da nach dem bisher angeführten und dem später auszuführenden diese richtung an und für sich nichts besonderes bietet, sogar ungemein naheliegt.

Jedenfalls führt uns dies verfahren über zu den versuchen manigfacher art, einen dativ herzustellen, denn es ist eine fixirung eingetreten, ein oder mehrere bestimmt characterisirte exponenten decken den ganzen inhalt des dativwesens ausser den beziehungen des indirecten obiects oder die verschiedenen seiten resp. nuancen desselben; mit dieser äusseren fixirung des verhältnisses ist unwillkührlich auch eine gewisse innere gegeben sowie der trieb, zu differenziren, die so gewonnenen beziehungen selbständig zu machen, von den rein örtlich

bleibenden abzulösen, mag diese loslösung immerhin eine nur teilweise gelungene sein.

Mehr noch war gewonnen, wenn klarere abstraction nun auch die beziehungen des indirecten obiects in diesen kreis miteinbezieht oder umgekehrt; ich bemerke bald hinzu, dass über diesen anerkennenswerten ansatz zur entwickelung wirklichen dativverhältnisses, der bald reiner, bald stark getrübt durch das oft allzu klare hervortreten und überwiegen der ursprünglichen specifischen, sinnlichen bedeutung sich darstellt, die allerwenigsten sprachen hinauszukommen scheinen. Wir finden mithin diese art dativ ziemlich auf allen grösseren sprachgebieten und in allen erdteilen, auch die vollkommensten bildungen weisen fast ausnahmelos auf diese grundlage hin; im einzelnen aber kann ich nicht nachweisen, wo überall etwa eine reinere gestaltung platz gegriffen haben sollte, denn meine hilfsmittel geben mir meist bloss andeutungsweise an, ob und welche elemente den ungefähren umfang des gewöhnlichen dativbereichs decken. Auch die specielle art der dativbezeichnung, von diesen allgemeinsten angegebenen grundzügen abgesehen, kann ich nur in den seltensten fällen eruiren: sie kann innerhalb des gegebenen rahmens von einer ungeheuren manigfaltigkeit sein; ich muss mich deshalb hier ohne detaillirtes eingehen auf diese vielfältigen erscheinungen mit einem allgemeiner gehaltenen überblick über die hervorstechendsten seiten der inneren und äusseren form begnügen; meist kann ich überhaupt kaum die ungefähre richtung der vorstellungen feststellen, ob dieselbe mehr auf eine allativische, adessivische, illativische, allgemein örtliche oder demonstrative grundlage zurückzugehen scheint. Eine überreiche fülle von thatsachen auf uralaltaischem gebiet hat mir nämlich gezeigt, wie nur die scrupulöseste durchforschung des sprachstoffes da wirkliche klarheit geben kann, und wie leicht diese elemente auch bei sonst scharfer erfassung aller wesentlichen spracherscheinungen falsch oder ungenau gedeutet werden. Freilich wird auch bei den tiefer stehenden idiomen die specielle auffassung in der regel von geringerem belang sein, von weit grösserem bei den typen, welche wirklich das verhältnis ähnlich wie das indogermanische auffassen. Da stellen

sich allerdings sehr characteristische unterschiede heraus, wie ich sie eingehend an anderer stelle bezüglich des uralaltaischen und indogermanischen beleuchtet habe. So wird auch hier ein rein subiectives verb die schärfere und auch natürlichere richtung begünstigen, wobei das dativobiect sich als das ziel, das von der handlung getroffene, darstellt; ein possessives verb dagegen neigt eo ipso zu mehr ruhender auffassung und ebensolcher gruppirung oder aneinanderreihung der satzelemente; die energie der auffassung ist geringer als dort, und demgemäss wohl auch die schärfe und klarheit in der ausprägung dieses verhältnisses. So hat z. b. das indogermanische die reine datividee ungemein klar und früh erfasst und in vollendeter form zum ausdruck gebracht; das uralaltaische aber ringt, trotz der anerkennenswerten herausbildung eines dativ in unserem sinne, wenigstens dem haupterfolge nach, in einigen idiomen, namentlich der finnischen und türkischen gruppe, doch in allen seinen hauptzweigen noch nach klarerer darstellung dieses verhältnisses und erschöpft sich vielfach in ansätzen und versuchen von recht verschiedenem character. Darum ist nicht gesagt, dass selbst bei rein adessivischer auffassung ein klarer casus des interesses unmöglich sei; abgesehen davon, dass bei subiectiver werdendem verb leicht aus dem adessivartigen ein allativartiger casus werden kann, ist auch ein rein dativischer ausdruck wie bei jemandem helfen, schaden durchaus nicht unerhört.

Aber auch bei ausgeprägter richtung ist noch grosse manigfaltigkeit möglich; wenn auch wohl das häufigste die allgemein gefasste idee einer zielbewegung nach hin ist, so sind doch die krassesten ausdrucksweisen nicht ausgeschlossen wie im Kitsche und Maya. cf. L. Adam: le polysynthétisme dans les langues Quiché et Maya. revue de ling. 10. p. 44; im ersteren lautet die wendung ich gebe ihm diese frucht wörtlich: die — diese — frucht — jetzt — meine — gabe — in — sein — eigentum; desgleichen heisst es im Maya: in meine person = mir. Ausserdem ist es durchaus nicht gleichgiltig, ob ein wirkliches, nur noch als beziehungsexponent der richtung empfundenes suffix vorhanden ist, oder dasselbe ein reines stoffwort darstellt, wozu das näher zu bestimmende

nomen die adnominale ergänzung bildet; so ist eine ausdrucksweise wie: stadt — richtung mein gehen = ich gehe nach der stadt, mensch(en) — richtung mein geben = ich gebe dem menschen nichts ungewöhnliches: doch diese feineren nuancen kann ich hier kaum andeutungsweise berühren und wollte nur eben darauf aufmerksam machen.

Ein anderer nicht unwesentlicher punct ist der, dass nach meinem dafürhalten sehr häufig eine klare oder überhaupt eine scheidung zwischen **örtlicher** und **demonstrativer** bezeichnung nur in der idee, nicht in der praxis vorhanden ist, beide momente in einander übergehen. Ich wenigstens mache immer von neuem die erfahrung, wie ungemein nahe beide oft liegen, und wie es direct die sprachliche auffassung in ihr unbekannte enge fesseln schlagen heisst, wenn man nach bestimmtem schema das eine oder das andere annimmt.*)

Hoch beachtenswert aber erscheint mir die thatsache, dass gewisse laute und lautverbindungen in geradezu auffallender weise bei darstellung dieses beziehungsverhältnisses überwiegen, andere in geringerem umfange auftreten, noch andere anscheinend so gut wie ausgeschlossen sind. Ich kann hier in manchem irren, da ich doch nur einen kleinen teil der verwendeten elemente kenne, jedenfalls drängte sich mir diese erscheinung ungesucht von vornherein auf und kann nicht weggeleugnet werden. Dieselbe wird selbst dadurch nicht wesentlich alterirt, dass diese elemente nicht alle gleichartig

---

*) Also ich bin weit entfernt davon, in den folgenden fällen überall locale grundlage zu sehen; ebenso weiss ich sehr wohl, dass selbst dort, wo die dativendung nebenbei noch rein localen zwecken dient, der sinn in wirklich dativischer verbindung nicht local sein muss, sondern der der beteiligung sein kann, wie z. b. im uralaltaischen vielfach nachweisbar ist; wie die sprachliche auffassung ja überhaupt nicht allein aus den verwendeten elementen, sondern auch aus dem zu beurteilen ist, was sie in jene durch die art der verbindung im laufe der entwickelung hineingelegt hat, oder was sie damit intendirt, da die lautform doch gar oft nur ein schwacher zeiger des klar empfundenen ist. Am klarsten erkennbar wird freilich die beziehung einer beteiligung da hervortreten, wo das dativelement im rein örtlichen sinne überhaupt nicht mehr vorkommt.

sind, sondern bald auf localexponenten, suffixiv — oder präfixiv, bald auf nomina, pronomina, selbst verba als die mutmassliche grundlage hinweisen; denn hier bewährt sich wie scheint wieder der von mir wiederholt hervorgehobene enge zusammenhang einfacher verbaler wie nominaler grundworte einer — und reiner demonstrativer sowie localer beziehungsexponenten anderseits in eigentümlicher schärfe.

Als den relativ weitaus am zahlreichsten vertretenen laut muss ich die hinterlinguale bezeichnen und füge bald hinzu, dass, abgesehen von der häufigen verdoppelung, die vocale *o*, *u*, dann *a* eine grosse rolle zu spielen scheinen. Ich nenne die fälle, welche mir augenblicklich vorliegen.

Die australischen sprachen vielleicht der mehrzahl nach. Lake M. = k o, Wiraturai g u, Kamilaroi g ō, Dippil go (westaustr. ak, ang).

Sämtliche dravidischen idiome. Telugu k u (ki), Tamil k u (Kurg ku, kü), Kannadi k e (kke), Malayalam k k a.

Bullom k o, Kredy k a (hin, zu). Sandeh k u + io. Haussa g a, Sarakholé g a (a), nubisch g a,*) k a, Māba g o.

Dakota z. t. k i, dschâganisch z. t. k e i ä, k j a. uralaltaisch k a, g a mit modificationen in reichstem masse.

kottisch g a, jukagirisch g a (allativ k i n), koreanisch k e i. Thusch g o, tschetschenzisch g e.

das ganze weite gebiet der malaiischen, polynesischen, melanesischen idiome mit dem immer wiederkehrenden k i, daneben k a.

siamesisch k ā̆. (cf. annamitisch k j o oben).

Kassia (ia), k i a. neuindisch vielfach k k a, k k e, soweit mir erinnerlich ist.

(medisch i k k a, i k k i, sumerisch k u).

Es kann diese zusammenstellung bedeutend vermehrt werden, doch mag sie genügen.

Eine untersuchung der anwendung des energischesten der hier genannten laute, der t o n l o s e n h i n t e r l i n g u a l e *k*, hat mir die überzeugung verschafft, dass dieses schärfste aller consonantischen gebilde auch am schärfsten, weit schärfer als das mehr trennende *t*, t a h i n w e i s t, also bald

---

*) allerdings nicht r e i n e r dativ, sondern obiectcasus.

in rein pronominalem bald in localem sinne die richtung der vorstellung nach einem obiect hin fixirt. So bezeichnet es oft die stärkste form des demonstrativ, zum interrogativ überleitend, oft auch die 2. person, in weitem umfange die unmittelbare örtliche richtung nach einem ziele. Es liegt also nahe, in erster linie bei der dativ- oder allativbezeichnung durch dieses element anzunehmen, dass durch die bindung mittels desselben dem ausdruck der handlung gewissermassen die directive, die richtung nach ihrem ziele gegeben werden soll.

Tritt die stark demonstrative oder örtliche richtung nicht so auffallend hervor, wird also mehr die blosse basis der handlung, der ort, betont, so möchte man annehmen, dass auch die form weniger scharf abgehoben erscheinen müsste; und ich bin nach meinen beobachtungen überzeugt, dass das wirklich in hohem grade der fall ist. Sowie eine schwächere abtönung der idee der örtlichen richtung dazu neigt, endlich überhaupt nur noch die örtliche bindung darzustellen, so ist thatsächlich die weniger energische modification des knochigsten lautgebildes *k*, also die tönende hinterlinguale *g*, dazu berufen, auch in weitem umfange als dativexponent zu fungiren, wie wir schon gesehen haben, aber characteristisch genug, vielfach nachweisbar in diesem weniger energischen sinne eines dativ-locativ; ich erinnere bloss an das jukagirische mit seinem locativ und dativ ga, das uralaltaische, wo das fast überall auftretende weichere *g* auch wirklich kaum irgendwo einen scharfen casus der richtung, sondern meist einen indifferenten ortscasus mit der secundären beziehung der richtung bildet, an das kottische ga, an die verschiedenen australischen idiome mit der tönenden hinterlinguale, in denen der dativ deutliche verwandtschaft mit dem genetiv verrät; in letzterem falle darf man wohl von vornherein weniger idee der richtung als überhaupt bindung, sei es im demonstrativen, sei es im rein örtlichen sinne, annehmen; diese ansicht wird wiederum dadurch gestützt, dass da, wo überhaupt der dativ beziehungen zum genetiv oder locativ zeigt, sehr oft eine weichere lautform auftritt. So sehen wir in bezeichnender weise in diesem sinne oft *g* (ga) und *d* (da) neben einander. cf. Haussa ga, da, jukagirisch ga, da, uralal-

taisch ga, da (auch wenigstens in verwandtschaftlichen beziehungen).

Dagegen ist mir, obgleich ich geradezu darauf ausging, ausser dem vielleicht hier anzuführenden medischen **ikki, ikka** kein einziges beispiel gegenwärtig, wo die schärfste bisher beobachtete form **kka, kku**...., deren häufigkeit bei dem richtungscasus gerade auffällt, in dem schwächeren sinne blossen locativs oder des locativ-dativ angewendet würde; ja sogar das einfache *k* (ka, ke) kann ich kaum irgendwo als wirklichen locativexponenten nachweisen; cf. etwa irokesisch ke = dativ und locativ*).

Umso mehr fällt der ungemein häufige gebrauch von *t* (ta), *d* (da) im sinne des schwächeren, weniger allativischen, als bloss locativartigen dativ oder des locativ auf, wovon wir oben einige beispiele fanden. Freilich kommen auch fälle vor, wo man bei dem ersten dieser beiden elemente, der tonlosen vorderlinguale, als der erheblich schärferen, die idee der richtung annehmen möchte, aber vereinzelt; davon, dass die tönende vorderlinguale nachweisbar die richtung als erste oder hauptbedeutung enthielte, kenne ich kein beispiel, ohne irgend behaupten zu wollen, dass keines möglich sei; unter allen umständen wäre es eine ausnahme.

Diese anwendung der vorderlingualen steht durchaus im einklang mit meinen anfangs geäusserten ansichten; selbst die tonlose vorderlinguale ist erheblich weniger markig als die tonlose hinterlinguale. Ich nenne von den massenhaften fällen nur einige: die sphäre des dativ ist vielfach von der des locativ nicht zu trennen, die grundrichtung wie gesagt ist in den hier anzuführenden fällen locativisch.

Uralaltaisch mit seinen vielen variationen von *d* (da, de, do, dur?), meist im sinne örtlicher ruhe, bisweilen mit

*) Ich bin überzeugt, dass eine klarere würdigung dieser hier kaum angedeuteten beziehungen der lautform zum vorstellungsinhalt viele dunkle gebiete des sprachlebens aufhellen wird, wenn erst schärfere fixirung der lautformen auf manigfaltigen sprachgebieten, wo wir bisher mangelhaft unterscheiden, der phonetik eine wirklich feste allgemeine grundlage wird gegeben haben.

übergängen zur dativbedeutung — tschuktschisch ite — Aino ta, otta (otcha) — jenissei-ostjakisch dativ dan (genetiv da) — jukagirisch da — Kolhs-idiome: allgemein locale basis te; davon dativ, ablativ, instrumental — awarisch da — in amerikanischen sprachen hat wie scheint recht oft der locativ diese form. cf. Dakota ta, karibisch ta, Paezes te — Kamilaroi dā, Turrubul di, ti — Kredy ta, Hausa da — Mafoor di — (sinhalesisch ṭa; ob richtung?).....

Eine weitere stütze meiner ansicht scheint mir der seltene gebrauch des *n* im sinne des reinen dativ*) zu bieten, während dasselbe doch in der genetivischen sphäre eine imposante rolle spielt, relativ die weitaus wichtigste. Wo dasselbe wie im uralaltaischen in weiterer ausdehnung dativisch auftritt, ist die idee der richtung durchaus nicht von vornherein anzunehmen; im uralaltaischen weist es entschieden weit mehr auf die grundbedeutung der ruhe oder des indifferenten ortes. Klarheit kann hier nur eingehende detailforschung annnähernd verschaffen. So muss ich es unentschieden lassen, wie das nicht seltene dativische *n* in kaukasischen sprachen zu erklären ist; manche erscheinungen, wie im kasikumükischen der dativ auf *n* neben dem adessiv auf *h* und dem allativ auf hun, scheinen für die auffassung im sinne der richtung zu sprechen. Desto umfangreicher ist die anwendung von *n* (na) im sinne des blossen locativ; man kann es geradezu den wesentlichsten locativ- (— und genetiv)exponenten nennen: ich glaube wenigstens, dass es noch weit häufiger als *t*, *d* locativisch vorkommt; darüber später noch einige bemerkungen. Es ist unzweifelhaft *n* ein sehr geeignetes element inniger bindung, aber wie scheint wenig geeignet für den ausdruck energischer beziehungsthätigkeit.

Während die vorher erwähnten elemente, namentlich die

*) Dass *n* (na) anscheinend gerade wie *d*... ruhe und richtung bezeichnet, ist nicht selten; dann aber ist es eben wohl ziemlich allgemein nur bindendes, indifferentes element, und die verbalidee thut die bedeutung der ruhe oder richtung hinzu, wie das das uralaltaische vielfach klar zeigt; ja in der mehrzahl der mir bekannten fälle überwiegt die vorstellung der ruhe weitaus. cf. Ibo.

tonlosen und tönenden hinter- und vorderlingualen, in weitester ausdehnung dem eigentlichen dativ wie dem locativ-dativ dienten, kann ich nach meinen bisherigen beobachtungen anderen lautgebilden in der ausprägung dieses verhältnisses, abgesehen von einigen sogleich zu erwähnenden erscheinungen, nur secundären wert einräumen.*) Dass gerade die reinsten vertreter des consonantismus, welche auch physiologisch die grundpfeiler des nicht vocalischen lautbestandes darstellen, und neben ihnen das eminent bindende *n* fast allein ernstlich in betracht kommen oder zu kommen scheinen, dass die vocale und die nicht rein consonantischen laute auf den meisten sprachgebieten so gut wie ausgeschlossen sind, weist darauf hin, dass trotz der im einzelnen grossen manigfaltigkeit vielfach wesentlich gleiche und einfache normen massgebend gewesen sein mögen, so die einfache richtung und die bloss örtliche basis, sei es im ganz allgemeinen oder im specielleren sinne der nähe, zusammengehörigkeit . . . **)

Ganz auffallend hierbei ist aber, dass die amerikanischen sprachen, deren beziehungselemente am nomen mir leider grösstenteils unbekannt sind, in relativ grosser fülle die laute *m*, *w*, *p* . . . aufweisen, die ich soeben als auf den anderen sprachgebieten quasi ausgeschlossen ansah. Ich hatte mir die eigentümlichsten formen notirt, wie: Ketschua pa*χ*, Molutsche mo, arowakisch umün, Sahaptin-Walawala *f*, Mutsun

*) Von wirklich reinen stoffworten, welche nicht mit den einfachsten ortszeigern auch formelle beziehungen haben, sehe ich natürlich hier ab; auch solche kommen freilich hier vor.

**) Ich signalisire etwa noch von consonantischen einigermassen verbreiteten elementen *s*, meist mit dem hellen vocal *i*; so in grosser ausdehnung im nord- und südkaukasischen, im Kunama, z. t. im hamitischen. Dass auch *s* an und für sich bedeutende demonstrative und auch örtlich weisende kraft hat, braucht kaum besonders hervorgehoben zu werden bei der fülle der belege in nächster nähe — aber wohlgemerkt, ich finde es hier vorwiegend in höher entwickelten idiomen, während niedrigere mehr die robusteren, knochigeren lautgebilde vorzuziehen scheinen. In den genannten kaukasischen idiomen ist die zugehörigkeit zum locativ z. t. zweifellos, so im mingrelischen sprachstamm, z. t. sehr wahrscheinlich, so dass also auch hier die eigentliche richtung kaum vertreten zu sein scheint; das hürkanische z. b. bildet den dativ vom instrumental li durch *s* = lis, das kürinische vom instrumental durch *z*; das Artschi hat *s*.

wa, was, Tschikito mo (in motii), dschâganisch (feuerländisch) locativ oder locativ-dativ = pei, Molutsche dativ = örö — pen (örö = genetiv), sonorischer typus po allgemeiner ortsexponent, Kumanagota dativ = uya.*) Da las ich später in Tschudis Ketschua-werke, dass eines der häufigsten weisenden elemente in amerikanischen idiomen gerade durch diese (natürlich manigfach variirten) laute gebildet würde. So abliegend diese thatsache von allem bisher behandelten scheint, so spricht doch auch diese wieder in ihrer besonderheit laut dafür, dass der oben aufgestellte grundsatz von der weitgehenden übereinstimmung in der anwendung einfacher demonstrativ-localer grundelemente in diesem falle im wesentlichen richtig sei.

Zum schlusse noch die bemerkung, dass einfache vocale gegenüber diesen manigfaltigen consonantischen verbindungen mir wenigstens fast unerklärlich selten verwendet werden; dies ist umso auffallender bei der sonst so ausgiebigen anwendung von vocalen zu flexivischen zwecken. Ich kann nur wieder annehmen, dass dieselben nicht materiell genug sind, namentlich für niedriger stehende organismen, ein so drastisches beziehungsverhältnis zu vertreten. Damit könnte im einklang stehen, dass höher organisirte typen, welche so sinnlicher mittel entraten können, einige anwendung davon machen, gerade so wie das der fall war mit dem *s*.**) Ausserdem muss betont werden, dass ich hier fast ohne ausnahme das helle *i*, *e* (ai) gefunden habe. Dass *i* eine stark deutende fähigkeit, sei es symbolisch sei es örtlich, besitzt, ist aus dem indogermanischen und anderen typen, welche die vocalvariation zur bedeutungsdifferenzirung anwenden, bekannt. Ich erinnere an das demonstrativische und locativische *i*, das dativ-ai, *e* des indogermanischen, das baskische dativ-*i*, das dativzeichen *i* im Tamaschek, das *e* des awa-

---

*) cf. aleutisch, welches halb zum amerikanischen typus gehört, mit dativ *m* — an. *m* = genetiv, an = instrumental; es zeigt vielleicht den weg, welchen manche amerikanische idiome hierin gegangen sind.

abiponisch der dativ des persönlichen fürwortes durch präfix *m*.

**) Dies bloss als vermutung; der vocal kann ja durchaus secundär sein, wie das bezüglich des uralaltaischen *i*, *e*, *a* teilweise bestimmt gilt, und diesen lauten ein früheres ga, ge, je .... voraufging.

rischen. Ich begnüge mich mit diesen andeutungen auf einem gebiete, wo so viele möglichkeiten offen sind.

Diese bemerkungen bezogen sich lediglich auf die allerdings ja auch für die auffassung characteristische lautform; es sollte angedeutet werden, dass, wo eine art richtungs- oder besser beziehungscasus hergestellt wird, sei es in der krassen örtlichen*) oder der geistigeren form der beteiligung im sinne unseres dativ, doch gewisse im wesentlichen verwandte grundbegriffe zum ausgangspuncte zu dienen scheinen. Dabei war die innere form ausser spiel gelassen; es konnte durch diese bildungen der allereinfachste örtliche oder richtungscasus mit den rohesten ansätzen der übertragung der richtung auf das gebiet der inneren beteiligung dargestellt werden; ebenso aber alle zwischenformen bis zu den reinsten gestaltungen, die die sprache überhaupt zuwege gebracht hat. Diese innere entwickelung ist von einer grossartigen manigfaltigkeit, derart, dass man selbst mit der gegebenen form kaum eine ahnung von dem speciellen wesen haben kann. Leider ist hier das allermeiste noch ganz unbekannt; ich will nur einige andeutungen geben, woraus das oft enorme schwanken und ringen erkannt und ausserdem klar werden wird, wie ungeheuer weit auch idiome von einander abweichen, welchen man wesentlich dativentwickelung beilegt.

Die wenigen hier zu behandelnden beispiele sind den kreisen der im letzten teile vorwiegend signalisirten typen mit meist deutlichen ansätzen zur dativentwickelung in unserem sinne entnommen. Bei der ungemeinen fülle von erscheinungen müssen einige dürftige andeutungen genügen.

Zunächst ein blick auf die malaiisch-polynesisch-melanesische, vielgestaltige inselwelt.

Die malaiischen idiome zeigen unverkennbares streben, den dativ- und verwandten beziehungen durch präcises er-

---

*) Es lag mir überhaupt daran, zu zeigen, wie solche hervorstechende begriffe wie der der zunächst örtlichen richtung, des ortes allgemein..., oft lautlich ähnlichen ausdruck finden; ich habe daher hier auch einige fälle als belege genannt (sei es für die richtung oder die ruhe), wo von wirklicher dativentwickelung keine rede ist.

fassen des speciellen falles gerecht zu werden; zur einheitlichkeit sind sie nicht gelangt. So sind ka, akan wesentlich allativ, mehr allgemein örtlich oder adessiv tu, intu; di, ri, welche ebenfalls räumliche ruhe wie bewegung involviren, bezeichnen auch beziehungen des reinen interesses: di — ahu = für mich, ri — karaena = für den fürsten. Von ami in seiner ungeheuer umfassenden anwendung als allgemeinster ortsexponent im sinne des allativ, adessiv, comitativ, instrumental... und den verbalen terminativen und allativen mit dâtan, sampey (= anlangen) sehe ich ganz ab, weil sie vielleicht wirklich dativisch gar nicht gebraucht werden. Wirklich dativartig ist die verbindung des allativischen ka mit pada, welche hauptsächlich die richtung im übertragenen sinne des interesses andeutet.*)

Einfacher behandeln diesen fall die polynesischen und melanesischen idiome. Das hauptelement in beiden gruppen ist unzweifelhaft ki (kia) mit seinen modificationen; dasselbe bezeichnet die örtliche richtung sehr intensiv im sinne des allativ und illativ, die beziehungen des dativ als des ausdrucks des indirecten obiects sowie der beteiligung; cf. in der ersten bedeutung fälle wie (Fidschi): ki na vanua = in ein land, ki ndomo — na = auf seinen nacken. Daneben hat das melanesische vei und die verbindung beider, z. b. Fidschi ki — vei; so vei au = zu mir, kivei keitou = nobis. (cf. Annatom vai, Tarawa *i*, kai, Erromango *i* (= ki). vei kann übrigens nach der darstellung von H. C. v. d. Gabel. nicht wie augenscheinlich ki ursprünglich allativisch sein; es scheint in sehr allgemeinem sinne ortanzeigend zu sein. Auffallend ist das vorwiegen des hellen vocals *i* im sinne der richtung auf beiden sprachgebieten, während dieselben sonst im persönlich pronominalen und demonstrativen sinne ebenso auffallend die dumpfen laute bevorzugen. Daneben finde ich

*) cf. die verschiedenen versuche des Holontalo; hauptelemente sind li = malaiisch ri, to = zu, nach, auch ruhe bedeutend. Davon werden vier locativ- oder allativformen gebildet, welche alle auch reine dative bilden: li, *o* — li, to, to — li; *o* ist lediglich hervorhebendes demonstratives element. So findet sich li, to — li, to in fällen wie übergeben, anvertrauen. Ich mache dem gegenüber darauf aufmerksam, dass der malaiische accusativ gar kein und der des Holontalo kein eigentliches zeichen hat.

bei v. d. Gabel., abgesehen von den schon behandelten artikelartigen allgemeinen casuszeichen, eine ganze anzahl anderer dativischer elemente für die melanesischen sprachen; vielfach scheint die örtliche richtung massgebend zu sein. Bauro tana (= ta + artikel na) = zu und dativ; Guadalcanar hama = zu, gegen; hama eru = nobis; insel Tana tu = dativ (wohl allativartig) wie das du der insel Maré, welches reinen allativ und dativ bildet, z. b. bei kommen zu, jemandem sagen, glauben, sich ihm gleich machen. Duaurudialect to = zu, gegen, für; dativisch; aber auch mo fungirt als eine art dativ, und hier ist der ausgangspunct die vereinigung, harmonie. imi auf Annatom ist vorzugsweise dativzeichen; dasselbe scheint mir mit dem häufig in diesen idiomen auftretenden element der bewegung herwärts und weiterhin namentlich der zweckbewegung zusammenzuhängen (cf. me, mei...); das wäre wieder eine neue bezeichnungsweise, aber sehr geeignet für den dativ. ipi auf der insel Lifu ist dativisch oder allativisch, wie scheint.

Häufig lässt schon die form, wenn sie auch ihrem urgrunde nach unerschlossen ist, darauf schliessen, dass nicht immer so einfache vorgänge vorliegen wie die bezeichnung des blossen ziels; ich stosse wenigstens immer wieder auf neue und auffallende erscheinungen. cf. z. b. die eigentümlichkeit des Sandeh, die richtung durch vorgesetztes ku und nach (dem nomen) gesetztes yo zu bezeichnen. Bekannter ist wohl der allativ-dativ des Mafoor, welcher durch be oder fa — ro beim nomen und beim fürwort der 2. 3. person, bei dem der ersten aber durch ma — ro gebildet wird; das legt doch die vermutung nahe, dass schon dies ma selbst eine beziehung auf die 1. person enthalte, dass diese also in ma — ro — aja = mir, zu mir zweimal angedeutet sei. Der gebrauch von ro selbst wieder, ohne den vorsatz fa, ma ist so allgemein örtlich, in jeder weise bindend und selbst trennend, dass ich ihm allein den sinn einer richtung nicht beilegen möchte.

Dies bloss, um anzudeuten, wie sehr man selbst bei scheinbar präcisen ortsexponenten über die eigentliche individuelle bedeutung ohne genaue kenntnis des gebrauchs im dunkeln tappen kann.

Das feuerländische, welches ich schon an anderem orte unter die durch fein nuancirte und reiche suffixe ausgezeichneten idiome zählte, zeigt eine eigentümliche fülle von dativischen und halbdativischen elementen; leider kenne ich es nur aus den von Platzmann aus dem zusammenhange herausgerissenen belegstellen und glaube, dass der zusammenhang manches anders erscheinen lassen kann; bestehen bleibt unter allen umständen der ebengenannte reichtum, welcher wieder zeigt, dass man doch nach den gewöhnlichen skizzenhaften darstellungen weit abliegender sprachtypen gar oft die feineren verzweigungen allzu sehr über einem gewissen allgemein giltigen schema übersieht. Die ausprägung der mit dem dativ verwandten localbeziehungen erinnern hier an die reichsten idiome uralaltaischen stammes — hier jedenfalls trifft die oft hervorgehobene armut der amerikanischen sprachen an nominalen beziehungselementen nicht zu.

Sehr häufig ist ein inessiv-illativsuffix pei, von einer bloss illativisch-allativischen form auf *n* ganz abzusehen. Noch weit öfter verbindet sich pei mit uh zu uhpei, wieder zunächst im sinne des inessiv und illativ wie hihk — uhpei = im meere, tuhlär — uhpei = auf den berg; dasselbe erscheint im dativsinn, z. b. tuhk — uhpei = einem ehemanne, desgleichen in den rein dativischen infinitivartigen bildungen wie ahmusch — uhpei = um zu beten.

Allativisch und dativisch ist ausserdem keiä und das wiederum zusammengesetzte keii — pei; ersteres bildet namentlich dative der persönlichen fürwörter: s — keiä, kitschi — keiä, hipi — keiä, sänäni — keiä, köndeh — keiä ...; die zweite bildung scheint vorwiegend allativisch zu sein: sänäni — keii — pei = zu euch, heiä — keii — pei = zu mir.

Eine dritte dativische form, welche ebenfalls nur (oder vorwiegend?) pronominale casus bildet, ist in den formen köndschimä = ihm, zu ihm (von köndschi = er), sänänimä = euch, heiänänimä, köndeiänänimä ... enthalten.*)

---

*) Ob einige dieser formen wirklich ganz wag casuell sind, kann ich nicht sagen; darüber muss die verbalauffassung, der zusammenhang entscheiden; so scheint hipikeiä auch adessivisch zu sein. Dass die formen auf keiä, welche meist dativisch sind, auch als accusative fungiren können, darf ich

Eine vierte form tschi, welche ganz gewöhnlich den accusativ bildet, findet sich auch an stellen, wo wir den dativ erwarten, auch einen genetiv. cf. jämänäntschi = einen menschen, kih — dahbin — tschi = seiner mutter, kitschimundschi = seinem vater. Es erinnert das an die allgemeinen casuszeichen; ja, die sonorischen sprachen bieten sogar eine form tschi, welche dort allgemein örtlicher exponent ist, als solches indifferentes casuszeichen.

So nahe es bei einem amerikanischen idiome liegt, so manigfaltige obiectformen nicht auf casuelle bildungen zurückzuführen, sondern vielmehr in ihnen ganz oder teilweise die beliebten transitionen *o*, *ä* zu suchen, so muss doch hervorgehoben werden, dass dieselben mit grosser regelmässigkeit, bei allen personen gleich, durch deutlich abzuscheidende, vielfach zusammengesetzte und sowohl einzeln als auch in der composition regelmässig eintretende, immer suffixive, am pronomen oder nomen haftende elemente dargestellt werden, was alles völlig dagegen spricht. Die reichere casusbildung am pronomen habe ich oft genug berührt.

Ich mache bei diesen absichtlich so gewählten beispielen nochmals auf die geradezu auffallende fülle verschiedener exponenten mit feinen, oft von uns gar nicht bezeichneten, unmerklichen bedeutungsnuancen, was wir ja in manigfachen

---

nach den zahlreichen beispielen nicht bezweifeln; desgleichen erscheint z. b. köndschimä im sinne unseres obiectaccusativ. Die nahen beziehungen zwischen dativ und accusativ brauche ich nicht nochmals zu betonen.

Im wesentlichen stimmen meine obigen bemerkungen mit dem überein, was ich über die dschâganischen casus in der revue de linguistique. 18. bei L. Adam gelesen habe; der dativ bei belebtem ist darnach keia, kja, erscheint auch als accusativ und verbindet sich mit dem genetivartigen n'ki zu n'ki — keia, worauf dies element auch instrumental gefasst werden kann; ebenso wird pei als locativ und dativ erwähnt. Auf die unterscheidung zwischen belebtem und unbelebtem selbst in der wahl der casusbezeichnung habe ich wiederholt aufmerksam gemacht; dasselbe gilt, wie die beispiele unzweifelhaft zeigen, in hohem grade vom feuerländischen, und hierin liegt die fähigkeit im keime angedeutet, einen persönlichen interessecasus von örtlichem richtungs- oder beziehungscasus zu scheiden.

sprachtypen antreffen, aufmerksam; bald erscheint, je nach der art des einzelnen falles, mehr das allativartige in den vordergrund zu treten, bald das verhältnis der angehörigkeit, der beziehung überhaupt, und so in hundert variationen. In den meisten fällen aber zeigt mir dieser reichtum doch, dass die einheit, die das manigfaltige zusammenfasst und weit einfacher sowie kürzer und namentlich mit nachdrücklicherer festigkeit der summe der einzelnen fälle gerecht werden würde, nicht erreicht ist.

Dass es aber ein einziges element sei, welches den ganzen dativbegriff in allen wesentlichen teilen zu vertreten hat, scheint mir für die feste herausbildung eines präcisen und doch allgemein und weit gefassten dativverhältnisses von erheblicher bedeutung. Thatsache ist auch, dass meist mit der concentrirung der äusseren auch die der inneren form in nächster beziehung steht, und dass die reinste entwickelung dieses casus da stattfindet, wo eine form alle wesentlichen seiten desselben deckt. Ein solche concentrirung des vorstellungsinhalts findet da statt, wo die zwei zwar verwandten, aber doch verschiedenartigen grundvorstellungen, die des ziels und des beteiligten gegenstandes, unter einer höheren einheit zusammengefasst werden und nunmehr einen klaren, festen begriff ohne wesentliche individuelle schwankungen herstellen. Tritt diese zusammenfassung nicht ein, so liegt es nahe, dass das indirecte obiect lediglich als obiect behandelt wird, die übrigen dativbeziehungen ebenso oder bloss ihrer örtlichen grundlage nach zum ausdruck kommen und auch ihre locale natur mehr oder minder stark geltend machen, worüber die idee des interesses leicht zu kurz kommt. Dass aber wirklich ein starkes inneres band die genannten beiden beziehungen zusammenhält, geht wohl daraus hervor, dass die örtlich und genealogisch am weitesten auseinanderliegenden typen, namentlich aber die höchst entwickelten, diese einigung mehr oder weniger klar vollzogen haben oder diesem ziele unverkennbar zustreben.*)

*) Für die letzte thatsache darf ich wieder auf die uralaltaischen hierin so mächtig verschiedenen, aber auf gleich einfacher grundlage aufgebauten sprachen verweisen.

Diese innere einheit liegt (cf. p. 193) darin, dass in beiden fällen nicht das unmittelbarste obiect fixirt, sondern etwas zum obiect gemacht wird, was es nicht unbedingt ist, dass dasselbe in die obiectsphäre eines verbs oder nomens als das durch diese betroffene hineingezogen wird. So giebt der dativ bei geben, gutes thun . . ., angenehm, schmerzlich doch lediglich an, dass durch diese abgeschlossenen begriffe ein aussenstehendes tangirt werden soll. Die höchste entwickelung dieses significanten beziehungsverhältnisses liegt nun darin, dass dieser begriff des innerlich tangirtseins, also der beteiligung, des interesses, völlig in den vordergrund tritt und eine reiche verbale und nominale wirkungssphäre sich schafft, wobei von dem gewöhnlichen obiectbegriff ganz abzusehen ist, und nur noch diese geradezu neu geschaffene kategorie in betracht kommt. Ein ziemlich sicheres wahrzeichen für klar erfassten dativbegriff bildet ein regelmässiger und umfassender gebrauch dieses casus in abhängigkeit vom nomen, adiectiv und sogar substantiv neben der verbalen sphäre, welche der natur der sache nach immer den weitesten raum einnehmen wird. Selbstverständlich erreichen viele idiome dies ziel nicht, obschon sie deutliche ansätze dazu machen. Von hoher bedeutung ist auch die form, welche umso mehr gewähr bieten dürfte für die ausbildung eines energischen casus des interesses, je mehr sie ihre örtliche oder halbörtliche natur abgestreift hat — es darf aber die eigentümliche erscheinung nicht übersehen werden, dass gerade die höchst entwickelten idiome meist deutlich auf ursprünglich örtlichen dativzeiger hinweisen. Teilt der dativ seine form noch mit anderen rein örtlichen beziehungsverhältnissen, so liegt die gefahr einer mangelhaften auch innerlichen scheidung der gebiete nahe.

Es folgen jetzt einige fälle der dativauffassung, welche an unseren interessecasus erinnern oder ihm im wesentlichen gleichen resp. auf verschiedenem wege doch dem erfolge nach ähnliches erreichen.

Das chinesische hat, wie wir beim accusativ sahen, für einen dativ keinen raum; es behandelt ja alle derartigen be-

ziehungen in erster linie als obiectbeziehungen, und es war dies der rein logische standpunct; eine obiectbeziehung ist doch in jemandem schaden, schmeicheln wie in jemanden schlagen vorhanden; das einzige noch wesentliche erfordernis ist, dass das nähere und das entferntere obiect klar auseinandergehalten werden; auch dies geschieht, indem in der regel das indirecte obiect vor dem directen steht, doch auch umgekehrt, mit feinen und manigfachen distinctionen. Der sehr wesentliche unterschied zwischen diesen ausdrucksweisen und dem indogermanischen dativ ist aber der, dass es so zu der ausgestaltung eines so gehaltvollen, dabei ungemein einfachen, vom reinen obiectverhältnis scharf geschiedenen beziehungsverhältnisses, wie es der casus des interesses darstellt, nicht kommt. Auch hier ist es in erster linie das princip, welches das chinesische mit grosser klarheit, klarer als das indogermanische, erfasst hat; die praxis zeigt vieles anders. Thatsache ist, dass das chinesische trotz dieses ungemein klaren von vornherein eingenommenen standpunctes sich damit nicht begnügt. Da es aber das princip in seiner umfassendsten gestalt schon hatte, so brauchte die specielle zur blossen verdeutlichung gewählte form keineswegs umfassender art zu sein; sie diente ja nicht wie im indogermanischen selbst der darstellung eines möglichst weit gefassten und doch präcisen, das allgemeine wie das besondere auch sprachlich deckenden begriffes, sondern sie war von fall zu fall zu wählen. So weit vorher der casusbegriff gefasst war, so eng und nur für das bedürfnis des augenblicks bestimmt erweist sich nunmehr oft diese form; die anzahl der deutenden elemente, wodurch beziehungen unseres reinen interessencasus gedeckt werden, ist sehr beträchtlich; freilich dient wohl jedes derselben wieder ursprünglich einer bestimmten seite der allgemeineren casussphäre; die genauigkeit, welche durch diese speciellen formen hervorgerufen wird, ist oft ungleich grösser als bei einer einzigen noch so klaren casusform, aber eine andere frage ist die, ob diese fülle notwendig war, ob nicht wesentlich dasselbe einfacher zu erreichen war. Dazu kommt, dass doch vielfach der character lediglich andeutender elemente gar zu klar ist: trotz aller genauigkeit wird uns oft durch die für den fall

gewählte form nur etwa der ungefähre vorstellungskreis, zu dem der specielle fall gehört, flüchtig bezeichnet, die form selbst ist gleichwohl wag und bietet raum für sehr weit auseinanderliegende vorstellungen. Thatsache ist, dass solche dativvertreter z. t. ganz unbestimmt nur den ort als die basis der handlung bezeichnen, die nähere beziehung aber, ob ruhe, nähe bei, richtung, illativ, elativ, wirklicher dativ, lediglich dem zusammenhange, namentlich der natur des verbs, überlassen. Dabei sehe ich ganz davon ab, ob ursprünglich jṻ hiess wohnen, darinsein, hû wipfel, weil ich das bei der bedeutungsentwickelung für wenig wesentlich ansehe, ich halte mich lediglich an den augenblicklichen nachweisbaren befund.*)

Man vergleiche wenige fälle der anwendung des meist absolut, und zwar sehr allgemein, localen jṻ. in der mitte der schlachtreihe sterben — in, unter welcher dynastie angekommen — in, mit der dynastie Han enden — erfuhr hass bei den kebsweibern — das maultier ist gross bei, neben (im vergleich mit) dem esel — der heutige rückzug ist nicht verschieden neben (von) dem des gestrigen tages — der himmel ist neben (im verhältnis zu) dem kaiser, der kaiser neben dem volke wie der kopf neben den füssen — nur der weise kann auch ehren in betreff derer, welche (jü sò) er liebt — der weise hat, nicht wird gehabt bei (von) den dingen — er kam in dieses land — von A bis B — sich erstrecken auf generationen — das wort kam aus seinem munde — er erfragte von (bei) mir. Daneben ist jü in unserem sinne rein dativisch in fällen wie: den menschen die fähigkeit einräumen, zugestehen — den menschen etwas zufügen. Auch hier giebt jü s' in nur den ort an, wo das einräumen, zufügen stattfindet, der sinn macht daraus ein dativverhältnis. Andere sog. dativelemente sind ähnlich wenig determinirt und dienen ausserdem doch nur einem beschränkten teile des dativbe-

*) Meine aufzeichnungen machte ich hierüber grösstenteils vor erscheinen des grossen Gabelentzschen werkes aus Schotts sprachlehre; da ich aber hier meist nur sehr einfache, kaum wesentlich anders zu deutende fälle behandle, so hoffe ich nicht erheblich irre zu gehen. v. d. Gabelentz' buch ist mir jetzt nicht zur hand.

reichs, z. b. hû, welches daneben ebenfalls im ausgedehntesten masse in allen möglichen rein örtlichen beziehungen vorkommt. Andere sind ursprünglich sogar sehr speciell und decken dann, wie früher angedeutet, einen bestimmten teil der dativsphäre, z. t. recht drastisch, manchmal freilich in einer für uns allzu materiellen weise; aber doch eben nur einen teil,*) und zwar ebenso in der klassischen wie in der neueren sprache und im niederen stil. So vertritt wéi ausser dem factiv und anderen noch weiter abliegenden beziehungsverhältnissen den dativ hauptsächlich im sinne des in rücksicht auf, zu gunsten, für. cf. noch huô = harmonie, dann mit, endlich dativexponent, túi = antworten, entsprechen, dann dativzeichen, kė = geben, dativzeichen im sinne von für, anstatt, zu, t'í = abschaffen, erwarten, austauschen, dativzeichen. Die verwendung von verbalstämmen im dativsinn ist früher erwähnt worden.

Auch das baskische scheint mir beachtenswert. Sein dativ am nomen, auf *i*, ist wohlbekannt. Die grosse unentwickeltheit in bezug auf die rein grammatischen casus, der mangel an subiectiver auffassung der thätigkeit mit dem wunderlichen losen, innerlich wenig vermittelten aneinanderreihen der verbalelemente zum satzwort, erregt mir beträchtliche zweifel bezüglich der entwickelung einer so abstracten gestaltung, wie der wirkliche interessecasus es ist. Auf der anderen seite kann ich auch nichts locales an ihm entdecken, wozu vielleicht beiträgt, dass mir so gut wie gar keine belege aus dem sprachgebrauch vorliegen.**) Die gewöhnlichen rein örtlichen beziehungen des inessiv (*n*, bei personen gan), des allativ (ra, bei personen gan — *a*), oder noch genauer als approximativ (rano), des allativen prosecutiv (rako)... und verschiedene andere sind so bestimmt vertreten, dass man dem dativ allerdings eine wenigstens im heutigen zu-

*) cf. hierüber v. d. Gabel.: anfangsgründe der chines. gramm. besonders pgg. 52, 53, 103, 104...

**) Die mir aus Mahns sprachdenkmälern erinnerlichen beispiele sprechen für nicht unbeträchtliche entfaltung des reinen dativ.

stande unörtliche bedeutung beilegen möchte. In wieweit der gebrauch mit dem unseres dativ übereinstimmt, weiss ich nicht.

Bezüglich des uralaltaischen dativ noch wenige bemerkungen. Spuren des reinen dativ des interesses sind, trotz der überall und oft sehr krass örtlichen form, in allen zweigen vorhanden, doch hindert letztere oft eine klare entwickelung gar sehr, da dieselbe form nebenbei oder sogar in erster linie rein örtlichen beziehungen wie der des allativ, adessiv, illativ dient und darum häufig zu einer scheidung führt, welche die specielle locale beziehung zwar umso klarer fixirt, aber die eigentliche datividee nicht zu ihrem vollen rechte kommen lässt. Wo das angewendete element nur noch, oder doch vorwiegend, in der wirklichen dativsphäre auftritt, also seine ursprünglich örtliche beschaffenheit in den hintergrund tritt, und die durch dasselbe früher vertretenen rein localen verhältnisse nunmehr durch specifische ortsexponenten gedeckt werden, ist ein dativ in unserem sinne, d. h. auch in ähnlichem umfange, vorhanden. Dass also das magyarische trotz seines ursprünglich so stark ausgeprägt adessivischen und allativischen nek heut in nominaler wie verbaler verbindung einen interessecasus darstellt und als solchen empfindet, unterliegt keinem zweifel. Im ganzen türkischen dagegen, wo doch ein interessecasus auch nicht geleugnet werden kann, ist derselbe mit rein örtlichen verhältnissen noch derart verquickt, ja dieselben haben vielfach so beträchtlich das übergewicht, dass man in verschiedenen dialecten desselben kaum anfänge eines wirklichen dativ constatiren kann, obgleich auch hier die grundidee vorhanden, und in einigen dieser idiome sogar die entwickelung anerkennenswert ist.

Die thatsache ist festzuhalten, dass ein dativ, wie ihn im indogermanischen die frühesten verfolgbaren idiome voll entwickelt aufweisen, hier lediglich als spätestes product der entwickelung in einigen fortgeschrittenen zweigen anzusehen ist, dass dialecte, welche dem hoch entwickelten magyarisch sehr nahe stehen, noch heut auch nichts annähernd dem vergleichbares aufweisen.

Bezüglich mehrerer idiome, welche wirklichen dativ zu

bilden scheinen, muss ich mich eines bestimmten urteils enthalten, weil ich die anwendung so gut wie gar nicht kenne. So liegt es bei verschiedenen kaukasischen sprachen, welche ungemein klare unterscheidung fast aller denkbaren ortsverhältnisse zeigen und für den dativ eine durchaus nicht oder nicht mehr im örtlichen sinne gebrauchte form zeigen, nahe, einen interessecasus in unserem sinne anzunehmen, und manche von den wenigen mir bekannten proben weisen z. b. auf eine beträchtliche entwickelung des dativ in der abhängigkeit von einem adiectiv hin; so steht er im kasikumükischen z. b. bei lieb, angenehm, bekannt, geneigt; ähnlich scheint es im awarischen zu sein, desgleichen im hürkanischen. Stark tritt namentlich im udischen der dativ in nominaler abhängigkeit hervor; cf. das oben über diesen angedeutete. Es kann dieses häufige vorkommen, wogegen der dativ in verbaler verbindung zurückzutreten scheint, z. t. durch die art der beispiele veranlasst sein, ganz aber schwerlich; es dürfte doch mit der eigentümlichen dativauffassung, die bei der conjugation erwähnt wurde, eng zusammenhängen; dort war die grundauffassung die, dass jemandem etwas eigen war, ihm zuteil wurde, ihn traf, auch in nominaler verbindung, die sich durch den zusammenhang verbal gestaltete; mir liebe = mich trifft liebe, mir ist liebe eigen = ich liebe. Ich signalisire diese erscheinung, die innere erklärung des vorganges habe ich nicht. Ich mache zugleich darauf aufmerksam, dass bei diesem eigentümlichen dativ, dem ich nur etwa die mehr obiectiven als subiectiven persönlichen formen des agens im Bantu vergleichen könnte, dennoch, obwohl auch formell grossenteils gar keine wirkliche casusbildung zu grunde zu liegen schien, die idee der beteiligung anscheinend eine sehr lebhafte war; wir sahen diese formen vorwiegend da, wo eine besonders starke sinnes- oder gemütsaffection auszudrücken war; (dass aber auch reine, voll flectirte dativformen in denselben verbalbildungen vorkommen, zeigten tschetschenzische beispiele wie suo — na guo = mir sichtbar = ich sehe). Mit dieser gewissermassen nur ideellen und doch intensiven dativbildung des udischen steht wenigstens äusserlich auch die dativbildung am nomen in übereinstimmung; auch hier erscheint wunderbarer weise der dativ

nicht als abgeleitete beziehungsform, sondern fast als die stammform, von der die meisten übrigen casusformen wenigstens scheinbar abgeleitet werden. cf. dativ burgo, genetiv burgo — i, terminativ burgo — l, accusativ burgo — χ, ablativ burgo — χo, comitativ burgo — χol, instrumental burgo — n, allativ burgo — tsch, adessiv burgo — nk. So nahe hier die versuchung liegt. an gewisse secundärstämme zu denken, welche z. b. im uralaltaischen den begriff des stammwortes in intensiverer oder local determinirterer weise fixiren und nun eine ganze reihe von secundärcasus ins leben rufen, welche z. t. neben den gleichen bildungen vom unverstärkten stamme hergehen, so glaube ich doch, dass die erklärung auch ganz anders ausfallen kann; ich habe wenigstens bei meiner geringen kenntnis dieses typus keinerlei gewähr für die richtigkeit dieser vermutung.

Der sog. dativ des Ketschua ist eine beachtenswerte erscheinung. Derselbe zeigt nach Tschudis darstellung auch nicht die spur localer anwendung, und die form spricht für die richtigkeit dessen. Nach anwendung und form möchte ich ihn einen verstärkten genetiv nennen. Die gewöhnliche genetivform ist pa, *p*, nach Tschudi = demonstrativ pay; daneben dialectisch χ, nach ihm = demonstrativ kay; der letzte fall erinnert an den erwähnten bestimmten nominativ mit kay. Dialectisch tritt für den genetiv häufig der dativ ein; seine form ist paχ = pay + kay, auch umgekehrt χpa; mithin enthält hiernach der dativ die zusammensetzung der beiden gewöhnlichen genetivformen und zeigt auch formell einen auffallend unörtlichen character.

Die anwendung dieses casus deckt sich mit der des indogermanischen dativ oder überhaupt eines casus des indirecten obiects gar nicht, so eminent sie für einen casus der beteiligung, des interesses spricht. Wieder muss hier darauf aufmerksam gemacht werden, wie wenig man berechtigt ist, deshalb, weil für eine begriffssphäre anscheinend eine form gefunden ist, erstere dadurch wirklich für gedeckt zu halten; die ergründung des wesens ist und bleibt die hauptsache, und hierbei sprechen die differenzen oft deut-

licher als die oft zufälligen, durch eine gewisse verwandtschaft zu erklärenden gemeinsamkeiten. Wahrscheinlich sind solche fälle auch sonst nicht ohne beispiel; ich benütze deshalb wieder den einen fall des Ketschua, da ich meist auf eine blosse form angewiesen bin, der der name dativexponent beigelegt wird, ohne dass ich controliren kann, in wieweit dieser casus unserem dativ entspricht, oder besser dem, was ich als den hauptinhalt dieser begriffssphäre zu skizziren versuchte.

Wenn Tschudis darstellung ganz genau ist, so wird das eigentlichste gebiet unseres dativ, das verbale, sowohl im sinne des inneren afficirtseins durch eine handlung als auch des indirecten obiects, durch den dativ des Ketschua nicht vertreten; wir werden bald als den casus des indirecten obiects und wichtiger beziehungen der beteiligung den illativ kennen lernen. Dieser dativ ist darnach allerdings der casus der richtung im ganz unörtlichen, übertragenen sinne des zweckes, aber wieder, eigentümlich genug, fast gar nicht im sinne persönlicher beteiligung, während der indogermanische ein eminent, oft fast ausschliesslich persönliches verhältnis der beteiligung darstellt.

Die anwendung folgt in den grundzügen.

a) zweck und interesse: für die gesundheit trinken — für das brot arbeiten — zu wenig für vier — sich für jemand verwenden.
tauglich, passend für etwas.
für eine gewisse zeit etwas thun.
für etwas dasein im sinne von müssen: ich bin zum tragen = ich muss tr.
für etwas kaufen, um coca arbeiten.

b) schwächere zweckrichtung, im wesentlichen unserem zu, namentlich beim infinitiv, entsprechend:
schön zum ansehen, leicht zu sagen.
zeit zum essen, ackern.
sage mir ja zu meinem gehen (infinitiv fut.) = erlaube mir zu gehen.
ihr seid nicht wert für euer eintreten (inf. fut.) = einzutreten.

zu trinken = trinkbar; (bloss der dativ des infinitiv mit der affirmativpartikel mi).

c) factivartig: für etwas halten.

d) richtung im weniger speciell ausgeprägten sinne; so bei zürnen auf, was noch am ehesten einem indogermanischen dativ des interesses entspricht, oder bei begriffen des erratens, vermutens, (wahrsagens). Wohlgemerkt, dieser gebrauch, welcher am meisten an den indogermanischen dativ in der verbalsphäre erinnert, ist völlig unentwickelt.

Wie ungemein dieser dativ des zweckes gerade an die ältesten phasen des indogermanischen dativ, aber eben nur nach einer seite desselben hin, anklingt, so namentlich an den des Avesta und der Veden, zeigt der oberflächlichste blick.

Daneben aber ist das ganze eigentliche gebiet des dativ der inneren beteiligung durch den illativ vertreten: so ist dieser auch der casus des indirecten obiects, was dem dativ hier überhaupt völlig fremd ist; z. b. steht er bei: geben, überliefern — sagen, erzählen, versichern — verkaufen. Casus der beteiligten person ist er z. b. bei: gleichen, ähnlichsein — sündigen, fehlen — zürnen, bei welch letzterem wir auch den dativ fanden; ausserdem bei vielen anderen ausdrücken, wo entweder unser reiner dativ anwendbar ist oder halb dativische wendungen, wie in für gering halten, niedrig schätzen. Besonders stark tritt beim illativ die richtung der inneren beteiligung hervor in den verbindungen mit sonko = herz, neigung, leidenschaft (für etwas) im sinne von: freund von etwas sein, wobei die bezeichnung des gegenstandes der neigung illativform trägt.

Bei meiner geringen kenntnis des Ketschua kann ich natürlich das wesen des sog. dativ nicht endgiltig deuten; umso mehr halte ich mich an die offen vorliegenden thatsachen; da scheint mir denn beachtenswert, dass, abgesehen von der unleugbaren formellen verwandtschaft von dativ und genetiv, ersterer sehr oft direct dort eintritt, wo wir den genetiv erwarten, dass überhaupt die anwendung beider casus vielfache berührungspuncte zeigt. Im wesen dieses genetiv ist mir sehr vieles dunkel; dass er nicht blosser

adnominalcasus bleibt, ist sonnenklar, und doch hebt sich auch der nichtadnominale teil seines wesens scharf ab von dem gebrauch des indogermanischen genetiv in des letzteren reich entwickelter verbalsphäre. Wie kama, kamanka = wert sein, verdienen den genetiv, so kann es auch den dativ haben; entsprechend dem erwähnten dativ des preises steht bei kosten, gelten der genetiv.

Halbdativisch ist der genetiv der beteiligten person beim ausdruck des müssens, wobei die verlangte thätigkeit durch den infinitiv des futurs bezeichnet wird; z. b. nokantschiχpa (unser) runamasintschiχta (nächsten — unseren (accus.)) munanay (zu lieben (inf. fut.)) = unser = für uns ist zu lieben unseren n., d. h. wir müssen lieben... An dativconstructionen erinnert auch der genetiv = wie, als bei comparativen und überhaupt vergleichungen; kam nokap sintschiy kanki heisst: du bist mein oder für mich, mir gegenüber stärker, während dasselbe mit nokamanta die gewöhnlichste auffassung bietet = von mir aus (gerechnet). Jedenfalls zeigen schon diese fälle, wie nahe es liegt, dieses genetivverhältnis im sinne einer ideellen richtung, des zweckes, zu fassen. Endlich erinnere ich an die mir unerklärten genetive des infinitiv, welche wir meist mit teils bindenden teils ausschliessenden coniunctionen wiedergeben; wenn wirklich hier, wie Tschudi meint, reiner genetiv vorliegt; ich finde in allen verbindungen den sinn eines begleitenden umstandes, am einfachsten etwa durch beim wiederzugeben; so beim arbeiten issest du, beim vollendethaben bin ich zufrieden, beim gut gearbeitethaben werde ich geld haben = während du arbeitest — da ich vollendet habe — wenn ich werde gut gearbeitet haben; ausschliessend z. b. in: beim wünschen wirst du es nicht erreichen = obgleich du es wünschest; beim nichtausruhen ging er weiter = ohne auszuruhen.

Es scheint mir, als ob die scharf demonstrative bindung, welche in nominalverbindung allerdings einen genetiv erzeugt, in manigfacher weise deutend verwendet würde und implicite auch die idee der richtung im übertragenen sinne des zweckes involvire; dass man aber hierzu vorwie-

gend die stärkere, durch verdoppelung der elemente entstandene form verwendete, während für die mehr indifferenten, ruhenden verwandten beziehungen das schwächere element die regel bildete, doch ohne absoluten abschluss des einen gebietes gegen das andere, sondern mit deutlichem übergehen von einem zum anderen. Doch kann die erklärung auch wesentlich anders ausfallen, ich versuche nicht erst, die möglichkeiten zu erschöpfen; der dativ aber ist hier dem genetiv innig verwandter, aber stärkerer casus wesentlich der zweckrichtung.

Ich kenne auch den semitischen dativ zu wenig zu einem allgemeinen urteil; gleichwohl darf ich auf grund meiner beobachtungen auf einem beschränkten gebiete des semitischen typus, namentlich dem des althebräischen und der mir einigermassen bekannten (neuassyrischen) Achämenideninschriften einige vermutungen aussprechen. Das scharfe erfassen der rein grammatischen casus im semitischen, ihre exclusivität, lässt andere ebenbürtige, homogene casuserscheinungen nicht aufkommen; alle übrigen örtlichen und geistigen beziehungsverhältnisse erscheinen in wesentlich anderer gestalt, die form ist zunächst deutlich local, präpositional, so auch die des mir bekannten semitischen dativ. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, dass der dativbegriff vorhanden, d. h. ein beziehungsverhältnis der beteiligung, des interesses, in allen wirklich wesentlichen richtungen, der des indirecten obiects wie, ganz allgemein gefasst, der tangirten person oder sache, entwickelt ist, ja sogar trotz des rein präpositional bleibenden wesens lebhaft an den indogermanischen interessecasus erinnert. Es scheint, als ob doch die wirklich hochentwickelten sprachtypen überhaupt das bedürfnis fühlten, eine von localer beimischung sich mehr oder weniger freimachende derartige form der richtung im übertragenen sinne der beteiligung zu schaffen. Dass das verhältnis augenscheinlich nicht so fest ausgestaltet ist wie im indogermanischen und auch die örtliche grundlage weniger verleugnet, liegt in der natur der sache, einen kurzen beleg sollen die wenigen bemerkungen

über den dativ im neuassyrischen und Tigriña geben. Immerhin macht es den eindruck, als ob dem gesamttypus nicht nur die allgemeine richtung dieses verhältnisses, sondern selbst formelle identität ursprünglich eigen gewesen sei. Das alte la, le..., welches in neueren dialecten (auch schon im neuassyrischen) vielfach neubildungen platz gemacht hat, dient im wesentlichen der dativfunction in unverkennbarer übereinstimmung in allen hauptzweigen des semitischen, dem arabischen, aethiopischen, assyrischen, hebräischen, aramäischen. Ich meine auch, dass die neigung, vorwiegend nichtörtliche beziehungen der richtung durch das hauptelement auszudrücken, von vornherein in dessen wesen gelegen habe, wenngleich die örtliche natur sich in keiner weise verleugnet. Man denke, abgesehen von der gewöhnlichsten dativischen verwendung bei verben wie geben, thun, vergeben, sagen (...jemandem etwas), jemandem sein = ihm gehören, an die so häufigen finalen infinitivartigen bildungen wie zum essen, sehen..., an die reinen beziehungen des interesses im sinne von für ohne regirendes verb, auch in nominalverbindung, auch in den anderen zweigen ausser dem jetzt näher zu erwähnenden hebräisch.

Letzteres giebt ein klares bild der im wesentlichen rein erhaltenen dativsphäre, obgleich auch hier die örtliche grundbedeutung unverkennbar ist; meist aber wird die rein örtliche richtung durch das unverfälscht locale el, elē (= richtungen, gegenden) vertreten, so dass le umso mehr die bezeichnung der richtung im übertragenen sinne festhält, sich in ihr fast ausschliesslich fixirt. Natürlich spielt dabei der dativ des indirecten obiects wie der beteiligten person überhaupt, letzterer auch wie im indogermanischen so oft im gefolge von nomina, adiectiva wie substantiva, eine grosse rolle. Neben dieser anwendung in abhängigkeit von einem einzelnen nominalen oder verbalen regens ist auch die idee der beteiligung, des tangirtseins im sinne unseres für, zum nutzen von, ohne jedesmalige specielle abhängigkeit von einem bestimmten regens, stark vertreten, zunächst im persönlichen sinne, dann aber ebenso im unpersönlichen = zum zwecke, behufs; letzteres in den verschiedensten verbindungen, so beim infinitiv sehr oft, z. b. zum essen,

zum ansehen,*) ebenso in nominaler und pronominaler fügung (cf. das häufige dazu, wozu, weshalb). Noch deutlicher ist die beziehung des interesses da, wo bei einer einfachen handlung wie fliehen, eilen das interesse, welches die beteiligte person naturgemäss hat, welches wir aber unausgedrückt lassen, durch einen besonderen pleonastisch hinzutretenden dativ des ausdrucks derselben hervorgehoben wird, namentlich in der form der aufforderung; z. b. fliehe **dir**, **für dich** = nimm in deinem interesse deine zuflucht zum fliehen; es erinnert das stark an den ethischen dativ, nur dass im semitischen die handelnde person zugleich die interessirte ist. Ebenso scheint die reine idee der beteiligung massgebend zu sein, wenn beim passiv die bezeichnung des agens ganz gewöhnlich dativform annimmt, also **dem** menschen gemacht gesagt wird statt vom menschen; das indogermanische bietet belege genug für die gleiche und hier sicher unverfälscht rein dativische anwendung. Auch die genetivische verwendung des dativ zeugt für die beträchtliche entwickelung der beziehung der beteiligung, sie weist darauf hin, dass nur noch diese in vollendeter klarheit vorhanden ist, selbst solche vorstufen wie die bezeichnung der richtung im übertragenen sinne, etwa wie in unserem **für**, **zu**, überwunden ist; denn ein die lieder **dem** Salomo ist nicht die lieder für S., sondern recht eigentlich die lieder, die dem S. angehören, die lieder des S. Beweis hierfür ist das daneben ausdrücklich vielfach mitangewendete ascher = welcher, also: die lieder welche dem S.; und welcher verbreitung diese auffassung fähig war, zeigt klar das in der rabbinischen sprache aus dem häufigen ascher le corrumpirte, direct wie ein genetivzeichen gebrauchte schel (cf. Gesen). (Dass z. b. das arabische einen solchen dativ sehr wohl kennt, braucht kaum hervorgehoben zu werden.) Es scheint hier ähnliches übertreten aus der dativsphäre in das genetivgebiet stattzufinden infolge der outrirten ausdehnung der beziehung der beteiligung, wie aus gleichem grunde die grenzen zwi-

---

*) Hierher auch die anwendung von le mit dem infinitiv im sinne des passiv: (es ist) zu thun, es muss gethan werden.

schen reinem obiectcasus und dativ in der späteren sprache zu gunsten des letzteren stark verrückt werden, indem augenscheinlich persönliche beteiligung oder intensive einwirkung selbst da hineingetragen wird, wo die gewöhnliche auffassung nur eine handlung mit ihrem nächsten obiect sieht; ein im indogermanischen vielfach auftretender und oft falsch gedeuteter oder mit heterogenen erscheinungen zusammengeworfener fall. (Eigentümliche soloecismen schon im neuassyrischen, dann im äthiopischen zweige zeigen eine ähnliche verrückung, vielleicht aus ähnlichem grunde; ich erwähne das auffallende ana des neuassyrischen, wo wir nur reinste, unmittelbarste obiectbeziehung finden können; es erinnert lebhaft an diese anwendung von le; das altassyrische weist hier reinen und zwar mit dem alten flexionszeichen versehenen accusativ auf.) Weniger klar ist die richtung der beteiligung in den sehr zahlreichen verbindungen von dativinfinitiven mit vorhergehenden regirenden verben wie anfangen, aufhören, wünschen, trachten zu und vielen anderen ähnlichen; gleichwohl ist auch hier die zweckrichtung erkennbar genug, und im indogermanischen werden bekanntlich in denselben fällen mit vorliebe auch die reinen infinitivdative, wo solche noch vorhanden sind, oder ihre vertreter, z. b. das deutsche zu mit dem infinitiv, angewendet.

Sowie aber die alte form fallen gelassen wird, hat es den anschein, als ob auch die innere form, die doch nach dem soeben ausgeführten sehr kräftig entwickelt sein konnte, leicht mehr oder minder schiffbruch litte, und als ob mehr das äusserliche oder momentan im einzelnen falle empfundene beziehungsverhältnis ebenso äusserlichen ausdruck finde. Diese erwägung drängt sich mir schon beim neuassyrischen auf.

Abgesehen von umschreibungen wie meine herrschaft gab er statt er gab mir die herrschaft finde ich dort sehr häufig dativ wie accusativ formell ganz unbezeichnet, so oft **anaku** iddanu = mir gab er (d. herrsch.), ebenso anaku = mir (bei tribut bringen); desgleichen amēlūti = den menschen (bei geben). Weit häufiger aber ist die reine localauffassung, mit ana, und zwar in denselben verbindungen wie vorher, und zahlreichen anderen; z. b. bei geben; zum volk (sprechen) —— das volk

(belügen); mir wurden diener; zur herrschaft (bestellen). Diese fälle sind ebenso örtlich wie die hundertfältigen beziehungen von ana im materiell örtlichen sinne wie: nach Babylon, in meine hände (gab er sie), oder der auch nicht seltene factiv: er wurde zum könig. ana ist eben das allgemeinste beziehungselement der richtung im örtlichen wie im übertragenen sinne, wo es nötig erscheint, das verhältnis aber ohne festigkeit, nicht zu vergleichen mit romanischem *à* (ad) als dativvertreter, da es auch fehlen kann und ausserdem ganz unbestimmt ausdrückt, dass eine handlung irgend ein ziel hat, es sei im örtlichen oder übertragenen sinne; daher es in weitem umfange auch die allernächste beziehung, die des obiects beim reinen transitiven verb, vertritt, wie ich oben andeutete; ja sogar bei den verba der energischesten obiectbeziehung, wie töten; ebenso finden wir oft z. b. bei beschützen neben blossem anaku auch ana anaku, in genau demselben sinn und sogar satz.

(Eine ähnliche rolle spielt in mehreren Ṭigriña-dialecten das an stelle der alten dativpräposition la (le) tretende, nach Prätorius aus dem demonstrativ na entwickelte ne. cf. Prätorius' Tigriña-grammatik p. 230, 231 und sein: Über zwei Tigriña-dialecte. Z. D. M. G. 28. p. 441—443. Im amharischen ist dasselbe bloss accusativisch, im Tigriña dativisch, allativisch, illativisch, factivisch..., überhaupt local im allgemeinsten, unbestimmtesten sinne (auf den berg steigen, in das gefängnis, den tod gehen, zu etwas werden); ja in der zusammensetzung dient es z. b. im dialect von Hamāsēn in weitem umfange den beziehungen örtlicher ruhe, des in, bei. Das passt doch sehr wenig zu der anwendung des alten dativischen la, wohl aber zu dem wesen eines absolut indeterminirten demonstrativen elements und scheint wieder zu zeigen, wie doch die grenze zwischen der demonstrativen und localen bedeutung unter umständen eine bloss imaginäre ist [cf. meine bemerkungen oben], und wie schnell mit dem verlust der alten form vollständige auflösung platz greift; denn hiernach kann von einer irgend präcisirten bedeutung von ne, sei es dativisch sei es rein örtlich, keine rede mehr sein, dasselbe kann ledig-

lich noch andeutenden wert haben, so dass wiederum das eigentliche wesen des jedesmaligen verhältnisses nur durch die art der verbindung, den zusammenhang, erhellt; freilich ist dadurch nicht ausgeschlossen, dass die innere form auch des dativverhältnisses erhalten blieb, wie sie im romanischen à erhalten ist; ob das geschehen ist, entzieht sich meinem urteil.)

Dass das indogermanische trotz vielfacher anklänge an die auch hier örtliche basis und trotz manigfachen zurücksinkens in ein wesentlich überwundenes stadium einen ungemein früh entwickelten und ungemein vollendeten dativ hat, habe ich wiederholt angedeutet. Wie auch die form den keim solcher vollendung und namentlich der loslösung von allen rein örtlichen beziehungen in sich zu tragen scheint, ist in meiner ersten arbeit erwähnt worden.*) Thatsache

*) Ich thue dort (Uralalt. völk. u. sprach.) den unterschied zwischen dem scheinbar illativischen gebrauch des indogermanischen accusativ, dem locativ und dativ dar; zeige, warum der dativ den keim zu einem durchaus unörtlichen casus in sich trägt, immer mehr ein casus der beteiligung, also der richtung im übertragenen sinne, werden muss und in verschiedenen zweigen bis zum strengsten ausschluss aller örtlichen beziehungen wirklich wird, fasse ihn aber durchaus nicht a priori als idealen casus der afficirtheit, sondern polemisire unter lebhafter anerkennung der durch Hübschmann gewonnenen neuen gesichtspuncte gleichwohl gegen einen so wenig greifbaren „luftigen" casus, wie er ihn statuirt. Ich präcisire meine eigene ansicht dahin: während der accusativ als scheinbarer richtungscasus die verbindung von verb und ziel lediglich als die unmittelbarste, innigst denkbare darstellt, hebt der locativ dies ziel als ein dort, als den ort der handlung, bald im sinne des wo bald in dem des wohin, hervor und ist somit vorwiegend in sinnlich örtlichen verbindungen angebracht; der dativ dagegen bezeichnet zunächst auch eine örtliche zusammengehörigkeit, aber da, wo dieselbe sich nicht naturgemäss aus dem sinn der regirenden verba oder der beteiligten obiecte ergiebt, also wo angedeutet werden soll, dass doch ein örtlicher zusammenhang trotz der oft heterogenen natur der verba und ihrer obiecte stattfinden soll; ich mache darauf aufmerksam, wie mit dieser einfachen differenzirung allerdings der anstoss dazu gegeben war, verba mit mehr geistiger richtung hierfür auszuersehen, und ein wirklicher casus des interesses ent-

ist, dass derselbe dem oben entworfenen bilde in allen puncten entspricht, die energischeste innere einheit der zwei hauptrichtungen repräsentirt, derart in seinem übertragenen, scharf und doch weit gezogenen wirkungskreise sich consolidirt hat, dass er meist örtliche verbindungen aller art perhorrescirt, also auf weiten sprachgebieten keinerlei präpositionen duldet. Unverkennbar ist dieser casusbegriff so klar und früh im bewusstsein, dass er selbst nach dem völligen verlust seiner ursprünglichen form und trotz der vertretung durch wenig geeignete, selbst krass örtliche elemente, innerlich in voller schärfe und in vollem umfange festgehalten werden kann.

Der bezeichnendste beleg ist für mich der dativ des doch eigentümlich entarteten ossetischen*); es ist gleichwohl der casus des interesses in fast idealer reinheit, ohne eine spur localen wesens, falls man nicht in küwịn mit dativ = beten zu eine locale beziehung sehen will, was allerdings nicht notwendig ist. Seine anwendung spricht in allen puncten für meine auffassung. cf. bei geben, zeigen, machen, bereiten, verteilen, zuwerfen, sprechen zu, zukommen, freund, feind sein, jemandem sein (im possessiven sinne), jemandem sein oder nichtsein etwas zu thun im sinne von: möglich, unmöglich, ratsam sein zu thun; sogar ich bin für etwas = mir ist etwas möglich; meinem vater sein haus; final im weitesten sinne, so für jemanden etwas thun, wissen, können, erbitten, für den körper jemandem kraft geben, ruhe für die seele; für den winter; ganz gewöhnlich final im prädicativen sinne: zur frau sich erbitten (deutsch volkstümlich: für [for] magd sein, dienen), erwählen zu, halten für, etwas (als etwas) sein (= vorstellen, vertreten), dienen als, als antwort sagen, zum zeugen, zum zeichen geben; dazu, wozu, vom demonstrativ und relativ;

---

stehen konnte; dass aber auch die implicite enthaltene örtliche seite stärker hervortreten konnte, obgleich das eigentliche terrain das der beteiligung ist und bleibt.

*) Alles über das ossetische hier und sonst bemerkte geht dem thatsächlichen teile nach auf beiträge zur syntax des ossetischen, von R. v. Stackelberg, zurück.

häufig der sog. ethische dativ; deinen vater tötete dir Mälik.

Der romanische dativ ist gewiss in der äusserlichen verquickung mit dem rein örtlichen exponenten des wohin und scheinbar des wo formell keine sehr vollendete erscheinung; thatsächlich aber ist der interessecasus in allen seinen wesentlichen teilen auch hier vorhanden, obgleich daneben so viele absolut nur örtliche verhältnisse durch dasselbe element gedeckt werden; derart, dass jedem, welcher z. b. das französische nur einigermassen beherrscht, kaum zum bewusstsein kommt, wie doch eigentlich in c'est à moi und tausend anderen fällen die form ganz örtlich ist: es wirkt eben hier die datividee in voller stärke. Darum bin ich aber weit entfernt, diese verquickung für einen vorzug zu halten; im gegenteil, es scheint mir dies, wie schon das hineinziehen wenigstens der **form** des locativ in die dativsphäre im altgriechischen, einen defect der ursprünglichen klarheit zu bedeuten; und doch wird man auch für das altgriechische einen sogar innerlich mächtig entwickelten dativ annehmen dürfen, wie der gebrauch der reinen dativsphäre klar darthut. Grosse centren, klare und umfassende sprachliche sphären üben eine unleugbare anziehungskraft auf schwächere erscheinungen aus, diese werden mit in den kreis hineingezogen, und schliesslich tritt wenigstens äusserlich das andere extrem ein, aus der grössten klarheit wird durch das fallenlassen aller festen grenzen verschwommenheit, wagheit. Ein solches centrum ist der dativ, wenn er wie im indogermanischen erfasst ist. Da er einen neuen, intensiven begriff, den der afficirtheit, inneren beteiligung hineinbringt, so liegt es in seiner natur, sich vielfach da einzudrängen, wo eine solche beziehung denkbar ist; ganz bestimmt geschieht das z. b. auf kosten des accusativ; er characterisirt doch weit schärfer als der blosse obiectcasus die innere art des verhältnisses, namentlich bei begriffen, wo die idee einer starken inneren einwirkung natürlich ist. Wie mächtig dieser factor im gotischen wirksam gewesen ist, werde ich an anderem orte eingehend darlegen; desgleichen aber, wie ebendort der unörtlichste dativ gerade

durch outriren dieses seines grundcharacters, durch hineinziehen anderer kreise in den bereich dieser energisch entwickelten erscheinung, anscheinend auch zu einem eminenten vertreter örtlicher beziehungen verschiedener art wurde. Ich werde auch zeigen, wie das nur scheinbar der fall ist, dass z. b. der gotische dativ nie wirklicher locativ ist. Gleichwohl constatire ich auch hier eine bedenkliche verrückung der grenzen. Ganz ähnliche erscheinungen bietet bezüglich des übergreifens des dativ in die accusativsphäre das litauische und preussische. Welche vorgänge beim teilweisen zusammenfallen von dativ und accusativ in neuindischen dialecten, im zigeunerischen massgebend gewesen sind, entzieht sich meiner beurteilung. Dagegen bin ich seit Hübschmanns bahnbrechender arbeit über die casus im Avesta der überzeugung, dass in dem eigentümlich stark hervorgekehrten begriff eines interessecasus auch das frühe aufgehen des altpersischen dativ in dem genetiv, wenigstens der form nach, abgesehen von lautlichen gründen, seine teilweise erklärung findet; das auf die spitze getriebene verhältnis der beteiligung geht in das der völligen angehörigkeit, des besitzes über. Ich erinnere, ohne identität zu behaupten, an die ähnlichen erscheinungen im armenischen, Prākrit, albanesischen?

Selbst so unvollkommene dativvertreter wie das neupersische rā zeigen in der form noch den nachklang des alten indogermanischen interessecasus und in der anwendung die alte gewalt dieses casus, welcher alles in seinen bereich zieht, neben sich verschwinden lässt. rā (cf. Hübschmann: zur casuslehre p. 330) ist entstanden aus rād'iy = causā, aus der veranlassung, zum zwecke, bezeichnet dann den dativ und zieht den bestimmten accusativ in seinen kreis; von jeder localen beziehung wird also abstrahirt, und nur die idee des interesses, des tangirten obiects, ist wahrnehmbar. Stellung und anwendung zeigt die dem persischen typus so vielfach eigene formlosigkeit in der höchsten potenz. Man denke an das von mir nach Fr. Müller an anderem orte schon erwähnte peihā — i — sagān — i — pidar — rā = den füssen der hunde des vaters, wo ohne eine spur von wirklicher flexion rā an das ihm gar nicht angehörige pidar an-

tritt, weil der ganze complex, der im übrigen nur durch die isafet äusserlich zusammengehalten wird, unter dem banne des alles beherrschenden dativ steht, welcher denselben umschliesst.

Ein ähnlich auf die spitze getriebenes herauskehren der im dativbegriffe, nicht der form, welche sogar darüber in die brüche geht, liegenden gewalt sehe ich in den wunderbaren fällen, wo im passiv die beteiligte person als subiect direct das ganze hält, wie: he was left his life — he was offered the free use of his hands. Diese beiden beispiele sind aus der abhandlung von H. C. v. d. Gabel. über das passivum. abhdlgg. d. kgl. sächs. akad. d. wissensch. 8. phil.-hist. kl. p. 542, 543, und von ihm trefflich gedeutet.

So leicht sich bei dem subiect- und obiectcasus grosse geographische provinzen aufstellen lassen, ja meist ungesucht aufdrängen, so ungeheuer gross ist beim dativ das schwanken, ineinanderübergreifen derselben, die auffallendsten analogieen auf räumlich und genealogisch durchaus unabhängigen gebieten sowie die unverkennbarsten weitgehenden differenzen bei genealogischer und räumlicher verwandtschaft. Es zeigt sich hierin zunächst wieder der so oft betonte grundsatz, dass satz, verb, subiect- und obiectcasus mit einander stehen und fallen, dass dagegen die dativbeziehung erstens durchaus nicht einheitlich erfasst ist, ausserdem aber vom wesen des verbs und satzes oft wesentlich unabhängig erscheint. Gleichwohl lassen sich auch hier gewisse geographische übereinstimmungen nicht leugnen, wovon ich auf einen teil schon aufmerksam machen musste.

Gegensätze, welche ich sonst hervorhob, prägen sich auch hier z. t. scharf aus. Ich muss nochmals betonen, wie das verhältnis dieses casus, allgemein betrachtet, so ganz anders ist als das der bisher behandelten grammatischen casus; dass derselbe in erster linie und auf den an zahl weitaus überwiegenden sprachgebieten sich zu den rein örtlichen casus schlägt, daneben aber häufig beziehungen zum obiectcasus zeigt. So teilt er denn auch vornehmlich die natur und die eigentümlichkeiten der localcasus, und unter

berücksichtigung dieses hauptgesichtspunctes ist eine annähernde klassificirung nach geographischen provinzen am ehesten thunlich.

Der ganze continent von Australien, der von Asien, namentlich des letzteren osten, nordosten, norden, centrum lässt ein auffallend starkes gefühl für scharfe und genaue unterscheidung der örtlichen beziehungen erkennen, während das verhältnis des subiects meist, auch das des obiects oft genug, ohne jede auszeichnung bleibt. An dieser hervorhebung der sinnlich greifbaren beziehungen hat der dativ reichen anteil, er erscheint meist als der casus sei es des wohin sei es des wo oder verwandter beziehungen, vielfach schon als casus des indirecten obiects und des tangirtseins bei intransitiven, und zwar, wie wir sahen, auch lautlich vorwiegend scharf gekennzeichnet. Etwas zurücktreten sahen wir diese schärfe in den kreisen der sog. monosyllabischen oder hinterindischen, der malaiischen, pacifischen idiome. Unverhältnismässig spärlicher noch als in den zuletzt genannten systemen tritt die dativbezeichnung uns entgegen in den sonst doch so häufig an die nordasiatischen anklingenden amerikanischen sprachen (leider kann ich über diesen in meinen quellen stiefmütterlich behandelten gegenstand nur ungenügend auskunft geben). Dass ein gleiches überhaupt von den bezeichnungen der ortsverhältnisse gilt, hebe ich nochmals ausdrücklich hervor; ich habe dasselbe beim verb wiederholt betont. Einer der hauptgründe hierfür liegt unzweifelhaft wieder in dem satzwort, welches hier grossenteils noch zu gar keinem auseinanderhalten der constituirenden elemente gelangt ist und die bezeichnung der meisten beziehungsverhältnisse, so auch oft die dativbeziehung, lediglich durch die qualität des verbalausdrucks andeutet; in den asiatischen kreisen dagegen sahen wir zwar auch noch vielfach deutliche nachwirkungen des satzwortes, z. b. in der grossen gebundenheit, oft unbeholfenheit der satzteile, der nichtbezeichnung von subiect und obiect, daneben aber doch gerade ein oft auffallendes auseinanderziehen der satzelemente, deren besonderheit ins bewusstsein getreten ist, welche aber noch nicht überall wieder zur harmonischen vereinigung gelangt sind, sondern in ihrem unvermittelten nebeneinander nunmehr durch sehr

drastische, sinnliche mittel äusserlich mit einander verknüpft werden; daher an stelle der oft ganz mangelnden bezeichnung auf z. t. wesentlich gleicher grundlage bei den genannten asiatischen typen die höchste manigfaltigkeit von specialisirenden formen, deren fülle, genauigkeit, präcision mit fortschreitender vervollkommnung des typus ebenfalls zunimmt. In diesem sinne ist auch bezüglich der dativentwickelung (sowie noch klarer bezüglich der bezeichnung rein örtlicher verhältnisse) ein fortschreiten zu klarerer formung unverkennbar bei den zuletzt genannten sprachkreisen gegenüber der mehrzahl der amerikanischen idiome.

Auch die afrikanischen typen der allerverschiedensten art entbehren grösstenteils jeder auch nur annähernd ähnlich scharfen lautlichen fixirung des dativverhältnisses wie in den hauptsächlichsten asiatischen. Wo nicht, wie das sehr häufig der fall ist, der dativ ein blosses obiectverhältnis bezeichnet und lediglich durch die stellung sich vom accusativ unterscheidet, oder wie dieser letztere durch obiectzeichen am verb nur angedeutet wird, finden wir allerdings auch zeichen localer natur, aber durchaus nicht immer für den dativ allein; z. t. sind es absolut indifferente ortspartikeln, welche jedes beliebige oder wenigstens eine grosse menge verschiedener örtlicher verhältnisse vertreten, bisweilen allerdings auch die richtung (leider lässt mich bei diesem puncte mein material sehr im stich); auch die bezeichnung durch einen verbalstamm wie geben fehlt nicht (cf. Ewe, Nuba); selbst in den bereich des so beliebten besitzcasus werden die dativbeziehungen übergeführt — jedenfalls aber wird am häufigsten das indirecte obiect eben als obiect behandelt, die anderen dativischen oder verwandten verhältnisse als rein örtliche, d. h. es ist von dativbildung in unserem sinne meist keine rede, dagegen völliges auseinanderfallen, jedoch mit der eben angegebenen einschränkung, zu constatiren.

Zu wirklicher dativbezeichnung kommt es da, wo die beziehung der beteiligung, des afficirtseins, aber gesondert von der regelrechten obiectbezeichnung, ihren besonderen ausdruck findet, welcher zugleich die form der beteiligung deckt, die unter dem namen des indirecten obiects schon durch die art der

verbindung den gegensatz zu dem gewöhnlichen obiectverhältnisse hervortreten lässt. Da beide arten beziehungen sich leicht ungesucht zusammenfinden, so treffen wir ansätze, mehr oder minder deutlich ausgeprägt, vereinzelt auf ganz verschiedenen sprachgebieten. Zu klarerer, allgemeinerer und bewussterer fassung ringt dies verhältnis sich erst auf dem asiatischen, durch schärfe und reichtum der meist örtlich determinirten beziehungsverhältnisse ausgezeichneten continent durch. Gleichwohl haftet auch diesen bildungen meist noch der erhebliche mangel, der einen reinen interessecasus stark beeinträchtigt, an, dass der verwendete beziehungsexponent ausgeprägt örtlicher natur, also reiner zeiger eines wo, wohin ... ist, und diese letztere bedeutungssphäre neben der dativfunction gleichwertig hergeht oder dieselbe sogar in der mehrzahl der fälle weitaus überwiegt. Auch diese beengende fessel zu sprengen gelingt wohl keinem typus bezüglich seiner sämtlichen glieder, selbst dem indogermanischen nicht völlig, jedoch unvergleichlich besser als dem uralaltaischen, wo einzelne gruppen kaum andeutungen eines wahren dativ zeigen, neben anderen mit kaum noch wahrnehmbarer örtlicher grundbedeutung und reicher entfaltung. Auch die übrigen etwa noch hierher zu rechnenden sprachkreise gehören, wie scheint, grösstenteils dem asiatisch-europäischen continent an; besonders bemerkenswert sind dabei verschiedene kaukasische idiome sowie das diesen psychologisch vielfach nahestehende baskisch, einige südasiatische idiome, das semitische, endlich einige zweige des hamitischen, das weit abliegende eigenartige Ketschua nicht zu vergessen.

Adnominalcasus.

Das wesen des adnominalcasus ist vorher angedeutet worden; es ist bindung im allgemeinsten sinne, von gleichartigen nominalen elementen, aber im verhältnis der abhängigkeit, unterordnung. Da dieser begriff der unterordnung unter wesentlich gleichartiges das bestimmende ist, so wird der reine adnominalcasus nur einen

verhältnismässig beschränkten teil der beziehungen decken, welche sich sprachlich als bindung darstellen, und meist mit seinem regens eine ziemlich starre, wenig bewegungsfähige verbindung bilden. Dabei aber sind zwei thatsachen hoher beachtung wert. Ein tieferes eingehen auf die wege, welche die sprachen behufs darstellung dieser besonderen art bindung einschlagen, zeigt, dass in weitem umfange hierdurch die art der sprachlichen bindung überhaupt angezeigt, im kleinen ein bild der sprachauffassung in sehr wichtigen puncten, so vielfach der beziehungen des attributiven eigenschaftswortes, der appositionellen, relativen, vieler coniunctionalen und anderer verbindungen des besitzes, der angehörigkeit, jeder art grammatischer zugehörigkeit, gegeben wird.

Damit hängt innig zusammen die erscheinung, dass auch im adnominalverhältnis ganz gewöhnlich nur bindung überhaupt bezeichnet wird, die in unseren augen massgebende beziehung der angehörigkeit oder unterordnung sprachlich gar nicht zum ausdruck gebracht, nur virtuell, durch die besondere art der zu bindenden elemente, den zusammenhang, hinzugethan wird; wieder ein beleg für die oft beobachtete thatsache, dass die flexionsexponenten ursprünglich oft nur unterstützungs- und deuteelemente darstellen, die dem beziehungsverhältnisse, welches im gedanken lebt, beigegeben werden, ohne selbst dieses zu treffen.

In der art, wie diese bindung, und mithin die sprachliche bindung überhaupt, vor sich geht, prägt sich ein bedeutungsvoller gegensatz aus, welcher, wie angedeutet, thatsächlich das wesen der sprachlichen auffassung in folgenschwerer weise bestimmt und ausserdem in auffallender schärfe selbst grossen sprachengruppen mit sonst ganz auseinanderfallenden, genealogisch nicht zusammenhängenden und zahlreichen einzelnen sprachtypen einen selten oder nie versagenden gruppencharacter aufdrückt.

Die erste art haben wir beim verb kennen gelernt; es ist die natürlichere, insofern, als das bestimmende vorangeht, und somit an und für sich schon eine art unterordnung, adnominalverhältnis, hergestellt ist, da, wie wir früher sahen,

nach einem weit verbreiteten und leicht erklärlichen gesetze der ans ende der verbindung gestellte ausdruck des regens durch diese stellung allein schon anzeigt, dass das voraufgehende seine erläuterungen, sein rectum darstellt. Hier werden wir denn in weitem umfange das adnominalverhältnis ohne jede besondere auszeichnung, bloss durch diese stellung angedeutet finden. Wir sahen schon früher, wie in solchen typen die gesamte sprachauffassung mehr oder minder auf diesem einen grundprincip ruht, gerade was die seele des satzes, agens und actum anlangt; denn war kein wirklicher ausdruck der thätigkeit vorhanden, sondern nur ein starres nomenverbum, so lag es ungemein nahe, das nomen für das actum und das für das agens in derselben weise zu verbinden, da dann in roherer weise das zwischen agens und actum bestehende natürliche verhältnis in form der unterordnung, abhängigkeit, zum ausdruck gelangt. Wir werden später sehen, wie auch das attributive verhältnis, die verbindung des pronomens mit seinem nomen, des grundzahlwortes mit dem ausdruck der gezählten gegenstände . . . . vielfach auf demselben grunde ruht; die einzelnen puncte und die nähere ausführung folgen so kurz wie möglich, nachdem ich die zweite, vielleicht noch bezeichnendere art des adnominalausdrucks, welche uns bisher nicht so oft begegnet ist und viele neue sprachgeschichtlich wichtige momente bringt, etwas eingehender werde geprüft haben. Bezüglich der ersten nehme ich die früher, beim verb, verfolgte thatsache wieder auf, dass durch die adnominalfassung des verbs und überhaupt durch die stellung r e c t u m v o r r e g e n s im wesentlichen der asiatische und amerikanische continent gekennzeichnet erscheint.

Die zweite art, das adnominalverhältnis darzustellen oder besser a n z u d e u t e n, zeigt zunächst die entgegengesetzte stellung der elemente. Dass wirklich diese stellung weniger geeignet ist als die umgekehrte, geht wohl schon daraus hervor, dass, während im vorher erwähnten falle in weitester ausdehnung das adnominalverhältnis durch die blosse stellung, ohne irgend ein unterstützendes element, be-

zeichnet wurde, hier dies in den seltensten fällen ge
meist ein bindemittel, auch seiner bedeutung nach cha
ristisch genug, zwischengeschoben erscheint. Es ist
hier blosse bindung, ohne dass wie vorher sich au
stellung selbst schon der character der unterordnung
oder weniger klar ergäbe; es stellt dies verfahren, s
ich es übersehen kann, das wiederum ausgedehnte sp
kreise in ihrer gesamtauffassung characterisirende p
einfacher appositionsartiger anreihung dar, wi
bald ausführlicher beobachten werden. Da blosse anre
aber die nebeneinandergestellten ausdrücke vielmehr im
hältnis der gleichwertigkeit als der unterordnung zeig
ist hier thatsächlich eine adnominalbeziehung nicht, höch
ideell, vorhanden; daher die starke neigung, irgend ein
deutlichendes moment hinzuzufügen, welches freilich, wi
bald zeigen wird, wirkliches verhältnis der unterord
ebenso wenig zu bezeichnen vermag; ein fall, welcher
z. t. grosse complicirtheit ohne den erfolg des einfache
deren verfahrens hervorruft.

Aber auch die veranlassung dieses grossen g
satzes ist im wesen der betreffenden sprachkreise nach
ner überzeugung begründet. Ein auffallendes zurückt
des agens, bei ebenso auffallendem hervortreten des ru
zuständlichen, des obiects im weitesten sinne, welches d
als das den satz haltende, alles in seine abhängigkeit
mende erscheint, characterisirt den grössten teil der
tischen und amerikanischen sprachenwelt; so erscheint
auch das agens als das abhängige, der ausdruck der th
keit oder des ruhenden zustandes als regens, wozu der
druck des agens eine mehr beiläufige, erläuternde bestim
darstellt. Ganz entgegengesetzt haben die sprachenk
des afrikanischen continents eine unverkennbare neigung
subiectivauffassung, welche zwar selten zur hera
dung wirklichen subiectausdrucks im verbalen und nomi
sinne führt, aber ein ganz entschiedenes, significantes he
treten, sei es des subiectausdrucks sei es der bezeich
des ideellen hauptbegriffes überhaupt, zur folge hat.

äussere form dieses verhältnisses ist für gewöhnlich die vorhererwähnte, dass dieser ausdruck des hauptbegriffes an der spitze steht, alle anderen ihm angereiht, zunächst appositionell, erscheinen.

Ich behandle die sprachen des afrikanischen continents in ihrer so bezeichnenden eigenart, welche eine anzahl wichtiger puncte aufhellt, allein etwas ausführlicher, um hier wenigstens ein einigermassen vollständiges bild im engsten rahmen zu geben, was mir auf den anderen sprachgebieten wegen raummangels versagt ist; daran knüpfe ich ganz summarisch eine skizze des hierin nahe verwandten pacifischen kreises, dann zunächst die wichtigsten manifestationen des erstgenannten princips mit seinen sehr manigfaltigen, z. t. recht wesentlichen, consequenzen und umgestaltungen, zuletzt eine kurze darstellung einiger eigenartigen formen.

Wie sehr sich bindung im allgemeinsten und im speciellen sinne des genetiv decken können, wurde mir, abgesehen von den heterogenen asiatischen und amerikanischen typen, zuerst klar am hamitischen, speciell dem Tamaschek nach Hanoteau's essai de grammaire de la langue Tamaschek. Hier kann man wohl sagen, dass diese art bindung, deren character, wie meistens auf dem afrikanischen continent, demonstrativ-relativ ist, fast auf dem gesamten gebiet der nominal-verbal-bildung, der syntax uns in den verschiedensten fassungen entgegentritt, und dass die übergänge der allgemeinen bindung in die specielle form der adnominalen und umgekehrt sich oft unmerklich vollziehen, eine wirkliche grenze nicht vorhanden ist. So beruht dort die adiectiv-participial-bildung, das appositionsverhältnis grossenteils auf der anwendung der adnominalform; die beispiele sind überall in menge vertreten; so heisst ua n keradh, ta n keradh = der, die dritte, wörtlich der, die der drei oder mit, von der drei; das *n* ist unverfälschtes genetivzeichen. tamet ta n afriu = la femme celle à la plume; dieses *n* tritt namentlich in zahlreichen verbindungen der zugehörigkeit adiectivbildend auf. cf. pgg. 27, 50, 51; noch reiner ist der genetiv der form nach in fällen wie ales in tarat = l'homme à la chèvre. In verbindungen wie amenukal ua n mess *i* =

der könig mein herr, wörtlich: könig der (er) welcher herr mein, und vielen ähnlichen werden die zwei an und für sich einander nicht bedingenden begriffe amenukal und mess *i* als hier speciell zusammengehörig bezeichnet durch das allgemeine, hier augenscheinlich demonstrativ-relative, nicht genetivische, bindezeichen.

Fast noch deutlicher ist die bindende, mehr oder minder indifferente kraft im ägyptischen *n*, en, welches wohl mit recht mit dem behandelten element des Tamaschek (von Fr. Müller...) zusammengebracht wird, und welches, wie ich später sah, von Brugsch: hieroglyphische grammatik p. 79 richtig als das allgemeine zeichen grammatischer beziehung bezeichnet wird; mir scheinen, abgesehen von der rein relativen anwendung des augenscheinlich damit identischen en (enti), namentlich beispiele bezeichnend wie die dem ua *n* keradh vorher entsprechenden nach art von uā n ātef = ein vater, was von Brugsch als die einheit von vater gefasst wird p. 7, aber wohl mehr in dem sinne zu verstehen ist, dass die beiden begriffe uā und ātef in weniger determinirter, mehr allgemeiner, sei es mehr demonstrativ-relativer sei es mehr adnominaler bindung, vermittelt werden. In welcher ausdehnung sonst en, auch im casuellen sinne, als beziehungsexponent fungirt, ist vielfach hervorgehoben worden. Ich breche mit diesen andeutungen ab.

Noch klarer tritt der character lediglich relativer oder demonstrativ-relativer bindung hervor z. b. im Bantusystem, einem grossen teile der anderen afrikanischen idiome und des ihnen vielfach nahestehenden semitischen (cf. assyr. aplu sa Ustāspa...)..., während viele andere typen die demonstrativ-relative grundlage unverkennbar, aber doch z. t. verwischt, aufweiien.

Im Bantu zeigt in augenfälligster weise wiederum die bildung der adnominalen beziehungsform den grundcharacter der bindung im allgemeinsten sinne; dabei ist hoch beachtenswert, dass nicht etwa eine ursprünglich demonstrativ-relative, aber durch die bestimmte, übernommene adnominale function erstarrte und nunmehr bloss dieser dienende, daher differenzirte form angewendet wird, sondern die manigfachen, für den typus characteristischen, nach dem wesen des zu bezeich-

nenden substantivs wechselnden demonstrativen speciellen, bewegungsvollen, allerdings abgekürzten kennlaute, verbunden mit dem ebenso characteristischen reinen demonstrativrelativen bindelaut *a*; also: **um** — lambo **u** — **a** — **ili***) — zwe = der fluss des landes, wörtlich: der fluss — **der** — **welcher** — land(es); (lambo = fluss, mit seinem klassenzeichen = um — lambo; zwe = land, mit klassenzeichen = ili — zwe); aber: **aba** — ntu **b** — **a** — **um** — hlaba = die leute der erde = die leute — die — welche — die erde (ntu + aba = die leute, hlaba + um = die erde, *b* = die, statt aba, *a* = relativpartikel).

Ganz ähnlich verhält sich das attributive adiectiv; **um** — fazi **a** — **um** — kulu = das grosse weib, wörtlich: das weib — das welches — (das) gross(e); (fazi + um = das weib, diesem entspricht kulu = gross, ebenfalls mit dem klassenzeichen für fazi). Auch die possessivbildung ruht auf gleichem grunde; um — fazi *w* — **a** — ke = sein weib, wörtlich: das weib — das — welches — er (= seiner), oder mit vorangestelltem possessivelement: *a* — umu — ake um — fazi = sein weib, wörtlich: das (welches) — dieses (oder es) — welches er (= seiner, ake) — das weib.**)

(In welcher weise weiterhin diese oder ähnliche relative bindung die sprache beherrscht, deute ich nebenher an; der satz: das pferd, dessen füsse gross sind, oder das pferd mit den grossen füssen lautet: das pferd — das welches — der fuss — sie (zin = pluralpräf.) gross (= *i* — hasche — *a* — ili — nyau [ili — nyau = der fuss, mit singularpräfix] — zin — kulu). Auch in der tempusbildung heisst es ganz gewöhnlich: ich — welcher lieben, ich welcher ich lieben ...)

Es ist unzweifelhaft, dass hier und in ähnlichen fällen die adnominale idee trotz der oft überreich verwendeten deuteelemente lediglich ideell, nicht thatsächlich zum ausdruck kommt; es wird durch dieselben nur angedeutet,

*) Ich gebe die formen hier in der eigentlichen, nicht der durch verschleifungen und zusammenziehungen hergestellten gestalt.

**) Dass ich hier wieder die genau nicht wiederzugebenden elemente nur dem sinne entsprechend übertrage, erinnere ich nochmals zur vermeidung von missverständnissen.

dass hier zwischen vorangehendem und nachfolgendem eine verbindung stattfinden soll, die an und für sich nicht selbstverständlich ist. Daher finden wir hier selbst noch weit umständlichere, complicirtere und vielfach zusammengesetzte formen, aber doch nur mit wesentlich dem gleichen erfolge wie vorher; dabei bin ich weit entfernt, zu glauben, dass die form in ihrer heutigen verstümmelten oder vereinfachten gestalt nicht voll im rein adnominalen sinne gefasst würde; ich bin von letzterem überzeugt, für mich handelt es sich um die schwerfällige weise, die thatsächlich vorhandene function auszudrücken; bei der weitläufigeren bildung tritt hinter dem ausdruck des zu bestimmenden das gewöhnliche abgekürzte pronominale klassenzeichen für das zu bestimmende mit darauf folgendem relativen *a* vor die volle form des klassenzeichens, der ein zweites relatives *a* folgt, welches endlich durch das bestimmende mit seinem speciellen klassenzeichen aufgenommen wird. *i* — hasche **l** — **a** — **ili** — **a** — in — kosi = das — pferd das — welches — dieses — welches — der — häuptling statt *i* — hasche *l* — *a* — in — kosi; hier ist doch das intensive streben nach verdeutlichung unverkennbar.

Ich schliesse daran, zum belege, dass wirklich die an zweiter stelle genannte hauptform den ihr beigelegten character ausgeprägt, grossenteils noch in lebensvoller frische empfunden, und nicht als bloss ursprüngliche grundlage mit darauf erwachsener besonderer und nunmehr allein noch empfundener function, trägt, sofort eine reihe bezeichnender beispiele desselben continents, welche zugleich das oben über denselben beiläufig bemerkte bestätigen.

Wie das Bantu zeigt das Wolof sowohl beim genetiv als auch beim attributiven adiectiv wesentlich gleiche demonstrativ-relative bindung; also: haus — das (welches) — könig — (es) = das haus des königs; haus — das — welches — gross = das grosse haus; dabei sind, wohlgemerkt, die demonstrativen substantivzeichen auch wie im Bantu je nach der art des zugehörigen substantivs verschieden, was wieder ein einseitiges überwiegen der function und erlöschen

der grundbedeutung verhindert. Ganz ähnlich zeigt das Haussa bei gleicher stellung der glieder im adnominalverhältnis das bindende demonstrativ-relative zwischengesetzte element in der masculinform na, femininform ta, Bari masc. lo, fem. na, plural beide ti, Il-Oigob masc. la, fem. *e*, plural beide *i*. In diesen genealogisch absolut verschiedenen drei typen wird also übereinstimmend gesagt: sohn — **der welcher** — fürst, frau — **die welche** — häuptling = der sohn des fürsten, die frau des häuptlings.

Die gleiche auffassung zeigen auch die idiome des Yoruba, Dinka, Ibo, Bambara, Wandalā, Logonē..., insofern sie bei gleicher stellung der elemente vielfach oder vorwiegend demonstrative oder demonstrativ-relative partikeln zwischenschieben, nämlich der oben genannten reihenfolge entsprechend ti [ile ti baba = haus — welches — vater(s)], de..., n̄ke, *a*, na (*n*).

Daneben kommt in denselben oder in nahe verwandten idiomen auch die gleiche stellung, aber ohne das demonstrativ-relative bindeelement vor, z. b. im Ibo [haus — vater(s)], Bullom, Temne, Ewe, Efik, Bagrimma, Wandalā, Logonē..., wodurch wesentlich ähnliches wie vorher erreicht wird, nur dass beide begriffe, deren zusammengehörigkeit und specielles beziehungsverhältnis nur durch den zusammenhang, die im bewusstsein gegebene function, angedeutet ist, auch äusserlich noch unvermittelter neben einander stehen.

Eine anzahl von bestimmt den hier genannten kreisen angehörigen sprachen bildet den adnominalcasus auffallender weise mit umgekehrter ordnung der glieder, und ... wiederum z. t. mit, z. t. ohne verdeutlichendes demonstrativ; es erinnert dieser fall mithin lebhaft an die besonders auf dem asiatischen continent übliche, oben erwähnte verbindung der satzelemente im sinne der abhängigkeit, unterordnung, mit der form rectum vor regens. Gleichwohl bin ich überzeugt, dass wenigstens teilweise diese identität eine scheinbare ist; dort war der gesamtcharakter der sprache gegeben durch diese hervorstechende neigung, überall adnominale oder halbadnominale beziehungen zu suchen, was sich, abgesehen vom

reinen adnominalcasus, in dem vorwiegend possessiven verb, in der reichen anwendung von casuellen und postpositionalen elementen mit z. t. deutlichem genetivrectum, in dem ausgiebigen gebrauch reiner possessivformen am nomen regens im adnominalverhältnis (vater sein — haus = des vaters haus)... zeigt. Hier dagegen sehe ich in erster linie den gesamtcharacter der sprachtypen ähnlich festgehalten wie bei der ersten form; als diesen grundcharacter möchte ich, wie wir vorher sahen, aneinanderreihung ohne wesentliches oder überhaupt ohne abhängigkeitsverhältnis, mehr im appositionellen, erläuternden, weiterführenden sinne betrachten; deshalb finden wir hier so häufig an stelle der dort üblichen possessiva die anknüpfenden, lediglich bindenden demonstrativa und relativa, an stelle der possessivformen des verbs meist indifferente nominal-verbale complexe, die sich ohne weiteres, durch einfache bindung, persönlich determiniren, weil ein moment, lediglich das vorhergehende aufnehmend, fortführend wirkt, so dass wir unverhältnismässig oft scheinbar subiectives oder subiectivartiges verb fanden. Für die gleiche auffassung sprechen nach meinem dafürhalten, abgesehen von dem ganzen sonstigen habitus der betreffenden und oft der ihnen zunächst verwandten idiome, auch in diesem falle die angewendeten pronominalelemente; also ein löwe — dieser da — schwanz... ist zunächst für mich ohne zwingenden grund hier nicht ein: des löwen sein schwanz, sondern ein: der löwe der schwanz oder der löwe nämlich sein schwanz oder der löwe, nämlich was sein schwanz ist. Demnach wird die auffassung doch im wesentlichen gleich der früheren in einem: haus — dieses da (oder welches) — könig = das haus des königs. So ist es z. b. augenscheinlich im Logonē, wo nicht nur der ausdruck des besessenen vor dem des besitzers steht, sondern auch umgekehrt; dort war aber bei der gewöhnlichen stellung der sinn entschieden der eines: sohn — dieser — könig(s), wobei das unverfälschte demonstrativpronomen na zwischenzutreten pflegte; dasselbe kann auch bei der stellung rectum vor regens eintreten, die possessivform ist verschieden davon; ich sehe also auch in einem wuhan — na — dzellen nur ein: die axt — (näm-

lich) der — handgriff. Ähnliches drängt sich mir beim Tēda auf, wo auch beide stellungen vorkommen, umsomehr, als dort gerade bei der natürlicheren stellung rectum vor regens, die aber hier wohl wieder die seltenere, dem typus weniger zusagende ist, ein demonstrativelement eingeschoben wird, bei der anderen nicht, bō — *n* — torō = haus — dieses — erster = der herr des hauses; sogar die anwendung der possessiva im genetivverhältnis scheint auf blosse iuxtaposition, anreihung im fortführenden sinne, hinzudeuten; zuerst steht das rectum, dann das regens, schliesslich erläuternd, bindend das possessiv als selbständiges wort: haus — herr — seiŋ = der herr des hauses. Auch das verfahren des Ewetypus, welcher nebenbei ebenfalls die stellung regens vor rectum, sogar teilweise mit unverkennbar demonstrativ-relativem einschub (cf. oben ile ti baba = haus — das welches — vater), kennt, macht einen ähnlichen eindruck; das gewöhnliche ist die stellung rectum vor regens, teilweise wird hinter dem ausdruck des rectum ein nomen = eigentum eingeschoben: gott — eigentum — angesicht, das kann wieder reine fortführende, appositionelle nebeneinanderstellung, es kann freilich auch directe abhängigkeit sein, [ebenso wie in anderen gleichen fällen auf dem asiatischen continent, die später erwähnt werden (und im Mandingotypus)].

Sehr klar scheint mir dieser character der appositionellen anreihung in dem von allen genannten typen weit abstehenden hottentottischen; eigentümlich unverblümt tritt derselbe jedenfalls hervor bei der umständlichen fassung, wo das regens dem rectum vorangeht: die frauen — der mann — dieser da — sie (= die frauen des mannes); es ist das wesentlich dasselbe, nur weit breiter und unbeholfener, als die beliebte ausdrucksweise: haus — das (welches) — könig; die idee ist doch wie dort die, dass der begriff mann, als der ausdruck des wichtigeren, des besitzers, dessen, dem das ausgesagte gilt, als solcher stark demonstrativ hervorgehoben wird, da am anfange beide begriffe (die frauen — der mann) morphologisch gleichwertig, gewissermassen nominativisch, unvermittelt nebeneinander stehen; dazu kommt dann noch eine wiederaufnahme des an die spitze gestellten

regens, so dass die beiden teile des regens das ganze, welches aus lediglich nebeneinandergereihten, innerlich sich nicht bedingenden, teilen besteht, äusserlich zusammenhalten.

Ich kann auch bei der umgekehrten stellung nur ähnliche auffassung sehen; entweder tritt das ideelle rectum als regens, wieder wie ein nominativ, an die spitze, wird ausserdem durch das lebhaft deutende demonstrativelement der nähe (di) besonders hervorgehoben, dann folgt weiterführend, gewissermassen ausführend oder berichtigend, das specielle, was vom ersten ausgesagt wird: die männer — diese da — die frauen = die frauen der männer; oder es werden beide ausdrücke gleichwertig nebeneinander gestellt, aber das rectum vor dem regens: die leute — die rinder = die leute d. h. ihre rinder = die rinder der leute. Ausgeschlossen ist natürlich nicht, dass auch hier von vornherein eine gewisse abhängigkeit, unterordnung, wie sie so natürlich ist bei dieser stellung, stattfindet, für mich aber deuten wichtige momente auf eine lediglich anreihende, appositionelle verbindung; z. b. die bildung der possessiva und der persönlichen verbalformen; so heisst meine frau: meinheit — frau — die, seine frau = seinheit — er — frau — die; auch hier geht das adnominal zu fassende voraus, es ist aber thatsächlich ebenso wenig wie vorher in nominalverbindung wirklich adnominal; sonst würden wir z. b. in der verbalverbindung, da der verbalstamm unzweifelhaft nominal ist, auch vorantreten des personalelements erwarten: meinheit(s) — geben = ich gebe, es findet aber auch hier meist einfache anreihung statt, wobei das personalzeichen hinter den verbalstamm zu stehen kommt. Ausserdem spricht die zweite art, possessiva zu bilden, klar für meine auffassung, da dort die appositionsartige bildung noch deutlicher hervortritt; dieselbe entspricht der erstgenannten adnominalbildung (frauen — mann — dieser da — sie = die frauen des mannes); so also heisst es im possessivsinne: der mann — eigentum — ich — der — da = mein mann. Ebenso sind rein appositionell die verbindungen wie kχū — ta = herr — ich, ich der herr. Auch bezüglich des hottentottischen bin ich überhaupt der ansicht, dass in dieser appositionsartigen anreihung mit zahlreichen

verdeutlichenden und wiederaufnehmenden pronominalen elementen der gesamtcharacter der sprache, im gebiet des nomens, pronomens, verbs, der syntactischen gestaltung, in den wesentlichsten zügen gegeben ist, ja ich halte diesen typus für einen besonders klaren beleg dafür.*)

Auch im Bongo, Sandeh . . . glaube ich nach Schweinfurths dürftigen notizen a. a. o. ähnliche oder gleiche auffassung dieses verhältnisses zu sehen (cf. Bongo: boh nak — ká = herr — felder, d. h. herr der felder; daneben: ruh na ba yéki = haus — dies — eigentum? — wer = wessen ist dies haus; mèhéh ba Dange = lanze(n) — eigentum — Dinka = die lanzen der Dinka. Sandeh: dèh Uando = frau — Uando = Uandos frau, daneben aber: ga Uando dèh = eigentum? — Uando — frau).

Ich breche ab, da die menge der wesentlich gleichen oder verwandten beispiele zur characterisirung der fast den ganzen continent bestimmenden auffassung, zunächst in diesem engeren beziehungskreise, dann aber auch im allgemeineren sinne, völlig genügt. Zunächst noch wenige andeutungen über anscheinend aus dem allgemeinen rahmen heraustretende gestaltungen auf dem behandelten gebiet.

Das Soṅrhai hat bloss rectum vor regens (die grundauffassung ist mir nicht bekannt), der Ewe- und Mandingotypus meistens desgleichen, wie früher erwähnt, ersterer oft mit zwischensetzung von we = eigentum, letzterer ähnlich oder mit einem demonstrativ-relativen (oder possessiven?) element, also: vater — der welcher (oder sein) — sohn. In beiden fällen ist reine adnominalgeltung sehr wohl möglich, desgleichen aber appositionsartige anreihung. Das Māba mit seinen complicationen lässt gleichfalls beide auffassungen

*) Dort, wo auch beim verb die possessive richtung massgebend ist, liegt es natürlich noch am nächsten, dieselbe auffassung auch hier zu suchen; wir sahen das aber auf dem afrikanischen continent völlig zurücktreten, auch im hottentottischen war es trotz mancher ansätze durchaus nicht das ausschlaggebende; es weist selbst dieses meist halb indifferente schwanken, mit selten ausgeprägtem possessivcharacter, auf den gleichen hier beobachteten zug eher appositioneller anreihung innerlich nicht abhängiger momente.

zu, das Kanuri bildet eine art compositum von regens + rectum mit endung bē. In den sprachen der Müllerschen Nubarasse wechselt die stellung der glieder. Fulde und Il-Oigob folgen ausgeprägt dem haupttypus, Nuba, Kunama, Barea, S-umale dem minder reich vertretenen entgegengesetzten, Nuba und Kunama grossenteils unter anwendung eines bindeelements *n*, in, das S-umale wendet häufig das possessiv an: vater — sein feld.

Wenn ich am anfange betonte, dass die genetivbildung in hohem masse und in weitem umfange characteristisch sei für die erkenntnis der sprachauffassung und die art der sprachlichen bindung überhaupt, und wenn ich hierin den bedeutungsvollen gegensatz zwischen dem afrikanischen continent einerseits, dem asiatischen und amerikanischen anderseits ausgeprägt sah, dass auf ersterem anreihung, appositionelle bindung, auf den beiden letzteren unterordnung, abhängigkeit im adnominalen sinne das die sprache bestimmende princip sei, so giebt das attributive adiectiv die reichste bestätigung dessen.

Es ist geradezu auffallend, mit welcher constanz auf dem afrikanischen continent genetiv- und adiectivstellung sich deckt, in welchem umfange das adiectiv wirklich appositionell dem hauptbegriff angereiht erscheint, z. t., wie wir gesehen haben, nebenbei noch durch bindende pronominalelemente fester daran angelehnt. Fast ausnahmelos folgt das attributive adiectiv dem substantiv, so im hamitischen und semitischen weitaus überwiegend, als regel im Bantusystem — im Nuba, Barea, Kunama, Sandeh, Il-Oigob, Bongo — Fulde — Dinka, Bari, Wolof (cf. oben), Bullom und Temne (sogar stellung: mann — gut — dieser), Ibo, Ewetypus, Mandingotypus, Logonē (hier sogar: hemd — dieses — schwärze = das schwarze hemd), Wandalā, Māba, Tēda; im Haussa teilweise. Als typisch für die regelmässige voranstellung des adiectiv kann ich nur das Efik nennen.

Selbst die stellung des pronomens, sowohl des demonstrativen als auch des possessiven, zeigt in ähnlichem umfange die grundauffassung appositioneller erweiterung, so dass

als regel ein: haus — dieses oder haus — dieses — das gelten darf. Bei manchen idiomen kann ich es nicht nachweisen, ich nenne aber: Bongo, Barea, Dinka, Bari, Wolof (in weitestem umfange, zahlreichen complicationen, derart, dass man sofort einsieht, wie innig diese stellung mit dem gesamttypus verknüpft ist), Bullom, Temne, Ibo, Logonē, Bagrimma, Tēda, Kanuri, Haussa; (Mandingotypus nur teilweise).

Darnach kann es nicht auffallen, dass auch die grundzahlwörter ebenso als appositionelle erweiterungen erscheinen, z. b. im Fulde, Dinka, Efik, Kanuri, so dass thatsächlich der character der blossen anreihung auffallend hervortritt; es scheint auch bei den zahlwörtern sogar das gewöhnliche zu sein, es fehlen mir belege für oder wider vielfach ganz.

Den sprechendsten beleg für die richtigkeit der hier geäusserten ansichten liefert der in diesem puncte wunderbar einheitliche complex der melanesischen, polynesischen, malaiischen sprachen, wo die sache noch erheblich einfacher liegt als in den afrikanischen.

Auf dem ganzen weiten gebiet ist der character appositioneller anreihung des bestimmenden unverkennbar; die einfachste, aber seltenere form zeigt auch hier blosse iuxtaposition in der stellung regens vor rectum, in allen drei sprachenklassen. Ebenso ist das regelrechte in allen drei systemen die gleiche stellung, aber mit dazwischenschieben eines unzweifelhaft demonstrativen, d. h. noch klar als solches fungirenden elements (malaiisch na, ni, polynesisch na, *a*, no, *o*, melanesisch *i*); dabei ist die übereinstimmung noch auffallender wegen der weitgehenden formgleichheit dieses elements auf doch sonst vielfach stark differirenden sprachgebieten. Selbst bei anwendung der possessiva am ausdruck des besessenen bleibt dieselbe stellung, was den character blosser anreihung, wobei der zusammenhang die erläuterung giebt, erhöht; also: kind — sein (näml.) könig(s); so dass z. b. im malaiischen die drei formen lauten:

kind — könig = kind (näml.) königs

kind — das da — könig
kind — sein könig.

Dem völlig entsprechend ist, aber viel regelmässiger als in den afrikanischen sprachen, die stellung des attributiven adiectiv im melanesischen und polynesischen überhaupt, im malaiischen fast ausnahmelos hinter seinem substantiv; die des demonstrativen pronomens ist im malaiischen immer ebenso, in den zwei anderen kreisen wenigstens teilweise oder andeutungsweise, z. b. wenn im Tonga gesagt wird: he tańata na = der mann jener, oder im Fidschi: na sińa ońgo = der tag dieser; hier ist doch der character der anreihung von lediglich erläuternden, einander nebengeordneten elementen ganz klar. Auch das grundzahlwort finde ich nachgestellt in beispielen aus verschiedenen polynesischen, melanesischen idiomen.

Dass wirklich dem entsprechend der character dieser drei sprachkreise, ganz allgemein gefasst, eminent appositionell, bloss bindend, anreihend ist, ging allein schon aus der behandlung des verbs im Holontalo hervor; dieser zug ist hier noch weit ausgeprägter als in den hierin ähnlich veranlagten afrikanischen sprachen. Ich kenne auf keinem anderen sprachgebiete eine so ausgesprochene fast völlige indifferenz sämtlicher teile der rede, die ihren speciellen gehalt lediglich durch zusammenhang, verbindung erhalten, wie hier; namentlich auch des verbs, welches ja darum, weil es weit entfernt ist, etwa scharf ausgeprägten nominalcharacter zu tragen, sondern völlig indifferent ist und sich so mit den ebenso indifferenten, bloss erläuternden, pronomina appositionell verbindet, fälschlich den eindruck des subiectiven hervorruft; die ganze sprache ist von diesem eigentümlichen zuge beherrscht, am klarsten für den oberflächlichen blick in den weniger entwickelten (melanesischen und polynesischen) typen. Ich gewann diesen unvertilgbaren eindruck schon durch die dürftigen neuseeländischen texte in zwei arbeiten aus ztschft. f. d. w. der sprache. I. p. 187—209 und III. 301—309.

(Auch Papua-idiome, z. b. das Mafoor, zeigen die stellung regens vor rectum, und damit stimmt überein, dass in letzterem auch das attributive adiectiv, das demonstrative

pronomen immer, das grundzahlwort zum mindesten oft, wo nicht auch immer, nachgestellt wird. Ob aber hier der character der sprache ebenfalls bloss appositionell, anreihend ist, kann ich nicht entscheiden, manches scheint dagegen zu sprechen.)

In allen hier in betracht kommenden puncten zeigt der asiatische continent (und der amerikanische grossenteils) den gleichen gegensatz wie beim reinen adnominalverhältnis; wie im afrikanischen die appositionelle fassung, so durchzieht hier die adnominale oder halbadnominale die ganze sprache. So erscheint hier auch das adiectiv und pronomen in grösster ausdehnung nicht nur im ideellen adnominalverhältnis, lediglich durch die stellung rectum vor regens angedeutet, sondern häufig noch formell in genetivform. Selbst in so wohl entwickelten idiomen wie den finnischen giebt es, abgesehen von der ganz gewöhnlichen ideellen adnominalfassung in diesen fällen, noch deutliche reste flectirter genetive, namentlich bei der anwendung demonstrativer oder artikelartiger attribute. Am augenfälligsten von allen den morphologisch verwandten asiatischen sprachen tritt das überall durchschimmernde princip hervor im japanischen. Hier ist unzweifelhaft dieser mann = mann der diesheit (diesheit — der mann eigentlich), ein grosses haus = haus der grösse, 10 menschen = der zehnheit mensch, genau so wie des königs sohn (mit dem regelrechten genetivexponenten no am ausdruck des rectum). Hier sehen wir ja auch eine ursprünglich wohl rein genetivische verbindung im verbalausdruck, während sonst der ideelle adnominalausdruck in diesem falle den meisten idiomen genügt.

Es ist klar, dass schliesslich dem erfolge nach die beiden so grundverschiedenen richtungen vielfach sich begegnen, nur darf man die ausgangspuncte nicht verwechseln; auch bei den vorher eingehender behandelten typen wird die eigentlich appositionelle fassung, da selbst der reine adnominalcasus darauf beruht, nunmehr auch in der blossen attri-

butivverbindung des adiectiv, beim pronomen... häufig mehr oder minder genetivischen character annehmen.

Der reine adnominalausdruck mit genetivbedeutung also hat auf dem asiatischen und amerikanischen continent wohl in der mehrzahl der sprachtypen die fassung rectum vor regens.*) Da diese einfache verbindung aber nicht immer genügend die abhängigkeit hervorhebt, so wird sehr gewöhnlich die durch das rectum angedeutete beziehung durch engen zusammenschluss von rectum und regens wiederaufgenommen, wobei das regens durch ein possessives element als zum rectum gehörig gekennzeichnet wird, etwa in der form: könig sein — haus (meist: könig haus — sein). Beide arten gehen vielfach neben einander her. Auch bei der appositionellen richtung war ein possessivausdruck nicht selten, nur eben die stellung der teile meist umgekehrt wie hier.

Diese einfachste, aber fast überall auf dem asiatischen continent in den grundzügen verfolgbare richtung, dem adnominalverhältnis beizukommen,

*) Wir sahen hierin die natürliche folge des in diesen sprachen in weitestem umfange waltenden gesetzes der natürlichen unterordnung nach dem einfachsten stellungsprincip; wo aber dieses natürliche gesetz noch nicht zum bewusstsein gelangt ist, wo also die idee der unterordnung, abhängigkeit noch durch die richtung vertreten wird, welche ohne wirkliches inneres band dem zu bestimmenden nur in loser aufeinanderfolge erklärende erläuterungselemente anfügt, ist auch die stellung die umgekehrte. Dieser character ist in hohem grade z. b. dem siamischen, Kassia, annamitischen eigen (man denke an fälle wie: sache — herr (= du) = dein, fisch — sechs — schwanz = 6 fische, priester — drei — person (en) = 3 priester...). Es heisst also hier einfach: haus — vater = das h. des v., oder, da hier das bedürfnis von erläuternden elementen sehr natürlich ist, ganz ähnlich wie in verschiedenen darin ähnlich veranlagten afrikanischen idiomen: haus — sache — vater; so aber auch in den complicirtesten verbindungen wie: land — vater — herr — er = das land des vaters seines herrn, oder: land — sache — vater — herr — er im gleichen sinne. Dem entsprechen die übrigen hier bedeutungsvollen puncte durchaus; das siamische stellt adiectiv, zahlwort hinter das substantiv, das annamitische das adiectiv (zahlwort?), fürwort, ersteres wohl auch das fürwort; das Kassia ist hierin infolge besonderer wege, die es einschlägt, zu freierer gestaltung gelangt.

welche jedoch weiterhin, wie wir sehen werden, vielfach entwickelteren bildungen platz macht, ist und bleibt die geradezu characteristische hauptform des amerikanischen continents; dieser erscheint auch hierin sowie in der innig damit zusammenhängenden meist völlig nominalen natur des verbs und speciell der halb adnominalen auffassung des agens (meiner — thun = ich thue) als directe vorstufe des asiatischen. Das grundprincip, dass rectum vor regens steht, dass das an zweiter stelle gesetzte element in erster linie das zu bestimmende des vorhergehenden adnominalen moments ist, findet hier sogar meist insofern noch viel schärferen und consequenteren ausdruck, als auch die einfachsten adnominalen elemente, die persönlichen possessive, an dasselbe gebunden erscheinen; d. h. die auf dem asiatischen continent meist wenigstens hier durchgeführte unterordnung derselben unter das regens zu einem worte ist noch nicht oder schwächer hergestellt; statt des dort gewöhnlichen vater — mein haben wir hier vorwiegend noch ein: ich — vater resp. (des ich) meiner — vater, wobei aber von flexion keine rede, sondern nur durch die stellung hervorgerufenes adnominalverhältnis vorhanden ist. Somit ist denn die grundform des gewöhnlichen genetiv in den amerikanischen idiomen entweder blosses: vater — tod = des vaters tod, oder vater(s) — seiner — tod. Ich füge die mir bekannten fälle an. Ersteres finde ich im Mutsun, koloschischen, Otomi, Mosquito, Bribri, arowakischen, Kumanagota, im idiom der Paezes, der Lules, abiponischen; im Tschibtscha und Guarani-Tupi ist die idee dieselbe, zugleich tritt aber durch zusammenziehung der beiden ausdrücke resp. verstümmelung des ersten eine art status constructus ein. Die zweite bildung weisen auf die idiome der Athapasken, die verschiedenen Algonkin-sprachen; im tscherokesischen, Tschoktaw, Dakota, matlatsinkischen ist dasselbe der fall, oder es fällt wie in den zuerst genannten sprachen das possessiv weg; auch das irokesische kann die gleiche stellung nebst dem possessiv haben.

Gegenüber dieser ausschlag gebenden fassung verschwinden alle anderen, etwa mit ausnahme der auch einigermassen verbreiteten, wobei gerade umgekehrt das ideelle regens, aber auch mit seinem possessiv, vorangeht, der aus-

druck des rectum folgt — gerade so wie vorher auf dem afrikanischen sprachgebiet neben der gewöhnlichen stellung regens vor rectum mit oder ohne zwischengeschobenes demonstrativ-relatives element, die entgegengesetzte stellung nebenherging, ohne dass anscheinend die auffassung erheblich anders war. So meine ich, dass auch hier wesentlich dieselbe grundanschauung obwaltet wie vorher. Ich finde im Nahuatl, totonakischen, den Maya-idiomen, den sprachen der Moxos und verwandten, im Kalinago, Goaχira, (Tschikito z. t.) die ausdrucksweise: sein tod — vater resp. desselben tod — vater = des vaters tod. Auch hier aber sehe ich ein adnominalverhältnis wie vorher durch dieselbe stellung bezeichnet, aber der nachdruck liegt nicht mehr auf dem ideellen rectum, welches vorher vorangestellt war, sondern auf dem regens, welches wie vorher mit seinem possessiv ein adnominalverhältnis darstellt, wozu dann lediglich erläuternd, den abgeschlossenen begriff seiner art nach kennzeichnend, der ausdruck des ideellen rectum tritt: desselben — tod nämlich vater(s). Als beleg hierfür bemerke ich, dass thatsächlich in allen diesen sechs typen das possessiv an erster stelle steht, dann das ideelle regens, zuletzt erläuternd der ausdruck des ideellen rectum; ganz gleichmässig heisst es z. b. i — tlaschkal okitschtli = sein — brot mensch (Nahuatl), isch — tschik Pedro = sein — haus Pedro (totonakisch), u — pok Petlo = sein — hut Pedro (Maya), ma — muiria ehoiro = sein — kleid mann (Moxa), nö — i mareiwa = seine — mutter gott (Goaχira), t — a — bulugu webo = sein — gipfel berg (Kalinago). Wesentlich dasselbe ist der fall im Tschikito, falls nicht viel umständlicher doch ziemlich dasselbe gesagt wird.*)

---

*) Es ist möglich, dass gleichwohl noch andere bildungen weite verbreitung zeigen, aber sehr unwahrscheinlich; wo ich hier einen speciellen blick in ein idiom zu thun gelegenheit habe, finde ich das gesagte bestätigt. cf. Stoll. z. ethn. d. republ. Guat.; im Cakchiquel (Maya-gruppe) ist der vater meines mannes = sein vater der mein mann; im tschiapanekischen (L. Adam) = sein vater — mann; das feuerländische scheint bildungen zu haben wie: deiner — auge, deiner — auge — sein (oder das), vater + genetivsuffix — auge (vater + genetivsuffix — auge — sein?).

Auch das sonst vielfach abweichende Innuit zeigt wesentlich ähnliche

Ganz selten wird das adnominalverhältnis durch die stellung regens vor rectum, durch aneinanderreihung bezeichnet, ich kenne hierfür nur das Kiriri, Galibi, mixtekische (letzteres am unbelebten), irokesische z. t. (der sohn der David = Davids sohn).

Ganz zurücktritt suffixive darstellung des genetivverhältnisses, ich kenne sie aus dem Sahaptin-Walawala, Tschimu, sonorischen, taraskischen (am belebten), Ketschua, Molutsche; wo sie eintritt, ist das verhältnis z. t. noch weit schwankender, die deutende oder hebende kraft des suffixes noch weit schwächer als in den morphologisch verwandten asiatischen idiomen. Das Tsoneka z. b. weist entweder vor dem genetivausdruck die partikel dai oder hinter demselben ka auf.

Freilich zeigen unter umständen selbst amerikanische idiome sogar die ganze scala der entwickelung auf, wie sie das uralaltaische so häufig bietet; z. b. das Ketschua hat, und zwar, was mir wichtig, nach Tschudis ansicht als grundform, reine iuxtaposition: muya puka = garten(s) mauer; auch so: kori rinri = goldohr(en) = ohrgehänge; daneben als gewöhnliche form den (schwächeren) genetiv auf pa, *p*, *χ* sowie den stärkeren, dativartigen auf pa*χ*; endlich die vereinigung des vollen suffixiven genetiv mit dem zurückweisenden possessiven pronomen am ausdruck des besessenen: hauses — thür — seine.

Unter allen umständen sind solche fälle seltene ausnahmen; im allgemeinen haben die amerikanischen sprachen ihren abschluss in der darstellung des adnominalverhältnisses erreicht mit den oben erwähnten, innerlich sich sehr nahestehenden ausdrucksweisen, die sie mindestens ebenso scharf kennzeichnen wie die afrikanischen.

---

auffassung, aber noch drastischer, urwüchsiger, unbeholfener, als die meisten amerikanischen sprachen; dort heisst es direct: der walfisch (subiectartiger casus) — schwanz — sein (subiectpossessiv) = der schwanz des w.; der walfisch (wieder subiectcas.) — schwanz — sein (obiectpossessiv) = den schwanz des w. Es ist also hier das thatsächlich vorhandene beziehungsverhältnis, welches am klarsten durch blosse iuxtaposition bezeichnet wird, durch rohe, weitläufige umschreibung kaum angedeutet.

Auf dem reicher ausgestatteten asiatischen continent dagegen bleibt das genannte, wesentlich gleiche verfahren doch nur der allerdings nicht zu verkennende hintergrund, welcher mehr oder minder zurücktritt hinter den gestaltungen, die sich darauf abheben und nun erst einen wirklichen, formell gekennzeichneten beziehungsexponenten darstellen, während bisher die genetivfunction doch nur ideell, durch die allerdings an sich schon bedeutungsvolle stellung rectum vor regens und vielleicht ein possessivartiges element am regens angedeutet wurde. Ein wirklicher casus entsteht erst, wenn der ausdruck des rectum selbst casuelle gestalt erhält, welche an und für sich die genetivfunction deckt wenigstens in der späteren entwickelung. Ist dies der fall, dann erübrigt sich schliesslich auch die beibehaltung der festen stellung, welche früher das ausschlaggebende war, da jetzt der schwerpunct auf dem vielleicht ursprünglich auch nur leise unterstützenden, die anderweit gegebene function selbst kaum berührenden casuellen element ruht. Eine thatsache, die oder deren anfänge wir immer und immer wieder beobachten können, obgleich es geradezu erstaunlich ist, mit welcher constanz sich (auch bei völlig ausgebildetem suffixiven genetiv) die alte stellung rectum vor regens behauptet. Es ist das durchaus die regel, mit ganz seltenen ausnahmen, auf dem weiten gebiete des uralaltaischen (japanischen), koreanischen, Aino, aleutischen, jukagirischen, tschuktschischen, sämtlicher Kolhsprachen, des sinhalesischen, aller dravidischen idiome, des tibetischen, birmanischen, chinesischen, überhaupt wohl der mehrzahl der sog. monosyllabischen idiome, sämtlicher kaukasischen zweige (und hier trotz der fast überall vorhandenen klaren, casuellen genetivformen fast durchweg in äusserster strenge vertreten), des baskischen...

So konnten schliesslich, wie wir am uralaltaischen sahen, wenn die einfacheren gestaltungen nicht völlig aufgegeben wurden, manigfache, unter umständen fein nuancirte, genetivartige bildungen entstehen: bloss rectum vor regens, rectum vor regens, letzteres mit possessiv, rectum mit casusendung, dasselbe in verbindung mit dem possessiv am regens — das

uralaltaische allein schon zeigt alle vier combinationen in voller lebendigkeit.

Wie sehr die sprache sich der unzulänglichkeit des bloss durch die stellung angedeuteten genetivs bewusst ist, ausser wo, wie in den monosyllabischen sprachen, die stellung das alles umfassende mittel syntactischer fügung darstellt, zeigt die thatsache, dass alle die bildungsfähigen typen nach art des uralaltaischen, der kaukasischen, dravidischen sprachen, des baskischen... wenigstens teilweise auch einen bestimmten genetiv-exponenten aufweisen.

Die art, wie man zu diesen casusexponenten kommt, ist wieder in erster linie bindung, was durchaus natürlich ist, da die richtung der vorstellungen ja durch das abhängigkeitsverhältnis infolge der stellung angedeutet ist, so dass ein irgendwie noch fester zusammenschliessendes element wohl angebracht erscheint.

Die besondere natur dieser bindung kann relativ oder demonstrativ vermittelnd, einfach local weisend sein, es kann ein volles stoffwort wie vorher eigentum an das rectum antreten und mit ihm verwachsen...., so dass bei allen diesen ursprünglich erheblich verschiedenen richtungen, deren specieller gehalt natürlich unter dem gewicht der auszudrückenden function schliesslich erstarrt, mehr oder minder bedeutungslos wird, ein fester, dem erfolge nach freilich auch nicht immer gleicher adnominalcasus entsteht.

Zunächst wird in sehr vielen fällen, worauf ich wieder dringend die aufmerksamkeit lenken möchte, eine klare scheidung zwischen demonstrativer, relativer, örtlicher bindung im sinne der nähe oder verwandter, aber weniger ausgeprägter localer beziehungen, gar nicht durchführbar, auch thatsächlich nicht einmal ursprünglich im bewusstsein vorhanden gewesen sein; die grundidee wird eben in erster linie die der bindung im mehr indifferenten sinne sein, die sich freilich bald nach der seite des relativ oder demonstrativ bald nach der des örtlich im allgemeinsten oder in einem specielleren sinne verknüpfenden neigen wird. Vielfach lassen sich die beziehungen zu anderen rein örtlichen casus verfolgen; dann darf man locale bindung als die wahrscheinliche ursprüng-

liche grundlage ansehen; so kann ich das als bestimmt bei einem teile der uralaltaischen genetivformen hinstellen, desgleichen als sehr wahrscheinlich in einem teile der kaukasischen, z. t. in den Hyperboräer-, in den Kolh-idiomen, den australischen typen ... Selbst die anscheinend wenig ansprechende, weil zu drastisch materielle, fassung ausgeprägt örtlicher nähe=bei, an, auf, (z.b. haus—auf dach, mensch —bei kopf) tritt zwar zurück, ist aber nicht ausgeschlossen. Auch wenn hier ein der function nach völlig reiner adnominalcasus sich entwickelt, so wird er doch selten eine gewisse starre unbeweglichkeit verleugnen, welche bei einer so speciell nur auf den fall berechneten ausdrucksweise nur zu natürlich ist.

Anders, wenn das suffixive genetivelement gleichviel bei welcher stellung, an und für sich von allgemeinerer, weniger eng gebundener bedeutung ist; so wenn es zur kategorie der beweglichen, in die meisten verbindungen sich fügenden, halb indifferenten weiser, die zwischen demonstrativer, relativer und örtlich bindender bedeutung schwanken, gehört; da es sich mit dem rectum zum worte verbindet, muss es mit ihm einen begriff herstellen, da aber kein ruhendes, sondern eher persönlich determinirtes, gewissermassen subiectives verhältnis schon durch das mehr persönliche, halb oder ganz pronominale lautelement bezeichnet wird, zugleich aber doch die beziehung auf ein regens mitinbegriffen sein muss, so entsteht öfters eine persönliche, adiectivische form mit possessiver bedeutung: dem vater angehörig, väterlich. Mit der loslösung vom ausdruck des regens, also der starren, bewegungslosen verbindung sahen wir schon früher die starre ungelenkigkeit des verhältnisses mehr einer freieren bindung weichen; umso mehr darf das dort der fall sein, wo bei aller klarheit im festhalten des wesentlichsten, der adnominalen function, doch auch ein neuer, entschieden entwickelungsfähiger begriff, der des possessiven adiectiv, hinzukommt. Es ist klar, dass nach dem wesen des adnominalverhältnisses diesem eigentlich ganz enge, feste grenzen gezogen, entwickelung also ausgeschlossen ist, so

dass, wo doch solche stattfindet, sie genau genommen eine art übergriff in fremdes gebiet bedeutet, mithin an sich gar keinen vorzug bedeutet — wie diese übergriffe sich vollziehen, lässt sich z. b. auf indogermanischem gebiet teilweise deutlich verfolgen. Wenn nun aber, ohne trübung der hauptfunction, gleichwohl eine neue, bedeutungsvolle, klar in ihrem besonderen werte empfundene wirkungssphäre, also hier eine reiche verbale, sich erschliesst, so kann sich das doch zum vorteil gestalten, wie wir im eingange sahen. Es ist mir solche entwickelung auch nur aus hochstehenden sprachgebieten*) bekannt, wobei freilich nicht immer von dem genetiv, welcher ein possessives adiectiv darstellt, auszugehen ist. Nebenbei ist wichtig, dass auch diese adiectivnatur des casus vorwiegend fortgeschrittenen typen eigen zu sein scheint, ich nenne das indogermanische, wo bekanntlich auch die spätesten neubildungen wie der armenische, ossetische, vielfach der zigeunerische, neuindische .... genetiv beharrlich neue adiectivbildungen hervorrufen, das semitische und hamitische teilweise, das dravidische, bildungen des uralaltaischen wie magyarisches é (atyá — é).

Es lässt sich der gedanke nicht zurückdrängen, dass selbst im indogermanischen, semitischen der deutlich subiective gesamtcharacter der sprache in dieser subiectiven adiectivbildung sich auspräge; man denke nur an den unterschied zwischen einem: der väterliche sohn und dem z. b. im uralaltaischen sicher verfolgbaren: bei dem vater der (oder sein) sohn; auch in dieser letzten fassung spiegelt sich deutlich der ursprüngliche, obiective, glied an glied äusserlich örtlich bindende urtypus des uralaltaischen aus.

Wir sind hiermit am ausgangspunct wieder angelangt; die höchst entwickelten formen des indogermanischen und

*) Wie z. b. die hochinteressante, weitverbreitete und in weitem umfange die sprache beherrschende verbalsphäre des genetiv in den nordkaukasischen idiomen zu erklären sei, ob partitiv oder anders, wollte mir nicht klar werden, als ich vor langer zeit diese idiome nach den sorgfältigen skizzen von Schiefner auf grund der Uslarschen materialien über das kürinische, hürkanische, kasikumükische, awarische ... einigermassen kennen lernte.

semitischen bestätigen in eigentümlicher weise das, was wir bezüglich der afrikanischen idiome annahmen. Dort correspondirte die halbsubiective richtung der sprachen mit der gewissermassen subiectiven oder appositionellen fassung des adnominalverhältnisses, und überall trat das system loser, ziemlich indifferenter, innerlich wenig bedingter, aber doch eher zum subiectiven neigender anreihung klar hervor. Hier treffen wir unbedingt subiective grundrichtung der verbalauffassung und sehen das adnominalverhältnis wiederum auf derselben oder ähnlicher grundlage aufgebaut, aber auch den adnominalausdruck der starren fesseln der verbindung entledigt, an sich frei und zum vollen, ebenfalls subiectivartigen, selbständigen adiectivischen bestimmungsworte ausgebildet. Dass auch hier (wenigstens teilweise) die grundauffassung die eines: der welcher (des) Kuru ... ist, kann als feststehend angesehen werden; ein Naditabirahyā, siṅhasya ist = der welcher (des) Naditabira, (des) löwen; nur lässt die klare suffixbildung den ursprünglichen wert des augenscheinlich demonstrativ-relativen sya, hyā völlig zurück — die adnominale function und den specifischen, possessiven adiectivsinn des adnominalausdrucks umso stärker hervortreten. Ganz ähnliches gilt höchst wahrscheinlich vom semitischen und teilweise vom hamitischen genetiv. Wie mächtig aber die sprache von dem hier so wesentlichen princip relativer anreihung durchdrungen ist, zeigt das altpersische, wenn dort wie in den meisten afrikanischen idiomen das adnominalwort demonstrativ-relativ an das regens angeschlossen erscheint; ich erinnere an die hunderte immer wiederkehrender fälle wie kāra **hya** Naditabirahyā*) = das heer das welches des Naditabira, kāra hya manā = mein heer; nur tritt hier das demonstrativ-relative element zu dem

*) Von einer durch nachahmung des assyrischen oder medischen textes hervorgerufenen, an sich unpersischen bildung ist hier keine rede, ganz abgesehen davon, dass in diesem falle dieselbe unmöglich die ganze heut gesprochene persische sprache beherrschen könnte; die vergleichung der beiden anderen texte zeigt deutlich, dass das medische, sowohl im genetivischen als auch im rein appositionellen sinne, mit seinem akka, appo hier sclavischer nachbeter des persischen ist, das assyrische mit seiner vielfach wesentlich abweichenden fassung kommt nicht in betracht.

augenscheinlich schon durch dasselbe element, aber in suffixform, hyā, sya, hergestellten, nur noch seiner function nach empfundenen genetiv, während dort dasselbe allein einen ideellen genetiv hervorbrachte; d. h. es ist thatsächlich das erreicht worden, was dort nur in der idee lag, lautlich nur andeutenden ausdruck fand; genau genommen ist hier, nach dem muster jener sprachen, ein doppelter genetiv vorhanden, wie ja überhaupt oft dieselbe function doppelten, dazu wesentlich gleichen, ausdruck erhält (cf. die vor die vollen, mit personalzeichen schon ausgestatteten verbalformen vortretenden persönlichen fürwörter). Wie aber hier wirklich wohl ursprünglich die appositionelle anreihung die hauptrolle gespielt haben mag, nicht die daraus erst erwachsende genetivfunction, wird auch dadurch wahrscheinlich gemacht, dass, wie im afrikanischen so oft, auch die lediglich appositionellen oder attributiven beigaben sehr häufig dieselbe demonstrativ-relative bindung durch hya erfahren.*)

Ist nun die genetivform am nomen selbst ganz geschwunden, so tritt dem erfolge nach, die entstehung sei, welche es wolle, die unverblümte ausdrucksweise jener afrikanischen idiome an ihre stelle, wobei nur noch die demonstrativ-relative partikel als trägerin der genetividee erhalten ist (cf. sag — i — pidar . . .).

Ebenso zeigen semitische bildungen wie das früher genannte aplu sa Ustāspa . . .**) neben den reinen suffixformen des genetiv deutliche rückkehr zu rein appositionellem genetiv.

(Es weist möglicherweise auch die secundärgestaltung, der sog. status constructus, auf appositionelle anreihung, wo-

---

*) Ich erinnere an den wohlbekannten altpersischen gebrauch von hya namentlich im rein appositionellen sinne, ohne verb, mit seinen hunderten von belegen (wie Gaumāta **hya** Magusch = Gomata der Magier) und die wohl daraus hervorgegangene gewöhnliche verbindung des attributiven neupersischen adiectiv und seines vorangehenden substantiv mittels *i*.

**) Fortwährend wiederkehrende, nicht etwa vereinzelte bildung. cf. z. b. sarru sa Assur, sarru sa Babilu, nisu sa Māda, nisu sa Parsu, ana silli sa Ūrimizda, zeru sa Umakuistar, abu sa Ariaramna; apilsu sa Aniri, abu sa Ustaspi. Ob in den 2 letzten fällen vereinigung beider arten vorliegt, also eine form, ganz genau persischem kāra hya Naditabirahyā entsprechend?

bei aber der schwerpunct der verbindung nach dem ende zu gerückt erscheint, sei es nun, weil er im semitischen bei der suffixiven bildung des gewöhnlichen genetiv und dem regelmässigen nachfolgen des rectum überhaupt auf diesem letzteren ruht, und dass nun planmässig, namentlich dort, wo dasselbe ohne casussuffix, also schwächer erscheint, selbst durch mechanische mittel, durch schwächung auch des ersten teiles, des ausdrucks des regens, und durch werfen des hauptaccents auf den ausdruck des rectum, das gestörte gleichgewicht erhalten werden soll, sei es aus anderen mir unbekannten gründen. Ähnliches findet auf anderen sprachgebieten statt. Jedenfalls möchte ich diese form doch für eine besondere unterart der genetivbildung halten. Sie nimmt vielleicht auch im assyrischen eine beachtenswerte stelle ein. cf. die hunderte von fällen wie sar Parsū (statt sarru), sar Assur, sar sarrāni, sar mātāti, ana tarsi Umisu [des U.].)

Eine eigene stellung haben bezüglich des adnominalverhältnisses die australischen sprachen, und doch wird, wie scheint, auch hier die die sprache überhaupt beherrschende bindung dadurch angedeutet. Es ist in diesen idiomen keine rede von einem allgemeingiltigen princip, wornach das vorangehende nomen das rectum, das nachfolgende regens sein müsste; auch wechselt die stellung der glieder häufig, vielleicht wird sogar das rectum im adnominalverhältnis häufiger nach- als vorangestellt. Dabei ist beachtenswert, dass fast immer der genetiv suffixiv gebildet ist. Unverkennbar ist nun hier überhaupt die bindung der satzglieder durch die sehr zahlreichen und teilweise sogar sehr scharf und fein nuancirten örtlichen oder halbörtlichen suffixe; haben wir doch gesehen, dass sogar das agens fast überall instrumental erscheint, als das, wodurch oder wovon die handlung ausgeübt wird, nicht als subiect. Es scheint also die bindung der innerlich nicht vermittelten, bei ihrem indifferenten character auseinanderfallenden glieder ursprünglich lediglich äusserlich durch elemente hergestellt zu werden, welche das wobei, wohin, wovon her, wodurch, woraus... angeben. Die verhältnismässig wenigen mir zugänglichen

sprachproben dieser idiome weisen mich wenigstens lebhaft auf diese auffassung hin. Solche bindung muss ich denn auch beim adnominalverhältnis annehmen, da hierfür ausser den erwähnten gewichtigen momenten auch die formen des sog. genetiv zu sprechen scheinen; dieselben lehnen sich fast durchweg an die exponenten des locativ, dativ, comitativ, ablativ an, wobei der genetiv öfters eine vollere form aufweist als z. b. der dativ, also wohl stärker, genauer, mehr reiner adessiv ist; demnach bezeichnet derselbe etwa ein: der kopf **bei, an, mit, von** dem manne, (cf. Lake Macq. dativ = ko, genetiv = ko — ba, Wiraturai dat. = gu, gen. = gu — ba, Turrubul dat. = ṅu, genet. = ṅu — ba, sprache von Westaustralien dat. = ak, genet. = ak, Dippil dat. = go, genet. = ga, spr. von Adel. abessiv = unuṅ — ko, genet. = ko, Parnkalla comitativ = dni — ṅga, rdni — ṅge, genet. = dni, rdni (dat. = dnu — ru, rdnu — ru)... Das sind ziemlich alle hauptformen, die zusammenhänge also recht klar, obgleich ich durchaus nicht behaupte, dass meine erklärung unanfechtbar ist, es soll nur eine hypothese sein; dass aber wirklich solche leicht modificirbare, wechselnde, aber wesentlich gleiche örtliche vorstellungen des bei, von, mit... massgebend gewesen sein mögen, wird zunächst durch die thatsache wahrscheinlich gemacht, dass sogar teilweise eine scheidung stattfindet zwischen einem genetiv des besitzes und einem solchen des ursprungs; bei letzterem ist augenscheinlich die grundvorstellung die eines von aus, bei ersterem wohl mehr die eines bei, mit;*) ausserdem spricht dafür sowie für den auch specifisch ablativartigen teilweisen ursprung des genetiv der umstand, dass ausser den regelmässigen formen auch in denselben verbindungen, sogar in demselben satzgefüge, rein ablativische bildung eintreten kann.

---

*) In dem idiom (Parnkalla), aus welchem mir diese erscheinung bekannt ist, scheint die form der casuselemente meiner ansicht jedenfalls nicht abhold; sie ist interessant genug, namentlich muss man beachten, dass im australischen vielfach sprachlich die vorstellung des woher eine combination der momente des wo (wohin) und des woher, die der vereinigung die momente der vereinigung und der trennung enthält, wie ähnliches auch anderswo wiederkehrt.

Der auffallend ausgeprägte character der bindung muss sich wohl auch in der form des adnominalcasus zeigen, und er thut es in hohem masse. Ganz hervorragend ist die rolle, welche dabei *n* mit manigfachen modificationen (als na, no, ne ...) spielt.

Ich finde es als genetivelement, durchweg oder teilweise, im uralaltaischen, baskischen, verschiedenen kaukasischen, nordostasiatischen idiomen, (dem medischen), im ganzen malaiischen und polynesischen, in australischen sprachen, im hamitischen, im Nuba, Kunama, vielen Negersprachen (z. b. Logonē, Wandalā, Māba, Tēda ...). Dazu kommt, dass es fast immer zwischen den beiden nomina steht, weitaus am häufigsten aber dann, wenn das zu bestimmende vorangeht, also dort, wo ein bindezeichen besonders notthut.

Die sonstige anwendung dieses lautelements spricht laut für seine eminent bindende kraft. Ich habe dieselbe vor längerer zeit in einer besonderen abhandlung (bisher nicht veröffentlicht) untersucht und gefunden, dass, abgesehen von dem adnominalgebrauch, worin kein anderer laut (oder lautverbindung) auch nur annähernd an dieses heranreicht, es im gegensatz zu so scharf individualisirenden, trennenden, hervorhebenden elementen, wie *k*, *t*, oder auch nur einfach stark weisenden wie *(t)*, *d*, *g*, *s*, in eminentem masse bindend wirkt und aus diesem grunde in weitem umfange als hilfs- oder vermittelungselement, sei es in der nominal- oder pronominalflexion, der stammbildung, composition ..., eintritt. Hierher gehört namentlich seine anwendung im sinne eines halb relativen demonstrativ oder eines anreihenden, fortführenden demonstrativ wie jener, ein zweiter, anderer, sowie die sehr ausgedehnte als locativexponent, wobei eine handlung auch einfach localisirt, nicht absolut, sondern gebunden an ein örtliches ziel, erscheint.

Numerus, grammatisches geschlecht.

Ich hatte hieran einige bemerkungen über die kategorie des numerus geknüpft und beschloss meine behandlung des nomens mit einer etwas eingehenderen darstellung des gram-

matischen geschlechts, weil ich hierin arg missverstanden worden war. Bezüglich des ersten punctes verweise ich nunmehr auf die inhalt- und gedankenreiche, von grossen gesichtspuncten ausgehende arbeit von Raoul de la Grasserie: de la catégorie du nombre, der ich wenig neues hinzuzufügen hätte, während ich sehr viel daraus gelernt habe. Den zweiten muss ich fallen lassen, weil seine darstellung allein weit über einen druckbogen fasst, und ich meinen raum längst überschritten habe. Ich hebe nur die allerwesentlichsten momente heraus.

Wenn ich bezüglich der verbreitung der grammatischen geschlechtsbezeichnung der kürze wegen früher ohne besondere klauseln einen allerdings ungenauen ausdruck gebrauchte*), so glaubte ich, freilich unberechtigt, gegen missdeutungen dadurch geschützt zu sein, dass ich selbst ja das grammatische geschlecht resp. seine andeutungen in meiner ersten arbeit bezüglich des hottentottischen, der daghestanischen sprachen, des jenissei-ostjakischen, kottischen, Kassia, tibetischen, der Kolh-idiome, verschiedener afrikanischen sprachen... teils specieller behandelt, teils wenigstens deutlich darauf aufmerksam gemacht hatte.

Ich bin weit entfernt davon, die bezeichnung des grammatischen geschlechts für notwendiges requisit einer wohlgebildeten sprache zu halten, bei manchem wohlentwickelten typus würde sie mir widersinnig erscheinen; ebenso halte ich die z. b. im indogermanischen allgemein durchgeführte geschlechtsunterscheidung an substantiven, auch beim ungeschlechtigen, in ihrer heutigen gestalt durchaus nicht für einen vorzug, und habe sie nie dafür gehalten.

Allerdings aber halte ich es für einen grossen vorzug, wenn es der sprache gelingt, so hoch bedeutungsvolle unterschiede wie in einem magnus, magna, magnum, durch die leichteste lautdifferenzirung in schärfster, unzweideutigster

---

*) Ich meinte natürlich die klare, die ganze sprache durchdringende, wirkliche geschlechtsunterscheidung und nannte ausserdem so hochinteressante idiome wie Bari und Haussa nicht, weil ich dieselben gerade in diesem puncte für durchaus nicht selbständige typen hielt.

weise zum ausdruck zu bringen, durch dieselben elemente zugleich in voller klarheit, ohne irgend welche vermischung der deutlich nebeneinander empfundenen kategorieen des geschlechts und des casus, die zwei wesentlichsten casus, den des subiects und des obiects, zu bezeichnen*), endlich durch dieselben mittel eine neue kategorie zu schaffen, die des neutrums, nicht nur im bloss negativen sinne des ungeschlechtigen, sondern auch im inhaltschweren positiven sinne des gewissermassen übergeschlechtigen indogermanischen neutrums, welches das ding an sich, in seiner totalität, bezeichnet und die geschlechtigen sondererscheinungen sogar involviren kann.

Ich hatte in der arbeit über die uralaltaischen gruppen wohlbedacht von einem aufschwingen zur bezeichnung des geschlechts gesprochen; noch heut muss ich die wirklich klare geschlechtsbezeichnung als das schlussglied einer entwickelung ansehen, zu der eine grosse reihe von typen in mehr oder minder klarer und glücklicher weise hinstrebt, die sie aber selten wirklich erreicht. Ansätze hierzu zeigen die vielen idiome mit einer art oft weitgehender und doch das wesentlichste nicht erreichender klassenunterscheidung.**) Klarer wird dies streben bei der besonders im amerikanischen häufigen scheidung von belebtem und unbelebtem, vernünftigem und vernunftlosem, oder von höheren und niederen wesen***), womit sich schon andeutungs-

*) Ich mache in der weggefallenen partie darauf aufmerksam, wie wirklich das geschlechtige, namentlich das eigentlich active, männliche, mit dem subiectiven, und das ungeschlechtige als das ruhende, inactive, was nicht thut, sondern an dem gethan wird, mit dem obiect zusammenfällt, daher in allen bildungen das neutrum in der reinen, teils lautlich unbezeichneten teils speciell als solche bezeichneten, obiectform erscheint, und versuche die erklärung dieser erscheinungen.

**) cf. z. b. alle Bantu-sprachen, Wolof, Fulde — Kiriri...

***) cf. z. b. tscherokesisch, taraskisch, totonakisch, mixtekisch, zapotekisch, Tschimu, Paezes-idiom (belebtes-unbelebtes) — Nahuatl, Moxa (belebtes-unbelebtes und vernünftiges-vernunftloses) — Algonkin-gruppe, irokesisch, Mosquito (höheres-niederes) — matlatsinkisch, Tschikito, Maya-gruppe z. t. (belebtes-unbelebtes und am belebten andeutungen des geschlechts; ähnlich im dravidischen) — arowakisch (Goaχira), Kalinago (belebtes-unbelebtes und suffixive teilweise geschlechtsbezeichnung am belebten; cf. jenissei-ostjakisch, kottisch).

weise bisweilen die idee des geschlechtigen verbindet. Einen fortschritt bedeutet weiterhin die geschlechtsunterscheidung am hinweisenden pronomen*), welche leicht zu enger verbindung desselben mit den betreffenden substantiven und oft einer wenigstens teilweisen geschlechtsbezeichnung am substantiv führt, sich nebenbei auch mit der unvollkommeneren unterscheidung von belebtem und unbelebtem oder höherem und niederem bisweilen verbindet. Diese richtung zeigt sogar schon die übertragung der idee des geschlechtigen auf das gebiet des natürlich ungeschlechtigen; letzteres finden wir selbst bei noch niedrigeren gestaltungen, die idee des männlichen oder weiblichen aber ist dabei wie so oft auch in anderen typen z. t. durchaus secundär, die des grossen, starken oder kleinen, schwachen**) die ursprüngliche, so dass die kategorie des geschlechts mit anderen momenten verquickt erscheint. Klarer wird die bezeichnung des geschlechts, wenn wenigstens teilweise eine lautdifferenzirung am sonst gleichen ausdruck selbst eintritt, eine gestaltung, über deren schwächliche ansätze selbst die hierin unter ihren verwandten und nachbarn hoch bevorzugten idiome des arowakischen (und Goaχira), Kalinago, jenissei-ostjakischen, kottischen nicht hinauskommen; gleichwohl stehen diese letztgenannten sprachen durch diese äusserst beschränkte anwendung der wirklich **reinen**, nicht mit heterogenen, hierbei unwesentlichen momenten vermischten geschlechtsbezeichnung auf der sprachstufenleiter in diesem puncte sehr hoch; nur wenige typen erreichen überhaupt noch mehr. Ich rechne zu diesen wenigen das genannte Bari, Haussa und die drei gruppen des semitischen, hamitischen, indogermanischen, deshalb, weil diese fünf typen die kategorie des geschlechts wirklich rein oder wenigstens gereinigt von allen anderen momenten aufweisen — was z. b.

---

*) cf. dravidisch, Kassia...; ähnlich im tibetischen kreise.

**) cf. Il-Oigob, hottentottisch...; oder es wird nur das männliche als das vorzüglichere bezeichnet, das weibliche dagegen mit dem ungeschlechtigen zusammengeworfen (z. b. im Tschikito) oder als das niedrigere angesehen (in Indianer-sprachen oft, cf. Algonkin-gruppe, irokesisch), während selbst ungeschlechtiges neben dem männlichen in die höhere kategorie eingeordnet erscheint.

im hottentottischen*) trotz der geschlechtsbezeichnung am substantiv sicher nicht der fall ist. Das Bari scheidet unverkennbar, trotz mancher unvollkommenheit hierin, beim pronomen wie substantiv das männliche deutlich vom weiblichen (wiederum auch am eigentlich ungeschlechtigen substantiv, hier aber wirklich im sinne des männlichen und weiblichen). Noch klarer zeigt das Haussa die geschlechtsunterscheidung in weitem umfange am pronomen, am substantiv, bisweilen am adiectiv, namentlich aber durchgängig am verb durch die vorgesetzten, geschlechtig determinirten personalzeichen der 2. 3. person. Vollkommen durchgeführt erscheint die reine geschlechtsbezeichnung im semitischen, hamitischen am substantiv überhaupt, am pronomen und verb; das indogermanische überlässt die bezeichnung des geschlechts am verb dem zusammenhange oder den begleitenden nominalen oder pronominalen formen, erhebt sich aber sonst durch die entwickelung einer sogar dreifachen, bedeutungsvollen neutralform und sonstige, hier in kürze nicht aufzuführende, innere vorzüge zweifellos selbst über die zwei letztgenannten kreise.

---

*) Warum ich den nordkaukasischen, von mir specieller behandelten idiomen, trotz der sehr beachtenswerten und sogar oft bewundernswerten feinheit der sog. geschlechtsbezeichnung, in ihrer vielleicht einzig dastehenden eigenart, gleichwohl grammatisches geschlecht in unserem sinne nur sehr teilweise beilegen kann, habe ich früher entwickelt; sie bezeichnen gar zu häufig gar nicht männliches, weibliches, sondern die beziehung auf solches und vermischen die klassen doch z. t. stark; immerhin erkläre ich das für eine hochstehende erscheinung.

Antikritik.

Die erste recension, auf die ich hier bezug nehme, betrifft mein: Das Uralaltaische und seine gruppen und erschien im Lit. Centrlbl. Nro. 2. 1886.

Eine anzahl hierhergehöriger puncte habe ich im ersten und zweiten teile dieser arbeit schon behandelt, so den uralaltaischen subiect- und adnominalcasus, die uralaltaische copula...; anderes, so z. b. das dativische und genetivische nek des magyarischen, hat in meiner ersten arbeit eine so erschöpfende darstellung gefunden, dass ich hier von nochmaliger besprechung absehe; überhaupt will ich nur wenige tiefeingreifende fragen hier nochmals kurz beleuchten.

Eigentümlich hat mich die von dem recensenten mit specieller beziehung auf mich gethane äusserung berührt, für den noch nicht acclimatisirten müsse das fremde idiom ein närrisches gewand haben; ich frage mich vergeblich, wo das in meiner arbeit zu tage treten soll; doch nicht etwa darin, dass ich, um den ungefähren inhalt uralaltaischer formen auch dem uneingeweihten anzudeuten, oft eine art übersetzung der allerdings meist unübersetzbaren, ausserdem in ihrer ursprünglichen bedeutung oft gar nicht mehr empfundenen bildungen gebe; ich habe mich doch schon in meiner ersten arbeit energisch dagegen gewehrt, als ob ich damit den wirklichen vollen inhalt der heutigen form immer glaubte wiedergeben zu können. Für meine person bin ich so eingelebt in diese anschauungsweise, dass ich nirgends etwas närrisches sehe; im gegenteil, die erscheinungen dieser sprachen kommen mir selbst da meist, wo andere forscher seltsamkeiten zu erblicken vermeinen, nicht nur berechtigt, sondern sogar natürlich, oft einzig möglich vor. Es kommt

das wohl daher, dass ich die äusserliche theoretische erlernung derselben früher entschieden mehr, als gut war, vernachlässigt und fast ausschliesslich den sichereren, aber weit umständlicheren weg gewählt habe, mir aus der lebenden, gesprochenen oder geschriebenen sprache selbst ein bild zu machen; dass ich von jeher versucht habe, mich mit frischer empfänglichkeit, mit abstreifen aller heimischen vorurteile, ganz in sie hinein zu versetzen, in ihnen zu fühlen, sie also durch sich selbst, nicht nach der norm des indogermanischen, zu verstehen. Dass mir dies natürlich bei ihrer anzahl immerhin nur sehr unvollkommen gelungen ist, weiss niemand besser als ich, ob ich aber deshalb für meine doch recht bescheiden auftretende arbeit tadel verdiene? Gehört nicht zu dem urteil, dass ich in das wesen des uralaltaischen noch nicht eingedrungen sei, eine sehr intensive kenntnis dieses typus? Das weiss ich jedenfalls, dass ich sehr häufig da, wo es so nahe läge, identität uralaltaischer und indogermanischer bildungen anzunehmen, wo dieselbe meist angenommen wird, dies nicht kann, eben weil das leben der sprache, dem ich nachspüre, mir eine ganz andere entwickelung zeigt.

Ich muss hier etwas eingehender hervorheben, wie ich zu meiner kenntnis der sprachen des uralaltaischen typus gelangt bin, weil ich es nicht für unwesentlich halte, dass der recensent darüber eine dem thatsächlichen verhältnis diametral entgegengesetzte ansicht hat. In der ganzen besprechung schimmert die annahme durch, dass ich diese sprachen theoretisch nach lehrbüchern erlernt und sie darum mehr äusserlich erfasst als innerlich in mir erlebt hätte. Ich mache mich wohl keiner indiscretion schuldig, wenn ich betone, dass nach persönlichen mitteilungen des recensenten, dem ich viel verdanke, und der früher in unerwarteter und unverdienter liebenswürdigkeit mich mit seinem gewichtigen rat unterstützt hat, dies seine wirkliche ansicht ist oder wenigstens war. Mein weg aber war folgender.

Als ich nach längerem vorbereitenden studium bald auf diesem bald auf jenem gebiete ansetzte, sei es auf indogermanischem boden oder auf allophylem, da that ich das unter leider nur zu weit gehender, oft brutaler ver-

nachlässigung der herrschenden theorieen und der theorie überhaupt; ein für mich, wie ich später einsah, deshalb so empfindlicher mangel, weil ich dadurch hundert umwege machen musste, die ich mir leicht ersparen konnte, und weil ich die wege, welche die neuere sprachwissenschaft eingeschlagen hat, soweit ich sie überhaupt kenne, meist in meiner weise grossenteils selbst machen musste. Ich hielt mich eben fast ausschliesslich an die erscheinungen, welche die sprache selbst in ihren denkmälern mir bot, und ebenso in wissenschaftlichen arbeiten eigentlich nur an das, was darin das thatsächliche der sprache wiedergab. So habe ich mich zwei volle jahre in die sprachlichen erscheinungen des gotischen versenkt, so habe ich mehr als drei jahre in intensivster arbeit bloss uralaltaische texte gelesen und verarbeitet, mich in das wesen dieser abliegenden idiome zu vertiefen gesucht, derart, dass ich ohne übertreibung sagen kann, die uralaltaische (z. b. speciell die magyarische) auffassung liege mir innerlich oft näher als die indogermanische. Denselben mühsamen weg verfolge ich auch jetzt wieder, wo mir die theorie allerdings bekannt ist, fast ausschliesslich bezüglich der Turk-idiome, des tungusischen..., wo es sonst vielleicht nahe läge, die eruirten thatsachen zu vergleichen und das facit zu ziehen, nämlich in der fortsetzung meiner uralaltaischen gruppen, die deshalb weit später, als in aussicht gestellt, hoffentlich nicht zu ihrem schaden, erscheinen werden; diese arbeit ist nunmehr auf anderem grunde, in anderem umfange angelegt, sie ist noch einmal gemacht worden, soweit sie überhaupt schon gemacht war. (Gleichwohl kann ihr druck noch im laufe des jahres 1887 vor sich gehen; eigentümliche erfahrungen haben mich gelehrt, hier vorsichtig zu sein, deshalb verspreche ich ihr erscheinen erst für das jahr 1888.)

Weil ich den genannten weg einschlug, ist es mir, glaube ich, gelungen, auf uralaltaischem gebiet eine erklärung der haupterscheinungen in wort- und satzbildung, verbaler, nominaler, pronominaler flexion zu geben, welche im vollen inneren einklang, ungesucht und natürlich diese erscheinungen auf wenige grosse grundprincipien zurückführt; wobei ich mich aber bemüht habe, die äusserungen des individuellen lebens der einzelnen idiome zu fixiren, soweit der rahmen

einer kurz gehaltenen übersicht gestattete; fast alles auf grund eines beträchtlichen materials, dem leben der sprache entnommen.

Heut, wo mein blick durch noch eingehendere behandlung der Turksprachen nach den lebendigen quellen und des tungusischen in ähnlicher weise sich geweitet hat, kann ich das früher bezüglich der eigenart des typus ausgeführte nicht nur beinahe wort für wort unterschreiben, sondern ich habe sogar ungewollt eine ganze reihe neuer gesichtspuncte gewonnen, welche, so abliegend sie auf den ersten blick erscheinen, den kreis umso fester sich in sich selbst zusammenschliessen lassen. Ich werde die belege nicht schuldig bleiben.

Ich möchte weiterhin überhaupt darauf aufmerksam machen, dass ich in keinem teile meiner bearbeitung uralaltaischer spracherscheinungen in meinem urteil einem vorgefassten schema gefolgt bin; ich ging überall voraussetzungslos daran, liess lediglich die thatsachen reden, und, wo ich unwillkührlich mein urteil nach irgend einer seite hin beeinflusst glauben konnte, suchte ich hauptsächlich die erscheinungen auf, die sich mit demselben am wenigsten vertrugen; ein besonderes augenmerk richtete ich darauf, ob nicht auch hier, wie nach meiner überzeugung vielfach im indogermanischen, die traditionelle auffassung an einer gewissen voreingenommenheit im sprachgeschichtlichen und philosophischen sinne kranke.

Ich muss noch ganz besonders betonen, dass gerade im anfange meiner uralaltaischen studien die analogieen zwischen indogermanisch und uralaltaisch mir ungleich grösser schienen, dass mir später die fortwährende prüfung der erscheinungen an der hand der lebendigen sprache die ursprüngliche typusverschiedenheit in heller beleuchtung zeigte, freilich auch wieder klar machte, dass spätere entwickelung idiome wie das magyarische in sehr wesentlichen puncten dem indogermanischen genähert hat.

Dass ich nicht vorschnell urteilen will, hat ref. doch daraus ersehen, dass ich das japan. vorläufig in dem rahmen des uralaltaischen principiell nicht behandle; kaum wenige

bemerkungen meiner letzten arbeit streifen dieses idiom, dessen prüfung ich späterer zeit vorbehalte, mit der aussicht, wohl jahre darauf zu verwenden.

Bezüglich meiner wertschätzung von sprachen mag eine vorbemerkung platz finden.

Dass ich sprachen wie das chinesische durchaus nicht für niedrig stehend halte, glaube ich schon durch meine erste arbeit dargethan zu haben. Herr v. d. Gabelentz selbst hat mich durch seine arbeiten einen einblick thun lassen in dieses reiche und kraftvolle idiom, besonders in dessen früheren phasen, dessen packende knappheit und schneidigkeit wir nachfühlen, aber nicht nachahmen können.

Galt das für das chinesische, so darf ich wohl bezüglich so hoch entwickelter idiome wie des magyarischen und Suomi mindestens ein gleiches in anspruch nehmen; ich stelle dieselben aber thatsächlich auf der stufenleiter der sprachbildung sehr hoch; ich habe in meinen arbeiten eindringlich auf die hochinteressante entwickelungsgeschichte dieser sprachen aufmerksam gemacht, die dem forscher soviel zu denken, oft zu bewundern giebt. Namentlich habe ich mich oft und energisch gegen die unterstellung gewehrt, als ob diese sprachen einen typus unveränderlicher starrheit darstellten.

Am belehrendsten ist in meinen augen bezüglich des letzten punctes die herausbildung der manigfaltigen gestaltungen des verbs, welcher ich eine bei dem knappen raume verhältnismässig eingehende besprechung habe zuteil werden lassen. Ich glaube hier von H. v. d. G. völlig missverstanden worden zu sein. Nach seinen bemerkungen möchte man glauben, ich hätte behauptet, das finnische verbum sei noch jetzt empfundenes possessives verbalnomen; ich bemühe mich dagegen, in knappster form zu zeigen, wie aus dem ursprünglichen, oft deutlich nachwirkenden, verbalnomen sowohl das rein subiectiv gefasste verb der obiectlosen conjugation als auch durch gewisse differenzirungen eine obiectconjugation sich entwickeln konnte und entwickelt hat. Ich muss einige wörtliche belege aus meiner arbeit geben.

p. 139: „da sie als possessiva jedenfalls gar nicht mehr empfunden, sondern wie im indogermanischen als subiective personalexponenten betrachtet werden."

p. 144: „dass das magyarische bezüglich seiner obiectlosen conjugation, unbeschadet der ursprünglich rein possessiven anhänge, thatsächlich dem erfolge nach ähnliches erreicht, da einmal durch die differenzirung die obiective und subiective conjugation heut streng geschieden werden, ist unzweifelhaft; es zeigt dies, wie diese sprachen im stande sind, ohne eigentliche formelle mittel oder doch mit ganz ungeeigneten, neue bedeutungssphären zu erschliessen und das gewonnene terrain auch streng festzuhalten."

p. 156: „so dass diese thatsächlich nur noch als subiective personalzeichen gelten können, eine scheidung, die durch den regelmässigen gebrauch in der rein subiectiven sphäre sich umso schärfer fixirt hat."

p. 157: „den weg zeigt, wie allmählich eine differenzirung zu subiectiven formen vor sich gehen konnte."

p. 158: „ist schon hier beim gegensatze zu der obiectconjugation die obiectlose mehr oder minder subiectiv, so tritt letzteres moment völlig in den vordergrund, wenn mittels der personalzeichen der subiectiven conjugation von reinen nomina . . . neue zeitwörter gebildet werden."

p. 159: „mit dieser unterscheidung der obiectlosen conjugation von der obiectconjugation ist, wie ich früher wiederholt betont habe, der anstoss zu freier entwickelung der satzteile gegeben . . . . ein selbständiges, subiectiv gefasstes zeitwort muss die herausbildung des satzes in unserem sinne begünstigen, das gefühl für die innere abhängigkeit der satzteile ohne verlust ihrer selbständigkeit wecken."

p. 158: „dass hier energisch subiective auffassung vorliegt, ist unzweifelhaft."

p. 164: „daneben weiss das magyarische in höchst einfacher weise eine ungemein genaue präcisirung der zeitverhältnisse dadurch herzustellen . . . ."

Es hiesse auf der anderen seite sich die möglichkeit verschliessen, einen einblick in das werden und somit auch in das wesen der formen zu thun, wollte man die ursprüngliche nominalnatur leugnen; die obiectconjugation des mordwinischen bleibt dann ein buch mit sieben siegeln. Es ist aber auch fehlgegriffen, zu behaupten, dass, wenn eine einzige form der personalendungen nicht mit den possessiva übereinstimme, die conjugation nicht mehr als possessiv empfunden werde (ganz abgesehen davon, dass ich gar nicht behaupte, dieselbe werde noch so empfunden, sondern lediglich die genesis berücksichtige, deren erkenntnis unumgänglich notwendig ist); es giebt eine so reiche fülle von possessivformen, dass wir z. b. aus dem mordwinischen alle möglichen bildungen gar nicht kennen, und ausserdem dort von den übrigen possessivformen wesentlich abweichende, manchmal in einem einzigen nachweisbaren beispiele, vorkommen und dennoch reine und als solche empfundene possessiva sind.

Wenn ich nun bei dieser sachlage, wo ich mich doch über die entwickelung der verbalformen in meiner arbeit deutlich genug ausspreche, einmal, ohne besondere klausel der kürze wegen von dem nomenverbum spreche, so gebe ich eben damit die bei der mehrzahl der finnischen idiome noch jetzt unverkennbare grundlage an und glaubte gegen missdeutungen gesichert zu sein.

Ich habe für die unleugbaren schönheiten, ja offenkundigen vorzüge uralaltaischer sprachen gegenüber unseren im heutigen zustande oft ungleich weniger scharfen, präcisen, kurzen bildungen, den vielfach verschwommenen sog. syncretistischen casus und den durch umschreibung hergestellten wendungen ein offeneres auge, als mir als Deutschem oft lieb war. Gerade mich berührt die schneidigkeit ungemein anmutend, die fälle zeigen wie: mind ember halandó = all-mensch sterblich, oder: ha az ember boldog, nem lehet rosz = wenn der mensch glücklich ist, kann er nicht schlecht sein; két ember = zwei mensch(en); atya gyermeke = vater sein — kind = des vaters kind; *a* jó emberek

= die gut(en) menschen, az emberek jók = die menschen gute (= sind gut); atyáinknak házaiban = in den häusern unserer väter; látlak = ich sehe dich, látom = ich sehe ihn (sie, es); mozgattathatandom = ich werde im stande sein ihn (sie, es) fortwährend bewegen zu lassen (moz = stamm bewegen, gat = frequentativelement, tat = causativzeichen, hat = können, and = futurexponent, om = ich ihn [sie, es], d. h. zeichen des subiects und des obiects der 3. p.); und so tausend andere fälle, wo wir im deutschen die verschiedensten erläuternden sätze und bestimmt als worte characterisirte nebenbestimmungen nötig haben, der Magyar, (der Türke...) im heutigen zustande der sprache wesentlich, wo nicht ganz, dasselbe durch wenige characteristische differenzirende laute und lautverbindungen, dem stamm in regelmässiger folge angefügt, zum ausdruck bringt, in einer bewundernswerten schärfe, manigfaltigkeit und ungezwungener natürlichkeit, aber auch thatsächlich heut so empfindet, mag immerhin vielfach die grundlage durchaus formlos sein.

Ich hatte hieran eine ausführlichere darlegung über die ungemein vorteilhafte stellung von so hoch entwickelten uralaltaischen idiomen wie dem magyarischen selbst gegenüber dem indogermanischen, geknüpft; ich hatte dabei dargethan, dass dieselben im heutigen zustand ihrer entwickelung, teils infolge der inneren veranlagung teils äusserer impulse durch die umgebenden sprachgebiete, innerlich die massgebenden grammatischen kategorieen trotz der unzweifelhaft formlosen, überall durchschimmernden grundlage des in seinen momenten z. t. noch ungeschiedenen oder mangelhaft geschiedenen satzwortes grossenteils wesentlich in unserer weise erfasst haben, also ein subiectives verb, obiect- und subiect-idee und grossenteils auch form kennen und damit zugleich einen in seinen teilen klaren satz und worte im wahren sinne herausgebildet haben; dass die vielen notbehelfe, welche auf einen unvollkommeneren früheren zustand des suchens, expe-

rimentirens hinweisen, sogar später die möglichkeit haarscharfer und doch bedeutungsvoller differenzirungen gewähren; dass die unverkennbaren reminiscenzen an den zu grunde liegenden, innerlich dem erfolge nach grossenteils überwundenen, wortsatz eine für uns bei unserer klaren, frühen bildung reiner worte ganz unnachahmbare kürze, präcision hervorrufen, und namentlich eine fülle erläuternder bestimmungen in einen wortcomplex hineinzulegen gestatten, welche heut nur noch ihrem modificirenden werte nach, als erläuternde nebenbegriffe des regens erscheinen, nicht mehr in ihrer früheren, oft krass stofflichen natur selbständiger, mehr oder minder unvermittelt an einander und an den regirenden complex geknüpfter elemente vorwiegend nominalen characters; dass oft gerade die ungemein zahlreichen fälle unverhüllter formlosigkeit bei der sonstigen vollen inneren klarheit den hauch unnachahmlicher frische, unmittelbarkeit an sich tragen; ich hatte dann versucht, absehend von der grammatischen formung, einen blick thun zu lassen in die psyche eines so reichen idioms, wie das magyarische ist, mit seiner frappirend realen unmittelbarkeit, frische, naturwahrheit, tiefe.

Ich hatte das gethan, weil ich z. t. mit z. t. ohne verschulden in den geruch gekommen war, die uralaltaischen erscheinungen gegenüber den indogermanischen geringschätzig zu beurteilen, was teilweise auf rechnung des wenig wählerischen ausdrucks kommen dürfte, teilweise sicher auf missverständlicher auffassung meiner recensenten beruht. Ich hatte den uralaltaischen typus zu skizziren, und da traten natürlich die unterscheidenden sehr wesentlichen züge des uralaltaischen und indogermanischen in den vordergrund, wie sie die beiderseitigen grundlagen der grammatischen formen bilden und ursprünglich sowie grossenteils auch in weiterer entwickelung als sehr heterogen erscheinen lassen; die letzte arbeit namentlich war rein descriptiv, nur die greifbarsten umrisse waren zu fixiren, und das sind eben diese allerdings im wesen verschiedenen grundauffassungen des uralaltaischen (gegenüber dem indogermanischen), von denen aus man erst die weitere entwickelung verstehen kann, welche der des indogermanischen häufig parallel läuft, häufig freilich auch

auf ganz anderem wege das ziel ganz oder teilweise erreicht; diese feineren abschattungen gehörten bei der zusammenfassenden kürze der arbeit, und um das bild nicht durch vielleicht zufällige, vielleicht nur angedeutete züge nicht zu trüben, weniger hinein; heut freilich sehe ich längst ein, dass ich bei weniger scharfer hervorkehrung des gegensätzlichen, und wenn ich, ebenso wie die unverkennbare grundlage, auch das betont hätte, was auf dieser grundlage psychologisch aufgebaut ist, was die sprachauffassung heut thatsächlich empfindet, mehr erreicht hätte.

Diesen ganzen abschnitt über wesen und wert der uralaltaischen fortgeschrittenen idiome, welcher mich jedenfalls vom verdachte geringschätziger beurteilung von sprachen gereinigt hätte, von denen ich eine trotz des uns abliegenden gesamtcharacters am liebsten nächst meiner muttersprache schriftlich und mündlich gebrauche, muss ich weglassen, weil ich meinen raum allzu erheblich überschreiten müsste. Dasselbe gilt von der daran sich anschliessenden darlegung über grammatische formung und formlosigkeit. Es sollte das eine wiederaufnahme und teilweise erläuterung der im ersten teile rein praktisch gewonnenen ergebnisse sein. Wenn ich früher trotz der häufigen anwendung die ausdrücke formsprachen, formlos .... speciell in meinem sinne zu präcisiren unterlassen habe, so ist doch aus diesem vorhergehenden teile, besonders der behandlung des verbalausdrucks sowie seines subiectiven wie obiectiven complements, klar geworden, dass ich auf die überhaupt sehr variirende anwendung von form- oder stoffelementen oder deren völligen mangel bei der oder jener grammatischen kategorie kein principielles gewicht legte; dass das hauptsächlich, vielleicht allein massgebende, womit die übrigen, mehr nebensächlichen, gewöhnlich als kriterien sprachlicher form angesehenen erscheinungen meist, aber nicht notwendig zusammenhängen, für mich in der klaren sonderung der satzmomente liegt, in erster linie des ausdrucks der subiectiv gefassten thätigkeit (oder des zustandes), des subiects, obiects.

Ich hatte namentlich dort gezeigt, wie wenig ich dem starren gegensatz hie form hie formlosigkeit bezüglich des indogermanischen einer- des uralaltaischen anderseits huldige, wie ich überhaupt absolut reine formsprachen im gewöhnlichen sinne nirgends auch nur annähernd entdecken könne, wie formloses und sprachliche formung in demselben typus, ja demselben idiom in bunter manigfaltigkeit neben einander auftreten, und auch das indogermanische des formlosen genug bietet; wie dies aber für die beurteilung des typus in keiner weise massgebend zu sein pflege, wohl aber die allerdings meist eigentümlich constant festgehaltene grundlage als form — oder formlose sprache in meinem obenerwähnten sinne; wie in diesem sinne allerdings die uralaltaischen idiome, auch die höchst entwickelten, diesen formlosen grundtypus unverkennbar an der stirn tragen, überall, auch in weniger wesentlichen puncten, deutliche spuren davon zeigen, so dass recht eigentlich der äussere habitus dadurch bestimmt ist; wie gleichwohl aber gerade in den wichtigsten puncten, bei trotzdem noch verfolgbarer formlosigkeit, infolge des klareren erfassens der fundamente des satzes, die alte grundlage verlassen, und formung in unserem sinne mehr oder minder klar eingetreten sein kann; wie auf der anderen seite auch die schon im urtypus nachweisbare formung durchaus keine gewähr biete für deren allzeitigen bestand, obgleich meist auch hier, selbst in den am meisten verwilderten oder von aussen beeinflussten idiomen, mit dem krassesten zurückfallen in formlose bahnen, fast durch alle die oft eigentümlich rohen und gänzlich formlosen bildungen der grundcharacter der formung immer und immer wieder durchschlägt, so dass man nur selten über das wesen des grundtypus in den wesentlichsten puncten im zweifel sein dürfte; (wie das selbst bei so wunderbar entarteten und roh formlosen idiomen nach art des neupersischen, verschiedener Zigeuner-mundarten, die doch sehr tief unter dem niveau einer kultursprache wie des magyarischen stehen, in den grundzügen ebenso immer wieder durchschimmert, wie in jenen ungleich höher stehenden sprachen mit formloser grundlage diese letztere); wie freilich unter umständen, wenn auch sehr selten, mit dem verlust der inneren form eine derartige ver-

schiebung in der auffassung der sprachlichen angelpuncte eintreten kann, dass man nach den vorliegenden thatsachen allein, ohne kenntnis des urtypus, sich bezüglich desselben nach keiner seite hin entscheiden darf.

Daran schloss ich denn als beleg das beispiel des wunderbar abgeirrten ossetischen, welches noch mehr als die früher genannten erscheinungen des eranischen (indischen) sprachkreises, des zigeunerischen, zeigt, wie die sprache nach verlust der ursprünglichen grundlage in auffallender deutlichkeit sogar zu denselben, oft scheinbar gar nicht naheliegenden, sondern weit hergeholten, gestaltungen zurückgreift, welche die entwickelteren sprachen mit formloser grundlage längst verlassen, aber ebenfalls gekannt haben. Es lässt sich diese interessante thatsache schlagend z. b. darthun bezüglich der gesamten nominalen beugung, der grundzahlwörter in verbindung mit dem ausdruck der gezählten gegenstände ...

Vielleicht kann ich diese beiden für mich nicht unwesentlichen kleinen abhandlungen, zusammen im umfange von etwa $2^1/_2$ druckbogen, bald auf anderem wege veröffentlichen.

Hieran knüpfe ich eine erwiderung auf die besprechung meines ersten werkes: Uralaltaische völker und sprachen, von Franz Misteli, in ztschft. f. völkerps. u. sprachw. bd. 16. februar 1886. Da derselbe wiederholt die bedeutung des buches hervorhebt, veranlasst mich zu dieser erwiderung in erster linie der umstand, dass er mich in den vitalsten puncten völlig missverstanden hat; ausserdem dürfte seine besprechung für den nicht ganz eingeweihten leser die perspective eröffnen, dass er mir eigentlich in den wesentlichsten puncten den boden unter den füssen weggezogen habe; denn obwohl seine bemerkungen sich nur auf ein äusserst beschränktes gebiet meiner darstellung beziehen, und durch dieselben das hauptresultat nicht alterirt, kaum tangirt wird, so muss doch der leser weitere als die beabsichtigten consequenzen ziehen.

Ich muss mich auf die allerwesentlichsten dinge beschränken und auch hier noch vieles, was durch meine grös-

seren arbeiten seine erledigung finden wird, eingehender behandlung vorbehalten; nur hin und wieder streife ich auch eine folgenschwere bemerkung; eine specielle erwiderung kann ich bei dem mangel an raum, und, da meine arbeiten auf dem weiten gebiete des uralaltaischen mein denken zu sehr in anspruch nehmen, als dass ich dem kleinen teile sprachlichen lebens, dem die eigentliche recension gilt, allzu grosse aufmerksamkeit schenken darf, mir nicht gestatten.

So muss ich bezüglich des indogermanischen dativ den leser lediglich auf meine eigene ausführung in besagter arbeit und auf meine bemerkungen hier verweisen; ich trage jetzt nur noch eines nach: Für die richtigkeit meiner auffassung hat mir neuerdings wieder eigentümliche belege, ungewollt und fast unbewusst, das altnordische trotz seiner starken verschwommenheit der casussphären geliefert.

p. 455 fasst Misteli die resultate seiner untersuchung zusammen. Ich befasse mich vorläufig nur mit dem an den anfang gestellten cardinalpuncte; die anderen wesentlicher erscheinenden aufstellungen sollen, wie der gang der besprechung es mit sich bringt, ihre erledigung andeutungsweise finden.

„Der magyar. richtungsdativ und der finnische allativ-dativ fallen mit dem örtlich indifferenten locativ des indogermanischen nicht zusammen“ . . .

Darauf erwidere ich, dass ich nie im entferntesten geglaubt oder behauptet habe, der magyarische oder Suomi-dativ sei mit dem indogermanischen locativ identisch. Mistelis beweisführung wird mir nur dadurch erklärlich, dass er lediglich einen kleinen teil der finnischen sprachen behandelt. Wer meine arbeit verfolgt, sieht, dass ich bei der vergleichung des indogermanischen locativ mit dem einfachsten uralaltaischen dativ nur jenes indifferente localelement des uralaltaischen meinte, welches ursprünglich die beziehungen der ruhe und richtung deckte und regelmässig auch mehr oder minder dativisch verwendet wird, wie das mongolische dur, (das japanische ni)...; ich habe nicht einmal gesagt, diese beiden erscheinungen deckten sich im localen sinne, denn das wäre falsch; dur, ni... bezeichnen auch reinen adessiv, factiv, essiv..., worin sie mit

dem indogermanischen locativ nicht übereinstimmen; die richtung fällt überdies im indogermanischen grösstenteils dem obiectcasus, daneben ein teil dem dativ anheim, so dass der locativ weit mehr sich auf die bezeichnung der ruhe concentriren kann; aber in der ungeschiedenen, ganz allgemeinen bezeichnung des ortes der handlung, gleichviel ob im sinne der ruhe oder der richtung, ohne specialisirung des inneren oder äusseren ortes, sind ursprünglich beide erscheinungen wesentlich gleichartig. Ich hatte eine noch weiter durchgeführte vergleichung für überflüssig gehalten, weil ich, ohne die volle übereinstimmung zu urgiren, nur die ungefähre grundauffassung angeben wollte, umso mehr, als der weitere fortgang jeden zweifel beheben musste, da ich darin ganz genau die auf dieser unverkennbaren grundlage aufgebauten, speciellen, so sehr verschiedenen, bald rein adessivischen, bald inessivischen, illativischen, allativischen ... formen auseinanderhalte, die man doch unmöglich alle mit indogermanischem locativ zusammenbringen kann. Ich verfolge dabei einen grossartigen entwickelungsprocess von der einfachsten oben genannten einen indifferenten localform bis zu den complicirtesten bildungen; entwickelung nenne ich es allerdings, wenn von auf wesentlich gleicher grundlage stehenden sprachen, die auch immer noch von wesentlich gleicher grundauffassung ausgehen, sich gewisse zweige derart differenzirt haben, dass sie im heutigen zustande eine ganze anzahl wohl unterschiedene, präcise, feste casuselemente aufweisen, wo andere sich mit einem begnügen. Das magyarische hat da, wo das mongolische sich mit dem einen dur (de, do) begnügt, die scharf geschiedenen und z. t. sehr fein nuancirenden elemente *n*, be, ben, ra, hoz, nál, nek, ul, vá. (Andeutungen zeigt auch das mongolische, aber ohne eine spur von wirklicher, fester entwickelung organischer casusformen wie hier.) So hebe ich bei beleuchtung dieses hochinteressanten entwickelungsprocesses bis ins kleinste detail hervor, wie auch bezüglich des eigentlichen dativ, den magyarisch, Suomi ... im gegensatz zum mongolischen, tungusischen, japanischen von dem einfachen allgemeinen oder indifferenten ortscasus längst losgelöst

haben, erstere eine ganz andere stellung einnehmen, da wir es hier mit casus der örtlichen nähe, des beiseins oder der örtlichen richtung im sinne der annäherung (allativ), mit reminiscenzen eines früheren zustandes, zu thun haben; dieser nachweis durchzieht die ganze behandlung, und es wird doch kein verständiger den indogermanischen locativ für einen adessiv halten.

Derselbe grundirrtum, als ob ich den finnischen dativ dem indogermanischen locativ gleichsetzen wollte, beeinflusst die ganze besprechung, obwohl ich doch auf das bestimmteste betone, dass die finnischen sprachen überhaupt, trotz vieler anklänge an einen früheren, einfacheren zustand, heut ruhe und richtung so klar sondern, dass ausser im nordostjakischen kein einziges idiom die beziehungen rein örtlicher richtung und ruhe durch ein element bezeichnet, sondern dass die loslösung eines specifischen, meist volleren oder stärkeren ruheexponenten von dem der richtung verbleibenden, allgemeineren ihr wesen geradezu characterisire. Auch das nordostjakische na ist dem indogermanischen locativelement durchaus nicht gleich. Damit sind zugleich mehrere andere puncte erledigt. Misteli braucht mich z. b. doch kaum daran zu erinnern, dass die wiedergabe der dativide nicht gleichartig sei, da ich ja die feinsten nuancirungen und differenzirungen dieser ungemein reichen und wandelungsfähigen seite des sprachlichen lebens durch alle die zahlreichen hauptphasen des weitverzweigten sprachensystems verfolge und sogar die sehr verschiedene auffassung innerhalb des engen kreises des finnischen hervorhebe.

Ebenso ist wohl hierdurch Mistelis ansicht rectificirt, wornach der ganze specielle teil den zweck haben solle, zu zeigen, dass der uralaltaische dativ nicht gleich dem indogermanischen dativ sei; denn so wichtig und interessant mir die vergleichung war, so trat doch dieser etwas kleine gesichtspunct zurück gegenüber dem bestreben, an einem eng begrenzten gebiete ein bild des inneren lebens dieser sprachen, ihrer übereinstimmungen, differenzen zu geben. Um den ersten zweck zu erreichen, hätte ich nicht nötig gehabt, in jahrelanger mühsamer forschungsarbeit in den sprachdenkmälern meine ansichten mir zu bilden.

Weiterhin geht daraus hervor, dass Misteli auf ganz falscher fährte ist, wenn er, während er doch nur den dativ des magyarischen und des Suomi behandeln wollte, mit einer plötzlichen verschiebung nunmehr die sehr verschiedenen sprachklassen des uralaltaischen zusammenfasst und in wenig worten über diese welt von erscheinungen, aus sprachen, deren kenntnis ihm abgeht, aburteilt: „doch dürfte das hier gewonnene resultat auch für die **anderen**, wenigstens ugrischen sprachen, geltung haben“. Er mildert dies die anderen zwar durch den zusatz wenigstens ugrischen; wer das aber liest, muss unwillkührlich glauben, dass denn doch auch für die übrigen zweige, z. b. das mongolische, tungusische nebst Mandschu, japanische, mein resultat auf mindestens schwachen füssen stehe. Hätte Misteli sich aus dem weiteren inhalt meines buches über die erscheinungen auch dieser sprachgebiete informirt, so hätte er bis zur evidenz erwiesen gesehen, dass dieselben eben absolut nicht mehr an dem masstabe des finnischen dativ messbar seien; dass im ganzen östlichen uralaltaischen die idee der richtung im eigentlichen dativ unverkennbar secundär, die bezeichnung des ortes im indifferenten oder im sinne der ruhe das ursprüngliche und im gebrauche weitaus überwiegende ist, dass das unverfälschte suffix des ruhenden locativ **nebenbei** auch dativische functionen übernimmt; dass weiterhin dort selbst im rein örtlichen sinne richtungsexponenten fehlen oder eine ganz untergeordnete rolle spielen, da die beziehung der richtung meist durch das element der ruhe oder des ortes überhaupt angedeutet wird.

Abgesehen davon, dass dies sein generalisirendes urteil auch für die finnischen idiome, wie ich hier angedeutet, nicht zutreffend sein kann, thut er diese mit den wenigen worten ab, welche ich der leichteren übersicht wegen gleich hier mit bespreche: „zudem liegen bei vielen dieser sprachen die verhältnisse nicht so deutlich vor, um einen entscheid nach dieser oder jener seite zu gewähren“. Es ist das ein irrtum. Für die meisten dieser sprachen liegen die verhältnisse sogar klarer als für das magyarische, ausserdem glaube

ich vollgiltiges material für eine entscheidung beigebracht zu haben; jedenfalls möchte ich die etwa 120 seiten eingehendster behandlung, überdies fast in die denkbar knappste form zusammengedrängt, mit mehreren tausend belegstellen, nicht so summarisch abgethan sehen.

Weil Misteli nur einen beschränkten teil meiner arbeit behandelt, ist er vielfach in irrtümer verfallen, wo er meinen gedankengang zu verfolgen meint. Aus seinen äusserungen geht unzweifelhaft hervor, dass er der ansicht ist, ich hätte mir a priori ein schema construirt und dies dann, es mochte biegen oder brechen, an den einzelnen sprachen nachzuweisen unternommen. Ich will ihm offen gestehen, dass ich mit gar keiner vorgefassten meinung an die sache herangegangen bin, dass sich meine ansichten lediglich auf grund eines massenhaften, selbstgesammelten sprachmaterials ganz allmählich gebildet haben, dass ich ein grösseres augenmerk sogar auf die differenzpuncte gerichtet als auf die analogieen; dass ich mehr als zwei volle jahre unausgesetzt bloss diese materialien gesammelt habe, allerdings bedeutend mehr, als ich in der arbeit biete, so für das ehsthnische, norwegisch- und enare-lappische, magyarische, osmanische, kasan-tatarische, kirghisische, Schor, sojonische und andere idiome; dass ich allerdings fast nur die lebende sprache, nicht die grammatiken befragte, weil ich überall sehe, wie die dogmen derselben infolge der vorgefassten meinungen der autoren und der traditionellen auffassung so häufig nicht den kern der sache treffen, den ich mir, wo irgend möglich, aus der sprache herausschäle. Daher vielfach meine reserve in puncten, wo die lehrbücher allbekannte regeln aufstellen. In solchem falle sagt Misteli meist zuversichtlich, dies oder jenes sei mir entgangen. So wäre es doch wunderbar, wenn mir die regel über die anwendung des possessivs beim (flectirten und nichtflectirten) magyarischen genetiv entgangen wäre, die der kleinste sprachmeister sowie alle grammatiken bieten, und die für die heutige schriftsprache absolut bindend ist; sie ist es aber nicht für das magyarische überhaupt; bezüglich des unflectirten genetiv scheinen auskunft im negativen sinne eigennamen von örtlichkeiten zu geben, bezüglich des flectirten war ich

nicht völlig sicher, daher meine reserve; jetzt glaube ich, dass im letzten falle das possessiv immer stehe. Ähnlich ist es damit, dass Misteli meint, ich hätte die anwendung des elativ im scheinbaren sinne der richtung übersehen; es ist das ganz falsch, wir werden bald sehen, weshalb ich diese ganz und gar abliegende erscheinung unmöglich in meine darstellung hineinziehen durfte.

Ich kann die äusserung nicht zurückhalten, dass man überhaupt fast überall bei erklärung meiner ansichten erheblich tiefer gehen muss, als Misteli die basis derselben ansetzt. cf. p. 448: „Wie schon früher angedeutet, blieb der verfasser nicht dabei stehen, den ugrischen richtungs- resp. allativ-dativ mit dem indogermanischen locativ des Wo und Wohin zu vergleichen, sondern sah sich **gezwungen**, weil der allativ nicht vom illativ und diese nicht vom translativ und factitiv getrennt werden konnten, den allgemeinen satz aufzustellen, dass die richtung erst nachträglich und mehr scheinbar bei verben der bewegung und des geschehens einen ausdruck gefunden."

Diese erklärung der genesis meiner ansicht ist, um von dem ersten schon rectificirten teile des satzes ganz abzusehen, in allen teilen verfehlt; sie ist nur erklärbar durch die immer und immer wieder fühlbar werdende einengung der erörterung Mistelis auf einen kleinen und allein gar nicht massgebenden teil der behandlung. Als ich durch vergleichen der östlichen und nördlichen zweige des uralaltaischen mit den westlichen und durch aussondern des abliegenden umfassende allgemeine gesichtspuncte gewonnen hatte, war ich nicht gezwungen, den genannten allgemeinen satz aufzustellen und auch die beziehungen des illativ, wie Misteli meint, dem von mir angeblich construirten schema einzufügen, welches ich nach seiner ansicht mir ursprünglich nur für den allativ-dativ zurecht gelegt hätte, sondern ungewollt und fast unbewusst drängte sich mir die überzeugung auf, dass **ein**, allerdings oft verdunkeltes, grundgesetz alle diese erscheinungen beherrsche, dass es sich am reinsten gerade im illativ erhalten, aber selbst für den dativ, wo derselbe **nicht rein adessivisch** ist, noch erkennbar sei; dass die

oft völlig zusammenfallenden, innerlich eng verwandten beziehungen des illativ, factiv und dativ nur unnatürlich auseinandergerissen werden könnten; dadurch erst kam ich darauf, mir nunmehr in festen umrissen, von dieser allgemeinen, manigfach variirten grundlage aus, ein bild von dem wesen des dativ zu entwerfen und zugleich alle nuancen scharf festzuhalten. Ich muss das noch genauer in seinen grundlagen andeuten, weil durch Mistelis darstellung die situation völlig verrückt, das bild verzerrt erscheint.

Es ist unzweifelhafte thatsache nämlich, dass in weitestem umfange im uralaltaischen:

1. die idee der **richtung** völlig unbezeichnet bleibt, dass dieselbe den exponenten aufweist, welcher nachweislich bloss den **ort** oder den ort im sinne der ruhe bezeichnet, wie ich vorher andeutete und in meiner arbeit auf das allereingehendste begründet habe. (Dies ist in allen östlichen idiomen nachweisbar.)
2. dies einfache element sich, als zu schwach, oft da, wo die idee der ruhe hervorzuheben war, gern durch ein zweites, hilfselement, verstärkte; dass daneben das schwächere, einfache, auch der ruhe diente, wo diese weniger significant hervortrat, zugleich aber die richtung oder den ort ganz allgemein bezeichnete; dass hiermit der anstoss zu einer bestimmten differenzirung gegeben war, welche im weiteren verlauf sich festsetzte, obgleich selbst im finnischen noch die spuren dieses vorganges deutlich zu verfolgen sind. (Die mongolischen, tungusischen idiome, das japanische weisen diese entwickelung im reichen masse auf).
3. wirkliche suffixe der richtung in allen östlichen idiomen entweder ganz fehlen oder eine höchst untergeordnete rolle, meist im rein örtlichen sinne, spielen.
4. die beziehungen unseres dativ in denselben östlichen idiomen fast ausnahmelos durch das element der ruhe oder des indifferenten ortes gedeckt werden, welches erst in zweiter linie auch der richtung dient; dass,

abgesehen von dem eigentlich auch nur allativischen, kaum dativischen fe (ye) des japanischen, ebendort höchstens schwache andeutungen allativischen dativs vorhanden sind.

5. (anderseits selbst in finnischen idiomen viele derjenigen beziehungen, welche wir nicht nur, sondern auch die übrigen finnischen sprachen und ebenso die verwandten gruppen meist dativisch ausdrücken, in der form des reinen adessiv uns entgegentreten.)

Hierzu kam nun, dass auch im finnischen da, wo die idee der ruhe ohne besonderen nachdruck vorhanden ist oder gedacht werden kann, namentlich wo gesagt wird, dass eine handlung irgendwo vor sich geht, also einen ort trifft, oder wo man schwanken kann, ob der sinn der einer richtung oder der ruhe ist, wo wir aber fast ausnahmelos die ruhe im sprachlichen ausdruck signalisiren, grossenteils nur ein sog. richtungscasus anwendbar ist, also gerade da, wo, wie unter Nro. 2, eine schwächere form des ausdrucks der ruhe resp. eine unbestimmtere, indifferente erwartet werden durfte.

Aber das alles hätte mich vielleicht noch nicht bestimmt, auch für das finnische ursprünglich indifferente ortsexponenten anzunehmen, oder mein engerer horizont hätte für diesen gesichtspunct, der mir die manigfaltigsten erscheinungen immer wieder erklärt, kaum raum gehabt, wenn ich nicht durch unvoreingenommene, ausgedehnte beobachtungen auf den mir irgend zugänglichen sprachgebieten meinen blick geweitet und so gewisse feste angelpuncte gewonnen hätte, an denen die erklärung bei den höchsten wie den niedrigsten sprachtypen einzusetzen hat; ein solcher ist die thatsache, dass die raumvorstellungen des wo, wohin, woher überhaupt kaum irgendwo ursprünglich wirklichen sprachlichen ausdruck gefunden haben, was auch im indogermanischen z. t. sicher z. t. wahrscheinlich ist; dass, abgesehen von der einfachsten ausdrucksweise, wobei lediglich die bedeutung des jedesmaligen verbs die idee der ruhe, richtung, des ausgehens hervorrief, und das ortbezeichnende nomen einfach formlos als erklärendes element hinzutrat (eintreten, wohnen, ausgehen — stadt), selbst die

verdeutlichenden localelemente nur zu häufig bloss andeuteten, dass eine örtliche beziehung zwischen handlung und obiect stattfinde, ohne dieselbe irgendwie zu präcisiren, was dem zusammenhange überlassen wurde; dass auch die schon specielleren ortszeiger wie inneres, aussenseite, mitte, nähe, seite, noch oft indifferent sind in bezug auf die bezeichnung von ruhe und richtung, dass sie aber teilweise implicite die potenz in sich tragen, sich nach einer bestimmten seite zu localisiren, so mitte als inessiv, nähe als adessiv, seite als allativ; dass endlich selbst die mehr formalen, demonstrativ-localen pronominalelemente wie das so ungemein häufige *k*, das *t*, *n*, *s*, *i*..., allem anschein nach wesentlich indifferent waren, sich aber, ohne starr an eine einzige bedeutungssphäre gebunden zu sein, ihrer lautlichen eigenart nach besonders dazu qualificirten, die im bewusstsein liegende, durch die natur des verbs und seines obiects gegebene idee der ruhe, richtung, des ausgehens... lautlich zu unterstützen, worüber oben einige andeutungen.

Was ich so auf weiten sprachgebieten als durchgreifendes gesetz erkannt hatte, als ich die manigfaltigen arten, die örtlichen obiecte der thätigkeit zu kennzeichnen, prüfte, fand ich auf das allerbestimmteste bestätigt in Steinthals grossartiger analyse der sprachlichen formen der Mande-idiome, und ich selbst habe, so wenig ich speciell auf diesen grundlegenden punct eingehen konnte, in meiner ersten arbeit doch eigentlich kaum einen zweifel darüber gelassen, von welchem höheren gesichtspuncte, der mir alle die scheinbar seltsamen, nicht wegzuleugnenden thatsachen erklärte, ich diese erscheinungen auffasste, wie die gründe meiner auffassung doch viel tiefer zu suchen sind, als man nach Mistelis äusserungen mir imputiren darf, und wie ich nach dem ganzen gange des werkes immer und immer wieder die allmählich schwächer werdenden wirkungen eines durch höhere entwickelung halb überwundenen gesetzes verfolgte.

Darum brauchen die raumvorstellungen durchaus nicht andere zu sein als unsere; das wo wird als wo, das wohin als wohin empfunden, die differenz liegt zunächst nicht in der nur deutenden, leicht begleitenden form des localelements, sondern, wie ich überall darzuthun suchte,

in der qualität des verbs. (cf. mein beispiel: stadt — gehen, stadt — sich aufhalten = in die st. g., in der st. s. aufh.) Das indogermanische bietet uns doch wahrlich belege genug für diese auffassung, auch abgesehen von dem alten locativ, dem unzweifelhaften vertreter von beziehungen des wo und des wohin. Am drastischesten zeigt das ossetische das princip in seiner unverfälschten gestalt. Dort bezeichnen die secundärcasus des inneren und äusseren locativ regelmässig sowohl das wo als auch das wohin; also der erstere ist völlig der uralaltaische inessiv und illativ, der zweite der allativ und adessiv. Eine verschiedenheit der raumvorstellungen aber sehe ich z. b. da, wo statt unseres wo, wohin ein woher eintritt, wofür ebenfalls nicht nur finnische sprachen, sondern auch indogermanische viele belege geben; ich erinnere an das griechische und lateinische mit ihrer hervorragenden vorliebe für das fixiren des ausgangspunctes statt des punctes der ruhe und sogar der richtung, und wiederum an das ossetische, wo auch hierin eigentümliche erscheinungen vorliegen.

Misteli meint nun, ich hätte mich bei den fällen von bezeichnung der richtung statt der ruhe von der deutschen übersetzung verleiten lassen, während eigentliche illativ- und allativ-bedeutung anzunehmen sei. Ganz abgesehen davon, dass auch National-Magyaren, Finnen und Ehsthen, ganz unbeeinflusst vom indogermanischen sprachgefühl, diesen gebrauch auffallend gefunden und verschiedenartig erklärt haben (da freilich auch diese ihr sprachgefühl getäuscht haben kann), sah Misteli doch aus meiner eigenen darstellung, dass mir die erklärung dieser erscheinung durch eine gewisse drastische prägnanz des ausdrucks sattsam bekannt war, aber eben nicht genügte (und natürlich genügt sie mir jetzt ebenso wenig), und ich hätte doch erwartet, dass die gründe dieses meines negativen verhaltens etwas tiefer gesucht würden. Ausserdem möchte man nach Misteli meinen, ich hätte jeden dieser fälle für einen beweis der indifferenten bedeutung gehalten, obwohl ich doch selbst betone, dass vielfach auch die idee der richtung denkbar sei; natürlich aber habe ich möglichst viele beispiele, die sich mit meiner auffassung vertrugen, sie grossenteils nach mei-

nem dafürhalten erheischten, zusammengetragen, auch um zu zeigen, dass fast überall auch da, wo sowohl die idee der richtung als die der ruhe angebracht ist, das element der richtung resp. des ortes im indifferenten sinne gebraucht wird, weil eben nach meiner überzeugung (auch jetzt noch) in weitestem umfange da, wo die ruhe nicht stark betont wird, der eigentlich indifferente casus, sei es als illativ oder allativ, angewendet wird, der sich natürlich, wo der sinn dafür spricht, zu reinem illativ oder allativ verdichtet. Ich gebe sogar zu, dass in sehr vielen fällen, wo wir uns einen illativ nach unserem sprachgefühl schwer vorstellen können, derselbe gleichwohl denkbar und vielleicht wirklich vorhanden ist; Misteli hat aber nicht den schatten eines beweises erbracht, dass er es in allen den eigentümlichen beispielen sei, wie er in den bestimmtesten ausdrücken dogmatisch erklärt, nicht einmal, dass er es überall sein könne; ich muss nochmals sagen, dass trotz einer sehr entfernten möglichkeit, die ich zugeben will, reiner illativ in fällen wie: sie rannten in das meer und kamen im wasser um, (wo ich in der grossen mehrzahl der finnischen sprachen bei im wasser einen scheinbaren richtungscasus finde), schwer anzunehmen ist, und so in verschiedenen anderen wendungen, da mir überdies die vergleichung immer wieder zeigt, dass da, wo action, bewegung, auch ohne richtung, vorhanden ist, meist diese scheinbaren richtungscasus zulässig, wo nicht erforderlich sind; es herrscht dabei eine oft ganz sonderbare übereinstimmung in den verschiedensten idiomen, die ich mir absolut nicht dadurch erklären kann, dass gerade hier ganz gleichmässig die prägnanz des ausdrucks das massgebende gewesen sein sollte. Endlich musste Misteli, meine ich, entweder die nicht in sein ressort fallenden fälle aus dem esthnischen ganz unerwähnt lassen oder er musste doch wenigstens die wichtigsten erwähnen; sie sind grossenteils für meine ansicht von allen am meisten, wo nicht beweisend, so doch für mich massgebend; gerade von ihrer stattlichen anzahl hören wir nichts.

Die weiteren consequenzen, welche Misteli zieht, kranken an den gleichen fehlern. Nur weil er eben die entscheidenden thatsachen auf dem weiten gebiete nicht kennt (freilich

hier auch nicht vorgiebt zu kennen), konnte ihm die andeutung, welche die ganze situation verschiebt, entschlüpfen, wenn ich consequent gewesen wäre, hätte ich auch die elativverbindungen ebenso berücksichtigen müssen, welche scheinbar ruhe (und richtung) vertreten; ich konnte das einfach darum nicht, weil dafür alle bedingungen in der uralaltaischen sprachwelt fehlen, die bezüglich des illativ-allativ in so reichem masse vorhanden sind, weil diese beiden erscheinungen völlig verschieden, die elativanwendung in diesem sinne eine durchaus beschränkte locale thatsache, lediglich aus der reinen elativnatur zu erklären, ist, jene erscheinung dagegen geradezu als grundgesetz für weite kreise dieses sprachencomplexes massgebend, in allen noch verfolgbar ist; deshalb, weil ich davon nicht gesprochen, meint er, wie oben angedeutet, ich hätte diesen gebrauch übersehen; thatsächlich habe ich diese elativanwendung, die das lappische ähnlich dem westfinnischen aufweist, vor mehr als drei jahren für das erstere specieller behandelt. Noch weniger passt Mistelis ähnliche äusserung bezüglich der anwendung des inessiv, welcher ganz vereinzelt steht, wo wir den illativ erwarten; ja, vereinzelte locale sondererscheinungen, auf sonderanschauung beruhend, könnte ich aus dem uralaltaischen, auch speciell dem finnischen, viele anführen; so ist, um beim inessiv zu bleiben, dieser ganz sporadisch sogar im sinne des factiv anzutreffen, so ist die angedeutete herausbildung eines eigentümlichen ortscasus, meist im scheinbaren sinne der ruhe, im lappischen ein hochinteressanter process, aber eben local.

Dabei verschliesse ich mich durchaus nicht der einsicht, dass sehr vieles in meiner arbeit der richtigstellung bedarf. So hat mein verehrter freund S. Simonyi mir die sehr frühe rein allativische verwendung von nek zweifellos gemacht; kann ich nun den ursprünglichen adessivcharacter des magyarischen dativ auch nicht fallen lassen, so trage ich natürlich auch dieser seite der entwickelung, die ich für das neumagyarische zugegeben habe, rechnung; ich leugne sogar, so unwahrscheinlich mir das aus inneren gründen ist, nicht die möglichkeit, dass nek wirklich von vornherein allativsinn etwa

wie westfinnisches lle, le habe; aber eigentümlich mutet es mich an, wenn gegen mich, der ich doch wirklich die landläufige erklärung als eines casus der richtung kannte, die in jeder grammatik zu finden ist, die ich z. b. in der tieferen fassung durch Budenz in seinem vergleichenden wörterbuch bekämpfte, nun diese grammatiken ins feld geführt werden; ihrer aller deutung schien mir eben nach dem massenhaften mir vorliegenden material aus der lebenden sprache und den sprachdenkmälern ungenügend, wie ja doch in den allerbesten lehrbüchern, selbst in so durchaus wissenschaftlichen wie Riedls oder Simonyis sprachlehre, unbedingt viele puncte modificirungs- oder verbesserungsfähig sein müssen.

Ebenso kann ich die mir bei der art meiner behandlung unverständliche äusserung p. 454: der gedanke der entwickelung sei mir ein axiom, dem ich gelegentlich untreu würde, beim besten willen nur dadurch erklären, dass Misteli dem gange nicht gefolgt sein kann. Allerdings nehme ich, wie ich oben andeutete, entwickelung in hohem grade an; deshalb muss ich aber doch wahrlich nicht überall da, wo vielleicht durch verkümmerung, formverlust ein scheinbarer urzustand hervorgerufen worden ist, dies für den wirklichen urzustand halten, von dem aus dann die entwickelung vor sich gegangen sei, etwa um das schöne princip zu retten. Das wäre für das jakutische mit seinem locativ-dativ, auf den Misteli exemplificirt, ungemein einfach, ich hätte die schönste denkbare bestätigung dieses grundgesetzes der entwickelung; aber es streitet dieser vorgang, der thatsächlich statuirt worden ist, gegen alles, was ich von dem wesen der Turksprachen kenne; jetzt, nach weit eingehenderer beschäftigung mit diesen, sage ich noch weit bestimmter als damals, wie unwahrscheinlich es ist, dass ein idiom wie das jakutische von vornherein keine spur von dem das gesamte türkische characterisirenden auseinanderhalten des indifferenten, bald illativisch-allativischen, bald dativischen ortscasus, und des casus der ausgeprägten ruhe aufweisen sollte. Abgesehen davon, dass noch innerhalb dieser für das urtürkische schon, wie scheint, gegebenen grenzen genügend raum für entwickelung ist, wofür dialecte wie sojonisch, altaisch gegenüber dem osmanischen, uigurischen . . . deutlich

sprechen, liegt die bezeichnendste entwickelung eben in dem auffallenden fortschritt, welcher hierin die gesamten sprachen des Turktypus von den ihnen innerlich sehr nahestehenden mongolischen abhebt. Nebenbei habe ich doch auch diese hochwichtige erscheinung genügend hervorgehoben, ja direct zum ausgangspunct meiner behandlung des mongolischen gemacht. (Dass etwa das nordostjakische den originären zustand völliger ungeteiltheit aller beziehungen der ruhe, richtung, des inneren, äusseren ortes bewahrt haben sollte, erkläre ich bei der natur des finnischen sprachtypus ebenfalls für einfach unmöglich.)

Bezüglich meiner schätzung uralaltaischer spracherscheinungen, der fälle von auffallend abstracter auffassung z. b. des uralaltaischen obiectcasus.... verweise ich auf die vorstehende abhandlung und auf die, wie ich hoffe, bald erscheinende specielle skizze des magyarischen.

Noch ein paar bemerkungen.

Misteli meint, es werde in dem leser durch die ankündigung alles dessen, was von mir an anderem orte erscheinen oder vielleicht erscheinen werde, eine gewisse unruhe erregt. Allerdings musste ich z. t. sogar ein vielleicht hinzufügen, da es für den überwiegenden teil meiner studien in Deutschland damals keine zeitschrift gab. Übrigens war beim erscheinen von Mistelis recension (selbst schon bei abfassung derselben) schon der erste teil meiner uralaltaischen gruppen erschienen, desgleichen mehrere längere arbeiten in verschiedenen zeitschriften des in- und auslandes entweder schon abgedruckt oder sie lagerten, z. t. seit jahren, unter der zusicherung demnächstiger veröffentlichung, in den archiven der betr. zeitschrift. Ich erwähne diesen von Misteli an den anfang gestellten punct, um missdeutungen über meine ausstehenden arbeiten vorzubeugen. Auch jetzt darf ich vor der vollendung meiner gruppen an die mir wichtigsten übrigen materien nicht denken; so die ausführliche bearbeitung des gotischen dativ, die des gotischen genetiv und accusativ, eine characteristik der sprache der zweiten columne der trilinguen inschriften und ihres nicht-uralaltaischen wesens, eine abhandlung über den indogermanischen dativ (unvollendet), endlich, abgesehen

von kleineren monographieen, eine ethnologische skizze der uralaltaischen völker, wegen deren veröffentlichung ich schon mit meinem verleger in unterhandlungen getreten war; letztere vorläufig fallen lassen zu müssen fiel mir umso schwerer, als es mich unwillkührlich drängte, durch die frischen und manigfaltigen eindrücke verschiedener reisen und namentlich durch meine beobachtungen an Magyaren und Türken die durch studium gewonnenen resultate zu befruchten.

p. 453 sagt Misteli: „Es folgt dann der curiose satz: „Wir werden allerdings bald sehen .... ““

Es ist aber dieser satz völlig der kurze ausdruck dessen, was ich später bezüglich des westfinnischen allativ auf lle, le als möglich oder wahrscheinlich hinzustellen versuche, nämlich, dass selbst dieser casus, welcher im heutigen zustande unverkennbarer allativ ist, möglicherweise ursprünglich blosser casus der nähe, indifferent in der mitte stehend zwischen allativ und adessiv, ist; ich nenne ihn mit recht einzig dastehenden casus, denn von allen im dativsinn verwendeten finnischen elementen ist lle das einzige, welches als zeichen eines secundärcasus deutlich mit dem exponenten der örtlichen nähe = *l* gebildet und daneben unzweideutig allativisch ist; alle anderen ähnlich gebildeten casus sind keine reinen allative, auch nicht das permische mit dem gleichen element zusammengesetzte ly bei seiner auffallend adessivischen richtung; die anderen etwa vergleichbaren bildungen enthalten die idee des nahen ortes gar nicht, so das lappische *i*, *s*, ostjakisches *a*, vogulisches ne, mordwinisches nen, ti; doch darüber habe ich mich ausführlich genug ausgesprochen; wenn Misteli nicht etwa die form des satzes bemängelt, muss er mich nicht verstanden haben.

In wiefern ich das beispiel mit glauben und dem inessiv — ben wohl anführen durfte, habe ich bei besprechung der verhältnisse der richtung im allgemeinen angedeutet; Mistelis wendung: der ratio entbehren ist jedenfalls ein vergreifen in der wahl der form.

Bezüglich der benennung finnisch genüge die eine bemerkung, dass das bis auf Budenz neben der weitläufigeren bezeichnung finnisch-ugrisch der allgemein übliche name

war, den viele ohne weiteres, ich motivirt beibehalten habe, während der uneingeweihte leser mich nach Misteli für den urheber dieses sprachgebrauchs halten muss.

Die bemerkung über die schreibung der russischen wörter in den finnischen idiomen hätte Misteli nicht gemacht, wenn er einen blick in die vielen sprachdenkmäler und übertragungen, aus denen ich meine beispiele geschöpft, gethan und ausserdem die von mir oft betonte notwendigkeit möglichster vereinfachung der orthographie in anschlag gebracht hätte.

Nachträge, berichtigungen.

Die orthographie ist nicht überall gleichmässig; wo ich nicht ganz sicher war bezüglich etwaiger nuancen, habe ich die schreibweise des originalwerkes beibehalten. Durch versehen ist die vocallänge nicht durchweg durch ¯ bezeichnet; cf. p. 113, wo ich in alter gewohnheit ^ statt ¯ gesetzt habe.

p. 8 hinter den worten: „in dem ganzen accusativ des magyarischen, ostjakischen und sonst“ ist einzuschieben „formell“.

p. 18 unten zu lesen: „eben nie in unserem sinne auch nur in annäherndem umfange copula geworden ist, sondern wesentlich hilfszeitwort bleibt.“

p. 53 mitte l. May*a*-gruppe statt May*u*-

p. 113 unten l. ama statt ama.

p. 129. 152 oben l. S-umale statt T-umale.

p. 211 mitte vor den worten: „sämtl. dravid. idiome“ einzuschiebe „Alle? idiome des Bantusystems.“

p. 253 oben bezieht sich der ausdruck: „in diesen genealogisch abso verschiedenen drei typen“ nicht auf die vom Il-Oigob augenscheinlich bee flusste geschlechtsbezeichnung des Bari.

Druck von G. Bernstein in Berlin.

WEITERES

ZUR

SPRACHGESCHICHTE.

VON

HEINRICH WINKLER.

DAS GRAMMATISCHE GESCHLECHT.
FORMLOSE SPRACHEN. ENTGEGNUNG.



BERLIN 1889.
FERD. DÜMMLERS VERLAGSBUCHHANDLUNG.

FRIEDRICH MÜLLER

SEINEM TREUEN BERATER UND GÖNNER

IN

UNWANDELBARER VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT

GEWIDMET VOM

VERFASSER

ZUGLEICH

SEINEM LIEBEN VATER

PROFESSOR DR. J. M. WINKLER

ÜBERREICHT

ZUM FÜNFZIGJÄHRIGEN DOCTORJUBILÄUM.

Vorwort.

In meinem buche „Zur sprachgeschichte" erwähnte ich, dass ich die abhandlung über das grammatische geschlecht auf anderem wege zu veröffentlichen suchen würde; sie folgt hier in umgearbeiteter und erweiterter gestalt. Über den zweiten teil „Formlose sprachen" und die „Entgegnung" brauche ich nichts besonderes zu sagen, beide tragen den zweck ihrer veröffentlichung an der stirn. Dagegen bin ich eine andere erklärung schuldig. Die fortsetzung meines 1885 erschienenen werkes „Das uralaltaische und seine gruppen" war auf 5 bis 6 druckbogen berechnet und sollte nach wenigen monaten erscheinen. Da zahlreiche erfahrungen mich bald nach dem erscheinen der ersten zwei lieferungen darüber belehrten, dass dann das ganze nicht die erwartete wirkung haben würde, baute ich die arbeit auf breiterem und tieferem grunde völlig neu und auch nach neuen gesichtspuncten auf — viele monate widmete ich allein ausschliesslich den reichen Radloffschen sprachproben aus den südsibirischen Turksprachen, die mir für den türkischen typus als grundlage und masstab dienen. Inzwischen sah ich die in meinen augen unabweisbare notwendigkeit ein, mein obengenanntes buch „Zur sprachgeschichte" zu publiciren, durfte aber darin p. 281 gleichwohl das erscheinen für das jahr 1888 versprechen. Ein herbes geschick, welches während mehr als

jahresfrist seine schwere hand auf die meinigen legte, ein liebes kind mir raubte, machte mir die erfüllung dieses versprechens in der angegebenen frist physisch und psychisch unmöglich, so gern ich diesen auf mir lastenden druck los geworden wäre. Die arbeit wird in ihrer neuen gestalt, selbst in die knappste form gezwängt, doch voraussichtlich gegen 20 druckbogen fassen.

Breslau, februar 1889.

Heinrich Winkler.

Inhaltsverzeichnis.

Das grammatische geschlecht.

Vorliegende abhandlung war bis auf unbedeutende kleinigkeiten vollendet, als der verfasser derselben L. Adams arbeit Du genre kennen lernte. Gleichwohl glaubt er dieselbe nicht zurückhalten zu müssen, da im einzelnen sowie in der ganzen richtung jede der beiden arbeiten so ihren besonderen weg geht, dass eine die andere zu ergänzen wohl geeignet erscheint. Während L. Adam ein reiches bild von der eigenartigen, allerdings oft geradezu auffallend ebenmässigen entwickelung der vorstufen des grammatischen geschlechts, namentlich auf amerikanischem boden, entrollt, glaubte verfasser dieser arbeit, gerade hier sich mit möglichst summarischer skizzirung der hauptumrisse begnügen zu dürfen. Ebenso konnte er die ursprünglich auch viel breiter angelegte behandlung des Bantutypus, welcher bei L. Adam den weitesten raum einnimmt, nicht aufnehmen, da er der überzeugung ist, dass die klassenunterscheidung des Bantu auf ganz anderer grundlage als der des grammatischen genus ruht, ja kaum die tendenz oder auch nur die fähigkeit hat, als vorstufe zum grammatischen geschlecht zu gelten. Dagegen hat er sein augenmerk darauf gerichtet, die fälle zu fixiren, wo die kategorie des genus, wenn auch noch so dürftig, in reinerer gestalt, d. h. im sinne des wirklich männlichen oder weiblichen geschlechtigen, ohne verquickung mit anderen gesichtspunkten wie denen des vernünftigen und ver-

nunftlosen, zum ausdruck zu kommen scheint, resp. wo die entwickelung zum reinen geschlechtsausdruck auf der roheren, in spuren vorhandenen, ebengenannten materielleren grundlage verfolgbar ist. Von höchster wichtigkeit waren daher für ihn die von L. Adam, dem wesen seines schriftchens ganz entsprechend, ohne besondere bevorzugung besprochenen typen des semitischen, hamitischen, sowie namentlich ihre afrikanischen vorläufer (letzteres wort natürlich nicht im genealogischen, sondern im sinne der inneren form gemeint), endlich das hierin vielfach über- ebenso oft unterschätzte indogermanisch mit seiner innerlich so harmonischen, äusserlich so zerfahrenen, unzulänglichen darstellung des grammatischen geschlechts. Ebenso musste der verfasser zwei typen mit anscheinend ungemein scharf ausgebildetem grammatischem geschlecht eingehender darstellen, weil dieselben geeignet sind, in eigentümlicher weise durch den gegensatz das wesen des indogermanischen genus zu beleuchten, und weil dieselben an sich einen hochinteressanten entwickelungsprocess darstellen, mit anders geartetem ausgangs- wie zielpuncte als dort: die nordkaukasischen sprachen und das hottentottische.

Es ist unzweifelhaft die grammatische geschlechtsbezeichnung im princip überflüssig; ist das betreffende ding natürlich geschlechtig, so ergiebt der name desselben an sich schon auch seine geschlechtliche stellung; es würde dann nur das ersatzwort des nomens, das pronomen, uns im zweifel lassen über diesen punct; aber auch hier wird uns der zusammenhang leicht darüber aufklären. Wo also z. b. überhaupt die innere bestimmtheit nur durch den satz, nicht durch die an sich indifferenten teile gegeben wird, tritt das bedürfnis einer derartigen scheidung am wenigsten hervor; anders in den sprachen, welche sich bestreben, auch in der loslösung vom satzganzen jedem, auch dem unbedeutendsten elemente desselben, seinen selbständigen, unwandelbaren, keiner irgendwie gearteten deutung bedürftigen wert zu geben.

Hier wird eine klare, einfache bezeichnung des grammatischen geschlechts allerdings nahe liegen. Sie erleichtert aber auch die sprachliche darstellung bedeutend; ist sie nicht vorhanden, so ist beim natürlich geschlechtigen zur erzielung der unumgänglich notwendigen deutlichkeit entweder durch-

weg die anwendung ganz gesonderter bezeichnungen für die beiden geschlechter geboten oder die schwerfällige umschreibung durch ein selbständiges beiwort wie mann, weib, männlich, weiblich; jedenfalls wird das alles einfacher, innerlich klarer ausgedrückt durch eine leichte lautdifferenzirung am substantiv selbst, ganz abgesehen davon, dass es doch sehr bedeutungsvoll ist, wenn auch am reinen formworte diese volle innere bestimmtheit hervortritt, so in einem dieser, diese, dieses gegenüber einem indifferenten, deutungsbedürftigen magyarischen ez, az. Ausser der grösseren bestimmtheit werden wir bald erfahren, dass auf diesem einfachen wege oder besser durch die weiteren consequenzen, aber auf wesentlich derselben grundlage, noch ganz anderes erreicht, geradezu eine neue inhaltschwere kategorie ins leben gerufen wird, dass die einfache scheidung eines magnus, magna, magnum im leben der sprache eine bedeutungsvolle, bestimmende rolle spielt.

Wenn nun auch eine derartige, die sprache durchdringende ausdehnung der geschlechtsbezeichnung meist nur hoch entwickelten typen wirklich eigen ist, so macht sich doch auf weiten sprachgebieten das bedürfnis nach einer irgendwie gearteten kennzeichnung des wesens der behandelten dinge fühlbar; schon aus dem obengenannten grunde, dass dadurch eine grosse anzahl besonderer benennungen entbehrlich wird; doch auch aus dem anderen sehr naheliegenden, dass die natur der in rede stehenden dinge doch gar zu oft tief in das wesen eindringt, durch ihre innere bedeutsamkeit unwillkührlich dazu drängt sich irgend wie von vornherein kenntlich zu machen; es ist das ein zug, den wir auf allen continenten, bei den örtlich und genealogisch am weitesten abliegenden typen (den australischen kreis ausgenommen?) in den verschiedensten fassungen treffen, der also jedenfalls tief begründet ist.*)

Freilich werden dabei vielfache wege eingeschlagen, oft

*) Gewisse typen freilich treffen die minutiösesten unterscheidungen bezüglich der äusseren verhältnisse eines gegenstandes ohne eine spur von wesensbezeichnung; so das Wolof, welches angiebt, ob ein gegenstand anwesend oder in unmittelbarer nähe, entfernt oder ganz abliegend ist.

zu viel, oft zu wenig gethan, manchmal auch sehr heterogene kategorieen unterschiedslos durcheinander geworfen. Ich muss alle diese wege als vorstufen zur bezeichnung des wirklichen grammatischen geschlechts ansehen. Die scheidung wird umso mehr den character relativer vollendung tragen, je mehr sie eine beschränkte anzahl von wirklich scharf geschiedenen, klaren und characteristischen wesensunterschieden fixirt.

Solche kategorieen sind die des belebten — unbelebten, vernünftigen — vernunftlosen, männlichen — weiblichen. Nur wenige typen wie gesagt schwingen sich zur regelmässigen bezeichnung des bedeutungsvollsten gegensatzes, an den alles im leben anknüpft, auf, dagegen zeigen sehr viele, dass das wirklich das schlussglied einer langen entwickelungsreihe ist, welches viele gar nicht, viele nur annähernd erreichen, und am meisten zeigt das die art, wie sie auf dies ziel meist zu allerletzt, nachdem sie oft andere bahnen eingeschlagen und wieder verlassen haben, dieselben auch z. t. nebenbei beibehalten, mehr oder weniger klar zustreben; fast durchweg erscheint es als letztes ziel, die minder vollkommenen ansätze, vorläufer werden dadurch verdrängt, lassen aber oft deutliche spuren zurück.

Einer der rohesten ansätze, der in den manigfaltigsten gestalten, z. t. selbst neben einer klareren scheidung nach dem speciellen werte der einzelnen individuen, ja sogar neben wirklicher geschlechtsunterscheidung, vorkommt, besteht in der blossen gegenüberstellung der zwei kategorieen des belebten und des unbelebten. Obwohl diese richtung den verschiedensten sprachtypen eigen ist, characterisirt sie zunächst in ihrer einfachsten form sowie deren variationen den amerikanischen continent. Dieser mag daher den anfang machen, darauf der asiatische continent folgen, dann der afrikanische, zuletzt die semitischen und indogermanischen idiome.*) Diese blosse gegenüberstellung von belebtem und unbelebtem, noch

*) Zwei grosse linguistische entwickelungscentren, das pacifische (melanesische, polynesische, papuanische idiome) und das australische, bleiben hier völlig unberücksichtigt, weil sie, abgesehen von wohl auch vorhandenen äusserst dürftigen ansätzen, keine andeutung wirklich grammatischen geschlechts besitzen.

ohne jede engere scheidung der der ersten kategorie angehörigen wesen nach ihrer specifischen sonderart, ihrem geschlechtscharacter, findet sich z. b. im tscherokesischen, taraskischen, totonakischen, mixtekischen, zapotekischen, Tschimu, der Paezes-sprache.*)

---

*) Dabei ist noch besonders hervorzuheben, dass in der überwiegenden mehrzahl der fälle nicht etwa das wort an sich die unterscheidung von belebtem und unbelebtem (höherem und niederem . . .) ausdrückt; das weitaus gewöhnlichste ist, dass nur durch die pluralform, welche entweder am ausdruck des unbelebten fehlt oder eine andere ist als an dem des belebten (meist nicht ein pronominalartiges hilfselement, sondern ein unbestimmter zahlausdruck wie viel ist), diese verschiedenheit angedeutet wird. Unter umständen ist freilich der wesensunterschied so klar ausgeprägt, dass er sich auch im singular an den näheren bestimmungen des substantivs, so dem possessiv, adiectiv, verb . . . kenntlich macht. Dabei darf freilich wieder nicht übersehen werden, dass der substanzausdruck meist selbst keinerlei auszeichnung trägt, indifferent ist, dass also nur durch die begleitenden momente angegeben werden soll, dieselben bezögen sich auf ein höheres, niederes . . . Selbst am hilfszeitwort kann sich die unterscheidung allein kundgeben, indem dasselbe bei belebtem ein anderes ist als am unbelebten . . ., wie im Mutsun. Es mögen einige der bezeichnendsten fälle ganz summarisch hier zusammengestellt werden; auf vollständigkeit wird dabei verzichtet.

Unterscheidung von belebtem und unbelebtem:

Dakota:	belebtes, plur.	= pi	——	unbel. ohne plur.
totonak.:	„ „	= ni, in, an...	——	„ „ „
Yunga:	„ „	= ön	——	„ „ „
Cora:	„ „	= ri, tzi, te ...	——	„ „ „
Maya:	„ „	= ob	——	„ „ „
Paezes-idiom:	„ „	= guex	——	„ „ „
Mame:	„ „	= *e*	——	unb. pl. durch zahlwort.
Kitsche:	„ „	= ab	——	„ „ „ „viel“ od. *e*, he
tarask.:	„ „	= etscha	——	„ „ „ wan
tscherokes.:	„ „	= ani uni	——	„ „ „ ti, te, to
araukan.:	„ „	= pu	——	„ „ „ ika
Montagnais:	„ plur. z. t.	= yu	——	„ „ fehlt.

Unterscheidung von höherem und niederem:

Mosquito:	höheres, plur.	= nani	——	niederes ohne plural.
Tzendal:	„ „	= etic	——	„ „ „
Opata:	„ „	= sehr verschieden	——	„ pl. durch zahlwort.

Unterscheidung von belebtem vernünftigem und vernunftlosem —— unbelebtem:

Montagnais: belebtes, dual = na —— unbelebtes dual durhh k'é.

Schon mehr erinnert an die geschlechtsbezeichnung die übrigens äusserst schwankende unterscheidung von dingen

---

Nahuatl: belebtes —— unbelebtes
vernünft. — vernunftloses — meist ohne plur.
verschiedene arten pluralbildung.

Unterscheidung von männlichem und weiblichem —— unbelebtem (resp. tieren):

Moxa: der ausdruck für tiere und lebloses meist ohne plural.

Z. t. verbinden sich mit dieser sehr dürftigen unterscheidung noch gewisse andere differenzirungen, von denen auch später andeutungsweise gehandelt werden soll; hier war vorläufig der zweck nur, diese eine significante thatsache hervorzuheben, dass der wesentlichste und durchgreifendste unterschied in der pluralbildung resp. deren nichtvorhandensein beruht; eine thatsache, die an sich und ihren meisten äusserungen nach dem verfasser wohl bekannt war, deren umfang ihm aber doch erst durch die von L. Adam in ziemlicher vollständigkeit zusammengestellten einzelnen erscheinungen klar vor augen geführt wurde. Alles ausserhalb dieser anmerkung von den amerikanischen sprachen gesagte ist ohne kenntnis der arbeit von L. Adam geschrieben worden; umso wesentlicher ist die übereinstimmung in den ausschlaggebenden puncten: nur hat der verf. bei der gleichmässigkeit und einfachheit der zu tage tretenden auffassung geglaubt, diese vielen fälle summarisch, unter kürzestem zusammenfassen der jedesmal unterscheidenden merkmale, abmachen zu dürfen, da er lieber eine anzahl von typen mit reinem grammatischem geschlecht oder besonders auffallenden eigentümlichkeiten eingehender behandeln wollte.

Die hier genannten erscheinungen erwähnt er nach L. Adams angaben, deshalb behält er auch die von diesem gebrauchten namensformen bei (z. b. Yunga). Um das hierher entnommene nicht unübersichtlich auseinanderzuziehen, mag auch das übrige hier gleich erwähnt werden, gleichviel ob es hier oder erst später zu nennen wäre.

Erwähnenswert ist, dass diese unterscheidung von belebtem und unbelebtem, höherem und niederem . . . z. t. auch durch differenzirte formen des possessiv, adiectiv, verb, sei es mit oder ohne nebenhergehende verschiedene pluralbildung, hergestellt wird. Scharf ausgeprägt ist dieser character z. b. in der Algonkingruppe, wo je nach dem wesen des gegenstandes das das substantiv begleitende possessiv, adiectiv, demonstrativ, verb sich in der form richtet. Ebenso ist im tschiapanekischen das zahlwort, adiectiv, pronomen der dritten person hiernach variabel, im tscherokesischen das possessiv und adiectiv (eine vom verfasser selbst früher am verbalausdruck beleuchtete thatsache), im Opata das zahlwort und adiectiv; besonders durchgreifend ist die congruenz am adiectiv-possessiv und demonstrativ im Moxa, bei ersterem im singular und plural, bei letzterem wenigstens im singular; im irokesischen variirt die form des pronomens dritter person, im Tschikito das possessiv am substantiv,

höherer und niederer art, welche zugleich zeigt, wie materiell unter umständen die grundauffassung gewesen sein kann, welche schliesslich zu mehr oder minder klarer geschlechtsunterscheidung führte. Wir sehen da z. b. in bezeichnender weise in die höhere klasse neben männlichen wesen auch verschiedenartiges unbelebtes eingeordnet, bei dem man nur sehr teilweise den grund dieser einordnung ahnen kann, daneben die weiblichen wesen nebst den meisten unbelebten gegenständen in die niedere. So gehören die weiber in die niedere klasse im irokesischen, und zwar ist das verfahren gerade hier so bezeichnend, dass über die gründe kein zweifel sein kann; ebendorthin gehören z. b. alle niederen wesen und alles unbelebte, in die höhere klasse dagegen alle übermenschlichen wesen und sämtliche männliche individuen.

Das Tschikito erinnert einigermassen an das irokesische (auch an die Algonkin-gruppe), d. h. es geht augenscheinlich von der unterscheidung einer höheren und einer niederen klasse aus und nähert sich wirklicher geschlechtsbezeichnung darin sehr, dass es wenigstens die männlichen individuen in beschränktem umfange, beim weisenden fürwort, von anderen gesondert hält, freilich die weiblichen wieder in die niedere kategorie, d. h. mit dem unvernünftigen zusammenwirft; wie weit das entfernt ist von unserer geschlechtsbezeichnung, wie roh materiell sich das bei lichte besehen stellt, zeigt sich darin, dass diese masculinform nur von männern angewendet wird, im munde der weiber aber nur die feminin-neutralform, auch wenn von männlichen individuen die rede ist. (Dabei mag noch einmal nachdrücklich hervorgehoben

---

das personalzeichen dritter person am einfachen verb, das obiectzeichen dritter person am obiectverb; im Montagnais teilweise das personalelement am verb.

Aus Fr. Müllers erstem nachtrag zum grundriss sei noch hinzugefügt, dass

auch im apalatschischen sprachstamm nur der plural von personenbezeichnungen bisweilen lautlich gekennzeichnet wird,

im feuerländischen dual und plural bei den ausdrücken für belebtes und einzelne dinge durch pei — pikin — ndə und ndeian bezeichnet wird, der plural auch bei belebtem wie unbelebtem durch ŏala, jamalim, ebendort auch beim demonstrativ besondere persönliche formen vorhanden sind,

im Köggaba (Kolumbia) das possessivpronomen verschiedene formen hat, je nachdem es sich auf personen oder vernunftloses resp. sachen bezieht.

Schon mehr erinnert an die geschlechtsbezeichnung die übrigens äusserst schwankende unterscheidung von dingen

---

Nahuatl: belebtes —— unbelebtes
vernünft. — vernunftloses — meist ohne plur.
verschiedene arten pluralbildung.

Unterscheidung von männlichem und weiblichem —— unbelebtem (resp. tieren):

Moxa: der ausdruck für tiere und lebloses meist ohne plural.

Z. t. verbinden sich mit dieser sehr dürftigen unterscheidung noch gewisse andere differenzirungen, von denen auch später andeutungsweise gehandelt werden soll; hier war vorläufig der zweck nur, diese eine significante thatsache hervorzuheben, dass der wesentlichste und durchgreifendste unterschied in der pluralbildung resp. deren nichtvorhandensein beruht; eine thatsache, die an sich und ihren meisten äusserungen nach dem verfasser wohl bekannt war, deren umfang ihm aber doch erst durch die von L. Adam in ziemlicher vollständigkeit zusammengestellten einzelnen erscheinungen klar vor augen geführt wurde. Alles ausserhalb dieser anmerkung von den amerikanischen sprachen gesagte ist ohne kenntnis der arbeit von L. Adam geschrieben worden; umso wesentlicher ist die übereinstimmung in den ausschlaggebenden puncten: nur hat der verf. bei der gleichmässigkeit und einfachheit der zu tage tretenden auffassung geglaubt, diese vielen fälle summarisch, unter kürzestem zusammenfassen der jedesmal unterscheidenden merkmale, abmachen zu dürfen, da er lieber eine anzahl von typen mit reinem grammatischem geschlecht oder besonders auffallenden eigentümlichkeiten eingehender behandeln wollte.

Die hier genannten erscheinungen erwähnt er nach L. Adams angaben, deshalb behält er auch die von diesem gebrauchten namensformen bei (z. b. Yunga). Um das hierher entnommene nicht unübersichtlich auseinanderzuziehen, mag auch das übrige hier gleich erwähnt werden, gleichviel ob es hier oder erst später zu nennen wäre.

Erwähnenswert ist, dass diese unterscheidung von belebtem und unbelebtem, höherem und niederem . . . z. t. auch durch differenzirte formen des possessiv, adiectiv, verb, sei es mit oder ohne nebenhergehende verschiedene pluralbildung, hergestellt wird. Scharf ausgeprägt ist dieser character z. b. in der Algonkingruppe, wo je nach dem wesen des gegenstandes das das substantiv begleitende possessiv, adiectiv, demonstrativ, verb sich in der form richtet. Ebenso ist im tschiapanekischen das zahlwort, adiectiv, pronomen der dritten person hiernach variabel, im tscherokesischen das possessiv und adiectiv (eine vom verfasser selbst früher am verbalausdruck beleuchtete thatsache), im Opata das zahlwort und adiectiv; besonders durchgreifend ist die congruenz am adiectiv-possessiv und demonstrativ im Moxa, bei ersterem im singular und plural, bei letzterem wenigstens im singular; im irokesischen variirt die form des pronomens dritter person, im Tschikito das possessiv am substantiv,

höherer und niederer art, welche zugleich zeigt, wie materiell unter umständen die grundauffassung gewesen sein kann, welche schliesslich zu mehr oder minder klarer geschlechtsunterscheidung führte. Wir sehen da z. b. in bezeichnender weise in die höhere klasse neben männlichen wesen auch verschiedenartiges unbelebtes eingeordnet, bei dem man nur sehr teilweise den grund dieser einordnung ahnen kann, daneben die weiblichen wesen nebst den meisten unbelebten gegenständen in die niedere. So gehören die weiber in die niedere klasse im irokesischen, und zwar ist das verfahren gerade hier so bezeichnend, dass über die gründe kein zweifel sein kann; ebendorthin gehören z. b. alle niederen wesen und alles unbelebte, in die höhere klasse dagegen alle übermenschlichen wesen und sämtliche männliche individuen.

Das Tschikito erinnert einigermassen an das irokesische (auch an die Algonkin-gruppe), d. h. es geht augenscheinlich von der unterscheidung einer höheren und einer niederen klasse aus und nähert sich wirklicher geschlechtsbezeichnung darin sehr, dass es wenigstens die männlichen individuen in beschränktem umfange, beim weisenden fürwort, von anderen gesondert hält, freilich die weiblichen wieder in die niedere kategorie, d. h. mit dem unvernünftigen zusammenwirft; wie weit das entfernt ist von unserer geschlechtsbezeichnung, wie roh materiell sich das bei lichte besehen stellt, zeigt sich darin, dass diese masculinform nur von männern angewendet wird, im munde der weiber aber nur die femininneutralform, auch wenn von männlichen individuen die rede ist. (Dabei mag noch einmal nachdrücklich hervorgehoben

---

das personalzeichen dritter person am einfachen verb, das obiectzeichen dritter person am obiectverb; im Montagnais teilweise das personalelement am verb.

Aus Fr. Müllers erstem nachtrag zum grundriss sei noch hinzugefügt, dass

auch im apalatschischen sprachstamm nur der plural von personenbezeichnungen bisweilen lautlich gekennzeichnet wird,

im feuerländischen dual und plural bei den ausdrücken für belebtes und einzelne dinge durch pei — pikin — ndɛ und ndeian bezeichnet wird, der plural auch bei belebtem wie unbelebtem durch ŏala, jamalim, ebendort auch beim demonstrativ besondere persönliche formen vorhanden sind,

im Köggaba (Kolumbia) das possessivpronomen verschiedene formen hat, je nachdem es sich auf personen oder vernunftloses resp. sachen bezieht.

werden, dass in diesen und fast allen irgend hierin ähnlichen idiomen keinerlei lautliche auszeichnung des wortes an sich, in der singular- oder grundform, stattfindet, sondern fast durchweg sei es durch die pluralform sei es durch die attribute irgend welcher art, den verbalausdruck, das verhältnis angedeutet wird.)

Weniger roh und doch augenscheinlich noch weniger geeignet, zur geschlechtsunterscheidung zu führen, ist der von der Algonkin-gruppe eingeschlagene weg, weil dort infolge der naturgemässeren einordnung sämtlicher menschlichen wesen in die höhere klasse der für uns hier allein wertvolle unterschied des männlichen und weiblichen gerade wegfällt. Gleichwohl tritt auch hier das rohe und formlose stark hervor, wenn in dieselbe kategorie wie die menschen auch die grösseren tiere und die wichtigeren naturwesen, ja sogar die dem Indianer unentbehrlichen geräte wie bogen, pfeil, pfeife, kessel . . . gehören. Noch wager und ebenso wenig geeignet, die idee des natürlichen geschlechts zur geltung kommen zu lassen, ist die ähnliche unterscheidung von höheren oder vernünftigen und niederen, unvernünftigen wesen im Mosquito.

Intensiveres bestreben, genau zu scheiden, aber auch ohne erfolg für unseren fall, zeigen die sprachen, welche ausser der unterscheidung von belebtem und unbelebtem bei ersterem noch die genauere scheidung von vernünftigem oder höherem und vernunftlosem treffen. Das gilt z. b. für das Moxa und das Nahuatl; darum braucht aber hier nicht jedes substantiv sich als ausdruck entweder des belebten oder des unbelebten . . . zu characterisiren, es kann sich die betreffende beziehung auch, wie nicht selten, nur am verbalausdruck kundgeben; so hat das Nahuatl eine besondere obiectform für das vernünftige in der conjugation, eine andere für vernunftloses.

Weit reiner scheidet das Maya und das nahe verwandte Kitsche neben belebtem und unbelebtem in sehr beschränktem umfange am lebenden und persönlichen das männliche vom weiblichen, ein unverkennbarer ansatz zu klarer geschlechtsbezeichnung; wie scheint aber nur da, wo irgend eine wesentlich gleiche function unterschiedslos bald von einem männlichen bald von einem weiblichen wesen ausgeübt

Sind das die höchsten wenigstens der mir bekannten amerikanischen bildungen auf diesem gebiet, so zeigt der asiatische continent hierin doch ein anderes gesicht, was nämlich die energie und klarheit der auffassung anbelangt, obgleich das bestreben selbst, die dinge nach ihrem wesen

---

haupt und des ungeschlechtigen aufzubauen. — Freilich muss ich dabei vom Taënsa des J. Parisot absehen, sonst würde hierdurch, wenn keine fälschung im ganzen und auch keine willkürliche ergänzung im einzelnen vorliegen sollte, ein für den amerikanischen continent gerade in dieser beziehung beispielloser sprachtypus constituirt; gerade diese abnorme regelmässigkeit und festigkeit der grammatischen formen lässt die echtheit des Taënsamaterials in äusserst bedenklichem licht erscheinen. Gleichwohl kann dasselbe nicht einfach von dem jungen Parisot fingirt worden sein — die frage scheint vielmehr die zu sein, in wie weit das vorhandene material von P. willkürlich ergänzt worden ist — so auffallend entspricht vieles sehr wesentliche dem genius der amerikanischen sprachen; manches ist gegen die echtheit ohne beweisende kraft geltend gemacht worden, so z. b. von Brinton, z. t. in anlehnung an äusserungen des verfassers. Bezüglich der übereinstimmungen denke man an die consonantenhäufungen im anlaut, das vielfache zusammenfallen von verb und nomen, die bildung der casus, besonders des adnominalcasus, die emphatischen pronominalformen, die scheidung von in- und exclusivem plural, das possessivverhältnis am pronomen in seiner vollständigen übereinstimmung mit dem adnominalverhältnis, die durchaus amerikanische bildung und bedeutung der secundären verbalstämme . . .

Die echtheit des Taënsamaterials vorausgesetzt würde dieses idiom am nomen, substantivum und adiectivum (an ersterem zwar nicht in bezug auf das gesamte wortmaterial, jedenfalls aber in bezug auf das wirklich natürlich geschlechtige), an letzterem sogar in völlig durchgeführter congruenz auch des attributiven adiectivs, am gesamten personalpronomen der zweiten und dritten person, und zwar im singular wie im plural, und dem genau entsprechend am verb, die geschlechtsunterscheidung klar und scharf vermittelst des einen mit unwandelbarer regelmässigkeit im feminin eintretenden *ā* herstellen — eine in meinen augen auf dem ganzen weiten gebiet der sprachenwelt beispiellose einfachheit und regelmässigkeit, welche selbst die nahe verwandten erscheinungen des Bari, Il-Oigob, Haussa in schatten stellen würde. — Auch die im übrigen sprachbau frappirende regelmässigkeit lässt mich die überzeugung nicht zurückdrängen, dass dies material vorläufig als wertlos angesehen werden muss, da der gedanke ungemein naheliegt, dass eine vielleicht vorhandene, aber vielfach mangelhafte basis in willkürlicher weise, aber nach der analogie des wirklich überlieferten, ergänzt worden sei; ich denke hierbei in erster linie an die starre gleichmässigkeit, womit der plural vom nomen, aber auch in ganz derselben weise vom pronomen ich, du, sowohl in der gewöhnlichen als auch in der emphatischen form, gebildet wird; ho, wi (fem. wia) = ich, du; plural = hogi, wigi (wiagi); emphatische form = jehōni, jewini (jewina), plural = jehōnigin, jewinigin, jewinagin.

oder gar geschlechtig zu kennzeichnen, ungleich seltener hervortritt als im amerikanischen, wo unzweifelhaft diese richtung als typisch gelten darf. Der ansätze und namentlich der verfehlten ansätze sind viel weniger, die grundlage ist eben anscheinend oft schon eine wesentlich verschiedene. Die einfache unterscheidung von belebtem und leblosen hat auch nicht unbeträchtliche ausdehnung, bildet aber kaum die basis für wirkliche geschlechtsbezeichnung; letztere tritt weit reiner und unvermittelter, wenn auch in beschränktem umfange, auf und geht eher neben jener her ohne auf ihr zu beruhen, ist häufiger von vornherein lediglich der zweiteilung männlich und weiblich vorbehalten. Im wesentlichen scheinen hier schon die unbedeutenderen ansätze zur geschlechtsbezeichnung etwa die höhe zu repräsentiren, welche in amerikanischen sprachen das schlussglied bezeichnet.

Von hohem interesse ist hierbei der uralaltaische typus*); trotz hoher vollendung einiger hierhergehöriger idiome, fällt derselbe doch in dieser hinsicht fast ganz ausserhalb des rahmens dieser darstellung und zeigt, wie der mangel grammatischen geschlechts allein durchaus nicht eine sprache als niedrig organisirt kennzeichnet. Die gründe dieses mangels liegen im wesen dieses typus tief begründet, wie der verfasser teilweise früher angedeutet hat, teilweise später noch genauer erörtern wird. Hier mag die bemerkung genügen, dass bei dem enormen ursprünglichen überwiegen des satzes oder satzwortes nur in seiner zusammenfassung und bei der grossen unselbständigkeit der nur schwach, oft gar nicht entwickelten worteinheiten hier kaum ein wesentliches bedürfnis vorliegen konnte, diese kleineren einheiten, auch ausserhalb des satzzusammenhanges, in sich nach dieser seite hin klar zu gestalten; der satz musste ihnen im wesentlichen, oft ganz allein, leben und speciellen gehalt geben. Man beachte gleichwohl die geringen, aber doch unverkennbaren ansätze des uralaltaischen, welche trotz ihrer äusserst beschränkten anwendung auf zwei ganz verschiedene principe zurückzugehen scheinen, in beiden fällen aber ohne vermischung mit anderen kategorieen nur die idee des wirk-

*) Verfasser rechnet denselben zu den asiatischen.

lich geschlechtlich differenzirten wiedergeben. Einen eigentümlich formalen trieb zeigt dabei die im östlichen uralaltaisch sporadisch auftretende geschlechtsunterscheidung durch vocalvariation, während die zweite, suffixive art auf stoffwortliche anhängsel z. t. bestimmt z. t. wahrscheinlich zurückgeht, welche wohl ursprünglich immer, wie so häufig, die begriffe m a n n, w e i b deckten, darum aber gleichwohl die function blosser geschlechtsbezeichnung in späterer entwickelung hätten übernehmen können. Trotz dieser differenzirung im einzelnen falle ist in k e i n e r der zahlreichen uralaltaischen sprachen die geschlechtsbezeichnung etwa als durchgreifendes gesetz vorhanden, ja der drang dazu ist im sprachbewusstsein nicht vorhanden, wie ich unzweideutig z. b. aus den erscheinungen des mir einigermassen geläufigen magyarischen weiss; der Magyar denkt ein barát (freund) und, wo es nötig ist, setzt er daneben sein b a r á t - n ő (freund — weib, weiblich), eine wirkliche ableitung mittels eines nur der i d e a l e n g e s c h l e c h t s f u n c t i o n dienenden elements wie in magn u s, magn *a* ist ihm fremd. Sein a z ist ihm, je nachdem das bezügliche nomen natürlich geschlechtig oder ungeschlechtig, männlich oder weiblich ist, ebendasselbe, aber eben nur der potenz nach, es geht ihm jedes bedürfnis ab, demselben an und für sich speciellen wert als einem männlich oder weiblich geschlechtigen oder einem ungeschlechtigen zu geben.

Dagegen erinnert die äusserst unvollkommene und namentlich beschränkte geschlechtsunterscheidung im jenisseiostjakischen und kottischen in der ganzen art ihrer anwendung stark an die an letzter stelle genannten amerikanischen formen des arowakischen und Goaχira; wie dort nimmt eine mässige anzahl ausdrücke besondere suffixe zur bezeichnung des geschlechts zunächst im persönlichen sinne an, doch selbst inbezug auf tiere (cf. hus = pferd, hutscheä = stute); diese unterscheidung pflanzt sich im kottischen selbst auf das prädicative adiectiv fort, was auf nicht unbeträchtlichen sinn für reine geschlechtsbezeichnung schliessen lässt (fu*p* kasaχt*u* = der sohn (ist) gesund, fu*n* kasaχt*a* = die tochter (ist) gesund, eigentlich g e s u n d e, wie vorher g e s u n d e r); augenscheinlich nimmt dabei das adiectiv ein besonderes

element = e r, sie an, wie das fürwort 3. person uju = e r, uja = sie (cf. vorher kasaχ*tu*, kasaχ*ta*); es ist mithin in fup kasaχtu das geschlecht sogar zweimal, durch besondere formen, bezeichnet: sohn — **der** gesund — **er.** Der gleiche geschlechtsunterschied wie am weisenden fürwort und adiectiv im kottischen tritt ebendort auch am ausdruck der selbstheit und des reflexiven hervor: mint*u* — mint*a*, und durchzieht wohlgemerkt die ganze declination. Daneben kennt das jenissei-ostjakische wie das kottische einen unterschied von belebtem und unbelebtem.*)

Eine eigentümliche stellung nimmt das tibetische und birmanische ein; beide gruppen (auch das dem birmanischen sehr nahestehende Garo) zeigen, wieder in eng begrenztem kreise, unverkennbare specielle bezeichnung männlichen und weiblichen geschlechts, wobei die sonst einander recht fern stehenden zwei typen auch formell direct identische bildungen aufweisen; letzteres weist wohl auf beträchtliche durchdringung der sprache von dem princip, fest gewordene function hin; ein gleiches, dass nämlich nur noch die function, nicht mehr der vielleicht ganz materielle ursprung, empfunden wird, scheint daraus hervorzugehen, dass auch das weisende fürwort (er — sie) dieselbe männliche und weibliche form in suffixgestalt im tibetischen aufweist (kho — pa —— kho — ma, kho — mo, khon — pa —— khon — ma . . ., sowie es am substantiv heisst: bod — pa —— bod — mo). Dass wenigstens im heutigen zustande die reine function als wirk-

---

*) Die häufige unterscheidung von belebtem und unbelebtem auf asiatischem boden, die sich z. b. vielfach in der declination, doch auch sonst äussert, erwähne ich nicht überall besonders; sie kommt, abgesehen von den vielen allophylen typen wie sinhalesisch, Ainu (im zahlwort), kaukasischen idiomen . . . bekanntlich auch in neuindogermanischen sprachen in characteristischer weise zur anwendung, so in neuindischen, dem persischen, zigeunerischen, ossetischen . . .

Das tschuktschische zeigt deutliche spuren wohl wirklichen grammatischen geschlechts, und zwar, was sehr bemerkenswert ist, am adiectiv; cf. empetschin — empetsch*a* = älter, enanentschin — enanentsch*a* = jünger. Dies auf verwandtem gebiet der zweite fall, wesentlich ähnlich wie im kottischen, während die sonstige umgebung weithin keine andeutung dieser art aufweist. (Nachgetragen nach Fr. Müllers soeben erschienenem ersten ergänzungsbande p. 126.)

licher geschlechtzeichen die eigentliche und weitaus überwiegende ist, zeigt die constanz, mit welcher in allen drei idiomen gleichmässig wörter wie könig, witwer, mann — bock, ochs, hahn . . . durch pa, phā, phol . . ., die entsprechenden feminina königin, witwe . . . durch ma, mā, mo gebildet werden. Wenn daneben der tibetische zweig auch eine verwendung der elemente pa, ma in anderem, nicht rein geschlechtigem sinne kennt, so kann das darauf hinweisen, dass auch hier, wie wir dies so häufig sahen, dies nicht die einzige und ursprüngliche function gewesen sei, oder dass die kategorie des geschlechts auch hier nicht völlig rein zum ausdruck kommt, thatsache aber ist, dass beim wirklich geschlechtigen die scheidung zwischen männlichem und weiblichem durch diese elemente klar vor sich geht, dass dies die hauptfunction ist, vielleicht selbst reiner als im hottentottischen und Il-Oigob, wo anscheinend eine materielle auffassung, welche mit dem geschlecht wenig oder nichts zu schaffen hat, teilweise stark hervortritt. Ausserdem könnte die übertragung des tibetischen pa, mo . . . auf das gebiet des ungeschlechtigen gleichwohl auf der rein erhaltenen grundlage der geschlechtsbezeichnung, ähnlich wie im semitischen, indogermanischen, stattfinden. Gerade bei den vollkommensten formen der geschlechtsunterscheidung ist diese thatsache geradezu regel, wie später noch hervorgehoben werden wird. Gleichwohl gebe ich zu, dass manche tibetischen erscheinungen diese auffassung erschweren, ich weiss aber nicht, ob im birmanischen und Garo ähnliche nichtgeschlechtige verwendung von pa, ma . . . vorkommt, oder ob dort nur wirklich geschlechtiges diese elemente annimmt.

Vielleicht noch reiner wirklich auf dem princip der natürlichen geschlechtsunterscheidung beruht das verfahren des Kassia; jedenfalls ist kein zweifel, dass die idee des männlich und weiblich geschlechtigen am belebten, namentlich persönlichen, scharf zum ausdruck kommt; die unterscheidung geschieht mittels eines klaren pronominalen männlichen und weiblichen artikels (u und ka). Dabei schimmert, characteristisch genug, die selbst für das indogermanische nicht völlig wegzuleugnende erscheinung durch, dass auch

bei der reinen geschlechtsunterscheidung doch noch die ältere, rohere auffassung damit eine art unterscheidung von höherem und niederem verbindet, wobei, wie wohl überall, das männliche als pars potior erscheint, während das weibliche als das geringerwertige die bezeichnung mit niederen wesen, unbelebtem teilt. So sind im Kassia männlich geschlechtig die wirklich männlichen wesen, ausserdem eine sehr beschränkte anzahl unbelebter dinge, aber meist solche von hervorragender grösse oder bedeutung, wichtigkeit, wie mond, stern, berg..., was lebhaft an das ganz ähnliche, aber rohere verfahren des irokesischen erinnert; dagegen haben den weiblichen artikel ausser den ausdrücken für wirklich geschlechtige wesen die für alle übrigen dinge.*) Gleichwohl ist augenscheinlich die empfindung für das grammatische geschlecht eine lebhafte; sogar das adiectiv als attribut hat teilweise ebenso wie das zugehörige substantiv geschlechtige form. Besonders mag noch aufmerksam gemacht werden auf die geschlechtsunterscheidung am persönlichen fürwort der zweiten person.

Das sinhalesische kennt für das natürlich geschlechtige am nomen und pronomen masculin- und femininform. Obgleich höchst wahrscheinlich die betreffenden motionselemente sanskritischen ursprungs sind (cf. die reiche verwendung des auch umlaut bewirkenden femininen *i* am nomen wie am pronomen) und ursprünglich *z. t.* gar nichts mit dem geschlechtsunterschiede zu thun hatten (z. b. das masculine bildende *ā*), so haben sie dennoch in dieser ihrer besonderen, im sinhalesischen gewordenen, anwendung derart feste gestalt in dem bestimmten kreise des wirklich geschlechtigen gewonnen, dass, wo sie fehlen, naturgemäss sich eine art neutrum er-

*) Diese allgemeine, eigentlich neutrale form scheint die ursprüngliche, was ja mit ihrer anwendung völlig übereinstimmt; erst später scheint sich mit dem bedürfnis genauerer scheidung, durch differenzirung, herstellung einer besonderen form für das nicht in die allgemeine, nunmehr minderwertige kategorie gehörige höhere oder männliche, diese erste speciell für das weibliche fixirt zu haben, ohne doch ihren sonstigen wirkungskreis fallen zu lassen. (Dies ist wohl im wesentlichen auch Fr. Müllers ansicht. II. 2. p. 380.) Ziemlich beweisend ist hier das völlige überwiegen der femininform der ersten und zweiten person, neben der nur ganz beschränkt eine masculinform hergeht.

giebt; dazu kommt, dass auch die hierher, d. h. zum neutrum, gehörigen wörter grossenteils die endung *a* annehmen, so dass die kategorie des genus jedenfalls empfunden erscheint. Am weisenden fürwort sind wenigstens ebenso die natürlichen geschlechtsunterschiede durchweg klar und scharf festgehalten.

Dagegen wird die sprache durchaus beherrscht durch die empfindung für lebendes und lebloses.

Einige monate, nachdem verfasser dies geschrieben, hatte er die in jeder beziehung fördernde gelegenheit, wochenlang mit Sinhalesen zu verkehren; die hierbei bezüglich des genus gemachten beobachtungen bestätigten die vorstehenden wenigen bemerkungen, welche mit einer gewissen reserve des non liquet niedergeschrieben worden waren, im wesentlichen, doch haben sie seine ansichten über das wesen der sinhalesischen genusunterscheidung in eine neue bahn gelenkt.

Sicher muss man die fürwörter der dritten, z. t. sogar der zweiten person, für unbedingt, und zwar auffallend ausgeprägt, geschlechtig ansehen; auch wird ausser dem männlichen und weiblichen das mit dem masculin formell vielfach fast zusammenfallende neutrum, d. h. das völlig ungeschlechtige oder der sprache als geschlechtig indifferent geltende, klar ausgeschieden. Diese unterscheidung trifft singular und plural, und selbst im plural sind die geschlechter scharf unterschieden, bieten ja bildungen wie mēvā, monavā selbst unverkennbare pluralform des neutrums; ebenso geht diese unterscheidung durch alle casus, und endlich tritt uns ein reichtum bestimmt geschiedener geschlechtiger formen entgegen, dem wir vergebens versuchen würden, auf indogermanischem boden ähnliches an die seite zu setzen. Vom grundstamme me z. b. kommen vor:*) sing. mū, mohu, mēkā = masc., mā, mēki = fem., mēka = neutr.; plur. mun, movun, mēka — lā = m., mā — lā, mēki — lā = f.; mē — vā = n. Dabei treten neben augenscheinlich durch sanskritische bildungselemente abgeleiteten formen doch soviel unsanskritische besonderheiten auf, dass man zu der annahme sich neigen möchte, dass die sprache für die geschlechts-

*) cf. Fr. Müller: grdrs. III. 1. p. 150—151.

bezeichnung gerade am pronomen eine tiefe veranlagung mitbrachte, als die arischen elemente ihr aufgepfropft wurden und allerdings auch hier umgestaltend wirkten. Zweierlei ist dabei noch besonders zu berücksichtigen, wohl geeignet, diese vermutung zu stützen. Wie in den örtlich benachbarten dravidischen idiomen ist diese jedenfalls intensive bezeichnung keine genusbezeichnung im sinne des indogermanischen, sondern klassenbezeichnung und genusbezeichnung zugleich, letzteres aber fast nur an dem ausdruck der wesen höherer klasse, speciell des menschlichen und einer beschränkten anzahl tiere, im letzteren falle meist höherer ordnungen; daher tritt sie auch in erster linie und mit besonderer stärke bei dem hauptvertreter des ausdrucks des persönlichen, bewussten, dem fürwort, auf, während sie am substantiv, wie soeben angedeutet, ausser in bezug auf personen, von äusserst eingeschränkter wirksamkeit ist; bekanntlich ist auch im dravidischen sowohl die klassenbezeichnung als auch die genusunterscheidung am pronomen sehr deutlich ausgeprägt, ja, wie wir sehen werden, sogar die herausbildung einer art neutrum ganz ähnlich wie im sinhalesischen vor sich gegangen. Ausserdem verfährt das sinhalesische bei herstellung der geschlechtigen fürwörterformen in einer weise, dass man, mag die entstehung immerhin vielfach auf echt sanskritische bildungselemente hinweisen, immer wieder an die im dravidischen so häufige lautdifferenzirung zu flexivischen zwecken erinnert wird; dies selbe princip scheint auch die nominale genusunterscheidung zu beherrschen, wenn in einer anzahl von fällen das feminin augenscheinlich ursprünglich mit der sanskritischen femininendung *i* hergestellt wurde, dazu aber dann der anscheinend durch dieses *i* veranlasste umlaut in einer ganz unsanskritischen, ja unindogermanischen ausdehnung trat. Wäre bloss die sanskritische oder halbsanskritische wortform in der geschlechtigen abwandlung beibehalten oder nach sanskritischem vorbilde nachgeahmt worden, ohne dass in der sprache selbst ein trieb vorhanden gewesen wäre, scharf lautlich zu sondern, in ihrer weise zu differenziren, so müsste ein kikilī (henne) neben kukulā (hahn), vālehinnī (bärin) neben valahā (bär), ätinnī (elefantenweibchen) neben ätā . . . doch auffallen.

Endlich mag nochmals hervorgehoben werden, dass gegenüber dieser dürftigen genusunterscheidung am substantiv die scheidung von belebtem und unbelebtem die ganze sprache beherrscht und in äusserst intensiver weise beeinflusst.

Das dravidische bezeichnet einerseits gegenüber den meisten der letztgenannten typen einen beträchtlichen fortschritt, anderseits erreicht es bei weitem nicht das, was diese mit ihren einfachen mitteln erreichen. Der fortschritt äussert sich darin, dass dasselbe unter richtiger verwertung der kategorieen des männlich und weiblich geschlechtigen sowie des ungeschlechtigen oder unbelebten am fürwort drei geschlechtsformen ähnlich wie im indogermanischen und sinhalesischen scharf auseinanderhält; dass hierbei das wirklich männlich oder weiblich geschlechtige und das überhaupt nichtgeschlechtige bezeichnet wird, kann bei der art der anwendung dieser formen nicht zweifelhaft sein.*) Darin aber steht es erheblich gegen jene sprachen zurück, dass es gerade da, wo das geschlechtige hauptsächlich zum ausdruck kommen soll, am substantiv, von dieser bedeutungsvollen, scharf erfassten und an sich äusserst entwickelungsfähigen unterscheidung fast gar keinen gebrauch macht; hin und wieder zeigt einmal der subiectcasus in suffixgestalt ein männlich oder weiblich geschlechtiges pronominalelement; von einer durchdringung der sprache ist keine andeutung vorhanden, überhaupt auch nur von einem wirklich regen gefühl für das grammatische geschlecht am nomen. Die sprache zeigt auch deutlich, dass ihr höchstens bei einer bestimmten **person** an der bezeichnung des natürlichen geschlechts etwas liegt, dass sie dagegen beim gewöhnlichen substanzausdruck, dem appellativ, von ganz anderen gesichtspuncten ausgeht. Hier ist ihr nur die idee des höheren und niederen massgebend, auf diesem gebiet entwickelt sie eine ganz überflüssige schärfe und feinheit; durch dies zweite princip, welches in keiner weise zur kennzeichnung wirklicher wesensunterschiede verwertet wird, was wir doch in ziemlich klarer entwickelung bei amerika-

*) Ob vielleicht auch hier ursprünglich noch andere gesichtspuncte als die des rein geschlechtigen massgebend waren, mag bei der klaren verwendung im geschlechtigen sinne unerörtert bleiben.

nischen sprachen fanden, paralysirt die sprache die so naheliegenden wirkungen des ersten, welches somit starr und bewegungslos bleibt, völlig; denn da sämtliche menschliche wesen der höheren kaste zugerechnet werden, bleibt der für uns allein bedeutungsvolle punct überhaupt abseits liegen.

Die grundunterscheidung ist beim substantiv die von wesen höherer ordnung (kaste) und niederer, die ganz wie in so vielen amerikanischen idiomen nicht im singular, sondern nur im plural hervortritt. Auch das hat das dravidische mit dem amerikanischen gemein, dass, abgesehen von der verschiedenheit der pluralbildung in den beiden klassen, die lautliche bezeichnung des plurals bei den ausdrücken der zweiten klasse fehlen darf. Dass diese einteilung in höhere und niedere wesen den dravidischen urtypus characterisirt, geht aus dem vorhandensein derselben und der wesentlich gleichen lautlichen darstellung in allen hauptzweigen hervor. Von einem irgendwie gearteten geschlechtsunterschiede ist dabei nicht andeutungsweise die rede; cf. patni — mār = frauen, kallan — mār = diebe (Malayalam).

Die ausdrücke für die wesen höherer ordnung nehmen mār (mar), ār, ar, īr, ir. Dieses mār verbindet sich dabei eigentümlicher weise im tamulischen meist noch mit dem zeichen der entgegengesetzten, der niederen kaste; also heisst es statt taγappan — mār: taγappan — mār — gal.

Das zeichen der niederen kaste im plural ist kal, gal, kalu, galu, lu, k.

Diese klassenbezeichnung erfasst z. t. auch das pronomen und verb, aber auch hier ohne irgend welche beziehung zum geschlecht; in diesem falle haben die genannten wortklassen zur bezeichnung der höheren ordnung die obenerwähnten formen ār (ar), ir, īr . . .

Neben diesem die sprache beherrschenden grundprincip her geht die oben angedeutete sporadische bezeichnung des natürlichen geschlechts am geschlechtigen nomen, welche unzweifelhaft der suffigirte pronominale männliche und weibliche artikel in verstümmelter form, und zwar nur im subiectcasus, hervorruft; derart, dass in eigentümlich an das indogermanische anklingender weise hier geschlecht wie subiectcasus zugleich durch ein und dasselbe element ausgedrückt wird.

Auch diese form trifft, zum beweis, wie sehr die sprache unter der einwirkung der klasseneinteilung steht, und wie secundär die blosse idee des geschlechtigen sich darstellt, nur das masculinum und femininum der vernünftigen wesen, also des persönlichen. cf. tamulisch maγan = sohn, maγal = tochter, illān = hausherr, illāl = hausfrau. cf. avan — aval = er, sie. Dass die deutung als eines verstümmelten demonstrativartikels richtig ist, zeigt das weit klarer erhaltene demonstrative udu, vādu, fem. adi des Telugu in gleicher function; cf. sūdr — udu, sūdr — adi = ein Sudramann, eine Sudrafrau; hier ist vādu, adi direct das demonstrativ er, sie; qolla — vādu z. b. zeigt dasselbe ganz unverfälscht, auch hier aber ist es blosses genus-casuszeichen; das wort = der milchmann.

Eine gewisse ähnlichkeit mit dem dravidischen in diesem puncte zeigen die wie dieses auch meist wohlentwickelten nordkaukasischen (daghestanischen) sprachen grossenteils, welche z. t. die geschlechtsbezeichnung viel klarer als jenes aufweisen, z. t. freilich auch wesentlich anderes als den geschlechtigen unterschied damit andeuten, auch die durch die natur der sache gegebene beschränkung auf männliches, weibliches, ungeschlechtiges durchaus nicht immer innehalten, ja sogar trotz einer vier- und mehrteilung doch die wirklichen geschlechtsunterschiede über anderen, hierfür nebensächlichen kategorieen, wie der des vernünftigen, vernunftlosen vernachlässigen.

Hoch beachtenswert ist schon die thatsache, dass trotz der enormen, die ganze sprache durchdringenden, ihren character lautlich und innerlich bestimmenden ausdehnung der geschlechtigen differenzirung in der mehrzahl der nördlichen idiome, gleichwohl zwei derselben, welche im übrigen habitus durchaus diesem kreise angehören, das udische und kürinische, dieselbe gar nicht kennen, auch nichts darauf hinzuweisen scheint, dass sie sie je gekannt hätten. Das spricht wohl dafür, dass die genusunterscheidung nicht wie im semitisch-hamitischen und im indogermanischen sprachkreise fundamental ist in der art, dass jedem substanzausdruck oder wenigstens denen für wirklich geschlechtige oder geschlechtig denkbare individuen eo ipso grammatisch die kategorie

des geschlechts anhaftet; dass diese unterscheidung vielmehr einen deutenden character trägt, anzeigt, dass der substanzausdruck nicht grammatisch, sondern durch die qualität des bezeichneten individuums innerlich, nicht formell, geschlechtigen wert erlangt, wie in den meisten anderen idiomen, welche von einer grammatischen darstellung dieses verhältnisses überhaupt absehen. Der beweis hierfür liegt darin, dass auf dem ganzen gebiete fast nirgends, trotz der erwähnten auffallenden ausdehnung der geschlechtsbezeichnung, der ausdruck für das wesen selbst eine genusbezeichnung zulässt, sondern an sich grammatisch indifferent bleibt, seine attribute, prädicate dagegen geschlechtig abgewandelt erscheinen. Es besagen mithin diese adiectiva, pronomina, verba . . ., dass ihr inhalt bezug hat auf etwas, was man als männlich, weiblich anzusehen habe, obwohl die form desselben das in keiner weise nahelegt, während gerade umgekehrt im indogermanischen der substanzausdruck, als der träger der idee des geschlechtigen, auch grammatisch ausschliesslich oder vorwiegend als solcher erscheint, seine attribute, der ausdruck der von ihm ausgehenden thätigkeit . . ., ihrerseits die geschlechtsbezeichnung entbehren können, da über ihren wert nach dieser seite hin, bei ihrem verhältnis zu ihrem scharf gekennzeichneten regens, kein zweifel sein kann. Diese klarheit des in sich völlig abgeschlossenen substanzausdrucks wies ferner diesem von vornherein seine feste stellung im gebiete des männlich oder weiblich geschlechtigen oder des geschlechtslosen an, andere kategorieen waren eo ipso ausgeschlossen. Bei rein deutendem character der auch der geschlechtsfunction dienenden elemente dagegen lag die gefahr nahe, durch diese nur unterstützenden hilfselemente nunmehr in ausgiebigstem masse die dinge ihrer eigenart nach recht klar zu bezeichnen, indem durch meist sehr einfache lautdifferenzen angedeutet wurde, dass das ausgesagte sich auf ein vernünftiges männliches oder weibliches wesen, auf ein vernunftloses belebtes oder ein unbelebtes . . . beziehe, ohne dass doch der substanzausdruck selbst durch seine form diese complicirten und auch heterogenen kategorieen angehörenden beziehungen

wiedergab. Es ist dies wirklich der grundzug der sog. geschlechtsbezeichnung in den nordkaukasischen sprachen.

Auch die eben angedeutete eigentümlichkeit ist characteristisch und wohl allen diesen idiomen, soweit sie überhaupt genusunterscheidung kennen, gemeinsam, dass ganz ähnlich wie in den erwähnten amerikanischen sprachen nicht das geschlecht allein, sondern auch, und z. t. in erster linie, zugleich die scheidung von vernünftigem und vernunftlosem in betracht kommt. Vielleicht sind die angewendeten elemente, wofür auch andere erscheinungen sprechen, durchaus nicht, wie im indogermanischen und semitisch-hamitischen vielfach nachgewiesen werden kann, persönlich geschlechtige, fürwortartige, sondern ursprünglich direct substanzausdrücke wie mann, frau, den attributen, dem prädicat deutend beigegeben um die richtung der beziehung anzudeuten; dann wäre auch klar, wie die geschlechtsbezeichnung die des vernünftigen . . . ganz zweifellos implicite enthalten kann. (Dass in weitestem umfange auf anderen sprachgebieten ohne grammatisches geschlecht die unterscheidung zwischen männlichem und weiblichem nur durch einfache hinzufügung von mann, frau, vater, mutter in der art von mann — lehrer, frau — lehrer = lehrer, lehrerin hergestellt wird, ist allgemein bekannt.) Dieser auffassung ist die thatsache jedenfalls nicht hinderlich, dass die verhältnismässig wenigen fälle, wo anscheinend in unserer art dem männlichen substantiv ein weibliches, von derselben wortform abgeleitet, beide aber mit ihrem geschlechtszeichen versehen, gegenübertritt, bildungen aufweisen wie das in verschiedenen idiomen ganz gleichmässig gebildete *w* — ascho, *j* — ascho, *w* — ats, *j* — ats (mann — bruder, frau — bruder = schwester). Auch die andere erscheinung, dass ungleich häufiger, geradezu regelmässig, formen wie gesicht + männliches oder weibliches genuszeichen bedeuten: eines mannes, einer frau gesicht, weist doch wohl auf die grundbedeutung mann — gesicht, frau — gesicht hin. Nebenbei ersieht man aus diesem beispiel, wie völlig verschieden dieser process von der indogermanischen genusbezeichnung ist; indogermanisch zeigt das männliche oder weibliche genuszeichen am substantiv gesicht doch immer nur das geschlecht dieses substantivs an.

Es dürfte auf dem ganzen gebiet der in betracht kommenden idiome keine einzige erscheinung mit der angegebenen auffassung in widerspruch stehen, die mehrzahl dieselbe in hohem grade zu bestätigen geeignet sein. Es spricht dafür in erster linie die verwendung dieser sog. geschlechtzeichen in der verbindung mit den verschiedenen redeteilen, dem nomen, pronomen, verb . . ., weiterhin die lautliche form und deren je nach sprache und fall modificirte anwendung, die aus verschiedenen spuren oder aus dem noch heut bestehenden gebrauch sich ergebende wahrscheinliche grundbedeutung derselben.

Festzuhalten ist als allerwesentlichstes, dass die geschlechtsbezeichnung, wie vorher kurz angedeutet wurde, im schroffsten gegensatz zum indogermanischen, wo das gerade die hauptanwendung ist, dem substanzausdruck überhaupt nicht beigegeben wird, um dessen eigenen geschlechtigen wert anzugeben, sondern um zu zeigen, dass der betr. substanzausdruck selbst sich auf einen mann, eine frau, ein kind, ein ding . . . bezieht; durch das dem worte nase vortretende zeichen des männlichen wird nicht das substantiv nase dem männlichen geschlecht zugewiesen, sondern die nase wird als die eines mannes, mit dem feminin-genuszeichen als die einer frau bezeichnet. Letzteres gilt z. b. vom awarischen, hürkanischen, tschetschenzischen; im letzteren ist sogar eine form möglich, welche bezeichnet, dass ein gegenstand mehreren männern, frauen angehört. In unserem sinne geschlechtslos ist das substantiv in allen in betracht kommenden idiomen, also (ausser dem überhaupt hierin isolirten abchasischen) im awarischen, kasikumükischen, Artschi, hürkanischen, tschetschenzischen, Thusch; ganz vereinzelt kommen, z. b. im awarischen, tschetschenzischen fälle vor wie *w* — ats, *j* — ats, *w* — ascho, *j* — ascho = bruder, schwester; hier decken sich die scheinbaren motionselemente *w*, *j* anscheinend mit den indogermanischen in beispielen wie magn*us*, magn*a*, es spricht aber alles im sonstigen gebrauch dieser elemente dafür, dass in dieser sehr ungewöhnlichen anwendung die auffassung eher dieselbe sei wie etwa in magyarischem barát — nő = freund — weib d. h. freundin.

Ebenso wie beim substantiv die genusbezeichnung an-

deutete, ob dasselbe einem manne . . . angehöre, so zeigt dieselbe auch am adiectiv, ob die eigenschaft von einem manne, weibe . . . gilt, und daher die hiernach durchaus natürliche erscheinung, dass gerade im gegensatz zu den meisten anderen typen, wo die geschlechtsbezeichnung das adiectiv zu allerletzt erfasst, das adiectiv in allen diesen sprachen (ausser dem abchasischen, welches nur am pronomen ein genus hat) geschlechtigen character annehmen kann oder selbst muss, also im awarischen, kasikumükischen, Artschi, hürkanischen, tschetschenzischen, Thusch.

Am allerenergischesten aber ist beim thätigkeitsausdruck die qualität dessen hervorzuheben, wovon derselbe gilt, da es sich hier um das subiect handelt, dem die ganze satzaussage gilt; mithin kennen alle genannten typen den genusausdruck am verb resp. dem vor die eigentliche verbalform tretenden pronominalzeichen; namentlich gilt dies vom abchasischen mit seinem auffallenden reichtum an pronominalmodificationen, je nachdem etwas männlich, weiblich, abwesend, nahe, ferner . . . ist, welche der verbalform vortreten; hier mag ja auch die genaue characterisirung des agens durch den verbalausdruck umso dringenderes bedürfnis sein, als sonst nichts, weder am substantiv selbst noch am adiectiv, auf seine qualität hindeutet.

Vom pronomen gilt einigermassen ähnliches wie vom substantiv. Da ja das genuszeichen am verb selbst mit vorliebe die wesenheit des agens andeutet, so genügt am pronomen vielfach einfache demonstration, also die bezeichnung eines nahen, ferneren, anderen, und die genusbezeichnung am pronomen ist eine verhältnismässig sehr beschränkte ausser im hierin aus den obengenannten gründen ganz eigenartigen abchasischen. Schon dies verhalten des pronomens allein könnte darauf hindeuten, dass wir es hier mit einer von der indogermanischen, semitischen . . . geschlechtsbezeichnung verschiedenen erscheinung zu thun haben. Wo wirkliches grammatisches geschlecht vorhanden ist, wo also der substanzausdruck in erster linie selbst die bezeichnung oder doch den völlig klaren inhalt der speciellen geschlechtigen stellung auch grammatisch an sich trägt, ist es eine zu naheliegende und fast nirgends versagende thatsache, dass nun

auch der eigentliche vertreter des substanzausdrucks, das pronomen, diesen geschlechtigen wert ebenso klar oder vielmehr noch weit klarer, regelmässiger an der stirn trägt; letzteres deshalb, weil ihm ja als blossem formwort die innere bestimmtheit nach der seite der qualität völlig abgeht, die beim substantiv mehr oder minder durch den inhalt selbst gegeben ist. Es wird sich späterhin sogar ergeben, dass gerade am pronomen die geschlechtsunterscheidung nicht nur mit der grössten schärfe sich geltend macht, wo wahres genus anzunehmen ist, sondern dass dort mit eigentümlicher beharrlichkeit die genusbezeichnung am substantiv selbst pronominaler art, ursprünglich = *er*, *sie* ist.

Es ist weiterhin die genusbezeichnung dieser sprachen selbst, ganz abgesehen von der beziehung auf einen substanzausdruck, *eine ganz andere als im indogermanischen*. Im letzteren ist sie grossenteils der ausdruck des natürlichen geschlechtsunterschiedes, der auch auf lebloses übertragen, aber innerlich festgehalten wird. In den kaukasischen idiomen dagegen finden wir etwas ganz ähnliches wie früher in verschiedenen amerikanischen, nur eben, der anlage des typus entsprechend, in weit durchgebildeterer, regelmässigerer gestalt. Das bloss männliche scheint nirgends dem bloss weiblichen gegenübergesetzt zu werden; die grundunterscheidung ist unzweifelhaft die:

männlich } vernünftiges
weiblich }
vernunftloses (belebtes),
(unbelebtes),

wobei wieder manigfache besonderheiten, variationen sich geltend machen, so dass unter umständen z. b. die zahl der genera nicht nach unserer auffassung zwei oder drei (incl. neutrum), sondern vier, fünf, auch sechs beträgt.

cf. kasikumükisch, Artschi, tschetschenzisch, hürkanisch:

1. männlich } vernünftiges, *belebtes vernunftloses*
   weiblich }
   (incl. viele dinge), sächliches (incl. auch menschl. wesen).
2. männlich } vernünftiges, *belebtes vernunftloses*,
   weiblich }
   lebloses.

3. männlich } vern., vernunftloses, dinge.
   weiblich }
4. männlich } vern., vernunftloses und lebloses.
   weiblich }

Also die gewöhnliche zahl der kategorieen ist nicht zwei oder drei, sondern vier, und dabei tritt die unterscheidung von männlich und weiblich zurück gegenüber der weit markirter hervortretenden von vernünftigem und vernunftlosem, wie im einzelnen ganz klar sich ergiebt. Aber selbst die scheinbar so feste grundbedeutung z. b. des männlich vernünftigen, ist teilweise, wie scheint, auch schon secundär; man denke z. b. daran, dass im tschetschenzischen die ausdrücke für gold, silber . . . durch dieselben genuselemente determinirt werden wie sonst nur das männlich vernünftige; dass, wie oben angedeutet wurde, unter umständen auch menschliche wesen das zeichen des leblosen, dinge dagegen das des belebten vernunftlosen annehmen können. Die parallele mit den erwähnten erscheinungen ganz ähnlicher oder identischer art aus der Algonkingruppe, dem irokesischen... ist äusserst lehrreich. Es ist hier den kaukasischen sprachen weit weniger als sogar dem vielfach hierin verwandten hottentottischen gelungen, das eigentlich wesentliche, die geschlechtsunterscheidung ohne jede anderweite nebenvorstellung, klar abzulösen. Alles spricht dafür, dass die unterscheidung des geschlechts überhaupt secundär ist, dass ursprünglich lediglich die klasseneinteilung nach höheren und niederen wesen, in verschiedenen, dem scrupulös pedantischen character dieser sprachen entsprechenden abstufungen, wie in so vielen typen das ursprüngliche gewesen; dass der natur der sache nach als höchstes das männliche, aber, bezeichnend genug für die materiell drastische auffassung, nur in seiner qualität als volle männliche potenz, angesehen wurde, dem als inferiores zunächst meist das weibliche in gleicher qualität gegenübergestellt wurde, worauf dann auch die einordnung der übrigen lebewesen und dinge, unter manigfachen schwankungen bezüglich ihrer wertschätzung, sich fixirte. Dass auch das weiblich vernünftige unter umständen als einfach inferiores ohne jede besondere kennzeichnung bleibt, zeigt z. b. das kasikumükische, wo am demonstrativ nur das

männlich vernünftige seine besondere form hat, das weibliche mit allen übrigen belebten und leblosen wesen in eine kategorie gehört.

Die aus der anwendung zu erschliessende grundbedeutung scheint durch die form der genuszeichen voll bestätigt zu werden. Trotz aller verschiedenheiten im einzelnen herrscht bezüglich der hauptelemente in allen idiomen ausser dem abchasischen eine bemerkenswerte übereinstimmung, und die thatsache, dass dieselben oder wesentlich identische elemente sogar verschiedenen geschlechtern dienen können, spricht für nicht gegen die hier entwickelte ansicht vom wesen und der ursprünglichen bedeutung derselben, wie bald nachher erhellen wird.

Sehen wir von der häufigen spaltung der dritten kategorie, der des vernunftlosen, in wieder zwei unterabteilungen, die der belebten wesen und der dinge ab, so bleiben drei hauptklassen, welche auch im wesentlichen meist gleiche oder verwandte formelemente aufweisen. cf.

awarisch: *u* — *i* — *b*
tschetschenzisch: **w** — **j** — *b* (*d*) (= **u** — **i**)
Artschi: *u* — *d* — *b*
hürkanisch: *w* — *d* — *b*
kasikumükisch: *d* — *b*

Bezeichnend ist dabei hauptsächlich die gleichmässigkeit in der bezeichnung der ersten, vornehmsten klasse, die ja auch innerlich, wie eben gezeigt wurde, selbst gegenüber der schon schwankenden zweiten, die grösste festigkeit aufwies. Element der ersten ist unstreitig **u**, für das dieser inferiore bestehen mehrere, besonders **i** (*j*), **d**, **b**. Je nach der speciellen auffassung erhält die zweithöchste klasse **i** oder **d**, wovon **d** wieder nebenbei auch dem entschieden vernunftlosen oder sächlichen dient; auffallende constanz zeigt wiederum das element, welches augenscheinlich ursprünglich gegenüber dem männlich und weiblich vernünftigen, also dem persönlichen, das ungeschiedene unpersönliche, vernunftlose, sächliche andeutete; überall fanden wir **b** (**v**); daneben treten bei einer spaltung dieser kategorie auch andere elemente auf, so das beim tschetschenzischen nebenher erwähnte **d**, wobei es naheliegt, demselben die ursprünglich gleiche bedeutung

beizulegen wie dem gleichen zeichen für die zweite klasse, die des inferioren. Eine bestätigung *scheint* das gesagte zu erhalten durch das im einzelnen ganz eigenartige, hierin weit manigfaltigere abchasische, obgleich es nicht so sich verhalten *muss*. Auch hier wird das männliche durch **u** angedeutet, aber nur in der zweiten person, während **j**, was wir sonst für die zweite klasse fanden, demselben in der dritten person dient; das dritte hauptelement dient nun dem nächstniederen, dem weiblichen, wieder in der zweiten person (**b**), während dasselbe in der dritten person durch ein neues element, welches übrigens auch im awarischen pronomen zur femininbezeichnung vorkommt, nämlich **l**, vertreten wird; **d** zeigt auch hier ein inferiores, das *abwesend sächliche* an und ist das schlussglied der reihenfolge, während z. b. *anwesend sächliches* mit der zweiten kategorie des männlichen, in der gestalt der dritten person, rangirt, so dass wir auch hier die im tschetschenzischen . . . geltende stufenfolge, wornach **j** zwar nicht die erste, aber sicher auch nicht die letzte stelle einnimmt und ebenso sicher dem **d** gegenüber im vorteil erscheint, festgehalten sehen.

Schliesslich mag nach dieser durch die ganz einzig dastehende sprachliche erscheinung gerechtfertigten ausführlicheren darstellung noch darauf hingewiesen werden, dass der später behandelte hottentottische typus eigentümliche analogieen zeigt, so ebenfalls nicht durchweg klares wirkliches geschlecht, wiewohl vielfach erheblich klareres als hier, die ursprünglich und z. t. noch vorhandene grundbedeutung des vornehmeren und geringeren, die wunderbare vielfältigkeit der genuszeichen am pronomen, verschieden je nach person und numerus; nur treten dieselben in dem einen typus *vor*, im anderen *hinter* den pronominalstamm. cf.

abchasisch:

u — ara	zweite p.	männl.
b — ara	zweite p.	weibl.
j — ara	dritte p.	männl.
l — ara	dritte p.	weibl.
d — ara	dritte p.	abwesend sächl.

hottentottisch:

sa — ts	2. p.	männl.
sa — s		weibl.
ei — b	3. p.	männl.
ei — s		weibl.
ei — i		sächl.

Wir gehen zu Afrika über.

Unzweifelhaft kennen auch afrikanische idiome die asiatischen und amerikanischen sprachen so geläufige unterscheidung von belebtem und unbelebtem, vernünftigem und vernunftlosem, ohne dass die genusunterscheidung dadurch erreicht würde. So unterscheidet das Sandeh am fürwort 3. p. deutlich belebtes und unbelebtes (im singular).*) Auch das Fulde kennt am gleichen element eine art unterscheidung von persönlichem und unpersönlichem. In der obiectconjugation macht dasselbe einen ganz klaren unterschied, je nachdem das obiect ein erwachsenes männliches wesen**) oder irgend ein anderes ist; wieder ein hinweis, wie sich eine derartige form rein für das männliche geschlecht con-

*) Auch das Sonrhai unterscheidet ein demonstrativelement für belebtes = di, eines für unbelebtes = ni; dabei trifft noch die ähnlichkeit mit verschiedenen amerikanischen idiomen zu, dass auch unbelebtes bewusst in die klasse des belebten durch anwendung von di gewissermassen hineingezogen wird.

**) Von einer geschlechtsbezeichnung ist in diesem vielgenannten idiom keine andeutung vorhanden, dagegen wird, um das doch etwas klarer anzudeuten, die ganze sprache beherrscht von dem tiefgreifenden unterschiede in der bezeichnung dessen, was menschliches und nichtmenschliches betrifft. So verändern die ausdrücke für menschliche wesen den anlaut im plural anders als die für nichtmenschliches resp. verändern ihn nicht in fällen, wo jene das thun; das relativ ist verschieden für beide kategorieen. Am verbalausdruck wird in noch engerer begrenzung erwachsenes menschliches allem übrigen gegenübergestellt (bei ersterem nur die verbalpräfixe singular o, plural be, die suffixe singular mo, plural be). Dagegen ist im plural des nomens wieder be für menschen und tiere in anwendung, die anderen gegenstände erhalten bi, de, dsche .... Die anlautveränderungen im plural werden auch beim verb gefunden, hier aber eigentümlicher weise dieselben wie am nominalen plural beim nichtmenschlichen. Diese durchaus nicht erschöpfenden andeutungen mögen genügen.

solidiren, alles andere durch die hiermit gegebene differenzirung unter umständen dem weiblichen geschlecht zufallen konnte. Einen anderen weg, zu einer art grammatischen geschlechts zu gelangen, weist z. b. das Kanuri auf, wenn dort klare männliche patronymica auf mi, weibliche auf ram gebildet werden, während freilich im übrigen das nomen völlig ohne andeutung des genus bleibt. In einer ganzen reihe von sprachen findet eine virtuelle andeutung des persönlichen, aber noch nicht nach seinen geschlechtigen besonderheiten, dadurch statt, dass die persönlichen bildungen durch suffixe, die dinglichen durch präfixe vor sich gehen, und zwar in auffallender ebenmässigkeit bei sonst erheblich von einander abweichenden typen. Wir finden derartige unterscheidungen im Kanuri, im Ewe-typus, im Bullom-Temne . . .

Der afrikanische continent führt uns durch manigfache unverkennbare vorstufen über zur wirklichen genusbezeichnung; hierbei ist beachtenswert, dass diese letztere, in ähnlicher weise wie im indogermanischen, von einer ganzen reihe von typen erreicht wird, nämlich, wenn wir selbst von dem hierbei meist mitgezählten hottentottisch absehen, immerhin noch vom hamitisch-semitischen, Haussa, Il-Oigob, Bari. Ebenso ist dabei nicht zu vergessen, dass, wo irgend diese unterscheidung durchgedrungen und zur klaren genusbezeichnung geworden ist, auch von vornherein die verwendeten elemente nur den natürlichen gegensatz des männlichen und weiblichen, ohne irgend welche nebenmomente, zur anschauung bringen oder wenigstens in erster linie zeigen, vorwiegend pronominaler art sind, also ein er, sie bezeichnen, ganz wie wir das vom indogermanischen annehmen. Letzteres hängt allem anschein nach mit der auf dem afrikanischen continent so eigentümlich hervortretenden subiectivrichtung der sprache zusammen, welche, im gegensatz zum asiatischen und namentlich zum amerikanischen continent, so auffallend häufig zu prädicativem, subiectivartigem verb führt*). Das ist so significant ausgeprägt, dass wirklich alle

*) Da nach des verfassers überzeugung das hervorheben des persönlichen und, im verein damit, der jedesmaligen stellung innerhalb der natürlichen

afrikanischen typen, welche wahre geschlechtsbezeichnung aufweisen, auch subiectives oder wenigstens deutlich prädicatives verb haben, mit einziger ausnahme des altägyptischen und teilweise des koptischen, und diese ausnahme dürfte nur scheinbar sein. Während Il-Oigob und Bari deutlich prädicativen verbalausdruck zeigen, sind die drei anderen typen, der hamitische, semitische, das Haussa, mit die ausgeprägtesten vertreter wirklich subiectiven verbs. Auch das altägyptische dürfte die neigung zur hervorhebung des subiects, trotz des possessiven verbalausdrucks, nicht verleugnen. Man ist geneigt hier, wie in den asiatischen und amerikanischen sprachen so häufig unumgänglich notwendig ist, ebenfalls bei possessivverb eine adnominalartige fassung des ganzen satzes anzunehmen, wobei das subiect ganz zurück-, überhaupt nicht als wirkliches subiect, sondern eher als adnominale bestimmung des ruhend und nicht persönlich gedachten verbalausdrucks auftritt, so dass unser der vater stirbt dort zum vater(s) — (sein) — sterben wird. Im letzten falle beherrscht diese auffassung meist die ganze sprache; in erster linie erscheint das eigentliche adnominalverhältnis in derselben gestalt, vater(s) — (sein) — tod; weiterhin ruht fast durchgängig die adiectivbildung, die structur der hinweisenden fürwörter und der grundzahlwörter auf demselben grunde.*) Im altägyptischen und koptischen dagegen ist das alles durchaus anders; die bildung des altägyptischen satzes weist energisch auf das für die afrikanischen sprachen im weitesten umfange massgebende princip der anreihung, nicht unterordnung, derart, dass das agens nicht wie vorher als adnominale oder halbadnominale nebenbestimmung zu dem satzhaltenden starren nomenverbum erscheint, sondern dass umgekehrt das agens, selbst wenn es anscheinend eine gewissermassen beiläufige erläuterung des verbalausdrucks bildet, gleichwohl die hauptsache bleibt und sich mehr oder weniger

---

geschlechtsunterschiede im wesentlichsten zusammenhange steht mit der klaren entwickelung eines reinen, subiectiven thätigkeitsausdruckes, so glaubt er hier eine kleine abschweifung auf das gebiet des verbalausdrucks sich nicht versagen zu dürfen.

*) cf. Heinrich Winkler: zur sprachgeschichte, namentlich p. 50—76.

klar subiectiv gestaltet. Hier ist der ausdruck sein — sterben vater nicht = das sterben des vaters, sondern: sein sterben (nämlich) was den vater anlangt resp. sein sterben — der vater sc. ist der beteiligte = der vater stirbt, gerade so wie es im wirklichen adnominalausdruck lautet: der tod — (der) vater oder der tod welcher (des) vater(s) = der tod des vaters, und wie es heisst: der könig (der) grosse = der grosse könig (koptisch) ebenso p — kahi en χanaan = das land welches Kanaan, pi ma ente syχem = die gegend welche Sichem = die gegend von S. Selbst das hinweisende fürwort tritt im ägyptischen, falls es nicht zum blossen artikel geworden ist, hinter sein substantiv, wieder ganz entgegen jenen anderen typen, welche es fast ausnahmelos ursprünglich adnominal voranstellen, und gleiches gilt wenigstens teilweise vom grundzahlwort

Dieser subiective zug, welcher wie gesagt in den übrigen hamitischen idiomen noch weit klarer hervortritt und hier direct subiective verbalformen an stelle der possessiven des altägyptischen hervorruft, legt es ungemein nahe, das subiect als das mehr oder weniger persönliche, active scharf abzuheben, in seiner eigenart zu bezeichnen — und die genusbezeichnung haftet in erster linie, sogar im indogermanischen noch unverkennbar, am subiectausdruck — jedenfalls liegt das hier näher als dort, wo das ideelle subiect eigentlich nur indifferente, ursprüngliche nebenbestimmung zu dem satzhaltenden centrum des verbalausdrucks bildet. Später wird der zusammenhang zwischen der kategorie des geschlechts und dem ausdruck der activität, des subiectiven einer- und zwischen dem ausdruck des geschlechtlosen und dem obiectiven anderseits am indogermanischen noch klarer hervortreten.

Doch mögen auch die vorstufen auf diesem continent, welche zum wirklichen grammatischen geschlecht mehr oder minder klar überleiten, erwähnung finden.

Kaum kann man als vorstufe der geschlechtsbezeichnung nennen das bekannte klassensystem des gesamten Bantutypus, da es zwar feine, rigorose, uns oft wunderbar erscheinende unterscheidungen statuirt, aber den wesentlichsten punct, die des geschlechts, dabei nicht trifft. Ähnliches

gilt vielleicht vom Wolof, Fulde (und auffallender weise scheint etwas derartiges bei einem der sonst ganz anders gearteten amerikanischen idiome, dem Kiriri, der fall zu sein).

In seinen cenni di glottologia Bantu hat Giacomo di Gregorio im wesentlichen überzeugend dargethan, dass die dem ganzen Bantutypus eigentümlichen, überall auffallend gleichmässig gestalteten und gleichbedeutenden präfixe, wo nicht durchweg, so doch weit überwiegend, auf klare materielle ausdrücke zurückgehen wie gross, viel, zwei, tier, strauch, land o. ä. Dieselben werden bekanntlich dem an sich indifferenten appellativ vorgesetzt, welches nur den namen des dinges enthält, und geben so von vornherein klar an, welcher wesensgattung dasselbe angehört; aber gerade die in anderen typen so häufig dem indifferenten nomen zur geschlechtsunterscheidung selbständig beigegebenen worte mann, frau werden nicht in der angegebenen weise angewendet; so dass thatsächlich die bedeutungsvollste unterscheidung unbezeichnet bleibt; es ist das Bantu mithin ein typus, der im streben nach möglichster genauigkeit anscheinend über das ziel hinausschiesst, das nächste aber nicht trifft.*) Die gründe hierfür ohne eingehendste kenntnis

*) Es muss zugegeben werden, dass, insofern durch die klassenpräfixe das wesen der gegenstände angedeutet wird, hierin wie in vielen anderen idiomen, z. b. amerikanischen in grosser zahl, eine vorstufe zum grammatischen geschlecht liegen könnte; aber, wie schon in den einleitenden worten angedeutet wurde, selbst eine solche scheint hier nicht angenommen werden zu dürfen; wo dieser ähnliche erscheinungen vorher beobachtet wurden, war fast ohne ausnahme die zahl der klassen eine äusserst beschränkte, meist über drei (z. b. vernünftiges — vernunftloses — unbelebtes) nicht hinausgehend, und dabei die klassen selbst klar geschieden, selbst dort, wo eine (augenscheinlich beabsichtigte) übertragung stattfand —— z. b. wenn zur klasse des höheren oder des männlichen auch wichtigere unbelebte gegenstände gezogen wurden. Im Bantu dagegen tritt trotz der weit zahlreicheren klassenzeichen und, obgleich viel unwesentlichere unterscheidungen klar festgehalten werden, dieser gegensatz des vernünftigen — vernunftlosen oder gar des männlichen — weiblichen ganz zurück, kaum dass unter vielen schärfer ausgeprägten gesichtspuncten auch der gegensatz z. b. zwischen animalischem und vegetabilischem implicite oder nebenher wohl auch zur geltung kommt, wie ja auch gewisse elemente vorzugsweise, auch nicht ausschliesslich, das menschliche oder vernünftige oder das abstracte (eigenschaften, fähigkeiten) characterisiren.

des Bantutypus im ethnischen und sprachlichen sinne angeben zu wollen ist bedenklich. Vermutungsweise mag folgendes hier geltend gemacht werden. So auffallend gross die anzahl der wesenbestimmenden präfixe anscheinend ist, so schwindet doch dieser eindruck der manigfaltigkeit völlig, ja es ergiebt sich eine gewisse sterilität, wenn man das, was G. d. Greg. jedenfalls mit recht hervorhebt, berücksichtigt, dass nämlich diese ziemlich beschränkte präfixbildung hier das eigentlich wortbildende in der nominalen sphäre darstellt, dass also die geringe zahl von präfixen die selbst in niedrig stehenden sprachtypen oft so reiche stammbildung vertritt.*) Da hier mithin an stelle der ebenfalls so häufig das wesen des dinges andeutenden suffixformen nur die etwa 10—15 üblicheren präfixformen eintreten, so kann bei der manigfaltigkeit der obiecte wohl meist nur in den roheren umrissen deren wesen angedeutet werden, und für die feinere wesensnuance des geschlechtsunterschiedes dürfte kaum ein bedürfnis vorliegen.

Wie sehr viele afrikanische idiome zur darstellung des geschlechtigen unter der gestalt des unverfälscht männlich und weiblichen, also des persönlichen, subiectiven neigen, mag man daraus ersehen, dass hier nicht nur, im gegensatz zu so vielen asiatischen und amerikanischen idiomen, häufig die genuszeiger nachweisbar oder wahrscheinlich männliche und weibliche fürwortartige elemente sind, sondern auch in idiomen, welche am substantiv geschlechtsbezeichnung nicht kennen, eine klare scheidung von e r und s i e beim fürwort vorkommt (cf. z. b. dagegen magyarisch az = er, sie, es [ille, illa, illud]). So zeigt das Bongo ganz klar geschiedene männlich und weiblich geschlechtige formen wie b a h, a n a = e r, dieser; h o h, h o n a = s i e, diese; b a n n i k a = jener, h o n i k a = jene, obwohl grammatisches geschlecht am substantiv unbekannt ist; ähnlich im Schilluk.

Ganz anders schon behandelt das hierin in hohem grade bemerkenswerte hottentottische diesen punct; derselbe dürfte wohl in erster linie die veranlassung gewesen sein, weshalb

*) Man vergegenwärtige sich die ganz ähnliche functionen versehenden, aber unvergleichlich reicheren stammbildenden elemente des indogermanischen, nach art von *της, τηρ, τορ, τρο, τλο, ίσκο, ύλλιο, σύνη, ότης* . . .

man versucht hat, diesen eigentümlichen sprachstamm mit dem hamitischen in zusammenhang zu bringen. Dass z. t. wenigstens das grammatische geschlecht zum ausdruck kommt, ist unbestreitbar, ebenso aber, dass, im gegensatz zur einfachheit des hamitischen und semitischen, eine erstaunliche manigfaltigkeit solcher geschlechtiger elemente angewendet wird.

Festzuhalten ist, dass jedes substantiv, gleichviel ob es natürlich geschlechtige auffassung zulässt oder nicht, eines von den zeichen trägt, die am wirklich geschlechtigen ausnahmelos und mit grosser festigkeit das männliche oder weibliche bezeichnen, oder das zeichen des commune, welches andeutet, dass diese natürlich geschlechtige stellung hier ausgeschlossen oder unberücksichtigt ist. Weiterhin ist zu beachten, dass jede form des persönlichen fürwortes ausser der für die erste person sing., das demonstrativ, meist das possessiv, durch die zeichen für männliches, weibliches oder das commune determinirt sein muss. Schon die letzte verwendung würde lebhaft darauf hinweisen, dass eine klare scheidung des natürlichen geschlechts in unserem sinne wenigstens z. t. stattfindet, mindestens im heutigen zustand der sprache.

Bei diesem thatbestande möchte ich nicht zuviel gewicht darauf legen, dass am substantiv sich deutliche spuren eines gebrauchs der geschlechtigen formen in wesentlich anderem sinne, als wir das aus unseren sprachen gewohnt sind, zeigen; dass also ein und dasselbe substantiv rein gegenständlicher, ungeschlechtiger art alle drei genuszeichen annehmen kann, jedesmal mit unverkennbarer bedeutungsverschiedenheit. Wenn also von tsē = stammform für tag die masculinform tsēb einen wichtigen, grossen tag bedeutet, ebenso wie gamb (von gam = wasser) ein grosses wasser, dagegen tsēs mit dem femininzeichen einen gewöhnlichen, also dem ersteren gegenüber inferioren, und tsēi mit dem communezeichen einen tag im indifferenten sinne, so scheint in dieser scheidung die genesis der geschlechtigen formen aus rein stofflichen elementen zwar in der weise sich zu documentiren, dass ursprünglich das männliche als das grosse, wichtige, das weibliche als das inferiore, schwächere auch

lautlich characterisirt worden sei; damit ist aber nicht gesagt, dass, wo eo ipso es sich nur um den gegensatz des wirklich geschlechtigen handelt, nun diese scheidung nicht allein und in voller klarheit empfunden werden kann, wofür, wie oben bemerkt wurde, namentlich die regelmässige pronominale anwendung spricht. Es ist sogar nicht ausgeschlossen, wenn auch bei diesem grob sinnlichen, auffallend wenig abstrahirenden typus wenig wahrscheinlich, dass die geschlechtige bedeutung des männlichen, weiblichen die priorität zu beanspruchen habe, die des starken, schwächeren secundär sei. Nebenher sehen wir auch auf anderen sprachgebieten (cf. z. b. unten das Il-Oigob), wie recht wohl aus solchen stofflichen elementen sich eine klare, anscheinend rein formale geschlechtsunterscheidung entwickeln kann, wenn auch freilich dort, wo wirklich reines grammatisches geschlecht vorhanden ist, allem anschein nach ziemlich durchgängig rein formale elemente mit der pronominalen bedeutung eines er, sie zu grunde liegen. Was nun gar die unterscheidung eines auch lautlich als solches gekennzeichneten nichtgeschlechtigen im hottentottischen anlangt, so scheint hierin, so concret und absolut individuell immerhin die entstehung aller dieser geschlechtigen formen sein mag und wirklich zu sein scheint, gleichwohl — les extrêmes se touchent — der keim oder die möglichkeit der entwickelung eines neutrums im indogermanischen sinne, als des inbegriffs aller der geschlechtigen sondererscheinungen, also in ihrer über den geschlechtsunterschieden stehenden totalität, einer der abstractesten sprachlichen kategorieen, enthalten zu sein.*)

*) Dass wirklich die hottentottische neutralform die potenz des später zu behandelnden hoch characteristischen indogermanischen neutrums involvirt, ein über den geschlechtern stehendes, das ganze geschlechtig noch nicht differenzirte, zu bezeichnen, zeigt die anwendung der neutralform des pronomens deutlich: ma — da = wir geben, da = neutralform wir, d. h. wir, männer und frauen resp. wir (ohne rücksicht auf unsere geschlechtige stellung); das gleiche geht aus der verwendung des neutralzeichens am ausdruck des persönlich geschlechtigen hervor, wenn z. b. au*b* = der mann, tara*s* = die frau, aber au*i*, tara*i* mit dem neutralzeichen = ein mann, eine frau; oder wenn khoi — *b* (masc.) = der mensch, khoi — *n* (neutr.) = die menschen oder menschen, gleichviel ob männer oder frauen resp.

Jedenfalls ist dies phänomen, wovon fast nirgends ausser im indogermanischen, den genannten nordkaukasischen, den dravidischen sprachen, klare andeutungen vorhanden zu sein scheinen, sehr beachtenswert.

Auf der anderen seite muss allerdings auf die ganz eigentümliche erscheinung aufmerksam gemacht werden, dass wirklich in diesem idiom alles, wenigstens ursprünglich, nur ganz individuell und concret, kaum irgendwo etwas in abstracto, generell, aufgefasst zu werden scheint; zum mindesten ist die manigfaltigkeit der formen für dieselbe grundidee, also z. b. die idee des männlichen, weiblichen in unserem sinne, so beträchtlich, je nachdem dies männliche oder weibliche sich bezieht auf die zweite oder dritte person (im dual und plural auch auf die erste), ob auf eine, zwei oder mehrere personen oder dinge, dass man unwillkürlich den eindruck hat, als ob die sprache mit äusserster schärfe zwar jeden einzelnen fall nach seiner besonderheit festgehalten und dabei auch implicite das generelle zum ausdruck gebracht, sich desselben aber als des allen gemeinsamen nicht bewusst geworden sei; das geht so weit, dass z. b. die idee des männlichen in absolut (nicht etwa bloss durch leichtere lautwandelungen) verschiedener form zum ausdruck kommt in der dritten person gegenüber der zweiten, und so fast durchweg. So wird das männliche ausgedrückt im singular durch ts in der unlöslichen verbindung mit dem begriff der zweiten person — denn alle diese elemente haben nur im ganz concreten fall, in beziehung gesetzt zu einer bestimmten person, und im bestimmten numerus, realität; ein absolutes du, wir, ihr existirt nicht, es heisst du (mann, weib), wir (beide, männer, weiber), wir (mehrere, männer, w.) . . . — in der verbindung mit der dritten person durch **b**, **m**, wobei wiederum **b** nicht etwa den begriff der dritten person, sondern ganz speciell der **dritten** person des **männlichen im singular** bezeichnet. Weitere masculinzeichen sind:

---

beides. Dass hierin eine höchst beachtenswerte schärfe, feinheit und einfachheit ausgeprägt ist, dass die so eigentümlich individuelle form gleichwohl hier in sehr abstracter weise verwendung findet, ist nicht zu leugnen.

khum, gum, gye	erste	pers. dual, plural.
kho, go	zweite	
kha, gu	dritte	

Femininzeichen: singular **s**, **s** (= si)

im, si	erste	p. dual, plural.
ro, so	zweite	
ra, ti	dritte	

Neutrum: singular **ts**, **s** — **i**

rum, da	erste	p. dual, plural.
kho, ro, da	zweite	
kha, n	dritte	

Die wunderbar manigfaltigen und complicirten bildungen, welche an sich doch schon ganz bestimmt auf die erste, zweite, dritte person und zwar im singular, dual, plural hinweisen, werden nun nicht etwa absolut, zur bezeichnung der persönlichen geschlechtigen fürwortformen gebraucht, sondern treten in gestalt von suffixen an die unveränderlichen stämme der fürwörter, sa, si, ei; es heisst also nicht etwa khum, gum = wir (beide, mehrere), sondern sa — khum (resp. si — khum), sa — gum (resp. si — gum), nicht **b**, kha, gu = er, sie (beide, mehrere), sondern ei — **b**, ei — kha, ei — gu.*) Es ist mithin jede dieser formen so scharf individualisirt wie irgend möglich, die andeutung der jedesmaligen person ist in jeder derselben doppelt enthalten, in der unveränderlichen stammform und in der nach den personen und dem numerus verschiedenen suffixform des geschlechts; das generelle tritt ganz zurück, kommt, wie scheint und oben angedeutet wurde, nicht zum bewusstsein. Anderwärts sehen wir gerade, dass, sowie irgend die idee des geschlechtigen sich geltend macht, dies lautlich zunächst in möglichst unvollkommener, partieller weise zum ausdruck kommt, dass mit der klareren durchbildung des princips der sprachstoff auch in immer weiteren kreisen der einwirkung desselben unterliegt, dass selbst in den typen mit vollendetem grammatischem

*) Allerdings darf hier nicht übersehen werden, dass nicht unter allen umständen der unveränderliche pronominalstamm an sich, ohne die deutenden zeichen, die person genau angiebt; der stamm sa dient der zweiten person, aber auch dem dual und plural der ersten im inclusiven sinne; nur der exclusive dual und plural der ersten hat immer den selbständigen stamm si.

genus fast nirgends auch die formen des plural und eines etwaigen dual wirklich klar in den bereich desselben miteinbezogen sind, sondern dass die eigentliche domäne der genusbezeichnung der singular, also die bezeichnung des individuums, bleibt. Hier dagegen, wo doch die geschlechtsbezeichnung in bezug auf die reinheit der auffassung erheblichen zweifeln raum lässt, finden wir in einer wohl nirgends sonst auch nur annähernd ähnlichen regelmässigkeit jede einzelne form im singular, dual, plural in unzweideutigster weise geschlechtig differenzirt. Mögen die gründe dafür sein, welche sie wollen, schon diese abnormität mahnt dringend, die genusbezeichnung des hottentottischen nicht ohne weiteres mit der anderer typen zusammenzuwerfen.*)

Nach dieser ganz summarischen übersicht über die am meisten in die augen fallenden grundzüge der genusunterscheidung in dem bei den meisten hier in betracht kommenden typen üblichen sinne, mag eine etwas ausführlichere darlegung der speciellen, vielfach recht eigenartigen gestaltung dieser kategorie im hottentottischen folgen. Schon der umstand, dass das grammatische geschlecht des hottentottischen eine hauptveranlassung gewesen ist, diesen typus mit dem hamitischen in zusammenhang zu bringen, rechtfertigt diese abweichung vom bisherigen gange der darstellung. Es sollen im folgenden, wo es geeignet scheint, die tiefen inneren verschiedenheiten beider sprachtypen zu beleuchten, im voraus einige streiflichter auf die genusbezeichnung des später zu behandelnden hamitischen geworfen werden. Doch wird das hottentottische in erster linie berücksichtigt werden.**)

Das hamitische kennt eine sehr einfache genusunterschei-

---

*) Jedenfalls aber mag nochmals auf die erwähnten recht beträchtlichen übereinstimmungen mit den nordkaukasischen sprachen aufmerksam gemacht werden, wo ja auch die eigentliche genuskategorie durchaus nicht klar und rein auftrat, namentlich aber mit den ganz ähnlich, freilich nicht in diesem grade, von einander abweichenden formen des pronomens.

**) Ausserdem benütze ich diese gelegenheit dazu, nach den vielen typen, welche im fluge skizzirt werden mussten, nunmehr einen ganz eigenartigen, in welchem die sog. genusunterscheidung den ganzen sprachbau in flexion und syntax beherrscht, eigentlich überhaupt constituirt, etwas eingehender zu schildern.

dung am nomen, zunächst am substantivum, und eine davon unabhängige, welche innerlich dieselbe form trägt, äusserlich grossenteils anders gestaltet ist, am pronomen und am verbalausdruck —— Das hottentottische fügt unwandelbar dieselben geschlechtigen zeichen dem substantivum an, die wir auch am pronomen (dem persönl. und demonstrativen) und ebenso als subiectformen am verbalausdruck finden.

Der hamitische substanzausdruck*) ist entweder männlich oder weiblich; nur im letzteren falle ist er geschlechtig formell gekennzeichnet, wo nicht auch das männliche durch einen männlichen artikel eine art von geschlechtsbezeichnung erhält —— Das substantiv des hottentottischen ist männlich, weiblich oder neutral, unter sehr klarer scheidung dieser drei richtungen; jede der drei genuskategorieen muss ihren ganz bestimmten lautlichen ausdruck an der form des substanzwortes finden. Das neutrum hat einen ausgeprägten, bedeutungsvollen wirkungskreis. Das hamitische substantiv für natürlich ungeschlechtiges hat gleichwohl ganz bestimmt entweder den character des männlichen oder des weiblichen —— Das natürlich ungeschlechtige kann im hottentottischen derselben wortform, aber in ganz verschiedener, klar ausgeprägter bedeutung, die zeichen aller drei genera zukommen lassen; ja es kann sogar dem unbedingt geschlechtigen, persönlichen, welches als männlich oder weiblich, je nach den umständen, gedacht werden kann, die neutralform beilegen; letztere kann selbst an dem ausdruck des überhaupt nur männlichen oder des überhaupt nur weiblichen haften, jedoch wieder mit scharf ausgeprägter besonderer bedeutung. Im schroffen gegensatz zum hamitischen, welches trotz der klarheit und festigkeit der inneren form bei der unterscheidung des geschlechts die äussere form so stark vernachlässigt, dass dasselbe sogar im singular nur sehr mangelhaft lautlichen ausdruck findet, hat im hottentottischen jede singular-, dual-,

*) Das hottentottische substantiv ist zwar bezüglich der genus-numerus-(personen-) zeichen in keiner weise vom pronomen, z. t. selbst vom verb, zu trennen, es geschieht das hier trotzdem der leichteren übersicht wegen, weil das hamitische substantiv für sich betrachtet werden muss.

plural-form ihr ganz bestimmtes genuszeichen, wieder ganz verschieden gestaltet, je nachdem sie einem masculinum, femininum oder neutrum angehört; mithin sind allein bei der im sinne unserer sprachen stattfindenden genusunterscheidung am substantiv neun regelmässige genuszeichen vorhanden.*)

Die genusbezeichnung am hamitischen pronomen und am verb beruht wesentlich auf einigen wenigen festen masculin- und feminin - stämmen, verschiedenfach modificirt, auf der klaren anwendung der vocalvariation und consonantverschiebung behufs differenzirung, der combination mehrerer dieser processe; solche stämme sind **ka** (ya, a), **pa** (p, f) . . . für das männliche, **ta** (s) . . . **i** . . . für das weibliche — Die hottentottischen geschlechtigen formen für die verschiedenen personen des pronomens sind nach ihrer inneren und äusseren form ganz verschieden von den hamitischen. Wir sahen im hottentottischen, im scharfen gegensatz zum hamitischen, die stämme der persönlichen fürwörter starr, unveränderlich nach genus und (ausser desjenigen der ersten person) nach numerus. Daran traten die wunderbaren, wieder durchaus vom hamitischen abweichenden elemente, welche zugleich das geschlecht, den numerus und, da sie bei den verschiedenen personen, trotz des vorangehenden unterscheidenden personalstammes, ganz verschieden, grossenteils gar nicht verwandt sind, auch die person nochmals andeuten; hierbei ist noch zu beachten, dass an denselben nun nicht etwa die genusexponenten oder die zeichen des numerus wenigstens identisch oder auch nur durchgehends ähnlicher art sind; diese formen sind, wie oben bemerkt wurde, als gewissermassen bloss individuelle anzusehen; der betreffende unlösliche lautcomplex hat nur geltung in der ganz bestimmten verbindung, in welcher er sowohl das geschlecht als auch den numerus und die bestimmte person des fürwortes andeutet.

---

*) Später werden wir freilich sehen, dass das hottentottische auch substantiva gewissermassen erster und zweiter person kennt, und dass dieselben wie die der dritten ganz entsprechende genus-numerus- und personenzeichen annehmen.

cf. 3. p.	im masc.	**b (m)**	= singl.	**kha**	= dual.	**gu**	= plural.
	„ fem.	**s**	= „	**ra**	= „	**ti**	= „
	„ neutr.	**i**	= „	**kha**	= „	**n**	= „
2. p.	„ masc.	**ts**	= „	**kho**	= „	**go**	= „
	„ fem.	s	= „	ro	= „	so	= „
	„ neutr.	**ts, s**	= „	**kho, ro**	= „	**da**	= „
1. p.	„ masc.	ta	= „	khum	= „	gum	= „
	„ fem.	ta	= „	im	= „	si	= „
	„ neutr.	ta	= „	rum	= „	da	= „

Etwas ähnliches fehlt im hamitischen vollkommen, es sind auch keine andeutungen davon vorhanden. Man beachte einmal die verschiedenheit der besonders hervorgehobenen formen in horizontaler folge, wie sie zu demselben genus gehören, dann aber auch die nach dem genus oft gänzlich verschiedenen formen derselben person in der senkrechten aufeinanderfolge, also z. b. 3. p. **b** (**m**) — **s** — **i**, **gu** — **ti** — **n**, 2. p. **go** — **so** — **da** (plural), 1. p. **khum** — **im** — **rum** (dual), **gum** — **si** — **da** (plural) . . . . Die verticalen columnen ergeben gleichwohl noch eine gewisse übereinstimmung, so dass der numerus ein formell einigermassen einigendes princip darzustellen scheint (cf. khum, kho, kha —— gum, go, gu —— si, so —— ro, ra). Freilich ergiebt ein ähnliches resultat trotz der tiefgreifenden verschiedenheiten die prüfung der mutmasslichen genuselemente, wenn wir hier im masculinum so vorwiegend, allerdings nur im dual und plural, kh, **g** finden (cf. khum, kho, kha, gum, go, gu), oder wenn das feminin in allen drei numeri unzweifelhaft combinationen mit dem **s**-laute anwendet, ja meist allen anderen vorzieht (cf. si, s, so, s; daneben freilich im, ro, ra, ti). Dagegen sind die bezeichnungen derselben person nach numerus und geschlecht derart abweichend, dass sie unter einander grossenteils auch nicht den leisesten zusammenhang verraten. Man prüfe also endlich die formen in den horizontalen columnen, aber nicht in jeder einzeln, sondern die je drei für die drei genusformen jeder person in allen numeri; dann ergeben sich z. b. als elemente der dritten person, um von oben zu beginnen, einander so fernstehende combinationen und grundformen, wie ähnliches uns sonst nirgends begegnet ist, am allerwenigsten aber im hamitischen begegnen wird,

nämlich: **b (m) — kha — gu — s — ra — ti — i — kha — n**; d. h. für die neun überhaupt möglichen bildungen acht durchaus verschiedene formen, sieben darunter so eigenartig, dass man eigentlich jeden formellen zusammenhang überhaupt für ausgeschlossen halten möchte.

Es folgen einige andeutungen über wesen und specielle anwendung der genannten genusexponenten. Eine ganz abnorme, früher kurz berührte eigentümlichkeit, die aber jetzt erst voll gewürdigt werden kann, zeigt nunmehr, dass man eigentlich auch am substantiv, genau wie am fürwort, nichts der scharfen und einfachen genusunterscheidung des hamitischen substantivs ähnliches hat, sondern dass auch die geschlechtigen formen des substanzausdrucks ebenso individuelle, nur für den einzelnen fall berechnete und nur in ihm leben habende bildungen sind wie die pronominalen; dass also keine rede ist von einem auch nur annähernd so abstract oder generell gefassten begriff wie dem des hamitischen männlichen oder weiblichen in einem könig oder der könig, königin, die königin; das hottentottische kennt den begriff könig nur in absolut individueller verkörperung, als ein ich, du, er, wir . . . sie beide, mehrere; und wiederum müssen alle diese kennzeichen des genus, numerus, der person genau wie am pronomen auch hier vorhanden sein; also es hat ein au — ta, au — khum, au — gum, au — ts, au — kho, au — go, au — b, au — kha, au — gu . . . = ich mann, wir zwei m., wir m., du m., ihr 2 m., ihr m., er der m., die 2 m., die männer; und so hätte man ebenfalls die feminin- und die eventuellen neutralformen zu bilden, also: au — im, au — si, au — s, au — ro, au — so, au — s, au — ra, au — ti = wir 2 frauen, wir f., du f. . . . (falls von diesem worte die feminformen zufällig gebräuchlich sind).

Durch dieselben persönlich geschlechtigen numerusexponenten wird aber auch der verbalstamm resp. das nomen, welches als solcher fungirt, abgewandelt;*) also ma — ta,

*) Auf die himmelweit verschiedene gestaltung des hamitischen verbalausdrucks mit dem reichtum an lautwandelungen, den complicirten suffix- und präfixformen und der auffallend klaren, einfachen und doch äusserst scharfen genusunterscheidung, namentlich im singular, kann hier nicht eingegangen werden.

ma — khum, ma — gum, ma — ts, ma — kho, ma — go, ma — b, ma — kha . . . = ich gebe, wir 2 (männer) geben, wir (m.) geben, du (m.) giebst . . . Auch die gewissermassen präfixive verbalflexion nimmt die gleichen elemente, aber in ihrer volleren pronominalen gestalt mit vorangehendem pronominalstamm; ganz wie im suffixiv gebildeten verb ruht hier jede determination meist allein in den geschlechtigen personalelementen. sa — ts ma, sa — s ma, sa — khum ma, si — khum ma = du (m.) giebst, du (f.) giebst, wir 2 (m. incl.) geben, wir 2 (m. excl.) geben . . . Ist das subiect ein substantiv, so hat dieses natürlich die geschlechtigen zeichen. In beiden fällen ist der verbalstamm absolut indifferent. (Das substantiv nimmt dabei noch, ebenso wie das pronomen der dritten person, den demonstrativartikel **a**, welcher sowohl subiect als auch namentlich das obiect hervorhebt; so dass hier, beim subiect in der form des substantiv oder der dritten person, die durch das geschlechtige personenzeichen gegebene determination durch ein zweites determinirendes element unterstützt wird. Es mag hier gleich bemerkt werden, dass dieser pronominale weiser **a** eigentlich das einzige flexionszeichen ist, welches in der flexion und im satzbau neben den überall bestimmenden personenzeichen eine gewisse rolle spielt.)

Also jede nominal-pronominal-verbalform ist durch die überall antretenden, sich gleich bleibenden genus-numerus-personenzeichen in derselben weise, nach den drei richtungen hin, individualisirt; der unterschied, ob substantiv, pronomen, verb, liegt meist lediglich darin, ob der stamm, dem diese elemente antreten, rein nominal, pronominal oder nominalverbal ist; augu = sie die männer, eigu = sie (pron.), magu = sie geben.

Man bedenke weiter, dass auch die bildung der ordinalzahlen ganz auf diesem princip beruht, indem ganz wie soeben den stämmen au — ma . . . so dort den stämmen der einfachen zahlwörter die geschlechtigen pronominalformen, natürlich in der gestalt der dritten person, antreten; wie es vorher hiess ma — **b**, au — **b**, magu, augu, so jetzt haga — eib, haga — eis, haga — eigu, haga — eiti = der vierte, die vierte, die vierten (m. f.), wörtlich vier — er, vier — sie,

vier — sie (m. f.). Doch hierbei bleibt die sprache nicht stehen. Zeigte sich bisher die wirksamkeit der genusexponenten dort, wo wir unsere flexionsformen gebrauchen, so bilden dieselben weiterhin auch das eigentliche den satz und überhaupt die grammatische bindung vermittelnde. Auch die satzwortartige obiectconjugation beruht auf ihnen; sie sind grossenteils auch hier die einzigen hierbei verwendeten deuteelemente, die stellung derselben und der natürliche, durch den verbalstamm gegebene zusammenhang ergeben den sinn. Wie es soeben hiess ma — **b**, so heisst es jetzt: **ma** — **bi** — **b** = geben — er — er = er giebt ihm (**b** sehen wir später noch als bi mit bloss abgefallenem auslautsvocal); die verbindung zeigt, dass das erste **b** (bi) obiect ist. Weiter aber steht das dativobiect vor dem accusativobiect, ohne dass auch letzteres irgendwie besonders gekennzeichnet wäre, also müsste es lauten: **ma** — **bi** — **bi** — **b** = geben — er — er — er = er giebt ihm ihn,*) oder ma — kha — kha — b, ma — kho — gu — b, ma — go — da — b = er giebt ihnen beiden (m. n.) sie beide (m. n.), er giebt euch beiden (m. n.) sie (m.), er giebt euch (pl. m.) uns (pl. n.) . . .

Wir gehen zur eigentlichen verbindung, die nicht mehr wortartigen character hat, über.

Auch das adiectiv erhält seinen bestimmten wert nur durch das nachgesetzte, nach genus, numerus, person determinirte substantiv, falls der sinn attributiv ist, durch das vorangesetzte, falls er prädicativ. nu au — **b** = schwarz mann — der = der schw. m., aber au — **b** ge nu = der mann ist schwarz (wobei das anscheinend hilfszeitwortartige ge nichts von einem wirklichen verbalausdruck an sich hat, bloss halb adverbial dauer oder vollendung bezeichnet und

*) Ob diese form speciell vorkommt, kann verfasser nicht sagen, aber jedenfalls andere entsprechende; nur fällt demselben auf, dass er statt des erwarteten ma — da — gu — b, ma — da — gu — da = geben — ihr (pl. n.) — sie (pl. m.) — er, geben — ihr — sie — wir (plur. n.) = er giebt sie euch, wir geben sie euch findet: ma — do — gu — b, ma — do — gu — da . . . cf. Fr. Müller: grundrs. I. 2. p. 15, 17. Jedenfalls beweisen die formen ma — **bi** — b, ma — do — **gu** — b unzweideutig, dass sowohl im dativals auch im accusativverhältnis (bi — gu) das subiectelement stehen kann ohne irgend ein hinzutretendes obiectzeichen.

hier, wo jeder verbalausdruck eben fehlt, da die verbindung bloss durch aub und nu hergestellt ist, freilich gewissermassen hilfszeitwort wird).

Ebenso aber zeigt sich die possessive verbindung durchweg aufgebaut auf dem grunde dieser elemente, wobei z. t. die rein adiectivische bindung festgehalten wird, so dass wiederum an den unveränderten pronominalstamm das substantiv mit seinem individualzeichen antritt (sa au — b = deinheit — mann — der = dein mann), z. t. auf die mit dem vollen genusexponenten versehene pronominalform die ebenso geschlechtig gekennzeichnete substantivform für den ausdruck des besessenen folgt: sa — go au — b = euer mann (sa — go = ihr im plural des masc. + au — b = mann mit dem genuszeichen des sing. masc.). Noch complicirter, aber fast noch klarer rein individuell deutend stellt sich die verbindung bei anwendung von ā = eigentum; z. b. au — b ā — ta — b — *a* = mann — der eigentum — mein (ich) — er — der = mein mann.

Dasselbe gilt vom reinen substantivischen genetiv-, dem adnominalverhältnis, wo der individuell deutende character der genuszeichen, welche dabei immer sowohl den ausdruck des besitzers als auch des besessenen kennzeichnen, besonders klar zu tage tritt. cf. au — b tara — s = der mann — die frau = des mannes frau, oder: au — b di tara — s = der mann — da — die frau = die frau des mannes, oder: tara — s au — b di — sa = die frau — der mann — dieser da — sie = die frau des mannes. (Hier tritt in den letzten zwei fassungen ein lediglich vermittelndes deuteelement di und im letzten beispiele ausserdem ein zweites deutezeichen a, welches sonst meist den obiectcasus andeutet, hinzu.)

Es stellt sich somit das hottentottische als ein in hohem grade eigenartiger typus dar. Abgesehen von der ziemlich reichen stammbildung ruht das ganze sprachgebäude fast ausnahmelos auf den als genuszeichen angesehenen, in wirklichkeit stark demonstrativen, persönlichen geschlechtigen zeigern mit specifischem numeruscharacter; ohne diese ist alles, es sei nominal, pronominal, verbal, völlig indifferenter stamm ohne eigenes leben, der nur durch sie und die art der verbindung leben und concrete bedeutung gewinnt. Es giebt daneben nur noch

ein einziges flexionselement, welches denselben einen kleinen teil des weiten gebiets, und auch diesen nur teilweise, streitig macht, das erwähnte demonstrative **a**, welches vorwiegend dem obiect dient. Sonst also wird durch jene elemente allein bestimmt die gesamte nominaldeclination nach genus, subiect-, obiect-, adnominalcasus*), singular-, dual-, pluralbildung, die verbindung des adiectiv mit seinem substantiv im attributiven (und eigentlich auch im prädicativen) sinne, das ganze fürwort als persönliches, demonstratives, possessives, wieder nach der seite des persönlichen, geschlechtigen, des numerus, und ebenso das ganze verb, was die thätigkeitsaussage nach diesen drei richtungen anbelangt; somit eigentlich der sprachbau überhaupt.

Hieraus geht auch hervor, wie einseitig es ist, in diesen elementen in erster linie genuszeichen sehen zu wollen; obwohl das geschlecht immer dabei mit in betracht kommt, sind sie vor allem anderen persönliche, namentlich subiectweiser; denn es hat sich unzweideutig ergeben, dass sie vornehmlich überall eintreten, wo es sich darum handelt, deutend überzuleiten, zu vermitteln, sei es nun, dass die im verbalstamm latent vorhandene idee der thätigkeit persönlich determinirt,**) oder ein wesen klar seiner eigenart nach be-

---

*) Zur bezeichnung der rein örtlichen beziehungen des wo, wohin, woher können sie eigentlich ihrer natur nach keine verwendung finden. Diese beziehungen aber finden thatsächlich auch gar keinen ausdruck in irgend an unsere sprachen erinnernder weise derart, dass die örtliche vorstellung eines wohin . . . lautlichen ausdruck fände; diese letztere ergiebt sich lediglich aus dem zusammenhange, der verbindung; die hierbei gebrauchten postpositionen sind lediglich den begriff des äusseren, inneren, oberen, unteren, mittleren . . . verdeutlichende, indifferente reine nominalstämme. Nebenbei geht die neigung, immer und überall das subiect hervorzuheben, resp. die verbindung der satzteile mit demselben rege zu erhalten, so weit, dass selbst diese postpositionen gern ihre beziehung zum subiect und verbalausdruck durch annahme dieser elemente in suffixgestalt darthun.

) Wie lebhaft die neigung der sprache ist, durch hinweis auf das persönliche, subiective das hervorzuheben, welchem die aussage gilt, das agens, und durch diesen hinweis direct die fortführung der handlung einzuleiten, zeigt die anwendung der genuszeichen an einer etwaigen, den satz beginnenden partikel, z. b. tsī — **b au — **b** — **a** ma = und — **er** mann — **er** (da) geben = und d. m. giebt; ja es kann dann dies genuszeichen so energisch als subiectzeichen sich geltend machen, dass es allein, ohne ein

zeichnet werden soll; letzteres ist auch da der fall, wo wir ein adnominalverhältnis sehen, das hottentottische aber einfache anreihung; hierbei wird im hauptfalle, wo das regens nachfolgt, das rectum vorangeht, das erstere eigentlich erläuternd diesem beigegeben als eine wiederaufnahme des rectum, als eine berichtigung des letzteren, durch genauere angabe dessen, was wirklich gelten soll; der sohn (ja, nämlich, d. h.) **der (sein)** mut = des sohnes mut. Sogar noch klarer ist dieser drang, stark deutend und hervorhebend zwei ausdrücke gewissermassen als subiecte zu bezeichnen und doch dadurch in wirklichkeit, dem zusammenhange entsprechend, eine art unterordnung hervorzurufen, die wir adnominal fassen, bei den zwei anderen obenerwähnten umschreibungen des genetivverhältnisses.

Es bedarf wohl kaum des hinweises nochmals darauf, dass innerlich diese geschlechtigen personenzeichen des hottentottischen in ihrer ganzen anlage von den einfachen klaren, scharf ausgeprägten hamitischen genuszeigern völlig verschieden sind.

Zugleich aber mag an die bemerkungen über die afrikanischen typen, ihre subiective richtung und die damit in zusammenhang gebrachte auffallende neigung, die geschlechtsunterschiede zu bezeichnen, wieder erinnert werden. Das hottentottische zeigt wie kein anderer typus, selbst das indogermanische nicht ausgenommen, wie ungemein nahe bei subiectiver grundrichtung der sprache das hervorheben des persönlichen, auch nach der seite des geschlechtigen characters, liegt.

Es ist mehrfach versucht worden, die hamitischen geschlechtzeichen resp. das geschlechtzeichen und den männlichen artikel mit den hottentottischen genus-numerus-personzeichen der dritten person, also am substantiv, in zusammenhang zu bringen. Dies unternehmen erscheint von vornherein wenig erfolg verheissend. Die verglichenen obiecte gleichen

---

nachfolgendes substantivisches subiect, als subiect gilt, während es doch sonst nur in der anlehnung an ein substantiv, pronomen . . . mit persönlichem sinne, gebraucht wird; so heisst es denn direct tsī — **b** ma = und — **er** geben = und er giebt, tsī — **s** ma, tsī — kha ma, tsī — kho ma, tsī — gu ma . . .

sich in keiner weise innerlich. Das hamitische genuszeichen des feminins ist augenscheinlich lediglich ein solches und hat mit numerus und person nichts zu schaffen; das gleiche gilt vom männlichen artikel; wir können also beide nur ganz abstract als rein geschlechtige elemente auffassen, die nebenbei die ganze sphäre des geschlechtsbereichs nach hamitischer auffassung ausfüllen (aber auch nur der kategorie des genus dienen). Die sogenannten hottentottischen genuszeichen dagegen, welche hier allein bei der vergleichung ernstlich in betracht kommen können, d. h. die der dritten person, und hier auch nur im singular sowie nur für masculinum und femininum, sind, wie wir gesehen haben, in keiner weise abstracte genusweiser oder auch nur überhaupt wirkliche genusweiser, sondern, ohne irgend eine in sich abgeschlossene klare, aber umfassende bedeutungssphäre zu decken, gehören sie als lediglich gleichwertige elemente ganz individueller art zu den vielen behandelten ebenso individuellen weisern, welche immer neben der geschlechtigen die bedeutung des numerus und einer bestimmten person involviren. Hiernach ist es an sich sehr misslich, solche heterogene erscheinungen überhaupt vergleichen zu wollen. Aber auch im einzelnen erscheint der versuch verfehlt. Das oft als beweis der übereinstimmung genannte **b**, **p** (*m*) — **s** . . . beweist nicht das mindeste; beide lautreihen dienen auf verschiedenen heterogenen sprachgebieten der idee des subiectiven (cf. **m** im indogerman., uralalt. und **sehr** vielen anderen sprachstämmen, zeichen des subiectiven in der gestalt des zeichens für die erste person oder in irgend anderer weise; **b** im ganzen nordkaukasischen, soweit es geschlechtsunterschiede kennt, zeichen des masculins; **s** subiectzeichen im indogermanischen und sonst vielfach in ähnlicher verwendung). Nebenbei dürfte selbst diese geringe übereinstimmung noch nicht stichhaltig sein, indem das älteste hamitisch, das altägyptische, schon bloss ein **p** hier kennt, das hottentottische **b** aber secundäre ableitung des auch noch in gleicher function vorhandenen **m** sein soll, und auch die anwendung von **s** und **t** im sinne des feminins auf beiden sprachgebieten in keiner weise sich deckt; das **s**, **t** (**ts**) . . . des hottentottischen ist nebenbei durchaus nicht bloss femininzeichen (cf. ts = 2. p. sgl. masc., ts, s

dasselbe im neutr., ta = 1. p. sgl. m. u. f.). Dass nun gar die übrigen so zahlreichen genus-numerus-personzeichen, die namentlich am pronomen und verb (doch, wie oben gezeigt wurde, auch am substantiv) angewendet werden, mit den wenigen, festen geschlechtigen urstämmen des hamitischen pronomens und der verbalzeichen ebenso wenig, der inneren wie der äusseren form nach, mit erfolg verglichen werden dürfen, ist schon nach dem vorhergehenden klar. Auch abgesehen von den im hamitischen so klar ausgeprägten, meist recht einfachen, im hottentottischen aber grösstenteils undurchsichtigen, schwer oder gar nicht ablösbaren grundelementen sind auch die ableitungs- oder differenzirungsformen, wenn man von solchen im hottentottischen überhaupt reden darf, durchaus verschieden. Hierher gehört, dass die im hamitischen geradezu typische genusunterscheidung am pronomen und pronominalartigen personalzeichen des verbs durch unverkennbare vocalvariation auch nicht in spuren vorhanden ist, ebenso wenig die gleichfalls sehr häufige durch anfügung eines reinen femininzeichens an die masculin- d. h. grundform; auch das einsetzen eines modificirten consonantischen elements spielt im hottentottischen gar keine rolle bei der bezeichnung der genusverschiedenheit. Auch wo augenscheinlich gewisse grundelemente für die bezeichnung eines bestimmten genus mehr oder minder klar vorhanden sind, wendet das hottentottische ganz eigenartige, ihrer eigentlichen bedeutung nach noch unerschlossene mittel an, einerseits das numerus- anderseits das personenverhältnis durch differenzirungen anzudeuten. In wieweit dabei etwa vocalvariation und consonantenverschiebung in betracht kommen mögen, muss dahingestellt bleiben.*)

Dabei ist noch besonders auffallend, dass gerade der laut, welcher im hamitischen (semitischen und indogermanischen) weitaus am häufigsten behufs herstellung eines feminin- aus dem grundstamme verwendet wird, hier in eigentümlich

---

*) Es scheint vocalvariation wie consonantenwandel eine gewisse rolle bei der unterscheidung der personen, vielleicht auch des numerus, zu spielen. cf. kho, ro, kho (2. p. dual m. f. n.) —— kha, ra, kha (3. p. dual m. f. n.) —— go (2. p. pl. m.) —— gu (3. p. pl. m. —— si (1. p. pl. f.) —— so (2. p. pl. f.) —— khum (1. p. d. m.) —— gum (1. p. pl. m.) . . .

häufiger wiederkehr bei den bezeichnungen aller personen, aber auch in allen geschlechtern und numeri, auftritt; er macht geradezu den eindruck eines ganz allgemeinen, indifferenten, lediglich formgebenden oder zusammenhaltenden bildungselements, welche gewissermassen stammbildend angewendet wird. (cf. khum, im, rum, gum, si ts, s, b (*m*), s, n ... statt khumi, imi, rumi, gumi, si, tsi, si, bi (mi), si, ni.)

Verfasser meint nun nicht, dass durch diese darstellung des wesens der hottentottischen genusbezeichnung die nach seiner ansicht allerdings durchaus verfehlte hypothese eines genealogischen zusammenhanges des hottentottischen mit dem hamitischen widerlegt sei, da jeder der beiden zweige die implicite enthaltene anlage völlig selbständig entwickelt haben könnte, auf ganz verschiedenen wegen; aber ebenso bestimmt meint er, dass gerade dieses kapitel mit den so unverkennbaren belegen einer so völlig innerlich und äusserlich verschiedenen entwickelung auf den beiden sprachgebieten ganz und gar ungeeignet ist, darauf beweise für eine etwaige verwandtschaft gründen zu wollen; dass diese das ganze wesen des hottentottischen sprachbaues durchdringende und bedingende sog. genusbezeichnung weit eher gegen eine solche verwandtschaft geltend gemacht werden könnte.

Nahe zusammen gehören bezüglich der bezeichnung des grammatischen geschlechts, innerlich und augenscheinlich auch der form nach, zwei im übrigen einander fernstehende idiome, das Il-Oigob und das Bari, von denen letzteres den Negersprachen zugerechnet werden muss, während das erstere eher in den kreis des Fuldetypus zu gehören scheint. Die rohere, mehr materielle richtung wird dabei durch das Il-Oigob vertreten, welches in eigentümlicher weise andeutungen sinnlich stofflicher bedeutung der genuszeichen aufweist, während die allem anschein nach formell identischen elemente im Bari einen rein formalen, direct pronominalen eindruck machen; vielleicht wieder ein beleg dafür, wie häufig eine wirkliche grenze zwischen stoff- und formelementen gar nicht gezogen werden darf, sondern reine stoffelemente bei differenzirter bedeutung schliesslich durchaus formale functionen versehen können, oder auch umgekehrt. So heisst ol-alem grosses messer, en-alem kleines messer. ol, en aber dienen ausser-

dem rein der bezeichnung des männlichen und weiblichen geschlechts; ol-Oigob = Oigobmann, en-Oigob = Oigobfrau. Kann man im letzten falle kaum noch etwas anderes als formales geschlechtzeichen in ol, en entdecken, so tritt dieser character in pronominalbildungen noch unzweideutiger hervor. z. b.

el — e	= hic	en — a	= haec
el — de	= ille	en — da	= illa
gu — l — o	= hi	gu — n — a	= hae
gu — l — do	= illi	gu — n — da	= illae

Namentlich in den vier letzten formen zeigt sich, gleichviel ob die entstehung stoffwortlich oder formal ist, der character lediglich in der geschlechtsfunction verwendeter und empfundener flexionselemente unverkennbar. Auch formen wie em — barawui = ein elender, feiger Barawui, mit dem genuszeichen des feminins, lassen sich sehr wohl im sinne von unserem ein **weib** von einem Barawui erklären.

Sehr beachtenswert ist, dass diese genusbezeichnung die ganze sprache, und zwar in auffallender stärke, beherrscht, derart, dass selbst das attributive adiectiv regelmässig das geschlechtzeichen seines substantiv annimmt; das pflegt aber gerade ein zeichen dafür zu sein, dass die sprache wirklich das genus zu bezeichnen und zu empfinden fähig ist. Auch im adnominalverhältnis erhält das regens ausser seinem voranstehenden geschlechtzeichen das männlich oder weiblich geschlechtige bindende demonstrativ-relativ, z. b. ol — dia la o — sero = der hund der welcher (la) — wildnis = der hund der wildnis, en — adschi e ol — eiboni = das haus das welches könig = regis domus.

Da die obenerwähnte eigentümlichkeit des gebrauchs des männlichen genuszeichens im sinne des grossen, des weiblichen im sinne des schwachen, kleinen (bei nichtpersönlichem) unzweideutig hervortritt, so dass ol — obiro regelmässig grosse feder bedeutet, en — obiro aber ebenso regelmässig kleine feder, so ist es fast zur gewissheit geworden, dass beim persönlichen die idee des geschlechtigen sogar in beachtenswerter stärke, jedenfalls unter beimischung der im übrigen so unzweideutigen attribute der kraft, schwäche sich fühlbar macht, dass auf der anderen

seite beim nichtpersönlichen wenigstens grossenteils die andere function des verwendeten elements in voller schärfe, aber ohne die jedesmalige beimischung der geschlechtigen nuance, empfunden wird; so dass also beim ungeschlechtigen die anwendung des männlichen oder weiblichen genuszeichens oft ungleich motivirter ist als im indogermanischen, wenigstens in den uns bekannten phasen des letzteren, wo doch ein sehr grosser teil der appellativa durchaus keinen grund für die wahl des männlichen oder weiblichen genus erkennen lässt, und das grammatische geschlecht vom natürlichen geschlecht grossenteils ganz abgelöst erscheint. Freilich trifft das gleiche bedenken auch für einen beträchtlichen teil des wortbestandes im Il-Oigob zu, da wie gesagt an sich jedes substantiv geschlechtig erscheint, ohne dass etwa überall die idee des starken, schwachen als die basis erkennbar wäre — was bei aller daraus hervorgehenden anscheinenden willkür ein nicht zu unterschätzender hinweis auf die wirkliche durchdringung des gesamten sprachstoffes ist, und nebenbei auf allen sprachgebieten mit klar entwickelter genusbezeichnung wiederkehrt.

Das Bari*) zeigt wesentlich die gleiche grundrichtung der bezeichnung des grammatischen geschlechts wie das Il-Oigob, und zwar, wie oben erwähnt wurde, augenscheinlich selbst in bezug auf die form, aber völlig gereinigt von allen irgendwie nicht in die geschlechtskategorie gehörigen momenten; diese genusbezeichnung ist aufgebaut auf wenige, eigentlich nur zwei, elemente, welche durchaus nur die idee des männlich oder weiblich geschlechtigen, in der wirksamsten, der rein pronominalen gestalt, darstellen; aber so, dass jedes substantiv an sich völlig klar, auch ohne jedes geschlechtzeichen, gleichwohl als männlich oder weiblich empfunden wird, was sich zeigt, sowie dasselbe durch ein pronominalelement aufgenommen wird. Das geschieht z. b. regelmässig beim adnominalverhältnis und sehr häufig bei anfügung eines attributiven adiectivs; das adnominalverhältnis

*) Man beachte, dass das dem Bari in vielen puncten, so im wortmaterial, innig verwandte (diese verwandtschaft kann nicht auf entlehnungen beruhen) Dinka nicht eine andeutung von grammatischem geschlecht kennt.

wird angedeutet durch voranstellung des regens vor das rectum, wobei beide durch ein geschlechtig bestimmtes demonstrativ-relatives element verbunden werden; so tore **lo** mogun = sohn — **der (welcher)** — leib(es) = sohn des leibes; dagegen mede **na** dyet = haus — **das (welches)** — mädchen = das haus des mädchens. Ähnlich ist es im attributivverhältnis; but, ron = gut, schlecht. nutu **lo**but, **lo**ron = der gute, schlechte mann, aber dyet **na**but, **na**ron = das gute, schlechte mädchen. (lo ist das männliche, na das weibliche demonstrativ-relativ.)

Ganz an unser grammatisches genus erinnert es, wenn gewisse wortarten mit einer bestimmten bedeutungssphäre und bestimmten bildungselementen nun regelmässig dem einen der beiden geschlechter zugewiesen werden, so abstracta und nomina actionis auf et (ganz wie im indogermanischen die beiden wortkategorieen meistens) dem weiblichen. Für klares erfassen der geschlechtsbezeichnung spricht das durchweg geschlechtige hinweisende und adiectivisch fragende sowie das besitzanzeigende fürwort; hierbei ist namentlich die überall scharf durchgeführte geschlechtige unterscheidung, welche durchaus nur auf die beiden geschlechtzeichen lo (**l**) — na (**n**) zurückgeht, und ferner die thatsache zu beachten, dass das reine lo, na als selbständiges hinweisendes fürwort, daneben aber die manigfachsten differenzirten formen, alle mit diesen beiden grundelementen, erscheinen. cf. lo, na = dieser, diese, plural tschi — lo, tschi — ne; lu, nu = ille, illa, plural tschi — lu, tschi — nu; nie — lo, nie — na = hice, haece; lu — yu, nu — yu = iste, ista; nii — lu, nii — nu = idem, eadem; li — na, ni — na = cuius, cuia; na — lo, na — na = qualis; le — le, ne — ne = alius, alter; ku — lye, ku — nye = nonnulli. — li — *o*, ni — *o* = meus, mea; ilo — *t*, ino — *t* = tuus, tua; lo — nyet, na — nyet = suus, sua; li — kan, ni — kan = noster, nostra; lo — tschu, na — tschu = vester, vestra; lo — tsche, na — tsche = eorum, earum proprius.

Das mir nur durch Fr. Müllers nachtrag I zu seinem grundriss bekannt gewordene Muzukidiom ist eine neue Negersprache mit völlig klarer geschlechtsunterscheidung: am nomen und zwar, wie im semitisch-hamitischen und indoger-

manischen, sogar am ausdruck des natürlich ungeschlechtigen, ferner am pronomen und am verb; die unterscheidung ist so einfach, klar und von durchaus regelmässiger festigkeit, dass im heutigen zustande der sprache nur von wirklicher genusbezeichnung mittels pronominalartiger, rein formal erscheinender elemente die rede sein kann. Wunderbarer weise sind auch die eben angedeuteten pronominalartigen genuszeichen hamitisch-haussanischen formen auffallend ähnlich und von beachtenswerter einfachheit. Der ganze process vollzieht sich folgendermassen: Beim persönlichen und possessiven pronomen der dritten person im singular tritt männlichem ni weibliches ta, na, nita, beim subiectiven verbalzeichen männlichem **a** weibliches tu (ta), beim obiectiven männlichem ni (ṅ) weibliches tu gegenüber; das weibliche substantiv fügt, z. t. unter sehr klaren andeutungen des umlautprincips (im germanischen sinne), der männlichen form ein **i**, **ī** an. Durch diese wenigen formen ist im singular, der plural kennt keine genusunterscheidung, das gesamte gebiet der rein natürlich geschlechtigen obiecte in- und ausserhalb des satzes, in jeder einzelnen nominalen, pronominalen, verbalen form, unzweideutig geschlechtig determinirt.

Das Haussa zeigt abgesehen davon, dass das substantiv nicht immer auch formell sein genus an der stirn trägt (was sogar sehr selten geschieht), innerlich ähnlich klare genusunterscheidung wie die semitischen und hamitischen idiome, zu welchen letzteren es ja nicht selten gezählt wird, und muss jedenfalls für eine sprache mit unzweifelhafter entwickelung der kategorie des grammatischen geschlechts erklärt werden. Die vielfachen hypothesen über seine unleugbaren beziehungen zum hamitischen, von dem es seine pronominalen exponenten des genusunterschiedes geradezu grösstenteils erborgt zu haben scheint, können hier unberücksichtigt bleiben, da es doch bestimmt ein trotz alledem recht eigenartiger typus bleibt, welcher auch in beziehung auf das grammatische geschlecht noch seine eigenen wege geht, und überdies schwerlich gerade diese kategorie in dieser ausdehnung entlehnt haben würde, wenn nicht die sonstige innere veranlagung ihn eminent dafür prädestinirte; man denke nur an die tiefen beeinflussungen uralaltaischer idiome durch

indogermanische bei gleichwohl absolut ablehnendem verhalten gegenüber diesem puncte. Allerdings muss das Haussa wohl mit seiner selten scharf hervortretenden subiectiven conjugation, der durchaus klaren scheidung von subiect und obiect, nach dem obenentwickelten ganz besonders zur bezeichnung des grammatischen geschlechts neigen.

Abgesehen aber davon, dass wie im Bari und Il-Oigob jedes substantiv als männlich oder weiblich geschlechtig empfunden wird, wie unzweideutig wiederum aus den etwa darauf bezüglichen hinweisenden, relativen und persönlichen fürwörtern sich ergiebt, zeigt eine anzahl von substantiven und adiectiven neben der männlich gebrauchten grundform eine davon durch ein flexionselement abgeleitete weibliche form, wie mutum**nia** = weib neben mutum = mann, yārī**nia** = mädchen neben yāro = knabe.

Ganz wie im Bari und Il-Oigob heisst es im adnominalverhältnis: kwāra — **na** — schinkaffa = korn — das (welches) — reis = korn des reises, aber riga — **ta** — Abbega = rock — der (welcher) — Abbega = rock des A.; und so regelmässig beim formell geschlechtig nichtgekennzeichneten appellativ. Das weist wieder auf durchaus reine, pronominale genusbezeichnung, und dieser die ganze sprache innerlich durchdringende und bestimmende character der formalen, abstracten, von allen anderen kategorieen losgelösten geschlechtsunterscheidung tritt unverkennbar hervor, wenn, abgesehen von nominalbildungen obiger art, die genusbezeichnung überhaupt ganz und gar auf wenigen deutlich als männlich oder weiblich characterisirten reinen pronominalformen beruht. So ist das ganze fürwort, soweit überhaupt eine geschlechtige beziehung in betracht kommt, klar normirt, desgleichen das verb, so dass schon darum eine besondere geschlechtsbezeichnung am substantiv eigentlich überflüssig ist, da in jedem concreten falle, wo dasselbe als subiect, also als handelndes auftritt, worauf hierbei in erster linie rücksicht zu nehmen ist, durch den verbalausdruck seine stellung im bereich des geschlechtigen genügend gekennzeichnet ist.

Es ist ausserdem diese geschlechtsbezeichnung am für-

wort und verb in hohem grade beachtenswert und kann, obwohl wesentlich einfacher und namentlich durchsichtiger als im hamitischen und semitischen, geradezu hierin als prototyp für diese beiden sprachstämme gelten, womit nicht entfernt etwa angedeutet werden soll, dass das Haussa eine art protohamitisch darstelle, was durchaus verfehlt scheint. Wegen dieser auffallenden übereinstimmung mag das im einzelnen etwas näher ausgeführt werden.

Das persönliche fürwort scheidet durchaus im singular der zweiten und dritten person die geschlechter.

2. p. ka, kai (m.) —— kī, ke (f.); possess. ka —— ki

3. p. scha, schī, ya (m.) —— ta (f.); possess. sa —— ta.

cf. die semitischen possessivformen in der 2. p.: arab. ka — ki, assyr. ka — ki, äthiop. ka — kī, aram. *k* — kī; das ebenfalls fast ausnahmelos im hamitischen in der 2. p. m. auftretende possessive k: ägypt. *k*, kopt. *k*, Tamaschek *k*, Galla ke, Bedscha *k*; letzteres hat sogar ebenfalls die feminform ki. Auch im possessiv 3. p. erinnert, abgesehen von den vielleicht zufällig anklingenden Somaliformen *s* — *d*, vieles an das Haussa. Die formen des selbständigen personalpronomens erinnern (abgesehen von den des Tamaschek: kai — kem) mehr innerlich als der ganzen lautform nach an das Haussa. cf. 2. p. arab. anta — anti, assyr. atta — atti, äthiop. anta — antī, aram. an*t* — antī. Dagegen zeigen am verb die pronominalen geschlechtigen personalzeichen beider personen die unzweideutigste verwandtschaft im Haussa und hamitisch-semitischen, ja z. t. absolute identität. cf. 2. p. Haussa ka — ki, äthiop. ka — kī (suffix); doch tritt diese vielleicht zufällige ähnlichkeit zurück, da hier die übrigen semitischen idiome t statt k zeigen, gegenüber der übereinstimmung der männlichen wie weiblichen präfixform der 3. p. auf dem ganzen gebiet des semitischen sowie einem teile des hamitischen mit den ebenfalls regelmässig präfigirten gleichen formen des Haussa. Letzteres hat, abgesehen von beschränkter anwendung von schi, durchweg ya — ta. cf. arab. ya — ta, assyr. yi — ta, äthiop. ye — te, aram. yi — te, hebräisch yi — ti; vom hamitischen weisen die ganz gleichen elemente auf das Dankali und Saho: ya — ta, gegenüber den etwas anders gestalteten, aber immerhin wesentlich gleichen bil-

dungen des Tamaschek *i* — te, Bedscha *e* — te; das Somali lässt die masculinform, reines ya, auch für das femininum gelten. Auch die suffixformen des hamitischen weisen denselben grundcharacter wenigstens grossenteils auf: Bedscha ya — ta, Somali *a* — ta, Galla *a* — ti, Chamir *a* — ti, Dankali *ā* — tā, Saho *ā* — tā, Bilin *a* — tā. —— Einen zufall hierin zu sehen ist bei dieser gleichmässigkeit ausgeschlossen.

Hiermit ist im wesentlichen auch schon die genusbezeichnung des hamitischen und semitischen, was das fürwort und verb anlangt, characterisirt; dieselbe ist auf beiden sprachgebieten ausgesprochen pronominalen characters, erstreckt sich ebenso auf die zweite wie dritte person, jedoch z. t. auch im plural, wo im Haussa die geschlechter zusammenfallen, und zeigt in beiden kreisen eine reichere gestaltung durch anwendung einer grösseren anzahl rein geschlechtiger pronominalformen (die sich übrigens auch auf verhältnismässig wenige, klar männliche und weibliche grundstämme, zurückführen lassen) an stelle der überall wiederkehrenden Haussa-formen ka — ki; schi, scha, ya — ta.

Die geradezu verwirrende fülle*) der anscheinend verschiedenartigsten geschlechtigen elemente kommt in erster linie von dem im hamitischen und semitischen ungemein reich gegliederten sprachbau gegenüber den wunderbar einfachen und allerdings auch klaren bildungen des Haussa; beide erstgenannten typen zeigen neben eigentlichen persönlichen fürwörtern und possessivsuffixen verbale prä- und suffixe sowie obiectformen am verb, also an stelle der e i n e n kaum irgendwo wesentlich modificirten hauptform des Haussa deren vier resp. fünf. Die manigfaltigkeit wird vermehrt durch die formen eines dual und plural sowie dadurch, dass, an stelle e i n e s elements im Haussa, häufig mehrere wesentlich gleiche oder ähnliche, aber genauer und feiner unterschiedene, auf-

*) Man denke dabei ja nicht an eine ähnliche formenfülle und nach person, numerus und genus gänzlich auseinanderfallende geschlechtige pronominalformen wie im hottentottischen; wie bei letzterem typus angedeutet wurde und weiterhin noch schärfer hervortreten wird, ist das verhältnis völlig verschieden, eher könnte man einen ziemlich schroffen gegensatz zwischen semitisch-hamitisch und hottentottisch hier ausgeprägt sehen.

treten. Das ganze trägt im hamitischen wie im semitischen den character des durch manigfaltige differenzirungen infolge der stetigen anwendung ursprünglich identischer formen in innerlich von einander sich klar abscheidenden sphären allmählich gewordenen, aber auf einfacher grundlage erwachsenen; diese grundlage entspricht unverkennbar der des Haussa im gleichen falle, d. h. die für das letztere grundlegenden puncte, die femininbildung durch ein pronominalartiges ta (*t*), durch vocaldifferenzirung, letztere unter besonderer bevorzugung des lautes **i**, durch einen besonderen zusatzlaut (welcher meist wieder **i** oder ein verwandtes element ist), und endlich combinationen der femininbildung mittels **t** und mittels vocaldifferenzirung erklären, wenn man nur von wenigen etwas complicirteren gestaltungen absieht, wie sie besonders das hamitische bietet, vollständig die reiche genusentwickelung auf pronominalem gebiet in beiden sprachkreisen.

Selbst im hamitischen lassen sich die betreffenden elemente fast ohne ausnahme auch in den modernsten neubildungen unschwer den genannten gesichtspuncten einordnen; und dabei steht das hamitische weit zurück hinter der durchsichtigen klarheit des semitischen in diesem puncte; die innere übereinstimmung hierin ist in beiden sprachstämmen nebenbei so ausgeprägt, dass man, allein auf die bezeichnung des grammatischen geschlechts gestützt, die tiefstgehenden inneren beziehungen dieser typen annehmen darf.

Die geschlechtigen elemente des hamitischen für die 2. 3. person lassen sich, soweit rein männliche und weibliche stämme ohne zuhilfenahme der vocaldifferenzirung vorliegen, im wesentlichen zurückführen auf die formen ka, pa — ta, erstere beiden männlich, letzteres weiblich; diese modificiren, compliciren sich in manigfaltigster weise; auch das **s** des feminins im ägyptischen und koptischen scheint = **t**, aber im gegensatz zu dem rein bleibenden **t** der 2. person zu **s** differenzirt. So erhalten wir:

2. p. *k* — *t*
3. p. *f* — *s* (= *p* — *t*);

genau dieser gegensatz prägt sich in den weiterbildungen

aller art aus. cf. pu — tu, pai — tai (pei — tei), pen — ten, pui — tui (ua — ta?, ui — ti?). Eine schwächere abtönung von ka scheint das namentlich als präfix sehr häufige ya; zum mindesten ist es ein dem ka, pa innerlich nahestehender masculinstamm, da ihm und ähnlichen, vielleicht durchweg verwandten, männlichen elementen dasselbe weibliche ta gegenübersteht. cf. die teils suffixiv teils präfixiv vorkommenden formen: ka — tē, ya — ta, a — ta, a — tā, ā — tā, o — to, (a — ti), i — ti, e — te, ī — tē, i — t u. ähnl. Einige der letzten bildungen weisen vielleicht auch auf die daneben hergehende vocaldifferenzirung, welche völlig klar als bestimmendes bildungsmoment hervortritt in manigfachen gestaltungen. cf. die suffixe a — i, kā — kī, tū — tī, lom — län, die präfixe ta . . . a — ta . . . i, te . . . a — te . . . i; hierher wohl auch die demonstrativbildungen u — ai, ussuk — issa, das obiectsuffix lū — lā (hōk — hōki). —— Die vielen formen auf et im Tamaschek weisen das allgemeine feminin-t auf, angehängt meist an die masculinbildung: ten — tenet, asen — asenet, kun — kenet . . . Ähnlich tritt das *t* im Bedscha auf in bar — ūk, ba — t — ūk, bar — ūh, ba — t — uh . . . . . . Das Tamaschek weist in der 2. p. neben masculinem kai (*k*) in weitem umfange weibliches kem auf, und so finden sich auch einzelne ganz abweichende neubildungen wie ni — nirī, ien — nir, īni — ischin in den abyssinischen idiomen, welche den obenangedeuteten gesamtcharacter nicht alteriren.

Gegenüber diesem immerhin noch eine gewisse vieldeutigkeit zulassenden schwanken des hamitischen zeigt das semitische ein staunenswertes überwiegen der rein formalen genusbezeichnung, welche, mögen auch früher noch andere factoren nebenbei thätig gewesen sein, **im pronominalen teile** fast ausschliesslich unter dem bilde der das semitische geradezu bestimmenden lautvariation erscheint; diese drängt in bewusster anwendung alle anderen vielfach nachweisbaren materiellen zusatzelemente zurück, um thatsächlich meist als das allein greifbare unterscheidungsmoment zurückzubleiben. Doch mag man dieselbe nicht etwa als etwas nur später hinzugekommenes ansehen; gerade die ältesten phasen, des arabischen, assyrischen, weisen (genau wie in der casus-, stamm-

und verbalbildung) die unwiderleglichsten fälle reiner vocaldifferenzirung zur genusunterscheidung auf. Es gilt diese anwendung sowohl für das selbständige fürwort als auch für die possessiv-, suffix- und präfixform. cf. die formen des persönlichen fürworts, im sing.:

	arab.	assyr.	äthiop.
2. p.	anta — anti,	atta — atti,	anta — antī.
3. p.	huwa — hiya,	schū — schī	

(hebr. hū — hī, ebenso aramäisch).

		assyr.	aram.
im plur.:	2. p.	attunu — attin,	attōn — attēn.
	3. p.	schun — schin,	henōn, henēn.
		schunūtu — schinâti.	

	arab.	assyr.
demonstrat.:	dā — dī,	schu — atu, schā — tu,
		schāschu — schāschi,

aram.	äthiop.
hau — hāi,	elū — elā.

Ein in vielen ableitungen nachweisbarer demonstrat. grundstamm ist tū — tī.

		arab.	assyr.	äthiop.	aram.
possessivsuff.: (singul.)	2. p.	ka — ki,	ka — ki,	ka — kī,	k — kī.
	3. p.	hu — hā,	schu — scha,	hū — hā.	
(plur.)	2. p.	kunu — kin (assyr.), (kun)	kōn — kēn (aram.).		
	3. p.	schunu — schina, schun — schin	hōn — hēn.		

		arab.	aram.	äthiop.
verbalsuff.: (singul.)	2. p.	ta — ti,	t — tī,	ka — kī.
(plur.)	2. p.	tunu — tina? (assyr.),	tōn — tēn (aram.).	

	assyr.	äthiop.	aram.
3. p.	u — a,	ū — ā,	ūn — ēn, ū — ē.

assyr. äthiop. aram.

präfixe: 2. p. ta...*u*—ta...*a*, te...*ū*—te...*ā*, te...ūn—te...*ān*.
(plur.)

3. p. (yi...*u*—ta...*a*,) ye...*ū*—ye...*ā*, yi...ūn—yi...ān.

Die letzte assyrische bildung zeigt nebenbei die vereinigung von vocalvariation (masculinzeichen des plural = *u*, f. = *a*) und stammverschiedenheit (männlich yi [ya], weiblich ta). Auch von letzterer macht das semitische anwendung, ähnlich, aber nicht so ausgedehnt wie das hamitische; dabei ist in hohem grade auffallend, dass hier ganz wie im Haussa und hamitischen mit grosser beharrlichkeit einem masculinstamm dritter person = ya der femininstamm = ta gegenübertritt, cf. p. 58; ferner dass diese beiden elemente in den präfixformen des verbs geradezu die grundpfeiler darstellen, welche selbst vielfach in den plural- und den arabischen dualformen beibehalten und im letzteren falle nur durch die dazutretenden (d. h. dem verbalstamm suffigirten) männlich und weiblich geschlechtigen plural- und dualzeichen ergänzt resp. erläutert werden. Auch im hamitischen tritt das rein erhaltene ya vorwiegend in der präfixbildung neben ta, und ebenso finden wir im Haussa, wo von präfixsuffixformen des verbs ohne obiect keine rede ist, in den obiectformen, wo das ideelle subiect prä-, das obiect suffigirt wird, die gegenüberstellung von männlichem ya und weiblichem ta nur im präfigirten subiectausdruck. cf. die präfixformen 3. person:

	arab.	assyr.	äthiop.	hebr.	aram.
(singul.)	ya — ta,	yi — ta,	ye — te,	yi — ti,	yi — te.

(plur.) yi ... u — ti ... a (assyr.), yi ... u — ti ... nāh (hebr.).
(dual) ya ... āni — ta ... āni.

In anderen bildungen tritt ya so unverkennbar als der prädominirende und hauptstamm der 3. person hervor, dass derselbe im masculinum wie femininum gleichmässig beibehalten und im letzteren nur durch das dem verbalstamm suffigirte femininzeichen erläutert wird. cf.

arab. äthiop. aram.

(plural.) ya...ūna—ya...na, ye...ū—ye...ā, yi...ūn—yi...ān.

Das letzte verfahren führt zu der naheliegenden, aber im semitischen gegenüber den erwähnten gestaltungen zurücktretenden femininbildung durch blosse anfügung eines feminin-kennzeichens an die reine masculinform, einer bildung, welche vielleicht vor der durch blosse vocaldifferenzirung weit grösseren umfang gehabt und der letzteren teilweise das leben gegeben hat. Darauf scheinen namentlich die formen der 2. person sing. hinzuweisen, welche vorwiegend blosse vocaldifferenzirung mit *i* im femininum zeigen, oder, wo dies nicht der fall ist, ein *i* oder verwandte lautcombinationen der masculinform anfügen. cf. die erwähnten bildungen anta — anti, atta — atti, ka — ki, ka — kī, ta — ti; daneben haben die präfixformen des verbs beharrlich die an zweiter stelle genannte gestalt; cf. assyr. ta — ta . . . *i*, hebr. ti — ti . . . *i*, äthiop. te — te . . . *i*, arab. ta — ta . . . īna, aram. te — te . . . īn. Ähnliche erwägungen drängen sich z. t. selbst bei den formen der 3. person auf, wo so beharrlich im fixirten zustande der sprache dem masculinen *ū* ein anscheinend lediglich differenzirter laut, *a* oder *i* gegenübersteht, cf. schu — scha, hū — hā, schū — schī, hū — hī, schun — schin, schunūtu — schināti (schunu — schina).

Jedenfalls spielen neben blosser vocalvariation auch die materiellen zusatzlaute *i* oder *a*, welche beide auch im hamitischen und Haussa beziehungen zur femininbildung zeigen, eine unverkennbare rolle als specielle genuszeichen für das femininum, und es liegt nahe, an die gleiche anwendung im indogermanischen zu erinnern.

Das vorhergehende hat weitgehende übereinstimmungen des semitischen und des hamitischen ergeben, so in der form der specifisch männlichen und weiblichen pronominalelemente, oft bis ins einzelnste, in der anwendung der vocalvariation in z. t. identischer z. t. verwandter weise, in der geradezu auffallenden gleichheit der ableitung der femininform von der masculinen in den präfixformen des verbs, in der anwendung namentlich des motionszeichens *i* in femininbedeutung. Die grundzüge waren schon im Haussa klar angedeutet, die höhe der entwickelung bezeichnet das semitische.

Ähnliches gilt vom nominalen teile; auch hier ist die grundlage innerlich wesentlich wie im Haussa, indem eben-

falls jedes substantiv unbedingt männlich oder weiblich ist, aber das ist formell ungleich klarer ausgeprägt als im Haussa; die im Haussa kaum schüchtern angedeutete geschlechtsbezeichnung durch die wortform selbst ist hier geradezu gesetz; die immer geschlechtig bezeichnete femininform giebt durch den gegensatz auch der nicht als männlich speciell bezeichneten männlichen form positiven geschlechtigen wert. Die auch dem Haussa nicht fehlende genusbezeichnung am attributiven adiectiv wird hier in weitem umfange zur regel, und zwar im semitischen noch weit gewöhnlicher und ebenmässiger als im hamitischen.

Hauptregel bei der genusunterscheidung ist, dass nur das femininum durch besondere lautliche mittel als geschlechtige form characterisirt sein muss, dass also alles, was nicht den feminincharacter trägt, allein schon durch das fehlen desselben sich als männlich erweist. Wenn daneben im hamitischen ganz gewöhnlich auch ein masculinzeichen vorzukommen scheint, so hat dasselbe doch ganz andere geltung als das femininzeichen. Es ist das ein deutlich demonstratives artikelartiges wort, welches fast durchweg seine volle selbständigkeit bewahrt und die an sich vorhandene masculingeltung etwa so hebt wie das griechische *ὁ* vor dem ebenfalls an sich voll als masculinum empfundenen *ἄνθρωπος*; es hat dieselbe heraushebende bedeutung wie der andere, weibliche, in allen puncten entsprechende artikel des hamitischen, welcher ja ebenfalls in den idiomen, welche ihn anzuwenden pflegen, nicht etwa feminingeltung hervorruft, sondern das rein feminine, durch sein genuszeichen schon als solches gekennzeichnete wort hervorhebt. Dass das richtig ist, zeigt die anwendung. So wie das altägyptische femininum ta, te als vorsatzartikel vor die reine mit *t* gebildete weibliche form setzt, so das masculinum einen männlichen artikel pa, pe; ebenso das koptische pe, pi neben te, ti, das Bedscha *u* neben tū. Das Tamaschek hat diesen masculinartikel nicht. Wenn in den hamitischen idiomen, welche die alte grundlage überhaupt stark verleugnen, der weibliche wie männliche artikel einfach nachgesetzt wird, so sieht allerdings im heutigen zustande derselbe einem geschlechtzeichen sehr ähnlich, wie ja auch französisches le, la nach

abgang der eigentlichen genusform die genusvertreter geworden sind, und vertritt auch teilweise wirklich im femininum die stelle des weggefallenen femininzeichens (so wird im Somali der männliche artikel *k*, der weibliche *t* nachgesetzt, im Galla tscha — tti, im Saho ta, to — tā, to).

Beide sprachtypen haben das hauptelement des feminins, welches beim substantiv fast in allen zugehörigen idiomen das regelmässige, einzige zeichen dieses geschlechts bildet, gemeinsam, *t*. (cf. ägyptisch, Tamaschek, Bedscha; Bilin andeutungsweise; das ta, ti des Somali, tti des Galla zeigt dasselbe grundelement. Von semitischen sprachen ist *t* das gewöhnliche femininzeichen im altarabischen, assyrischen, äthiopischen; hebräisch, neuarabisch haben *t* oder das daraus entstandene *h*, aramäisch weist *t* in spuren auf. Mithin zeigen alle zweige des semitischen diesen femininweiser, und in weit grösserer regelmässigkeit sowie festigkeit als die hamitischen.) Und dabei darf nicht vergessen werden, dass jede femininform unbedingt das femininzeichen haben muss, sonst ist es keine. Daher denn eine ungemeine einfachheit und regelmässigkeit trotz aller auch hier nicht fehlenden besonderheiten gegenüber dem hier so ganz anders gearteten indogermanischen. Eine solche besonderheit, characteristisch für das Tamaschek, die aber ebenfalls den grundcharacter der femininbildung nicht alterirt, eher ihr wesen noch schärfer hervortreten lässt, besteht, um nur ein bezeichnendes beispiel anzuführen, darin, dass im Tamaschek das gewöhnliche femininzeichen ein artikelartig vortretendes *t* ist, dort aber, wo das feminin von einer daneben bestehenden masculinform abgeleitet ist, hinter der wortform auch noch dasselbe feminin-*t* antritt; cf. t — amaschek, aber t — amgar — t von amgar.

Daneben besteht ein ungleich schwächer vertretenes feminin-motionselement *i*, welches hauptsächlich, vielleicht ursprünglich überhaupt nur, an adiectiven das feminin darstellt; aber auch dieses ist beiden sprachtypen eigen, dem semitischen andeutungsweise, dem hamitischen in ungleich grösserem umfange und weit deutlicher ausgeprägt (cf. koptisch, Saho, Bilin, Chamir). Aber auch diese form darf nirgends fehlen, wo nicht die erstgenannte vorhanden ist; so dass thatsächlich jedes wort mit femininem genus-

character diesen durch seine form unzweideutig erkennen lässt.

Da, wo eine solche lautlich gekennzeichnete femininform nicht vorliegt, ebenso unbedingt das masculinum anzunehmen ist, so kann ein zweifel über das genus eines substantiv in diesen idiomen nicht entstehen; also auch hierin sind dieselben vom indogermanischen vollständig verschieden, wo, wie später gezeigt werden wird, die weitaus geringste anzahl der substantive lautlich geschlechtige form trägt, meist das genus aus der bedeutung und an der form des an sich ungeschlechtigen bildungselements erkannt werden muss.

So erweist sich zwar auch im hamitischen und semitischen ähnlich wie im indogermanischen die gesamte sprache als von der idee des geschlechtigen durchdrungen, aber in so gänzlich verschiedener weise, dass die kategorie des geschlechts gerade am allerwenigsten geeignet erscheint, eine art beweis für eine angebliche verwandtschaft der beiden ersten sprachstämme mit dem indogermanischen darauf aufzubauen. Gegenüber der höchst beachtenswerten ungemeinen einfachheit, durchsichtigkeit und regelmässigkeit des hamitischen und semitischen, mit der absolut klaren scheidung der gesamten substanzausdrücke innerhalb der beiden festen bereiche des männlichen und weiblichen, nach der inneren form und deren äusserem, lautlichem ausdruck, herrscht im indogermanischen, mit seiner sehr scharf ausgeprägten und höchst bedeutungsvollen, nicht etwa bloss zufälligen dreiteilung des (hier fast allein in betracht kommenden) substanzausdrucks, eine erstaunliche fülle, manigfaltigkeit, feinheit der unterscheidungen, ein reichtum innerer und äusserer form wie auf diesem terrain wohl in keinem anderen typus, nebenbei auch eine *z. t.* vollständig verschiedene grundauffassung, die sich schwerlich durch speculation auf ähnliche formen wie im semitischen und hamitischen wird zurückführen lassen. Um diesen fundamentalen gegensatz nachdrücklich hervortreten zu lassen, folgen hier die bemerkungen über das genus am nomen am schluss, während beim indogermanischen dieser teil den anfang machen, und in seiner darstellung der grundcharacter indogermanischer genusbildung fast in allen irgend wesentlichen beziehungen gegeben sein

wird; denn auch bezüglich des pronomens wird, abgesehen von der besonderen äusseren form und einem einzigen falle, wo die innere form eine beachtenswerte sonderentwickelung zeigt, nichts irgend erhebliches zu bemerken sein, weil im indogermanischen auch das pronomen nur im demonstrativen sinne eines er, dieser, jener (resp. relativen = welcher), also ebenfalls nur in der vertretung des geschlechtigen substantiv (dritter person oder obiectiv) geschlechtig abgewandelt wird; hier im hamitischen und semitischen dagegen zeigte überall die zweite, nichtobiective person geschlechtige geltung; die gleiche erscheinung einer geschlechtigen gestaltung der zweiten wie der dritten person durchzog beim verbalausdruck die ganze sprache in höchst characteristischer und eigenartiger weise; eine complicirtheit, reichhaltigkeit und doch regelmässigkeit sonder gleichen verlegte den schwerpunct der genusbezeichnung unbedingt, ja fast den schwerpunct des gesamten sprachlebens, in die am pronomen wie am verb auftretenden, vielfach innig verwandten und doch wieder durch sehr einfache und bedeutungsvolle lautwandelungen differenzirten geschlechtigen personalformen,*) während die indogermanische genusbildung ihren schwerpunct ebenso unzweifelhaft auf dem gebiete des substanzausdrucks, in zweiter linie auf dem des demonstrativen, nicht des persönlichen pronomens hat. Daher durfte beim semitischen und hamitischen die genusbezeichnung am pronomen und verb ebenso den ersten und den

*) Es liegt ungemein nahe, einen hauptgrund oder den hauptgrund dieser eigentümlichen gestaltung des hamitisch-semitischen geschlechts darin zu suchen, dass im wesentlichen die genusbezeichnung am substantiv hier negativ, durch blosses fehlen des femininzeichens, vor sich ging; bei dieser, gegenüber der ja auch durchaus nicht durchgängigen, aber immerhin ganz anders gestalteten indogermanischen genusbezeichnung, bei der grossen wagheit der äusseren form darf es nicht wunder nehmen, wenn nun wenigstens das, was das substantiv näher bestimmte, möglichst klar angab, in welche kategorie der substanzausdruck gehörte. — Unwillkürlich wird man hier an die nordkaukasischen sprachen erinnert, wo freilich der substanzausdruck eigentlich ganz indifferent blieb; es ist möglich, dass auch hier der nicht geschlechtig determinirte stamm halb und halb indifferent war, wenigstens ursprünglich, und sich nur durch den gegensatz zu dem determinirten weiblichen zu gewissermassen positiver geschlechtsgeltung entwickelte.

hauptplatz einnehmen wie beim indogermanischen die am nomen. Nach dem bisher angeführten ist die hamitische und semitische geschlechtsbezeichnung innerlich unzweifelhaft eine weiterentwickelung auf dem einfacheren grunde, wie ihn die afrikanischen typen mit wirklicher genusunterscheidung aufweisen. Ob freilich auch ein directer genealogischer zusammenhang zwischen den ersten beiden sprachtypen, über deren verwandtschaft dem verfasser dieser abhandlung kein zweifel mehr besteht, und dem Haussa, Muzuk, Bari, Il-Oigob . . . stattfinde, bleibt vorläufig wohl noch eine offene frage, so schwer ein solcher z. b. beim Haussa, (Muzuk) . . . abzuweisen ist. Vielleicht ist hierbei die thatsache weniger entscheidend, dass im gegensatz zu vielen anderen typen der verbalausdruck geschlechtig erscheint; deshalb, weil das bei der grossenteils nur negativ, d. h. durch fehlen des femininzeichens, oder überhaupt nur durch ausserhalb des substanzausdrucks liegende bestimmungselemente vor sich gehenden geschlechtsbezeichnung vielfach unumgänglich notwendig ist; denn wenn der verbalausdruck des geschlechtigen characters entbehrte, würde eben in den weitaus meisten fällen im Haussa . . . jede andeutung des geschlechts am subiectwort fehlen. Mehr aber fällt ins gewicht für die annahme eines zusammenhanges die eigentümliche übereinstimmung der form des feminins in seiner gewöhnlichsten gestalt *t*, *ta* . . ., die ja wunderbarerweise auch das Muzuk (ebenso wie z. t. das Haussa) aufweist, und für letzteres speciell die schon genügend vorher hervorgehobene übereinstimmung in den geschlechtigen pronominalzeichen überhaupt, sowie in der geschlechtsbezeichnung auch an der zweiten person; das verb machte in dieser beziehung, wie wir oben sahen, direct einen hamitischen eindruck.

Doch dem sei, wie ihm wolle, verglichen mit dem sofort zu behandelnden indogermanischen bilden alle diese typen trotz aller verschiedenheit im einzelnen, trotz der grossen unvollkommenheit der genusbezeichnung einiger, doch in der grundauffassung gewissermassen ein einheitliches ganzes.

Bezüglich der geschlechtsbezeichnung des indogermanischen seien die sehr characteristischen hauptmomente zunächst kurz signalisirt.

Die geschlechtsbezeichnung ist eine dreifache; neben dem männlichen und weiblichen giebt es ein neutrum, zunächst für das natürlich ungeschlechtige; letzteres zerfällt wieder in mehrere höchst significante unterabteilungen.

Diese geschlechtseinteilung beherrscht den gesamten sprachstoff; jeder substanzausdruck gehört in eine der genannten kategorieen; die idee des geschlechtigen ist so klar empfunden, dass auch dort, wo gar keine lautliche geschlechtsbezeichnung stattfindet, gleichwohl das grammatische geschlecht in voller schärfe vorhanden ist.

Dabei fällt nicht etwa alles ungeschlechtige unter die kategorie des neutrum; schon in den ältesten verfolgbaren phasen der sprache tragen viele ausdrücke für unbelebtes teils männlichen teils weiblichen geschlechtscharacter; die gründe für diese einordnung entziehen sich grossenteils unserer kenntnis; gleichwohl ist die bedeutung vielfach entscheidend für die wahl des geschlechts.*)

Die bedeutung ist sogar derart massgebend, dass in weitestem umfange gar keine lautliche bezeichnung des geschlechts vorhanden ist. Dazu kommt allerdings, dass die ausdrücke für bestimmte wesensklassen mit vorliebe auch bestimmte bildungselemente wählen; diese letzteren, denen an sich nichts von geschlechtigem character innewohnt, werden so allmählich thatsächlich geschlechtzeiger.

Daneben giebt es freilich auch am substantiv wirkliche exponenten für das grammatische geschlecht, die hierher gehörigen substanzausdrücke sind aber durchaus in der minderzahl.

In hohem grade bezeichnend ist, dass trotz der klaren scheidung des männlichen und weiblichen doch diese beiden genera wieder gegenüber dem ungeschlechtigen so zu sagen formell oft eine einheit bilden; sie nehmen beide das subiectzeichen, welches unverkennbar zum reinen casuszeichen des

---

*) Nur auf gewisse ganz allgemeine gesichtspuncte mag andeutend hingewiesen werden. Auch hier fallen die ausdrücke für eigenschaften, fähigkeiten, neigungen, tugenden, laster . . . meist dem weiblichen geschlecht zu. Dass dieselbe richtung auch anderen sprachtypen, selbst afrikanischen mit nur schwachen ansätzen zur geschlechtsbezeichnung, eigen ist, verdient beachtung.

nominativ wird, daneben aber ganz klar das genuszeichen des männlichen ist; dadurch scheinen sie auf eine ältere periode hinzuweisen, wo dem belebten geschlechtigen, ohne sonderung des männlichen und weiblichen, das ungeschlechtige gegenübertrat; denn nur durch das fehlen dieses geschlechts- oder subiectzeichens, also rein negativ, wird in der weitaus grössten anzahl der fälle das neutrale substantiv vom geschlechtigen geschieden.*)

Das adiectiv ist immer, gleichviel ob im attributiven oder im prädicativen sinne, geschlechtig, formell freilich vielfach ebenso wenig gekennzeichnet wie das substantiv. Sehr häufig ist das geschlecht des substantiv äusserlich nur durch das dazugehörige adiectiv erkennbar. Auch in diesem falle ist die belebung des sprachstoffes durch den genuscharacter viel weiter vorgeschritten als im hamitischen und selbst im semitischen, wo diese übereinstimmung teils fehlt teils weit weniger scharf ausgeprägt ist; kaum ein anderer typus (ausser den nordkaukasischen sprachen, welche aber im geraden gegensatz durch die geschlechtigen adiectiva dem substantiv selbst erst genuscharacter verleihen) mit geschlechtigem substantiv kennt diese übereinstimmung in ähnlichem masse.

Die vollständige durchdringung des sprachstoffes mit der geschlechtsidee zeigt sich auch darin, dass substantiv, adiectiv, pronomen ganz klar ausgebildeten geschlechtigen plural, z. t. sogar dual aufweist; wieder eine durchaus eigenartige, nirgends annähernd in dieser ausdehnung sonst vorkommende erscheinung. Fast in allen anderen typen sind die andeutungen hiervon durchaus rudimentär, in den meisten fällen ist überhaupt im plural gar keine scheidung der geschlechter

---

*) Mithin ist das indogermanische hierin völlig verschieden vom (hamitisch-) semitischen, wo nur das weibliche substantiv ein genuszeichen erhielt, das gesamte männliche wortmaterial rein negativ durch blosses fehlen dieses zeichens seinen geschlechtscharacter andeutete.

Noch grösser ist die verschiedenheit des indogermanischen und der behandelten nordkaukasischen sprachen. Während im ersteren das wort seine qualität mit grosser klarheit in sich trägt, auch wo lautlich nichts den genuscharacter andeutet, kann das nordkaukasische wort an seinen bestimmungen, adiectiv, verb . . . des genus- oder klassenzeichens nicht entraten; es ist selbst eigentlich völlig indifferent, diese zeichen allein zeigen an, dass ihm ein specifischer character innewohnt, sie sind rein deutend, dürfen aber nie fehlen.

lautlich ausgeprägt; im indogermanischen dagegen ist die genusidee so mächtig, dass sogar das ungeschlechtige scharf als plural gekennzeichnet erscheint; ja dieser neutrale plural erweist sich durch die auffallende übereinstimmung der form als uralte bildung.

Im gegensatz zum semitischen und den erwähnten innerlich verwandten typen des hamitischen, Haussa . . ., auch des hottentottischen, wo die geschlechtige form der zweiten person geradezu die regel ist, kennt das indogermanische eine solche nicht,*) dagegen erscheint die dritte, die obiectperson, durchaus geschlechtig, in der einfachsten gestalt wie in allen rein demonstrativen formen, desgleichen im relativ;**) ja, es ist hier die genusbezeichnung in allen zwei resp. drei numeri und in allen drei geschlechtern besonders klar herausgebildet, was nicht wunderbar ist, da diese reinen formwörter ja keinen substantiellen inhalt haben, der an sich schon die art, die zugehörigkeit zu einem bestimmten geschlecht andeuten könnte; diese beziehung muss also hier unbedingt durch die wortform selbst gegeben werden; daher diese regelmässigkeit geschlechtiger pronominalformen, wie das substantiv auch nichts ähnliches bietet.

Es erscheint somit im indogermanischen das zeichen des grammatischen geschlechts nur am ausdruck der substanz,

---

*) Selbst das hottentottische (mit ausnahme eines dialectes, welcher die gewöhnliche form der 1. p. im sinne des feminins anwendet und eine andere als männlich) kennt eine geschlechtige form für den ausdruck der ersten person nicht, ebenso wenig die anderen afrikanischen behandelten typen und das semitische; es ist auch fast widersinnig, dass der redende sich veranlasst fühlen sollte, auf sein geschlecht wie von einem dritten durch die lautform hinzuweisen; so natürlich ist es, dass er bloss das redende und handelnde subiect hervorhebt, seine geschlechtsqualität als selbstverständlich unangedeutet lässt. Ähnliches gilt freilich auch von der zweiten person, da auch hier nur die persönlichkeit in betracht kommt, deren geschlechtige stellung ebenfalls für den redenden wie den angeredeten selbstverständlich ist; anders in bezug auf einen dritten, der ausserhalb des redenden und des angeredeten steht, für beide also ein näherer erläuterung bedürftiges obiect bildet.

**) In der regel aber treten hier nicht die gewöhnlichen genuszeichen auf, sondern besondere männliche und weibliche stämme, wobei die genusdifferenz auf manigfaltige weise, durch lautvariation, zusatzelemente . . . hergestellt wird.

welche in den bereich des natürlich geschlechtigen oder ungeschlechtigen gehört, sowie an seinem vertreter, dem fürwort dritter person, und endlich an dem an sich unselbständigen, nach zahl, casus und geschlecht im indogermanischen unbedingt (ursprünglich wenigstens) mit dem substanzausdruck übereinstimmenden, demselben innig verknüpften adiectivischen beiworte — dies adiectiv kann natürlich auch numeraler art sein. Mithin ist die sphäre des grammatischen geschlechts hier sehr rein erhalten. Daraus folgt, dass

das verb immer das bleibt, was es seiner natur nach ist, reinster thätigkeitsausdruck, welcher mit der kategorie des geschlechts nichts zu thun hat; der dazugehörige substanzausdruck oder im notfalle sein pronominaler vertreter giebt ja die geschlechtsqualität an, das verb zeigt nur an, wie sich das handeln des oder der anderweit genügend ihrem wesen nach gekennzeichneten subiecte gestaltet. Auch hierin ist das indogermanische vom philosophischen standpuncte aus dem wesen des verbalausdrucks und des grammatischen geschlechts treuer geblieben als die meisten anderen typen mit wirklicher genusbezeichnung, in erster linie wieder die zuletzt behandelten afrikanischen und der semitische; auf der anderen seite ist nicht zu leugnen, dass der grammatische apparat nicht unerheblich vereinfacht erscheint, manigfacher erläuterungen entraten darf, wenn gerade in der dritten verbalperson, also bei der unzweifelhaften hauptform der gewöhnlichen darstellung, die blosse verbalform ohne jeden weiteren zusatz angiebt, ob das subiect männlich oder weiblich ist.

Nach den hier kurz angedeuteten grundzügen des wesens des indogermanischen genus könnte man glauben, dass wir es mit einem verhältnis von durchsichtiger klarheit und idealer vollkommenheit zu thun hätten. Das wäre durchaus irrig. Auch abgesehen davon, dass durch die einordnung aller substantive in eine der drei genusklassen ein ungeheurer ballast erzeugt wird, da in sehr vielen fällen gar kein grund für die wahl des genus nachweisbar, auch in der wortform selbst kein anhalt für die entscheidung nach irgend einer seite hin vorhanden, sondern heut nur der gebrauch

entscheidend, und somit in der sprache ein verwirrender, inhaltloser gedächtnisstoff aufgespeichert ist, zeigt die form der geschlechtsbezeichnung und ihre entwickelung die erheblichsten mängel. Gegen die nordkaukasischen idiome mit ihrer absolut festen, regelmässigen lautlichen bezeichnung jeder genus- oder klassenkategorie kommen trotz oder wegen der grossen inneren festigkeit der genusidee die indogermanischen nicht entfernt auf. Man kann dreist behaupten, dass in der weitaus grössten mehrzahl der indogermanischen substantive das geschlecht lautlich unbezeichnet bleibt oder im heutigen zustand durch secundäre mittel, die mit dem genus eigentlich nichts zu thun haben, scheinbar zum ausdruck kommt. Doch muss zur erklärung der vorliegenden thatsachen auf die entwickelung der inneren wie der äusseren form etwas näher eingegangen werden.

Nach diesen thatsachen muss der process in den grundzügen folgender gewesen sein: Der völlig indifferente stamm teilte sich dadurch, dass das subiective, persönliche ein besonderes subiectzeichen annahm, letzteres aber nur im subiectcasus; dadurch hob es sich von dem nichtsubiectiven, unpersönlichen, neutralen, aber nur wieder in der subiectform, ab, da dieses des subiectzeichens entbehrte. Eine schärfere scheidung zerlegte das bisher ungeschiedene persönliche: die vorher gemeinsam geltende grundform mit dem subiectzeichen blieb der pars potior, dem masculinum; ihm trat als pars inferior, deutlich unter der form der differenzirung, ein anderes, das feminin gegenüber. Dies die grundlage, auf ihr baut sich das ganze ungemein complicirte, äusserlich manigfachen schwankungen unterworfene, formell vielfach versagende, nicht besonders durchsichtige, aber innerlich reiche system auf.

Hier ist zunächst die thatsache zu beachten, dass das hier angedeutete neutrum nicht wie im nordkaukasischen deutlich ein alterum oder inferius dem geschlechtigen gegenüber bildet, sondern ein undeterminirtes gegenüber dem determinirten geschlechtigen (männlichen) grundelement. Auch das wesen wird sich späterhin als wesentlich von dem des nordkaukasischen neutrum oder unbelebten verschiedenes ergeben. Bezeichnet schon dies neutrum gewissermassen

oder implicite das wesen des dinges ohne specielle determination, so tritt dies weit klarer dort hervor, wo das neutrum direct das zeichen der indeterminirtheit, das einfachste und allgemeinste obiectelement, welches auch den obiectcasus bildet, annimmt. Das geschieht dort, wo das neutrum als das ungeteilte ganze, welches die geschlechtigen emanationen involvirt, den begriff des dinges in vollster allgemeinheit verkörpert; nämlich dann, wenn einer klar entwickelten masculin- und einer ebensolchen unverkennbaren femininform vom gleichen worte eine ebenfalls unzweideutige neutralform entgegenzusetzen ist. Solches sehen wir bei den *a*- resp. *o*-stämmen meist adiectivischer art; magnus ist ein einziger grosser, magna eine grosse, magnum aber das grosse an sich, in seiner ungeteiltheit. Dass auch der gebrauch diese auffassung bestätigt, bedarf keines beleges. Somit hat die anwendung der neutralform zur herstellung einer inhaltvollen neuen grammatischen kategorie, welche den gegenstand in abstracto, in vollster indeterminirtheit, auch im rein philosophischen sinne, darstellt, geführt.*) Obwohl solche entwickelung jedenfalls eine beachtenswerte thatsache bleibt,

---

*) Dieses allgemeine kann sehr wohl männliche wie weibliche einzelerscheinungen involviren oder sogar eine höhere potenz des wesens ausdrücken als jede geschlechtige determination, daher bewusst der neutrale ausdruck statt des männlichen eingesetzt werden, um einen besonderen effect zu erzielen; so wenn Jupiter als neutrum behandelt wird. Das Sanskrit, die älteren indogermanischen idiome wie griechisch, lateinisch, liefern viele belege hierfür wie für den eminent abstracten gebrauch der neutralform, von den tausenden von fällen in den modernen idiomen gar nicht zu reden (das ich, das all, das sein . . .).

Es mag hier auch daran erinnert werden, dass im arischen zweige die subiectformen der persönlichen fürwörter, d. h. der ersten und zweiten person, mit auffallender vorliebe statt der hier fehlenden zeichen des männlichen oder weiblichen geschlechts eine form aufweisen, die lebhaft an das neutrum erinnert. Dass für ein wir, ihr, welches doch beide geschlechter umfassen kann, geschlechtige bildung nicht angebracht ist, ergiebt sich aus dieser bedeutung; sonach wäre recht eigentlich das element des undeterminirten, allgemeinen am platze; man möchte diese bildungen, denen sich auch die erste und zweite person im singular anschliessen, weil auch hier das geschlecht besser zurücktritt, unbestimmt gelassen wird, undeterminirt geschlechtige nennen, und ihre bildung scheint stark für diese auffassung zu sprechen. cf. das hottentottische.

ist es doch ratsam, dieselbe nicht allzu ideal aufzufassen; wenn das hottentottische, wie wir sahen, dem worte *wasser* mit dem masculin- und dem femininzeichen dasselbe mit dem weiser für das commune oder neutrum gegenüberstellt, ebenfalls mit der bedeutung *das (ein) wasser schlechthin*, so ist die grundauffassung *mit ihren folgen* in überraschender weise dieselbe wie im indogermanischen, wenigstens in bezug auf das neutrum, und die keime zu gleich abstracter, philosophischer anwendung sind vorhanden, ebenso dort, wo die ausdrücke für natürlich geschlechtiges neutralform erhalten. cf. oben.

Eine dritte form des neutrum, um bei diesem zu bleiben und dann kurz zu dem verlassenen masculinum zurückzukehren, ist ganz anderer und wieder höchst characteristischer art; während das frühere teilweise ein übergeschlechtiges darstellte, ist das jetzt zu erwähnende ein untergeschlechtiges, gegenüber den geschlechtigen erscheinungen ein anderes, ihnen entgegengesetztes, welches an ihnen keinen teil hat; diese form entspricht dem unbelebten, gegenständlichen der nordkaukasischen sprachen. Die richtigkeit dieser auffassung zeigt die anwendung; diese form tritt nur dann ein, wenn *einem* oder *einer* ganz bestimmten, also einem *er*, *sie*, *dieser*, *diese*, *jener*, *jene* ein drittes, welches kein geschlecht hat, somit ein anderes, inferiores ist, gegenübergestellt wird; es ist die regelmässige neutralform zu dem persönlichen demonstrativ und relativ, und zwar (abgesehen von einem einzigen grösseren übergriff auf fremdes gebiet im germanischen) *nur* zu diesem. Wie fest und klar aber auch hier form, anwendung und die zu grunde liegende auf-

---

cf. Sanskrit —— eranische dialecte
aham —— adam, azem azem
vayam —— vayam, vaem, vaem
avām (dual)

tvam —— tuvam, tvem, tūm
yūyam —— yūzhem, yūzhem
yuvām (dual)

Auch andere pronominalformen, vornehmlich des undeterminirten, tragen denselben character; man denke z. b. an *svayam* (= sve + am) = selbst resp. die selbstheit. Auch das hottentottische gebraucht hier neutralformen.

fassung ist, geht daraus hervor, dass alle indogermanischen mutteridiome und auch eine reihe tochtersprachen diese selbe art neutrum als regelmässige form am demonstrativ und meist am relativ aufweisen.

Wir haben hier mehrere innerlich und formell klar geschiedene arten für den ausdruck des unbelebten, des neutrum, und unzweifelhaft zeigt gerade die herausbildung dieser hohe feinheit der auffassung und bedeutende abstractionsfähigkeit der sprache. Man darf also nicht von vornherein einen sprachtypus deshalb tadeln, weil er mehr als die natürlichen drei gegensätze des männlichen, weiblichen, sächlichen auseinanderhält; es kommt nur darauf an, ob er dabei klar und fest das natürliche geschlecht allein nach seinen zwei seiten hin trennt und nicht etwa hier noch die schärfe des gegensatzes durch hineintragen untergeordneter, secundärer momente und durch die vermehrung der klassen abschwächt. In dieser beziehung, wegen der weit geringeren schärfe im trennen des wesentlichen, stehen die nordkaukasischen idiome weit zurück hinter dem indogermanischen, welches in dem genannten ausschlaggebenden falle volle klarheit zeigt.

So klar innerlich die neutralformen entwickelt sind, ebenso unzulänglich erweist sich fast auf dem ganzen gebiet dieser genusart die form, da sie überall ausser im casus des subiects (und des obiects dort, wo die im neutrum immer ungeschiedene subiect-obiectform mit der obiectform des masculins sich nicht deckt) mit der des masculins zusammenfällt; so kann in der form allerdings erhebliche unklarheit entstehen und erläuterungen nötig machen, welche überflüssig wären, wenn neben der masculinen eine klar geschiedene neutrale form vorhanden wäre; ausserdem würde auch äusserlich eine scharfe gegenüberstellung von männlich und weiblich geschlechtigem einerseits, ungeschlechtigem anderseits weit geeigneter erscheinen als das formelle fast ausnahmelose zusammenfallen der innerlich so scharf geschiedenen klassen des männlichen und des ungeschlechtigen neben der im ganzen fest durchgeführten ausscheidung des weiblichen als eines anderen.

In ermangelung einer anderen form wird häufig eine art

sserlicher differenzirung hergestellt dadurch, dass dem asculinum seine volle form bleibt, die für das neutrum abəschwächt, verkürzt wird, ein namentlich im engeren kreise es arischen oft wiederkehrender fall. Es mag hier unter ıen zahlreichen beispielen nur aufmerksam gemacht werden ıuf die adiectivischen ī — ū, āi — ō — āu-stämme, welche im neutrum bloss *i*, *u* aufweisen, auf die unzweifelhaft verstümmelten neutralformen von den adiectivstämmen auf in, min, vin, von den participien auf nt . . . (Auch in dieser beziehung stellt sich das neutrum direct neben das masculinum mit dessen ähnlichen, aber oft etwas volleren formen gegenüber dem femininum mit den fast durchweg schwersten endungen.)

Abgesehen von diesen auf rein mechanischem wege hergestellten neutralformen giebt es auch, ähnlich wie für das masculinum und namentlich für das femininum, eine ganze reihe bildungselemente, welche zwar nichts geschlechtiges an sich tragen, gleichwohl aber nur oder vorwiegend der bildung neutraler stämme dienen. cf. unter vielen anderen tra (*τϱο*[*ν*], tru[m]); twa; as; meist us, is . . . Aber auch hier teilt das neutrum wieder eine ganz beträchtliche anzahl von bildungselementen mit dem masculinum, die dem feminin fremd sind.

Das characteristischeste bezüglich der form des neutrum gegenüber der des masculinum bleibt es, dass dasselbe unbedingt obiect-, nicht subiectform trägt, sei es nun bloss negativ, d. h. durch das fehlen jedes casuszeichens im subiect- wie im obiectcasus, sei es dadurch, dass es die unverfälschte form des obiectcasus (am, *ον*, um) schon im subiectcasus trägt; die macht dieser obiectauffassung ist so unverkennbar, dass es auch im (dual und) plural nur eine form für subiect- und obiectcasus giebt. Zugleich lässt diese erscheinung einen tiefen blick thun in die indogermanische sprachauffassung und formenbildung. Der indogermanische accusativ ist, wie verfasser anderwärts dargethan, keineswegs der casus des engeren obiects bei transitiven verben — das ist nur ein kleiner selbstverständlicher teil seines umfanges — sondern der casus der vollen indeterminirtheit, des dinges an sich, der blossen unmittelbarkeit, welcher

jede specielle beziehung eigentlich ausschliesst, also das obiect im allgemeinsten sinne, daher auch in den heterogensten verbindungen, darstellt. Ebenso ist das neutrum das völlig undeterminirte, beziehungslose, nicht subiective, sondern obiective.

Hiermit ist der gegensatz der form zwischen ihm und dem masculinum schon erklärt; denn gegenüber diesem obiectiven, unbestimmten ist das natürlich geschlechtige recht eigentlich das subiective. Als pars potior aber gilt im indogermanischen beim geschlechtigen unbedingt das masculinum, dieses bildet zunächst die determinirte oder subiectiv gestaltete grundform gegenüber der obiectiven. So erhält denn auch in erster linie das masculinum das subiectzeichen, was namentlich dort klar hervortritt, wo die drei geschlechter deutlich geschiedene formen tragen; da erhält nur das männliche das subiectzeichen, das weibliche hat seine besondere form (cf. *ος, α, ον* — us, a, um —— *οντ — ς, οντ — ια, οντ — αν — ς, αν — ια* —— *οτ — ς, (οτ) — ια (υς — ια)* . . ., und so wird das, was eigentlich reinstes subiectzeichen war, was also den subiectcasus im weitesten umfange bildet, dem erfolge nach auch genuszeichen für das männliche, dort wo überhaupt eine klare scheidung der drei geschlechter stattfindet. Daneben bleibt es freilich auch blosses subiectzeichen, d. h. es tritt ebenso an femininstämme; die folge ist, dass dort, wo das femininum nicht ein besonderes bildungselement wählt, über der bezeichnung des subiects die des geschlechts vernachlässigt wird, so dass auch männliche und weibliche stämme ganz gewöhnlich zusammenfallen; ja es ist das bei consonantischem stammauslaut die regel.*)

*) Berücksichtigt man, dass thatsächlich durch vier oder fünf ganz einfache formelemente augenscheinlich die wesentlichsten nominalen kategorieen, subiect- und obiectcasus, männliches, z. t. auch weibliches grammatisches geschlecht, die idee des neutrums im negativen sinne des bloss ungeschlechtigen und im positiven des gewissermassen übergeschlechtigen sowie endlich im sinne des nichtpersönlichen beim fürwort (und teilweise adiectiv) zum ausdruck gelangen, so darf das jedenfalls eine bemerkenswerte erscheinung genannt werden. Man beachte noch besonders, dass, obgleich z. t. subiect- oder obiect- und genuszeichen zusammenfällt, doch keineswegs eine auch nur annähernd ähnliche confundirung verschiedener grammatischer kategorieen stattfindet wie etwa im hottentottischen; aber freilich hüte man sich ebenso

Das masculinum bleibt immer die grund- und hauptform und bedarf als solche keiner besonderen formellen auszeichnung ausser dem subiectiven casus-genuszeichen; in erster linie ist mithin eine derart ausgestattete form als männlich anzusehen; da aber wie gesagt dasselbe subiectzeichen auch dem weiblichen zuteil werden kann, so ist es sache dieses letzteren, sich im notfalle gegen das masculinum zu differenziren, als nichtmännlich kenntlich zu machen.

Gegenüber dem wesentlich identischen, meist nur im subiectcasus verschiedenen oder nur künstlich leicht differenzirten stamm für masculinum und neutrum stellt sich der femininstamm, wo überhaupt wirkliche femininbildung vorliegt, als der eigentlich weitergebildete, differenzirte stamm, welcher ein zweites, anderes bezeichnet, dar, wie oben angedeutet wurde.

Während also das männliche eines durchgreifenden oder auch nur ihm allein vorbehaltenen geschlechtzeichens entbehrte, weist das weibliche eine ziemlich reiche ihm allein eigene formenbildung auf. Die wesentlichsten femininzeichen sind das namentlich im arischen sehr verbreitete *ī*, daneben *a* und ia; jedes dieser hauptelemente hat einen beträchtlichen wirkungskreis. Die weit verbreiteten femininbildungen wie bharantī von bharant und hundert andere sind in spuren auch sonst vorhanden, weit mehr allgemeinindogermanischen character hat *a*, wofür belege überall vorliegen, während ia eine auffallend reiche anwendung im griechischen findet, welches sich hierin weit vom lateinischen entfernt und dem Sanskrit mit seinem *ī*-femininum nähert; cf. die ableitungen mittels desselben von ganz verschiedenartigen stämmen, welche die consonantisch auslautenden themen in auffallender ausdehnung beherrschen: *θέαινα — δότειρα — τέρεινα — θεράπεινα — βασίλεια — φέροντια (= φέρουσα) — λελυκυσια (λελυκυῖα) — ἀληθε(σ)ια* ... Im lateinischen ist die *i*- resp. ia-formation weit weniger,

davor, zu meinen, dass von vornherein die sprache die klare hier vorliegende sonderung in dieser schärfe, zugleich mit dieser eigentümlich einfachen und doch gehaltreichen form, intendirt habe; wir haben hier sicher etwas allmählich gewordenes, wobei eines wie von selbst aus dem anderen sich ergab, nachdem einmal die grundidee erfasst war.

die erstere kaum andeutungsweise, vertreten, letztere etwas häufiger (cf. auctor, auc — tr — *ī* — c, sapient-ia, prudent-ia...); überhaupt darf hier nicht ausser acht gelassen werden, dass in dieser herstellung des femininstammes die verschiedenen zweige in reicherem masse als sonst in der genusbildung ihren eigenen weg gehen, was allein möglicherweise schon auf einen gewissen secundären character der femininbildung deutet.

Wenn hier das princip, durch weiterbildung, zusatzelemente das femininum vom masculinum zu scheiden, bisher massgebend war, so versucht die sprache auch sonst noch auf ähnlichem, z. t. rein mechanischem wege, zu einer art differenzirung zu gelangen und schlägt den entgegengesetzten weg ein wie bei der bildung des neutrums; d. h., während dort der masculin- oder grundstamm eine schwächung erfuhr, wird er hier oft gedehnt,*) oder der femininstamm weist mit grosser beharrlichkeit die schwersten, völlig unverkürzten formen auch dort auf, wo das masculinum eine erleichterung vorzieht; selbst dann kommt das vor, wenn ausserdem regelrechte femininbildung durch ein bildungselement vorliegt. Alle mittel werden eben benützt; die herstellung des feminins macht somit auffallend den eindruck des beabsichtigten, bewusst herausgebildeten. Manche formen sind geradezu überraschend. cf. z. b. acr*i*s —— celebr*i*s . . . neben acer — celeber . . . Es sieht wirklich aus, als ob planmässig im masculinum die nächstliegende bildung (acr — s, acr, acer, cf. libros, libro, libr, liber) gewählt worden wäre, man dann aber behufs differenzirung das wort in die *i*-declination übergeführt hätte (acr — *i* — s); dann wäre natürlich von wirklicher genusbildung keine rede. Oder sollte acr*i*s vom stamme acr + feminin-i + subiectzeichen gebildet sein. cf. Victor Henry: précis de gr. comparée . . . p. 161.

Nehmen nun auch die wirklich oder künstlich geschlechtigen femininformen gegenüber den als männlich oder neutral gekennzeichneten bildungen einen unvergleichlich grösseren

*) Besonders klar tritt das hervor, wenn im späteren Sanskrit die femininformen, welche in den Veden noch mit dem masculinum übereinstimmten, gedehnt erscheinen.

raum ein, so ist doch daneben die zahl der lediglich durch bestimmte, an sich völlig ungeschlechtige bildungselemente (welche aber nur oder vorwiegend dem weiblichen dienen) hergestellten feminina eine ausserordentlich grosse; wieder macht sich hier gegenüber den beschränkten, masculina und neutra bildenden, suffixen der lebhafte drang geltend, gerade das weibliche geschlecht hervorragend zu kennzeichnen, vom masculinum und neutrum zu scheiden; allerdings trägt viel dazu bei der umstand, dass (cf. das obenerwähnte) infolge einer den ganzen typus ebenso wie auch andere beherrschenden gemeinsamen grundauffassung das weite gebiet der abstracta, welche eigenschaften, neigungen, vorzüge, laster, fähigkeiten . . . bezeichnen, eo ipso mit gewissen ausnahmen dem weiblichen geschlecht anheimfällt; die betr. abstracten appellativa aber sind natürlich grösstenteils keine grundwörter, sondern ableitungen von nominalen oder verbalen grundwörtern; natürlich sind auch die ableitungselemente je nach dem character des grundwortes und des daraus abzuleitenden, selbst nach der lautlichen natur dieser bestandteile, verschieden, bilden aber wieder mehr oder minder klar geschiedene hauptklassen; in folge dessen wird es ebenso viele scheinbar feminine bildungsformen bei den abstracta geben, die an sich wieder nicht das geringste mit dem geschlecht zu thun haben. Solche ableitungsformen, deren jede direct den wert eines geschlechtzeigers gewinnt, sind ausser vielen anderen, namentlich aus dem arischen zweige, von bekannteren z. b. *τι(σι) — ιδ, αδ — δων — τητ (της),* dōn (dō) — tūdō — tāt — tūt — iōn — tiōn — āgōn — īgōn — ūgōn, heit — keit — schaft — nis . . .

Wird schon hierdurch eine geradezu ungeheure manigfaltigkeit von deutlich weiblich geschlechtigen substantiven erzeugt, so haben die einzelnen sprachen oder wenigstens kleinere sprachgruppen oft noch ihre besonderen regeln, wornach diese oder jene klasse von wesen dem einen oder dem andern genus angehört, auch wenn sie keinerlei das betr. geschlecht vorzugsweise characterisirende form trägt; man denke nur an die städte-, länder-, pflanzennamen des griechischen und lateinischen, welche direct das specifisch männliche geschlechtzeichen *ος*, us tragen und dennoch regel-

mässig feminina sind. Hiermit ist infolge eines abstracten, augenscheinlich später in die sprache hineingetragenen princips selbst die einzige sonst absolut feste schranke durchbrochen, wornach wenigstens die subiectform der *o*-stämme durchaus männlich geschlechtig ist. Da die anzahl der hierher gehörenden substantiva sehr beträchtlich ist, so dient diese regel jedenfalls nicht dazu, den eindruck der festen klarheit dieser an zahl geringen wirklich geschlechtigen flexionselemente zu erhöhen.

Endlich giebt es viele substantiva, die unter keine dieser regeln fallen, ebenso aber auch keine wirklich oder anscheinend geschlechtige form tragen, gleichwohl aber, wie lediglich der gebrauch zeigt, feminina (rep. masculina) sind; auch diese tragen nicht dazu bei, die übersichtlichkeit des complicirten, scheinbar regellosen aufbaues der genusformen zu fördern.

Einen ganz eigentümlichen eindruck macht es auch, wenn trotz klar vorhandener femininform die grund- oder masculinform plötzlich durchschlägt (cf. z. b. *τώ* statt *τά* im dual), oder wenn gar eine ganze klasse von wörtern, welche sehr wohl femininform bilden könnte oder müsste, sich mit der hier also gewissermassen indifferenten grundform des masculins begnügt (cf. *αἱ ἄνομοι γυναῖκες* . . .).

Das resultat ist folgendes: Obgleich das indogermanische über eine ganze anzahl von geschlechtzeichen verfügt, so *s*, *m*, *d* für das masculinum und neutrum, *ī*, ia, *a* . . . für das feminin, bleibt doch die w e i t a u s g r ö s s t e z a h l d e r s u b s t a n t i v e ohne wirkliches genuszeichen; namentlich die beiden ersten sind von ganz beschränkter anwendung im geschlechtigen sinne und versehen ausserdem noch wesentlich andere functionen im weitesten umfange; nur ein verschwindend kleiner teil der masculina und neutra wird durch *s* und *m* gekennzeichnet; *d* ist als neutralform fest umgrenzt, aber fast nur auf das pronomen beschränkt, beim substanzausdruck unmöglich. Die unverhältnismässige mehrzahl männlicher und neutraler substantive bleibt somit ohne jedes äussere zeichen ihrer geschlechtigen stellung, die natur des bezeichneten gegenstandes, vielfach das angewendete ableitungselement, beim neutrum das fehlen des subiectzeichens, resp. beim

masculinum der mangel einer speciell femininen determination, und gewisse äussere, mechanische notbehelfe klären uns darüber auf. Die femininzeichen haben überall ihren wert als solche und grenzen einen verhältnismässig grossen teil des wortmaterials klar gegen den bereich des männlich-neutralen ab; aber selbst hier geschieht das in durchaus unzulänglicher weise, auch die grosse mehrzahl femininer bildungen ist ohne lautliche genusbezeichnung.

Haben wir hier beim substantiv doch noch gewisse feste anhaltspuncte und namentlich dort, wo überhaupt geschlechtige bezeichnung eintritt, auch gewisse einfache sich wesentlich gleich bleibende weiser, so verlassen uns die sicheren marken völlig, wo es sich nicht um den substanzausdruck oder das ihm formell identische adiectivische attribut handelt.

Geradezu verwirrend und völlig unübersichtlich wird nämlich formell das verhältnis beim geschlechtig gestalteten pronomen; hier treten in der regel den männlichen formen weibliche mit ungleich grösserer gegenseitiger formverschiedenheit als je beim substantiv gegenüber, wie oben schon andeutungsweise bemerkt wurde. In den allerseltensten fällen aber finden wir hier nur die dem substantiv eigentümlichen genuszeichen; diese so scharf geschiedenen bildungen zeigen bald in den verschiedenen geschlechtern ganz verschiedene stämme, bald ist die geschlechtsunterscheidung durch vocalvariation herbeigeführt, oder durch vocalvariation und gewisse zusatzelemente; auch die anwendung der beim substantiv üblichen genusexponenten kommt häufig vor, oft verbunden mit einer der vorhergenannten bildungsformen; überhaupt begegnen wir hier häufig combinationen verschiedener arten von genusunterscheidung sowie namentlich einfach oder gar mehrfach zusammengesetzten stämmen, auch solchen, welche ausser einer mehr oder minder übersichtlichen genusabwandlung noch verschiedene, anscheinend willkürlich angewandte deuteelemente bald in dieser bald in jener genusform anwenden. Dabei ist aber zweierlei bemerkenswert: dass trotz oder eben wegen dieser enormen abweichungen von der normalen, am substanzausdruck beobachteten geschlechtsunterscheidung, die geschlechter merkwürdig scharf geschieden sind, so dass die einzelne pronominalform kaum irgendwo einen zweifel ge-

stattet, ob männliches oder weibliches anzunehmen sei (auch hier steht der **stamm** des neutrums dem des masculins meist weit näher als dem des feminins resp. ist mit jenem ausser im subiect-obiectcasus identisch); dass ferner hier auch das neutrum nicht etwa bloss durch das fehlen des subiect- oder masculinzeichens, also negativ, sich kenntlich macht, sondern durch die obenerwähnte significante pronominale neutralform sich sehr energisch und auffallend ebenmässig in den verschiedenen zweigen vom natürlich geschlechtigen abhebt.

Im dual und plural finden sich auch teilweise ganz eigenartige und für die verschiedenen geschlechter verschieden gestaltete formen. Der eindruck des fremdartigen wird dadurch erhöht, dass, auch abgesehen von den grund- oder den subiectformen, die casusableitung in den verschiedenen genera teilweise ganz verschieden und durch die manigfachsten complicationen hergestellt ist. Dieses unendlich reiche gebiet kann hier kaum andeutungsweise gestreift werden. Auch wenn man die ganz eigenartigen, complicirten und manigfaltig gestalteten bildungen des arischen kreises ausser acht lässt, bieten die näher liegenden idiome der besonderheiten genug. cf. *ὁ — ἡ — τό (τοῦ — τῆς — οἱ — αἱ — τά — τῶν . . .), οὗτος — αὕτη — τοῦτο (τούτου — ταύτης — οὗτοι — αὗται — ταῦτα)*; hic — haec — hoc (huius — hunc — hanc — hoc — hac — hi — hae — haec), is — ea — id (eius — eum — eam — eo — ea . . .), idem — eadem — idem, iste — ista — istud (istius — istum — istam . . .), ille — illa — illud, qui — quae — quod (cuius = quoius — quem — quam — quo — qua — qui — quae — quae ...); sa — so — thata (this — thizos — thizai . . .), is (ir) — si(u) — it(a), der — diu — das . . .

Trotz der grossartigen manigfaltigkeit, scheinbaren regellosigkeit bietet doch, bei der innerlich klaren geschlechtigen stellung der pronomina in allen drei genusformen, das fürwort bezüglich der **entwickelung** der genusidee, des wesens der indogermanischen geschlechtsbezeichnung, als blosser **immer bestimmt geschlechtiger** vertreter des substantivs wenig neues; umso mehr, als ja die genusform der zweiten person völlig wegfällt, und der verbalausdruck ebenfalls ohne geschlechtige personalzeichen erscheint, somit eigentlich nur das demonstrative und relative fürwort (einschliesslich der sog.

form der dritten person) in betracht kommt. Die ganze entwickelung des genus sahen wir beim substanzausdruck sich vollziehen, der einzige fall einer beachtenswerten sonderauffassung, bei der herstellung des pronominalen neutrums, kam ebendort zur sprache.

Das vorhergehende ergab eine stark ausgeprägte neigung des indogermanischen, den gesamten sprachstoff mit feinen unterscheidungen, etwas complicirter auffassung, klarer innerer, aber recht mangelhafter äusserer form, den drei geschlechtskategorieen einzuordnen. Es lag nahe, dass unter diesen eigentümlichen verhältnissen auch die innere form leicht schaden leiden konnte, umso mehr, als bei einem beträchtlichen teile des sprachstoffes die geschlechtsbezeichnung jede practische bedeutung längst verloren hatte, weil anscheinend durchaus willkürlich der ausdruck des gegenständlichen bald männlichen, bald, unter gleichen oder ganz ähnlichen bedingungen, weiblichen oder neutralen genuscharacter erhielt. Es hat denn auch das indogermanische durchaus nicht überall die genusunterscheidung in ursprünglicher reinheit bewahrt. Das reiche gebiet der entartungen des grammatischen geschlechts, des völligen abhandenkommens desselben, die versuche, einen ersatz für das im bewusstsein geschwundene zu finden, können hier keine berücksichtigung finden. Abgesehen von der ja practischen reducirung der genera auf die zwei natürlichen, wie in verschiedenen neuindischen, zigeunerischen idiomen, dem romanischen teilweise, finden wir f a s t v ö l l i g e s erlöschen der genusunterscheidung, wie im englischen, oder blosse rohe unterscheidung von belebtem und unbelebtem, wie im heutigen persisch, oder dieselbe unterscheidung n e b e n einem noch erhaltenen masculinum und femininum, wie im zigeunerischen . . . . . ., endlich die manigfachsten abstufungen des allmählichen erlöschens der genuskategorie. Das semitische mit seiner einfachen klarheit ist hierin jedenfalls erheblich im vorteil gegen das indogermanische.

Nun noch eine ganz allgemeine bemerkung über die form der geschlechtzeichen ü b e r h a u p t.

Unter allen umständen bleibt es in hohem grade beachtenswert, dass fast überall, wo wirklich männlich geschlech-

tigen formen ebensolche klar als weiblich characterisirte, am substantiv, adiectiv, z. t. auch am pronomen gegenübertreten, das feminin nebenher oder allein die motionselemente *i*, *a*, ia . . . aufweist. *i* dürfte dabei wohl den symbolischen wert des feineren, schwächeren haben. cf. kottisch, tschuktschisch, (mandschu: cf. eme gegenüber ama), karibisch, Taënsa?, Haussa, Muzuk, semitisch, hamitisch, indogermanisch, nordkaukasisch (*i*, *j*), sinhalesisch . . .

Sollte das für zufall, was es sicher nicht ist, angesehen werden, so mag man dem gegenüber beachten, dass sich ähnlich gestaltete motionszeichen (namentlich *i*, ia) beim masculinum kaum werden finden lassen.

Weiterhin erinnert dieses *i*, ia . . . daran, dass wirklich, wie im verlaufe dieser arbeit so oft wahrscheinlich gemacht wurde, sehr oft, wo nicht gewöhnlich, das feminin nicht als gleichwertiges mit dem masculin, sondern als ein anderes, niederes, secundäres erscheint nach auffassung und form. Es wurde meist nicht der begriff von vornherein durch ein männliches und ein weibliches genuselement gewissermassen zerlegt, sondern die grundform blieb fast überall dem masculinum als dem eigentlich massgebenden, der **höheren** ordnung; durch differenzirung wurde dann im bedürfnisfalle ein zweites, minder wichtiges als abart abgezweigt.

Vielleicht — doch dies bloss als vermutung, welche weiter zu verfolgen wäre — ist es auch mehr als zufall, dass das seltener besonders lautlich bezeichnete masculinum (neutrum), also die noch nicht differenzirte form, verhältnismässig häufig elemente aufweist, welche teils dem subiectiven teils dem undeterminirten zu dienen pflegen; cf. das oft wiederkehrende *u*, *b*, *m*, *p*, z. b. im hamitischen, hottentottischen (b, p, m), den nordkaukasischen sprachen (u, w, b), im kottischen (p, u), Kassia (u), im undeterminirten neutrum des indogermanischen auf *m*; das *s*, welches in weitem umfange auch auf anderen sprachgebieten ein mehr subiectives demonstratives moment neben dem mehr obiectiven *t* darzustellen scheint und im indogermanischen als subiect- wie genuszeichen des männlichen dient.

Formlose sprachen.

Verfasser dieser abhandlung hat sich wiederholt, zuletzt in seinem Zur sprachgeschichte und Sprachliche formung und formlosigkeit darüber ausgesprochen, was er unter formlosigkeit versteht, und warum er unbedingt auch sprachen wie magyarisch auf formloser grundlage erwachsen erklärt. Da der erste punct in seinen grösseren arbeiten noch eingehend wird behandelt werden, mag er hier ganz fallen gelassen werden, umso mehr, als der theoretische teil, welcher die einleitung dieser darstellung zu bilden bestimmt war, durch seine länge den gestatteten raum erheblich überschreiten würde. Es soll hier bloss die aufgabe des verfassers sein, an einigen bezeichnenden beispielen zu zeigen, worin die sog. formlose richtung sich im gegensatz zu der namentlich des indogermanischen äussert; dass an dieser trotz aller unterschiede sehr ausgeprägten richtung auch sprachen wie das magyarische vollen anteil haben; dass dagegen selbst weit abgeirrte glieder des indogermanischen stammes gerade in den allerwesentlichsten puncten, in erster linie im verbalausdruck, doch nicht zu formlosen sprachen werden, so sehr sie in mancher beziehung die bahnen der letzteren einschlagen.

Die in seinem sinne formlosen sprachen zeigen, abgesehen von der inneren oft tiefgehenden verschiedenheit des baues, auch äusserst verschiedene stufen der entwickelung;

gleichwohl ähneln sie sich selbst bei völliger genealogischer verschiedenartigkeit häufig auffallend gerade in den ausschlaggebendsten puncten. Es mögen als muster hier dienen einige idiome, welche zufällig dem verfasser gerade jetzt näherliegen und nebenbei recht wohl geeignet sind, ein bild von sehr heterogenen und auch graduell ungemein verschiedenen entwickelungen zu geben. Es sind dies das soeben von Otto Stoll eingehend und musterhaft behandelte Pokonchí, das magyarische, türkische und das wegen seiner ganz eigenartigen sprachgeschichtlichen stellung hochinteressante sinhalesisch; letzteres findet hier eine stelle auch deshalb, weil es dem verfasser vergönnt gewesen ist, dasselbe durch den lebendigen verkehr etwas näher kennen zu lernen, und weil er gerade dadurch auf die eminent formlose richtung dieses idioms im verbalausdruck aufmerksam wurde. Von indogermanischen scheinbar formlosen idiomen seien kurz erwähnt das transsilvanische zigeunerisch und das armenische.

Das Pokonchí ruht durchaus auf nominaler grundlage; hier ist einfach alles nomen (vielleicht mit einziger ausnahme des zahlwortes), in erster linie aber der verbalausdruck, welcher überhaupt gar nicht verstanden werden kann, wenn man nicht festhält, dass er nicht nur ursprünglich, sondern noch jetzt deutlich als nomen empfunden wird und als solches fortwirkt sowie in allen neu- und weiterbildungen seine nominale geltung beibehält. Ebenso ist nomen das fürwort, sowohl das persönliche als auch das demonstrative, und es ist bemerkenswert, dass dieser wortklasse, ganz ähnlich wie im uralaltaischen und anderen formlosen typen, selbst die in unseren augen äusserst drastischen umschreibungen wie: mein körper, wesen . . . für ich . . . nicht genügen, sondern teilweise für uns geradezu ungeheuerliche bildungen eintreten wie: mein wesen — (das) des ich resp. des ich — sein wesen . . . Solche verdeutlichungen sind an sich dort ganz natürlich, wo die ganze sprache eigentlich aus iuxtaponirten, oft recht deutungsbedürftigen indifferenten nomina besteht, namentlich aber dort, wo, wie beim fürwort, überhaupt kein concreter inhalt, sondern bloss die hindeutung auf einen solchen vorliegt, oder das angewendete concrete

wort bloss vertretungsweise für ein abstractes (mein kopf, wesen, körper = ich) eintritt.

Sollen diese indifferenten nomina sich zum satz zusammenschliessen, so bietet sich hierfür, abgesehen von verdeutlichungswörtern verschiedener art, zunächst die blosse iuxtaposition der satzelemente, natürlich nach einer gewissen inneren ordnung; diese ergiebt, ganz wie in vielen anderen innerlich mehr oder weniger verwandten typen, namentlich die zwei hauptangelpuncte der sprachlichen bindung und des satzes in derartigen idiomen, das adnominale und das prädicative verhältnis; daran hängt thatsächlich der ganze satz, vornehmlich hier, wo etwas anderes, abgesehen von den gleich zu nennenden possessivzeichen, überhaupt kaum in betracht kommt; denn damit ist auch die bezeichnung von subiect und obiect ohne besondere äussere mittel möglich und ganz gewöhnlich; so erscheint häufig das ideelle subiect halb- oder ganz adnominal, beide male nur durch seine stellung; das ideelle obiect bildet dann grammatisch eigentlich das subiect (cf. unten: ein ei — (ist) ihr legen — (sc. der) henne = die h. legt ein ei).

Bei dieser ungemeinen principiellen einfachheit und grammatischen mittellosigkeit kann es nicht wunder nehmen, dass die praxis auch in der satzbindung vielfacher, oft wieder schwerfälliger verdeutlichungswörter nicht entraten kann; jedenfalls aber bietet das Pokonchí im ganzen bau und oft bis ins kleinste detail die auffallendsten belege für die von anderen und vom verfasser, besonders in seinem Zur sprachgeschichte, vertretenen ansichten.

Auch die erscheinung ist im wesen dieses idioms tief begründet und demselben mit vielen anderen gemein, dass abgesehen von den ebengenannten morphologischen factoren eigentlich nur oder doch fast ausschliesslich einer in betracht kommt, dieser aber dafür auch die ganze sprache beherrscht; es ist das possessiv-prä (resp. suf-) fix; dasselbe kennzeichnet nicht nur den besitzer eines dinges, sondern deutet auch an, wessen eine handlung resp. ein zustand ist, von wem beide ausgehen, oder wer das ideelle subiect ist, und bestimmt somit wiederum den ganzen satz; denn ein auf das verbale possessivnomen folgendes zweites nomen muss

dann obiectgeltung haben, d. h. es ist wieder eigentlich grammatisches subiect, welches sich mit dem ersteren prädicativ verbindet; mein gehen = ich gehe, aber mein sehen — mein gesicht = mein gesicht ist gegenstand meines sehens, d. h. ich sehe mich; mein sehen — gesicht = ein gesicht (ein er) — ist gegenstand meines sehens, d. h. ich sehe ihn.

Nach dieser kurzen einleitenden behandlung der morphologischen grundlage, welche hier platz gefunden hat, weil sie in vielen wesentlichen puncten innig übereinstimmt mit der der später zu erwähnenden und einer unverhältnismässig grossen anzahl anderer formloser idiome, folgt eine gedrängte übersicht der wesentlichsten einzelnen erscheinungen.

Von einer nominalen flexion kann keine rede sein, da die sprache höchstens durch verdeutlichende iuxtaponirte, oft mit dem possessiv versehene, casuell ebenfalls indifferente substantive die relation des regirenden nomens in ungefähr andeutet, subiect-, obiect- und adnominalcasus durch sinn und satzgefüge hinlänglich klar bezeichnet sind. Gleichwohl geben diese deutewörter mit grosser klarheit den weg an, wie mit dem stärkeren hervortreten der function wirkliche beziehungsexponenten entstehen konnten und in fortgeschritteneren idiomen entstanden sind. Derartige fixirung für gewisse functionen ist umso erklärlicher, als die deutewörter in eng begrenzter anzahl und in ziemlich präciser bedeutung, meist ursprünglich recht drastische stoffwörter wie mund, kopf, rücken, seite . . ., regelmässig wiederkehren. So heisst chi = mund, na = kopf, vuach = gesicht, ij = rücken; eines der gebräuchlichsten präpositionsartigen elemente nun ist das erste, chi, welches sich mit den drei anderen (doch nicht mit diesen allein) verbindet, wobei diese possessivzeichen tragen; die bedeutung des chi ist dabei etwas wag, etwa die des äusseren, der oberfläche, chi — nu — vuach = mund — mein — gesicht wird zu einem vor mir, chi — nu — na (mund — mein — kopf) zu auf mir, chi — vu — ij (mund — mein — rücken) zu hinter mir. Es kann nicht wunder nehmen, wenn dies chi schliesslich ein bei, an, nahe an wird, gewissermassen bloss seine präpositionale bedeutung festhält, den ursprung aber verleugnet; heisst ja

doch im hochentwickelten magyarisch belém (= in mich) wörtlich mein inneres, reám (= auf mich) meine oberseite; nur braucht eben das magyarische zu einem vor, bei, auf, neben mir immer nur ein mit seinem possessiv versehenes localelement, es genügt ihm ein meine vorderseite, nähe, oberseite, eine etwa notwendige unterscheidung von ruhe, richtung, trennung drückt es durch die (im Pokonchí ja unmöglichen) flexivischen veränderungen des hier postpositionalen ortsnomens aus: an meiner, auf meine, von meiner richtung, hinter-, vorderseite . . . Auch das einzige noch übrige halblocale casusverhältnis des dativ wird, wo es überhaupt specielle bezeichnung findet, im Pokonchí durch ein nomen mit possessiv angedeutet, vu — e = mein eigentum = mir; es kann sogar heissen vu — e — jin = mein eigentum des ich, namentlich aber gewinnt letzteres im prädicativen sinne die bedeutung: (ist) mein eigentum, gehört mir. re pat vuili vuejin = dies haus das mein eigentum (ist).*)

Auch die pluralbezeichnung erfolgt durch besondere nominale hilfswörter, z. t. sogar durch mehrere zugleich.

Das fürwort weist ausser den formen der 1. 2. person sing., 1 person plur. und einigen elementen weisender art lauter componirte, z. t. stark componirte nominalbildungen auf; aber auch die einfachsten wie jin, jat, e . . . sind deutlich nominal, decken in keiner weise die abstracten begriffe ich, du, er und bedürfen deshalb, wie oben angedeutet wurde, zahlreicher verdeutlichungen, die z. t. nach unserer auffassung völlig überflüssig sind und ein unglaublich schwerfälliges ensemble iuxtaponirter, eigentlich unzusammenhängender elemente darstellen. r — e — jin, r — e — jat = sein — wesen — (des) ich, sein — wesen — (des) du = ich, du liesse man sich noch gefallen, ein r — e — tak — e — joj, r — e — tak — i — joj statt r — e — joj = sein — wesen — (des) wir = wir ist doch störend breit; das tak des plural scheint uns unnötig, da joj den pluralbegriff involvirt, ebenso das *e* resp. *i*;

*) cf. magyarisches én atyám = meiner — vater — mein = mein vater, a ház mienk (mi — é — nk) = das haus unser — eigentum — unser = gehört uns.

die formen bedeuten buchstäblich: sein — wesen — (einer) mehrheit — (nämlich) wesen — (des) wir und: sein — wesen — (einer) mehrheit — (nämlich) das — (des) wir; es soll also dort, wo sonst die personbezeichnung jin, jat folgt, gleich darauf aufmerksam gemacht werden, dass es sich hier nicht um einen, sondern um mehrere handelt, obgleich joj nach unserer auffassung genügen würde; dieser schwerfällige, aber der hauptsache (des joj) noch ermangelnde complex wird nun vermittelt, deutend und erläuternd mit dem eigentlichen personalzeichen verbunden durch das wiederaufnehmende und weiterführende *e* oder *i*. Wir würden eigentlich statt joj ein jin erwarten, da die pluralität durch tak bezeichnet ist; in der 2. person bewirkt auch wirklich tak, dass jat nicht du, sondern ihr bedeutet. Andere formen sind noch weit mehr als die genannten satzartige gebilde; so heisst die exclusivform, z. b. v — utquel — vu — ib (= ich allein), nach Stolls kaum noch zweifelhafter deutung: mein — ausgesonderthaben — mein kopf (ist) = ich habe mich ausgesondert, bin allein, resp. ich allein.

Die einfachsten demonstrativa sind r — i, r — e, ru — je = sein kopf, sein wesen = er.

Auch das interrogativ ist eine eigentümliche, wohl satzartige bildung: a — vuach, eigentlich, wie scheint, die fragepartikel ja (a) prädicativ mit vuach = gesicht verbunden.

Schliesslich seien noch bildungen erwähnt wie chi — k — un — chel — i — joj, ch — av — un — chel — tak — i — jat = wir alle, ihr alle, wörtlich: auf — unser — einer — seite — die (resp. der) — (des) wir, auf — dein — einer — seite (nämlich einer) mehrheit — die (der) — (des) du; oder r — e — joj ka — ca — b — chel, r — e — tak — i — jàt a — ca — b — chel = wir beide, ihr beide, wörtlich: sein — wesen — des wir — unser — 2 (kopf) — seite . . . Übrigens ist bei dem componirten ch — un — chel (mund — eine — seite) = auf einer seite, zusammen, alle die function im letzteren sinne schon so überwiegend, dass dasselbe auch in verbindung mit substantiven in diesem sinne üblich ist: ch — un — chel tak — e che = alle bäume.

Für den ersten blick kann es auffallen, dass die zahlwörter in der verbindung mit dem ausdruck der gezählten

dinge wege einschlagen, welche von denen innerlich verwandter idiome z. t. ganz abliegen; eine der gewöhnlichsten ausdrucksweisen in formlosen sprachen ist ein: mann der zweiheit, oder des mannes zweiheit = 2 männer; hier dagegen wird anscheinend in unserem sinne in directer verbindung der beiden elemente gesagt: 2 mann. Nach Stolls (in hohem grade durch den ausdruck selbst wahrscheinlich gemachter) vermutung enthalten die meist offenkundig componirten formen der pluralischen zahlwörter schon in sich eine allgemeine bezeichnung der gezählten gegenstände wie unser kopf, stück (cf. 10 stück ochsen, pferde), und der specielle ausdruck der gezählten gegenstände ist doch, wie in anderen substantivverbindungen auch jedesmal das an zweiter stelle stehende nomen, adnominal zu fassen: zwei köpfe von der klasse mann.

Bezüglich des verbalausdrucks mag zuerst die allgemeine bemerkung wiederaufgenommen werden, dass ursprünglich von einem verb überhaupt gar keine rede sein kann, dass das sog. verb absolutes nomen oder durch eine verbindung von nomina in ihrer vollen substantivgeltung hergestellt ist, dass zwischen nominaler und verbaler verbindung, satzgefüge, ja unter umständen einfachem oder erläuternd erweitertem nomen gar kein morphologischer unterschied zu bestehen braucht, dass derselbe complex hier als reines verb oder ganzer satz, dort als ebenso reines nomen fungiren, dass ebenso unter umständen das, was soeben satz oder verbalausdruck war, als nomen ein wortbildendes zeichen annehmen kann, welches es völlig in die adiectivsphäre überführt. So also wird jab = wasser, sib = rauch, wenn der sinn es erfordert, zu einem es regnet, raucht, und auf der anderen seite können und werden sogar ganz gewöhnlich verbindungen adiectivisch gebraucht, welche wir eigentlich als sätze auffassen müssen, wie: nim — r — ok, qu' isi — r — ok = gross (ist) — sein — fuss, klein (ist) — sein — fuss, ersteres als adiectiv = breit, letzteres = kurz; oder ch' uvua chic vuach = koth (ist) — schon — gesicht, äusseres = kothig, abaj — pam — be = stein(e) — im — wege (sind) = steinig. So werden namentlich in rein adverbialem sinne für früh, spät . . . satzverbindungen wie: hoch — die sonne, gesunken — die

sonne . . . angewendet. Nimmt nun eine verbindung wie nim — r — ok das adiectivzeichen laj, so haben wir in nim — r — ok — laj ein reines adiectiv, die bedeutung aber ist: gross (ist) — sein — fuss — ig = einer mit einem gr. fusse = hochgewachsen, z. b. nimroklaj vuinak = ein hochgewachsener mann.

Trotzdem ist das, was hier anscheinend so nahe liegt und anderen sprachtypen wie dem türkischen geradezu einen eigenartigen character verleiht und grosse übersichtlichkeit sowie einfachheit zur folge hat, die blosse nebeneinanderstellung des ideellen subiect- und des prädicatsausdrucks im prädicativen verhältnisse, selten; ein jat nim = du gross (sc. bist) kommt zwar vor, aber es giebt nur sehr wenige nomina, welche wie nim derartige einfache verbindungen eingehen (das gerade gegenteil werden wir im türkischen finden, desgleichen auch in etwas anderer gestaltung im magyarischen). Es scheint diese grosse einfachheit doch schon energischere concentration des subiect- wie des prädicatsbegriffs- und ausdrucks vorauszusetzen, als hier vorliegt, wie später bei besprechung von bildungen wie mol — o — re wahrscheinlich gemacht werden wird. Es treten mithin hier ähnlich wie bei dem obenerwähnten fürwort verdeutlichungen aller art hinzu, welche den grundcharacter oft direct verwischen und die zu grunde liegende einfachheit der blossen prädicativen iuxtaposition schwer erkennen lassen. z. b. würde in dem beispiele: r — e — jin Pedro i — nu — bi = Pedro (ist) mein name schon Pedro i — nu — bi uns genügen (im türkischen ist eine der häufigsten verbindungen: alyp adym, adyng . . . = held (ist) mein, dein name). Hier aber wird, was später oft wiederkehren wird, ein emphatisches, eigentlich beziehungsloses, satzartiges r — e — jin vorgesetzt (= sein — wesen — des ich), im sinne von: ich bin es, von dem die rede ist, oder: was mich anbelangt (sc. so ist mein name Pedro). Dasselbe rejin, r — e — tak — i — joj . . . tritt selbst da ganz gewöhnlich in derselben bedeutung ein, wo die verbalform, wozu rejin ideelles subiect ist, reinste possessive nominalform wie mein — lieben bleibt, so dass von einem subiectverhältnis wie in **ich** liebe keine rede sein kann. So ist ein **r** — **e** — **jat** in —

avu — il = **du**, dein — sehen (ist) grammatisch incongruent, der sinn ist: was dich anbelangt, so siehst du; rejat wäre eigentlich wieder subiectausdruck, welcher hier in bezug auf das ideelle, nicht das grammatische subiect eintritt. Hieraus geht hervor, dass grammatische fügung in unserem sinne, congruenz der satzteile, häufig noch ganz fehlt, dass an ihrer stelle vielfach blosse nebenordnung stattfindet, und der sinn entscheidet, oder im notfalle verdeutlichungswörtchen demselben in roher weise zu hilfe kommen.

Sehen wir von solchen mehr oder weniger ungehörigen elementen ab, so treten hier die beiden hauptbildungsarten des verbalausdrucks in formlosen idiomen uns entgegen, anreihung im sinne eines prädicativen verhältnisses und verbal-nominalformen mit possessivzeichen, daneben reiche anwendung beider zugleich.

Es kann nicht einen augenblick zweifelhaft sein, dass die possessiven verbalformen, wie in anderen sprachtypen, hierbei ungleich reicher vertreten sind als die prädicativen, obgleich auch letztere unzweifelhaft vorkommen, so dass auch hier, wie in so vielen amerikanischen idiomen, neben der possessiven auch eine prädicative conjugation vorkommt (ich — schlafen = ich schlafe . . .), welche hier nicht näher behandelt werden soll. Die possessivgestaltung des verbs aber beherrscht die ganze transitive, namentlich die in verschiedenen gestalten auftretende obiectconjugation und weiterhin in weitem umfange auch die intransitive conjugation, sowie modificirt die vielen reinen substantivbildungen, die wir als nomina actionis mit dem verbum substantivum, z. t. sogar als blosse nomina agentis fassen (molore = das aufhäufen (ist), man häuft auf = der einsammler, aufhäufer).

Einfache bildungen dieser art sind z. b. vu — ejt — al = mein kennzeichen d. h. ich weiss, oder reflexive wie i — nu
mein —

— loch vu — ib = ich kratze mich, i — ru — loch r — ib =
kratzen mein —
kopf (ist)

sein kratzen (ist) sein kopf d. h. er kratzt sich, oder solche mit pronominalem obiect wie

qu — i — ru — tiu
ich — sein — beissen = ich } sind
ti — ru — tiu
du — sein — beissen = du

x — oj — ru — tiu
damals — wir — sein — beissen = wir waren

} der gegenstand seines beissens, d. h. er beisst mich, dich, biss uns.

Auch die complicirteren formen der obiectconjugation zeigen dieselbe grundauffassung:

r — e — jat qu — in — avu — il = was dich anbelangt,
du (was dich anbelangt) ich — dein — sehen

so bin ich der gegenstand deines sehens, du siehst mich, wobei rejat in der oben angegebenen weise das ideelle subiect hervorhebt, gerade so wie dasselbe durch das nachgesetzte und dann adnominal zu fassende personalpronomen angedeutet wird in fällen wie

ti — vu — il i — jin = du bist der gegenstand
du — mein — sehen das — (des) ich

meines sehens, ich, ja ich sehe dich; in beiden fällen würde qu — in — avu — il und ti — vu — il völlig genügen.

Die wenigen genannten, innerlich nahe verwandten fälle lassen gleichwohl einen bedeutsamen unterschied erkennen. Bei der pronominalen obiectconjugation sind obiect- wie subiect- und thätigkeitsausdruck zu einem wortartigen complex verbunden, mit durchgängigem vorantreten des ausdrucks für das ideelle obiect, bei nominalem obiect bleibt die verbalform von dem nachfolgenden obiectausdruck getrennt, und dieser unterschied ist durchaus fest, gleichviel ob das obiect ein specielles oder ein undeterminirtes, ihn, sie . . . ist (denn auch im letzteren falle tritt ein nomen allgemeinster bedeutung wie gesicht = person, ihn, sie . . . ein). So heisst es also: r — e — jat in — avu — il vuach = du, was dich anlangt, dein sehen (ist) das gesicht d. h. er = du siehst ihn; ebenso selbst für die 1. person als obiect: r — e — tak — i — jat in — avu — il nu — vuach = ich bin
ihr, was euch anl., dein (euer) — sehen mein — gesicht

der gegenst. eures sehens. Genau dasselbe princip war fest-

gehalten in obigem i — nu — loch vu — ib, i — ru — loch r — ib = ich kratze mich, er kr. sich, und es gilt durchweg, selbst da, wo wirkliche substantivbildungen bei dem ausdruck des ideellen subiects vorliegen, so dass auch da dem sinne nach eine transitive conjugation hergestellt wird, ja es ist diese richtung in auffallender ausdehnung vertreten. Wenige beispiele dafür:

nu — mol — om vuach = mein aufgehäufthaben ist
mein — aufgehäufthaben (ist) es

ein es, ich habe es aufgeh.

vu — il — om chic vuach = mein lesen (gelesen-
mein — lesen schon (ist) es

haben) ist schon ein es, ich habe es schon gel.

vu — abix — om — aj vuach.
mein — bestellthaben (ist) es.*)

Ein anderes, genau ebenso behandeltes allgemeines obiectwort ist *r* — *e* = sein wesen, ihn, sie . . . Diese verschiedenen obiectformen sind so fest geworden, dass sie ihre materielle bedeutung teilweise ganz eingebüsst haben und thatsächlich nur noch zeichen der transitivconjugation sind, derart, dass sie auch beim vorhandensein eines wirklichen speciellen obiectausdrucks das eigentliche obiect darstellen; der specielle obiectausdruck bildet dann nach dem festen sprachgebrauch des Pokonchí eine adnominale bestimmung; denn die blosse derartige verbindung zweier nomina ergiebt ein prädicatives oder adnominales verhältnis; prädicativ ist die verbindung der zwei vorangehenden, des verbal-

*) Zugleich ersieht man hieraus, dass teilweise auch die tempusunterscheidung schon durch solche substantivbildungen gegeben ist; so ist nu — ch'ab — uj = mein geschossenes, präteritum: ich habe geschossen, aber ne — ti — nu — ch'ab — uj = werden — du — mein — geschossenes d. h. ich werde dich schiessen. Es giebt auch ausser dem hier erwähnten ne (na) des futurs und den angedeuteten temporalen substantivbildungen, z. b. auf om, aj, uj, *m* — aj . . ., eine beträchtliche anzahl vorsatzelemente, welche der tempusbezeichnung dienen und sogar recht feine unterschiede zu fixiren im stande sind; bei den meisten auch dieser wörtchen lässt sich die ursprünglich drastisch materielle substantivbedeutung nachweisen; das weite gebiet kann hier nicht behandelt werden, es sei auf die einschlägigen partieen in Stolls buch, namentlich p. 79 flgd. verwiesen.

ausdrucks und des obiectwortes (vuach . . .), also bleibt für das letzte nur die adnominalgeltung.

ch — a — quej vuach ixim vui l — i = wört-
(es sei) — dein — mahlen (ein) es mais (des) dieses
lich: dein mahlen sei ein es dieses mais = mahle diesen mais.

ch — a — tz'ijb —aj vuach juj r — e r — e = schreibe
(es sei) — dein — schreiben (ein) es briefes dieses
diesen brief.

Das letzte nomen kann aber auch ideelles subiect sein, wenn der sinn es verlangt, also wenn ein obiect entweder gar nicht vorhanden ist, oder dasselbe im vorhergehenden vollständig zum ausdruck kommt.

cf. das schon früher angedeutete beispiel:

damals ihr legen (ist) ein ei **der henne** = damals ist der gegenstand des legens ein ei, seitens der henne = die henne legte ein ei (ganz ähnlich, wie wir oben hatten ti — vu — il i — jin = du mein sehen — meiner = ich sehe dich). Der hauptausdruck bleibt unter allen umständen das verbalnomen und das etwa vorhandene obiectwort, sie constituiren den satz, ein hinzutretender specieller subiectausdruck bleibt immer ein nebensächliches, accedens, welches ausserhalb des eigentlichen satzes steht, gleichviel ob dasselbe adnominal hinter oder in der emphatischen form als unabhängiges glied vor dem satzcomplex steht, wie wir schon bei der obiectconjugation sahen. Ersteres ist z. b. der fall in: na — vu — aj — em — aj i — jin = ich ich
werden (ist) — mein — nachlaufen meiner
werde nachlaufen, oder: caj — chi ru — tur — in — ic
jetzt (ist) sein — rauschend hervorquellen
i — ja = jetzt quillt das wasser rauschend hervor; letzteres
wassers
in fällen wie: r — e — jin vu — ix i — jal = ich
was mich anlangt mein — entkörnen (ist) mais
ich entkörne den mais, oder: r — e r — e po — ru —
was ihn anl., (früher) — sein —
kak — saj r — ib = er wäscht in der vergangenheit
waschen (ist) sein — gesicht
sein gesicht = er hat sich gew. cf. auch die früher genannten beispiele; solche bildungen sind durchaus regelmässig.

Es ist geradezu dies das grundprincip der sprache, und zwar bis zu wunderlichen consequenzen, dass der handelnde gar nicht, oder nur nebensächlich erwähnung findet, der schwerpunct des satzes unbedingt bloss im nicht subiectiven verbalnomen und einem etwa hinzutretenden obiectausdruck ruht; es geht das so weit, dass selbst dort, wo wir nur nomina agentis sehen, und auch die regelmässige übersetzung der betreffenden Pokonchí-ausdrücke solche einsetzt, die wortform bloss die handlung, das agens gar nicht nennt; mol — o — r — e wird direct mit einsammler übersetzt, das wort heisst ganz unzweifelhaft das einsammeln (mol — om) (ist) ein es (*r* — *e*) = man sammelt ein; die bezeichnung der person erscheint überflüssig; so muj — an — r — e = das färben ist ein es d. h. man färbt, der färber, c'ujt — am be = der weg (ist) das weisen, man weist den weg, der wegweiser. Diese richtung ist derart ausgeprägt, dass selbst so energisch subiective verhältnisse wie ein können, wollen . . . ganz unpersönlich im sinne eines: mein lesen (ist) ein können erscheinen. vu — ejt — al ch'al = ich kann spinnen,
mein — spinnen (ist) ein können

avu — ejt — al ch'al = du k. spinnen. ī — r — aj vui —
sein — wollen (ist) das

jic ch — u pat = er will zu hause sein. i — nu — ban
sein zu hause mein — thun (ist)

vu — aj — im = ich thue laufen, ich laufe.
mein — laufen

Auf den satzbau näher einzugehen, desgleichen auf die gestaltung der tempora, modi, des prädicativen verbalausdrucks . . ., muss verfasser sich versagen, da er hier nur in etwa die eigentümlich nicht subiective hauptgrundrichtung des verbs kennzeichnen will, wie sie ähnlich, aber in weit weniger roher form, weite sprachgebiete beherrscht, selbst solche, welche heut unzweifelhaft ein hochentwickeltes verb besitzen, aber doch im grunde genommen kein subiectives, sondern ebenfalls ein mit possessivsuffixen versehenes verbalnomen.

Deshalb folge hier das himmelweit verschiedene magyarisch, hier gerade, um analogieen wie gegensätze umso schärfer hervortreten zu lassen.

So hoch das magyarische über der mehrzahl der formlosen idiome steht, so häufig es direct in die bahnen der formsprachen einlenkt und in sehr wesentlichen puncten bei seinem heutigen zustande der entwickelung lebhaft an das indogermanische erinnert, so unverkennbar bleibt es eine im grunde formlose sprache. Verfasser hat vor kurzem an anderem orte hervorgehoben, dass das magyarische eine hochstehende, reiche cultursprache ist, hier sollen nur die züge in gedrängtester kürze erwähnung finden, welche darthun, wie sehr dasselbe gleichwohl mit allen seinen wurzeln tief im boden der formlosigkeit steht.

Auch hier erscheint die sprache wesentlich bestimmt durch wenige tief eingreifende grundprincipien, welche überdies mit denen des bisher behandelten idioms eine oft auffallende verwandtschaft, z. t. direct identität aufweisen; es sind dies blosse anreihung, der der sinn verschiedenartige bedeutung verleiht, anreihung im sinne des adnominal- und des prädicativverhältnisses, reichste anwendung der possessivsuffixe, sei es am reinen nomen sei es am verbalausdruck mit seinem ursprünglich ebenfalls nominalen character. Auch hier fehlen verdeutlichungswörter und erläuternde wiederholungen ebenso wenig wie vorher beim Pokonchí. Der character der sprache ist ebenfalls ursprünglich in hohem grade nominal; ausser dem substantiv ist nomen das substantivartige adiectiv, das fürwort wenigstens in spuren grossenteils, das verb, letzteres in sehr bezeichnender weise; aber durchweg sehen wir neben der alten noch durchschimmernden richtung unverkennbaren fortschritt.

Das manchmal aus recht heterogenen, innerlich wenig zusammengehörenden teilen bestehende wort wird äusserlich energisch zusammengehalten durch die ausgeprägte vocalharmonie, wornach die beschaffenheit des vocals der am anfange stehenden stammsilbe zugleich die der folgenden bestimmt, durch die stellung dieser stammsilbe und den darauf fallenden accent.

Die casussuffixe sind äusserst zahlreich, z. t. noch deut-

lich erkennbare verdeutlichende stoffwörter wie nähe, gleichheit, die dem ursprünglich adnominal zu denkenden hauptausdruck nachfolgen im sinne von: (der stadt) — nähe = nahe (bei der stadt).*) Hiernach kann es nicht auffallen, dass ein solches casussuffix unter umständen durch ein drittes element gefolgt sein kann. Die nach unserer auffassung wichtigsten grammatischen casus bleiben z. t. ohne jede bezeichnung, so der subiectcasus immer, der adnominal- und der obiectcasus oft, wenn auch beide über eine bestimmte form verfügen; das ist schon deshalb nicht auffallend, weil nach dem gesamten sprachbau, welcher ursprünglich durchaus nominalen character trägt, das vorangehende nomen eo ipso adnominalen sinn hat und das rectum des nachfolgenden regens darstellt, und weil das ideelle obiect, wie im Pokonchí und sonst vielfach, eng zu dem prädicativ zu fassenden verbalnomen gehört, zu dem es grammatisch eher im subiectverhältnis steht (ein stein [ist] mein nehmen = ich n. einen st.); ebenso aber erscheint das ideelle subiect entweder halbadnominal (vater[s] — nehmen = der v. nimmt) oder indifferent im grammatischen verhältnisse blosser anreihung (vater — sterben), wie die hier völlig unpersönliche, indifferente verbalform deutlich anzeigt. Wo, bei gewissermassen casuellem verhältnis, doch eine wortartige zusammenziehung des hauptausdrucks und des beziehungselements nicht eintritt, behält das letztere bei sonst gleichem verhalten wie vorher seinen wortcharacter, und der vorangehende hauptausdruck hat dann oft sogar wirkliche genetivform; es ist dies das reiche gebiet der postpositionen, welche z. t. ihre reine substantivgeltung durch annehmen des possessivzeichens klar darthun: föld — **nek** alatt — **a** = erde — der unteres — (an) — ihr = unter der erde.

Hiermit ist zugleich schon das possessivsuffix angedeutet, welches eigentlich die ganze sprache zusammenhält, d. h. überall anzeigt, dass die äusserlich auseinanderfallenden, nur

*) Da die auffassung wohl ursprünglich ist: mein gehen (ist) die richtung, nähe, mitte . . . der stadt, d. h. eigentlich: der stadt — richtung — (ist) gehen — mein, so kann das unvermittelte, was für uns in einem stadt — nähe in verbindung mit einem (gehen,) sich befinden liegt, umso weniger befremden, die ausdrucksweise hat nichts abnormes.

durch ihre stellung einigermassen einander sich unter- oder überordnenden teile des satzes oder der verbindung wirklich zusammengehören, und zwar sowohl auf nominalem wie verbalem gebiet; ein atya ház — a ist morphologisch identisch mit einem atya ver — i bis auf einen minimalen unterschied; das erste heisst vater(s) — sein haus, das zweite vater(s) — sein schlagen; noch genauer entsprechen sich napom — várom = mein tag — mein warten (= ich erwarte). Ebenso beherrscht die possessivbildung die gesamte pronominalflexion.

Das attributive adiectiv ermangelt jeder flexion, da es eigentlich adnominales substantiv ist (der güte — speise = gute speise), dasselbe gilt vom zahlwort, welches infolge dessen den ausdruck der gezählten gegenstände im singular bei sich hat, denn ein tiz ember ist zehnheit(s) — mensch = 10 menschen. Hierher gehören naturgemäss auch begriffe wie viel, mehr, wenig, alle . . .; mind ember ist gesamtheit(s) — mensch, sok ember = vielheit(s) — mensch; von einer pluralbezeichnung ist keine rede, und diese genannte auffassung wirkt so lebhaft, dass selbst das zugehörige prädicat nicht dem natürlichen sinne entsprechend im plural, sondern im singular steht: sok, mind ember itt van = viel, all — mensch ist hier.

Auch das fürwort ist nomen, und zwar zum grossen teil in grosser schärfe erhaltenes, das persönliche natürlich unabhängiges, absolutes substantiv, das demonstrativ adnominales (diesheit[s] — mensch = dieser m.).

Das persönliche fürwort ist so ausgeprägt reines substantiv, dass es genau so wie ein beliebiges stoffwort die possessivzeichen und daran die casussuffixe annehmen darf. Wie es heisst atyámat = vater — meinen — den, so lautet es eng — em — et = meinheit — meine — die = mich, ebenso mi — nk — et = unserheit — unsere — die = uns (nos), tegedet = deinheit — deine — die, titeket = euerheit — eure — die = euch (vos) . . . In den obliquen casus des ortes hat das magyarische die formen des fürworts überhaupt fallen gelassen und wendet dafür die obenerwähnten örtlichen casuselemente in völlig substantivischer geltung an, verbunden mit den entsprechenden possessivzeichen; also nál — am, nál —

ad, nál — a, nál — unk . . . = meine, deine, seine, unsere . . . nähe = bei mir, dir . . ., und so durchaus, selbst in verbindung mit reinen postpositionen grösstenteils: hoz — ám, bel — ém, belől — em, ért — em, nek — em; hoz — ád, bel — — éd, belől — ed, ért — ed, nek — ed . . . Höchst characteristisch können diese formen, die ja nur implicite den begriff der betreffenden person enthalten, verdeutlichend die volle form des personale davorsetzen, wobei es ziemlich gleichgiltig ist, ob wir dieselbe adnominal oder absolut fassen, so dass die angereihte suffixform die nähere erläuterung abgiebt. en — nál — am, en — nek — em, te — nál — ad, te — nek — ed, mi — nál — unk, mi — nek — ünk . . . ist also entweder — meinheit(s) — nähe — meine . . . = bei mir, oder = ich (was mich anbelangt) näml. meine nähe resp. bei mir. Es ist unmöglich hier die analogie mit den früher erwähnten Pokonchí-formen zu verkennen.

Noch klarer als in den einfachen personalformen tritt die rein substantivische natur hervor in der bildung ich, du, er . . . selbst, wo wir unbedingt das mit possessivsuffixen versehene mag (— am), mag — ad, mag — a, mag — unk . . . = mein, dein, sein, unser kern, wesen, person haben. Wie klar dabei die grundbedeutung ist, geht daraus hervor, dass, sowie dieses magam, magad . . . possessivgeltung erhält und als adnominalwort seinem regens vorantritt, dieses letztere durchweg das possessivsuffix der *3.* person erhält, nie das der *1. 2.* . . . person. In mag — am, magad, maga, magunk . . . könyve hat magam . . . unzweifelhaft reine adnominalbedeutung, der sinn ist: meiner, deiner, seiner, unserer . . . person ihr buch = mein . . . eigenes buch (in der verbalverbindung dagegen überwiegt doch der natürliche sinn, also: magam várom = ich selbst erwarte, wörtlich: meine person ich erwarte, nicht magam várja [= meine person erwartet]). Auch hier kann, wie beim einfachen personale vielfach, die verstärkung von magam, magad . . . durch das vorgesetzte volle fürwort eintreten: én magam, te magad, ő

mein

maga . . . = meiner person — (ihr) kern, oder: (meine person) ich, nämlich mein kern, wesen; vieles spricht aber wie in den meisten derartigen fällen für reine adnomi-

nalfassung, ja es haben sich sogar alte genetivformen des personale hier erhalten, die sonst auch im altmagyarischen ungebräuchlich sind; dazu rechnet verfasser namentlich formen wie tünek (tinek) in tünek mag — atok = euer (vestri) — kern — euer, oder ennen in ennen magam = meiner — kern — mein.

Ganz wie mag wird behandelt ön = selbstheit, welches für unser Sie gebraucht wird; auch hier heisst es az önnek atyja = der selbstheit — der vater — ihr = Ihr vater; es können sogar die beiden letztbehandelten pronominalsubstantive zusammen eintreten: ön mag — *a* = selbstheit(s) — kern — ihr = Sie selbst; dabei ist besonders beachtenswert, dass ön im gegensatz zu mag wirklich die *3.* person des singular in der verbalverbindung regirt; es heisst also ön várja, Ihre selbstheit erwartet, Sie erwarten, nicht ön várjátok (mit personalzeichen der 2. person).

Die demonstrativa haben teilweise ihre substantivnatur fallen gelassen und sind zu reinen sogar der congruenz unterworfenen bestimmungswörtern ihrer substantive geworden, haben also, was bei der sonstigen anlage der sprache sehr auffällt, plural- und casuszeichen, teilweise allerdings haben sie ihre substantivnatur und, wie scheint, selbst die alte genetivform, erhalten; von ez, az... kann es mithin heissen: ennek, annak (eznek) háznak — erre, arra (ezre) házra, evvel, avval (ezvel) házzal . . ., aber auch ezen, azon háznak, házra, házzal . . ., und ebenso steht dem pluralischen ezek, azok házak, ezeknek, azoknak . . . házaknak gegenüber ezen, azon házak, házaknak . . .

Das magyarische macht von der auch in anderen formlosen sprachen, z. b. den dravidischen, als regelmässiger bildungsform auftretenden symbolischen lautvariation zum zweck der unterscheidung von nähe und ferne regelmässigen gebrauch: ez, az, emez, amaz — ily, oly.

Die schon vorher als das eigentlich belebende princip der sprache bezeichneten possessivsuffixe zeigen reine, einfache formen nur im singular des ausdrucks für besitzer und besessenes, *m*, *d*, (ja) *a* (e) (am, om, em, ad, od, ed . . .) = mein, dein, sein; schon die für den plural des besitzers und den singular des besessenen machen einen secundären eindruck,

derart, dass als grundformen wohl nur erstere gelten dürfen, letztere sind unzweifelhaft schon zusammengesetzt. Von den ersteren spielt wieder die hauptrolle das der 3. person, welches vielfach direct den eindruck eines bloss determinirenden artikels ohne possessivbedeutung macht, z. b. wenn es regelmässig beim adnominalverhältnis den ausdruck des besessenen gegenstandes auszeichnet, gleichviel, ob der ausdruck des besitzers genetivform zeigt oder nicht: az atya ház — *a* = der (des) vater(s)—haus—sein, ebenso: az atyának a ház —*a* = des vaters — das — haus — sein. Die formen für pluralischen ausdruck des besitzers zeigen abgesehen von anderen besonderheiten durchweg am ende das gewöhnliche pluralzeichen *k*, ganz auffallende complicationen aber weisen die formen für den plural der besessenen gegenstände auf. In einem nap — ja — i — m = meine tage scheint jedenfalls das possessiv der 3. person, also die hauptform, die grundlage zu bilden, jedoch so, dass das possessiv wieder fast determinirende bedeutung hat, resp. in allgemeinster form zunächst den besitzer andeutet, was dann durch hinzufügung des zeichens der ersten person specialisirt wird. Das gleiche gilt für formen wie kert(j)eim, kerteink (= kert — (j) e — i — m, kert — e — i — nk) . . .; das *i* ist hier überall pluralzeichen für den ausdruck der besessenen gegenstände. Nach unserer auffassung ist ein napjaink = unsere tage eine höchst eigentümliche bildung, es wird, wie oben als wahrscheinlich hingestellt wurde, zuerst von nap — ja = sein (der) tag der plural nap — ja — *i* gebildet = seine (die) tage, und diese form dann durch blosse anfügung des possessivsuffixes für unser deutend, erläuternd in die sphäre der ersten person plurals übergeführt: tage — seine (die) sc. unser resp. des wir, wobei noch zu beachten ist, dass schon nk (= m + k) eine deutliche bildung vom singularsuffix *m* = mein mit dem plural-*k* ist. Bezüglich der anwendung der formen dritter person als hilfselemente bei den ausdrücken für die erste und zweite sei nochmals an das r — e — jin, r — e — jat . . . erinnert. Noch weit auffallender aber gemahnen an diese Pokonchí-formen die possessivformen mit vorhergehendem, verdeutlichendem, einfachem oder doppeltem pronomen. Statt atyá*m* = mein vater sagt man ganz ge-

wöhnlich az **én** atyá*m* = der — meiner (person) — vater — mein, ebenso statt atyád (= dein vater): a te atyád . . . Es braucht hier auf die völlig entsprechenden obenerwähnten formen wie en — nek — em, én magam . . . kaum besonders aufmerksam gemacht zu werden. Eine geradezu wunderliche häufung verdeutlichender und flexivischer elemente in z. t. ganz formloser, z. t. adnominaler anreihung bieten namentlich verbindungen von pluralischen possessivformen am ausdruck des besitzers und des besessenen wie: a mi kert — e — i — n — k a virág — a — i — k = die blumen unserer gärten (= artikel + mi [in adnominalsinn] + kert + possessiv der 3. person + *i* des plurals des besessenen + possessiv der 1. person + pluralzeichen des ausdrucks des besitzers *k* — und: artikel + virág (= blume) + possessiv der 3. person + plural-*i* + plural-k).

Es giebt auch ein absolutes, nicht suffixives possessiv = mein, dein, sein, der meinige . . ., welches die eben beobachtete bildung mittels eines stoffwortes mit antretendem possessiv und vortretendem reinem adnominalem personale als regelmässige durchweg aufweist. Ein hier augenscheinliches stoffwort mit der bedeutung eigentum = *é* (je) nämlich tritt im sinne eines suffixes des genetiv mit rein possessiver bedeutung an die substantiva: atyá — *é* (= vaters — eigentum) = dem vater angehörig, des vaters. Dieses selbe wort geht nun die ebengenannten verbindungen pronominaler art ein: eny — *é* — m, ti — *e* — d, mi — *e* — nk, ti — *e* — tek, öv — *é* — k = mein, dein, unser . . ., wörtlich meiner person — **eigentum** — mein, oder meine person sc. mein eigentum. Da dies unzweifelhafte substantivbildungen sind, so wird für den ausdruck der pluralität (genau wie beim possessiven substantiv) des besessenen das plural-*i* dem einheitlichen substantivausdruck enyé — tié — övé — mié . . . angefügt.

Dieses selbe nomen mit possessivsuffixen, welches die nominale flexion in hohem grade beherrscht, und ohne die es eine pronominale flexion überhaupt nicht giebt, constituirt denn auch die ganze conjugation; das verbum finitum des magyarischen ist unverkennbares, grossenteils völlig rein erhaltenes verbalnomen mit possessivsuffixen; várom = ich erwarte (ihn, sie . . .) ist morphologisch identisch mit

napom = mein tag, d. h. es bedeutet eigentlich nur: mein erwarten, womit durchaus nicht gesagt sein soll, dass es heut, wo die verbalformen in ihrem besonderen, rein verbalen wirkungskreise längst consolidirt und durch mancherlei differenzirungen auch mit ihren speciellen nuancen als obiect- und obiectlose formen fixirt sind, nicht im sinne unseres: ich erwarte (ihn, sie . . .) verstanden würde; es hat heut jedenfalls diesen sinn; es kann keine rede davon sein, dass die regelmässigen persönlichen verbalformen des magyarischen als nomina mit possessivsuffixen noch empfunden würden, so klar und energisch hat sich unter zuhilfenahme (wirklicher und scheinbarer, d. h. nur durch differenzirung eigentlich identischer formen gewonnener) gewisser unterscheidungen eine obiect- und eine obiectlose conjugation herausgebildet; und diese grosse festigkeit ist umso beachtenswerter, als z. b. die obiectconjugation durchaus nicht überall den ausdruck des obiects formell enthält — ein fall, welcher hier nicht näher ausgeführt werden kann und tief in das wesen finnischer formenbildung eingreift. Gleichwohl lassen sich die bildungen, welche wir als normale anzusehen gewohnt sind für die einfach transitive wie für die obiectconjugation der verschiedenartigsten formlosen idiome, hier klar nachweisen, und auch die intransitive conjugation ruht unzweifelhaft auf diesem grunde; es sind dies die auch im Pokonchí behandelten gestaltungen: mein, dein, sein . . . sterben, schlagen = ich, du, er . . . stirbt, schlägt und ich — dein — schlagen, schlagen — du — mein . . . = du schlägst mich, ich schlage dich . . . So heisst várom, várod nach dem obengesagten ursprünglich genau so mein warten, dein warten, wie napom, napod = mein tag, dein tag; ebenso ist várunk = unser warten mit napunk = unser tag morphologisch identisch; ein várjuk, várjátok aber sind reine obiectformen = warten — er — unser (vár — *i* — m[u]k = várjuk), warten — er — euer = wir, ihr w. auf ihn (sie . . .).*)

*) Es handelt sich hier nur darum, zu zeigen, wie klar auch das magyarische die alte grundlage des possessiven und des verbalnomens überhaupt erkennen lässt; es soll damit in keiner weise das heutige oder das älteste verfolgbare verb im magyarischen mit dem von idiomen wie dem Pokonchi

So wie beim eigentlichen substantiv mit possessivsuffixen statt eines napom, napod, atyám, atyád verstärktes (az) én napom, atyám, (*a*) te napod, atyád, so finden wir auch hier, sowie die person des handelnden irgend hervorgehoben werden soll, én várom, te várod . . .; aber hier dürfte jedenfalls mit recht darauf aufmerksam gemacht werden, dass diese morphologische identität doch nur eine äussere ist, denn das én, te beim verbalausdruck wird bei der heutigen entwickelung des verbalausdrucks entschieden im sinne eines subiectiven ich, du gefasst.

Recht klar aber tritt die nominalnatur des verbs wieder hervor in der bildung der mit vala, volt, lesz, legyen, volna . . . zusammengesetzten zeiten; diese formen sind in keiner weise mit unseren durch gewesen, gehabt, geworden . . . gebildeten zu vergleichen, denn das magyarische wendet dabei keineswegs die regelmässig flectirten formen eines verbs sein, haben, werden . . . in verbindung mit dem davon abhängigen (persönlichen) particip (sum captus, habeo lectum) des speciellen thätigkeitsausdrucks an, sondern der einfachen, regelmässig abgewandelten form des thätigkeitsausdrucks tritt unverändert die form von sein, werden bei, welche (es) war, wird sein, möge sein . . . bedeutet; várom, várod, várunk vala, volt heisst: mein, dein, unser warten (resp. erwarten) war; vártam volt = mein erwartethaben war = ich hatte erw.; vártam volna = mein erwartethaben würde sein = ich hätte erwartet.

Fast noch klarer zeigt sich die nominalnatur von formen wie voltam (mein gewesensein) = ich war in so characteristischen bildungen wie szegény **voltam** = mein arm (szegény) gewesensein.

Auch die infinitivartigen, ebenfalls persönlich abgewandelten formen bei den ausdrücken des müssens, dürfens

auf eine stufe gestellt werden; die hohe stellung, ja die vorzüge des magyarischen verbs selbst vor dem vieler indogermanischen sprachen in mehr als einer beziehung, die leichtigkeit, klarheit, womit es durch die einfachsten mittel, ja z. t. ohne eigentliche materielle mittel, zwei scharf geschiedene conjugationsformen herstellt, die neben der obiect- oder transitiven conjugation hergehende herausbildung eines nominalen obiectcasus und vieles andere, an anderer stelle und oft vom verfasser betonte heben dasselbe hoch über solche typen empor wie das Pokonchí.

sind rein nominal; várnom, várnod, várnia . . . kell, szabad . . . = mein, dein, sein erwarten (resp. zu erwarten) notwendig(keit ist), erlaubt (ist) = ich, du, er muss, darf . . . erwarten.

Die formen ohne possessivsuffix, nämlich die der dritten person des singular der intransitiven conjugation, sind ebenfalls unverfälschte nominalformen ohne eine spur von verbalem wesen, überhaupt ohne irgend welches flexionselement; gerade in ihnen prägt sich der grundzug magyarischer satzbildung am klarsten aus; das war, wie wir oben sahen, die halbadnominale verbindung im sinne eines vater(s) — sterben = der vater stirbt, und diese bildung beherrscht denn noch heut die ganze sprache; atya fog = vater(s) — fangen = (der) vater fängt; der morphologische unterschied zwischen der verbal- und der reinen substantiv-verbindung im adnominalen sinne ist lediglich dadurch angedeutet, dass bei letzterer das substantiv, welches das besessene bezeichnet und an zweiter stelle ist, eben weil es sich um wirkliches besitzverhältnis handelt, auch das zeichen desselben, das possessivsuffix annimmt; soll also fog wirkliches substantiv = zahn sein, so hat es (j)a: atya fog — a = vater(s) — zahn — sein (oder noch klarer: atyá — nak fog — a = vaters — zahn — sein, falls nicht im übermass von verdeutlichungselementen gesagt wird: az atyá — nak *a* fog — a = der [des] — vater — s der — zahn — sein).

Wie die gewöhnliche persönliche conjugation die ebenfalls gewöhnlichste art des verbalausdrucks formloser sprachen, die possessivartige, durchblicken liess, so zeigt das eigentlich prädicative verhältnis die zweite, ebenfalls in weitestem umfange vertretene richtung des verbalausdrucks wie des satzes: einfache nebeneinanderstellung des subiect- und des prädicatsausdrucks, unter vorantritt des ersteren, ohne irgend ein auch nur äusserlich bindendes glied; während also nagy város hiess grosse stadt, wird város nagy zu einem: stadt — grosse sc. ist, ein gesetz, welches durchaus die sprache beherrscht; eine copula in unserem sinne ist dem magyarischen völlig fremd, aber ebenso bestimmt, wie es im attributiven sinne nur lautet nagy városok = grosse (oder der grösse) städte, ohne flexivische form von nagy, muss

die prädicative form heissen: (a) város — ok nagy — **ok** = die städte grosse (sind).

So kann es denn kommen, dass trotz aller formenfülle des magyarischen, welche letztere auf nominalem wie verbalem gebiet in hohem masse vorhanden ist, ein magyarischer satz (abgesehen von vielleicht vorhandenen, aber immer auch nicht notwendigen possessivsuffixen am substantiv) auch nicht ein einziges flexions- oder formelement trägt und dennoch klarer satz ist, der an deutlichkeit nichts zu wünschen übrig lässt; denn es kommt hinzu, dass das magyarische alles irgend entbehrliche weglässt, so das genetivzeichen, das pluralsuffix, wo nicht die pluralität besonders hervorzuheben ist; ein a z a t y a h á z a n a g y = d e r v a t e r — h a u s — s e i n — g r o s s = des vaters h. ist gross, m i n d e m b e r h a l a n d ó = a l l m e n s c h s t e r b l i c h = alle menschen sind sterblich, s o k e m b e r t u d = v i e l m e n s c h w i s s e n = viele m. w., M a g y a r l a k i k a p a r t o n = M a g y a r w o h n e n d a s — u f e r — a n = der Magyar, Magyaren oder die Mag. wohnen am ufer . . . und tausend andere satzbildungen sind durchaus correct und oft sogar besonders wirkungsvoll.

In ungleich höherem masse gilt die an letzter stelle erwähnte erscheinung von den sprachen des türkischen typus, wo man den satz ohne jedes formelement (trotz der auch hier reichen formenfülle) als ganz gewöhnlich und characteristisch für das wesen des gesamten sprachbaues ansehen muss. Es ist dies in grösster kürze, fast ausschliesslich an der hand von beispielen aus der lebendigen sprache, den altertümlich und unverfälscht gebliebenen sibirischen Turk-idiomen, in meiner abhandlung: S p r a c h l i c h e f o r m u n g u n d f o r m l o s i g k e i t behandelt worden und kann hier nur gestreift werden, ohne auf die einzelnen teile der rede systematisch einzugehen. Hier kann man behaupten, dass im weitesten umfange der satz ohne irgend welche flexionselemente auf dem princip der anreihung, sei es ohne bestimmt ausgeprägten besonderen character, sei es im adnominalen oder prädicativen sinne, nur unter zuhilfenahme der personal- und possessivsuffixe, beruht, wobei die durchaus nominale, substantivartige natur des verbalnomens grell hervortritt. Das satzganze

wird gehalten durch das verbalnomen, welches die in sich wieder nach stellung und sinn gegliederten teile als allgemeines regens aufnimmt, mithin das schlussglied bildet. Dasselbe was vom satz oder besser dem satzwortcomplex, gilt auch von der rein nominalen verbindung, wie ja auch der satz ein nominalgebilde darstellt, und eine principielle scheidung von satz und nominalverbindung nicht vorhanden ist; ganz ebenso also steht das regens der reinen substantivverbindung und des componirten wortartigen ensemble am schluss.

Es folgen zunächst einige beispiele*), grösstenteils wörtlich den reichhaltigen Radloffschen materialien aus den genannten idiomen entnommen; einige wenige sind in ermangelung augenblicklich zu gebote stehender gleich kurzer und bezeichnender nach zahlreichen mustern selbstconstruirt. Wo nichts besonders bemerkt ist, sind völlig flexionslose reine stammformen vorhanden.

ada at algan = vater(s) — pferd — genommen haben = der vater hat ein pferd genommen; at algan ada = pferd — genommenhaben(s) — vater = *πατὴρ ἵππον λαβών*; ada algan at = vater(s) — genommenhaben(s) — pferd = des vaters d. h. das vom vater genommene pferd. algan ist natürlich immer dasselbe, nur der sinn und die verbindung entscheidet darüber, ob wir es activ oder passiv zu übersetzen haben. So ist algan anyng katty = genommenhaben(s) — seiner — weib — sein = das von ihm genommene weib, ebenso ganz gewöhnlich in den verschiedensten dialecten algan kadyt = genommenhaben(s) — weib direct nur = seine frau; algan erim = genommenhaben(s) — mann — mein = mein m.; ein vor algan tretender accusativ any = ihn, eum gestaltet die verbindung sofort activisch: ihn — genommenhaben(s) — weib (any algan kadyt) = *γυνὴ αὐτὸν λαβοῦσα*. Desgleichen ist kylgan kischi = gemachthaben(s) — mensch = *ἄνθρωπος πεποιηκώς*, aber agadschtan kylgan kischi = aus holz (agadschtan = ablat. von agadsch) — gemachthaben(s) — mensch = der aus holz gemachte mensch, und kischi kylgan = der mensch hat gemacht (= [des] mensch[en] — gemachthaben); auch ohne ablativform ist (wie oben das selbst-

*) aus genannter abhandlung, aber ohne jedesmalige angabe der mundarten, deren lautverschiedenheiten jedoch berücksichtigt werden.

gebildete beispiel ada algan at) z. b. jylan pärgän agatsch = (der) schlange — gegebenhaben(s) — holz = das von der schlange gegebene holz. —— parar kelär tscher = gehen(s) kommen(s) — land = ein land, wohin man gehen . . . kann, aber er parar kelär = mann(es) — gehen kommen = der mann geht (resp. wird gehen), kommt. Wie rein parar, kelär substantivisch sein können, zeigt ein fall wie ai parar — yn = monat(es) gehen — sein = τὸ μηνὸς ἰέναι = soweit man in einem monate gehen kann. —— at palgadschang ala sartschynda = pferd — anbindensollen(s) — bunt pfosten — sein — an = an dem bunten pfosten, wo man die pferde anzubinden pflegt, aber palgadschang at = anbindensollen(s) — pferd = das anzubindende pferd, er at palgadschang = mann(es) — pferd — anbindensollen = der mann soll, wird das pferd anbinden. —— tyk pilbäs tschon = zahl — nichtwissen(s) — volk = soviel volk, dass man seine zahl nicht kennt, pilbäs tschon = nichtwissen(s) — volk = volk, welches nicht kennt, tschon pilbäs = volk(es) — nichtwissen = das volk kennt nicht; das dem tyk pilbäs tschon völlig entsprechende tili pilispäs tschon aber (= sprache — seine gegenseitignichtkennen[s] — volk) gestaltet lediglich die verbindung zu einem: volk, welches sich gegenseitig nicht versteht. —— ag oi at tschÿrbōn su = weiss blau pferd — nichtgewesensein(s) — wasser = ein wasser, wo das w. bl. pferd nicht gewesen. —— kös körÿp tschätpäs kök talai = auge sehend nichterreichen(s) — blau meer = das bl. meer, welches das spähende auge nicht erblickt. —— tscheri tschurtu tschok kÿn asar tscher = land — sein haus — sein nichtvorhandensein(s) (der) sonne — untergehen(s) — land = eine gegend, wo er keine heimat, keine wohnung hat, wo die sonne untergeht. —— pasym pargan tscherinä = kopf — mein gegangensein(s) — stelle — seine an = dorthin, wohin mein kopf gegangen; sogar: asagym parganyma pasym parsyn = fuss — mein gegangensein — mein — an kopf — mein möge gehen = mein kopf möge dorthin gehen, wohin mein fuss gegangen. —— adyng pak pargan Ai Mökö = name — dein weit gegangensein(s) — Ai Mökö = du, Ai Mökö, dessen name weit reicht.

Das prädicative verhältnis beruht wie im magyarischen

formell auf der blossen anreihung, zunächst unter vorantreten des subiectausdrucks; aber während das magyarische hier nur die verbindung zweier nomina kennt, baut sich hierauf im türkischen die ganze persönliche prädicative conjugation auf, indem das betreffende prädicatsnomen sich auch mit den persönlichen fürwörtern verbindet; und hieraus entwickelt sich denn eine von der ebenfalls reich vertretenen possessivconjugation scharf geschiedene, auch rein verbale prädicativconjugation, indem auch wirkliche verbalnomina prädicativ mit den persönlichen fürwörtern zusammentreten; die verbindung trägt schon dadurch den keim der entwickelung in sich, dass im gegensatz zum nominalen prädicativverhältnis dort, wo der subiectbegriff durch ein pronomen gegeben ist, dieses wie ein bloss erläuterndes suffixives element hinten antritt und nun mit dem vorangehenden prädicatsausdruck sehr bald wortartig verschmilzt.

Zuerst folgen einige beispiele, wo nomina verbunden werden, oder der nachfolgende prädicatsausdruck adverbialer art ist, dann verbindungen reiner substantiva und adiectiva mit den persönlichen fürwörtern. ajagy kainym = bär schwiegervater — mein (ist). mung put köp = 1000 pud (ist) viel. öksÿs ōlok tyng pai = waisenknabe sehr reich. Attü Kān adasī = A. K. vater — sein. kÿn männäng kÿtsch = sonne ich — von aus stark = ist stärker als ich. sän tynyng altyn kylysch = deine seele — dein gold(enes) schwert. adym Kan Pärgän = name — mein K. P. ol ulu kÿn = dies gross(er) tag. —— kysym **anda** = tochter — meine dort (ist). mäng adam kaida? = mein vater — mein wo? —— Morung Kÿlÿk män = M. K. ich (bin); hier ist noch keine wortartige zusammenrückung eingetreten. Cho kadynnyg män = Cho frau — ig **ich** = ich habe die Cho zur frau. kulung men = diener — dein ich. Dass zwischen solchen und rein nominalen fällen kein ursprünglich principieller unterschied vorhanden ist, zeigen fälle wie (uigurisches) **men** ektisch kulung, **men** tapuktschi = ich hausgeboren sclave — dein, ich diener, wo men besonderen nachdruck hat und vorangestellt wird, oder wo män als lediglich erläuterndes glied vorn und hinten gesetzt wird: **män** Bäschirning agesī Näsir**män** = **ich** *B.* — des bruder — sein

Näsir — **ich** = ich bin Näsir des B. bruder; ebenso: **pis** ülu pīdi ongnobos kischi**bis** = wir gross(en) herr — den nicht — fürchten(s) mensch(en) — wir = wir sind leute, welche den grossen herrn nicht fürchten. **män** färischtä**män** = ich engel — ich. **min** padyscha**myn** = ich fürst — ich. **män** kidschig**bin** = ich klein — ich . . . Im letzten beispiele wie vorher bei kischi**bis** sehen wir schon differenzirtes personalpronomen, kidschigbin, kischibis sind untrennbare worte geworden. —— Altyn Aryg abakai**myn** = A. A. frau — ich = ich bin die frau A. A. Kan Mergän**min** = ich bin K. M. —— Kara Kanyng kysy**myn** = K. K. — des tochter — seine — ich. Ak Kanyng palasy**myn** = A. K. — des kind — sein — ich. jaksy kisining palasy**syng** = gut(en) mannes kind — sein — du. Hier ist zu beachten, dass in den letzten drei fällen (und in zahlreichen anderen) das prädicatsubstantiv nicht reiner stamm, sondern mit dem possessivsuffix der 3. person versehenes substantiv ist: seine tochter, sein kind . . .; **sän** mäng pala**msyng** = **du** mein kind — mein **du** zeigt sogar das possessiv ebenso wie die bezeichnung des subiects doppelt. Solche fälle beweisen besonders deutlich, dass von eigentlicher formen- und wortbildung ursprünglich hier keine rede ist, sondern dass dem prädicatsausdruck lediglich deutend das selbständige personalpronomen beitrat. Fast noch klarer wird das, wenn, wie das sogar sehr häufig der fall ist, und wie schon verschiedene der vorhergehenden beispiele zeigten, nicht ein wort, sondern ein satzartiger oder in anderer weise oft manigfach complicirter ausdruck lediglich gehalten wird durch das nach dem obenerwähnten princip am ende der ganzen verbindung stehende regens, welches hier zufällig pronominal ist und der verbindung den stempel des prädicativverhältnisses aufdrückt. Es folgen noch einige fälle, wo das gesagte besonders klar hervortritt. Arsylak tägän kischining ulu**myn** = A. genannt mensch — des sohn — sein — ich = ich bin der sohn des A. genannten menschen. maldang törön Kan Mergän**min** = vom vieh geboren(seins) K. M. — ich = ich bin der v. v. geborene K. M. ak kul' attyg Ai Mögö**min** = weiss — gelb pferd — ig A. M. — ich = ich bin A. M. mit dem weissgelben pferde (cf. vorher [Nomung] Cho ka-

dynnyg män). Poranty käm jurttug turu poro schokur attyg Morung Kÿlÿk **män** = Poranty — fluss — jurte — ig (= jurtebesitzend) wohnen(s) — grau — gelb pferd — ig Morung Kylyk **ich**, d. h. ich bin Mor. K., welcher am P.-fluss seine wohnung hat und das grau-gelbe pferd besitzt. Diesem letzten beispiele lassen sich ähnliche vielfach an die seite stellen, es mag genügen; es zeigt jedenfalls besser als lange ausführungen, wie sehr der satzcomplex auf blosser anreihung der durch das folgende immer ihre erklärung findenden elemente beruht, deren gesamtheit schliesslich deutung und abschluss allein im schlussgliede erhält. Der ganze absolut formlose complex bis zu män ausschliesslich dieses ist ein wortmonstrum nominalen characters, wie sie ähnlich uns überall begegnen: der am P.-fluss wohnende das g.-g. pf. besitzende M. K.; d. h. alles gipfelt in dem am ende stehenden substantiv M. K., auf welches alle in sich gegliederten teile adiectivartig sich beziehen; sowie män hinten antritt, ist der schwerpunct verrückt, das ganze findet nun seinen abschluss in män, die verbindung gestaltet sich prädicativ, verbal, der ideelle hauptbegriff ist in män gegeben, welches lediglich seine prädicative erläuterung im vorhergehenden findet.

Wurde hier im prädicativverhältnis die schon beobachtete doppelsetzung des personalzeichens angewendet, d. h. dem schon mit dem nomen verwachsenen personalzeichen noch die selbständige form des fürworts verdeutlichend beigegeben, so entstand leicht der verdacht einer wirklichen verbalbildung mittels eines verbum substantivum, ein verdacht, welcher oft die klaren pronominalbildungen am türkischen prädicativen nomen (auch ohne diese complicationen) verdunkelt hat. Bezeichnend sind fälle wie na kisising **sen** = was für ein mensch — **du** du? was bist du für ein m.? Dass hier die differenzirung des sing gegenüber dem sen den irrtum zu erhöhen geeignet ist, liegt nahe; so kommt es, dass man selbst das in absoluter form gesetzte personalpronomen mit nachgesetztem differenzirten, quasi-verbalen zu einem eigentümlichen verbalartigen ausdruck verschmolzen findet, so ein mänmin = **ich** — **ich** = ich bin, z. b. kanyngar **mänmin** = fürst — euer bin ich; desgleichen in genau derselben weise

sen — sing = **du** — **du** = du bist; alyp kisi **sensing** = ein heldenmann bist du.

Auf dieser rein nominalen grundlage baut sich unzweifelhaft das prädicative türkische verb auf. Sowie die personalia sich bisher mit reinen substantiven, adiectiven oder ganzen complexen verbanden, so auch mit ebenso reinen verbalnomina actionis, solchen wie wir sie früher in algan, kelär, palgadschang ... kennen lernten, und zwar genau in derselben weise wie beim prädicativen substantiv; wenn das subiect ein substantiv ist, also das verhältnis eines der dritten person, genügt das blosse indifferente verbalnomen, das subiectwort steht wieder voran: ada at alar, algan = vater(s) — pferd — nehmen (= nimmt), genommen haben; ist die handlung eine solche der ersten, zweiten person, so tritt die personbezeichnung wieder an dasselbe verbalnomen meist (aber durchaus nicht immer) hinten an. So wie wir vorher fälle hatten wie tschon pilbäs, so haben wir hier noch nachweisbar erhalten pis pilbäs = wir -- nichtwissen, meist aber heisst es schon pilbäs — pis; wenige andere beispiele mögen zeigen, dass das verbalnomen und das personale noch als gesonderte worte, z. t. sogar, wie im letzten falle, unter vorantreten des letzteren, einander angereiht erscheinen: **pis** ödy̆ry̆p polban tschadyr = wir können nicht töten (statt tschadyrbys). **sän** tynymny kaidang pilgän? woher kanntest du meine seele? pilgän ist völlig gleich algan, sän = obigem ada. pär män = dabo (wie alar män resp. alarbyn = sumam), turu män = sto, maneo, tän män (= tägän) = dixi ... Für gewöhnlich aber tritt hier die völlige einverleibung des personale in die form des verbalnomens ein, alar män, kelgän män ... werden dann zu alarmyn, alarbyn, kelgäbin . . ., und der türkischen verbalbildung ist hiermit ein reiches gebiet echter subiectiver verbalformen erschlossen, die sich im weiteren verlauf der entwickelung fast völlig mit den subiectiven formen des indogermanischen decken; man darf aber nicht vergessen, dass die zu grunde liegenden verbalstämme unverkennbare nomina sind, welche sowohl possessiv- als auch casussuffixe annehmen können und ganz gewöhnlich annehmen; es sei hier bloss an bildungen erinnert, welche in weitem umfange der türkischen

structur ihr eigenartiges gepräge verleihen und durch derartige casuelle substantivformen des verbs coniunctionen und anderweitige relative bindung entbehrlich machen; wir haben sie z. t. schon kennen gelernt; cf. oben parganyma = an mein gegangensein = dahin, wohin ich gegangen (pargan = gegangensein, ada pargan = der vater ist gegangen, pargan ada = der gegangene vater). So ist polgan = gewesensein, ada polgan = der vater ist gewesen, polgan ada = der gewesene vater; aber polganyn körbödÿbÿs = *τὸ εἶναι*

sein

τὸ αὐτοῦ ([ihr] sein) *οὐκ εἴδομεν* = wir haben nicht gesehen, dass er (sie) war.

Mit diesen prädicativen verbalformen, die dem magyarischen fremd sind, teilen sich in das gebiet der conjugation die den magyarischen entsprechenden unzweifelhaften possessivformen, welche hier nur gestreift werden sollen, da sie dort für das magyarische und früher für das Pokonchí behandelt worden sind. Ein aldum ist sicher = mein damaliges nehmen, also tasch aldum = ein stein — mein damaliges nehmen = ich nahm einen stein, weshalb denn auch ohne ganz speciellen grund ein accusativzeichen überflüssig ist, da tasch eher subiect- als obiectgeltung hat. Die gewöhnlichen conjugationsformen des türkischen, auch des osmanischen, zeigen in ihrer reichen manigfaltigkeit eine wunderbare mischung solcher prädicativer und possessiver nominaler verbalformen, die ihre natur selbst in dem stark verwischten osmanischen klar an der stirn tragen; ein sewerim, sewersin, sewijorum, sewijorsun = ich, du liebst, pflegst zu lieben . . . sind reine prädicativbildungen von den nominalstämmen sewer, sewijor, während sewdim, sewding . . . = ich, du hast geliebt ebenso klar durch antritt der possessivsuffixe an den nominalstamm sewdi entstanden sind.

Abgesehen von der teilweise ganz eigenartig herausgebildeten conjugation, wie sie dem gesamten türkischen typus eigen ist, zeigt dieser die grundzüge des sprachbaues, auch in den fortgeschritteneren idiomen, zwar innerlich (nicht formell) nahe verwandt denen des magyarischen, aber meist in erheblich roherer, formloserer weise; ganz wesentlich abweichend gestaltet sich die ungemein einfache declination

der persönlichen fürwörter, welche die dem gesamten finnischen sprachkreise eigenen complicationen vermissen lässt und den persönlichen fürwörtern einfach die regelmässigen casussuffixe giebt; nur die genetivformen benim, bizim, sening, sizing sind augenscheinlich possessivformen erster, zweiter person von ben, biz, sen, siz. Besonderheiten wie das im sibirischen türkisch häufige silär (slär) = ihr, mit dem regelrechten pluralzeichen lär, alteriren das verhältnis wenig.

Sehr beachtenswert ist die allen mir bekannten türkischen idiomen, namentlich aber den sibirischen, geläufige doppelsetzung des possessivausdrucks, welche das verdeutlichungsbestreben formloser sprachen recht klar, weit klarer und unverblümter als im magyarischen, hervortreten lässt. Die überaus reiche anwendung der vortretenden reinen genetivformen des persönlichen pronomens, während der ausdruck des besessenen noch das possessivzeichen nimmt, ist hier ein hinweis darauf, dass wir wohl auch das én, te in magyarischem az én, a te . . . atyám, atyád am richtigsten adnominal fassten; das türkische liebt die ganz krasse materielle genetivform, während das magyarische, welches sie beim reinen substantivgenetiv auch anwenden darf (az atyá — nak aház — *a* . . .), sie beim pronomen nicht kennt; es heisst hier az **én**, a **te** . . . atyám, atyád. Diese letztere ausdrucksweise kennen die asiatischen Turkidiome auch teilweise, aber hier ist der ideelle genetiv, wenn es überhaupt noch überall ein solcher ist, gegenüber der flectirten casusform erheblich im nachteil. Verfasser hat von verbindungen wie **mäning** ad**am** = meiner — vater — mein, also meiner person mein resp. ihr vater, **anyng** ada**sy** = seiner — vater — sein . . . aus dem Radloffschen material viele hunderte von beispielen notirt; es ist zwecklos, erst besondere belege anzuführen. Wichtiger ist, die thatsache zu urgiren, dass die vorsetzung der unflectirten fürwortform augenscheinlich in gewissen dialecten, z. b. den einander nahe stehenden dialecten der Schor und Sojonen, ziemlich häufig auftritt. Von diesen fällen seien genannt: **sän** tyn**yng** = dein — seele — dein, **sän** ad**yng** = dein — name — dein, **sän** moj**yng**ny = dein — hals — deinen, **män** ölgö**n**-

ÿmnÿng = mein — sterben — meines (genetiv), **män adym** = mein — name — mein, **män urumnu** = mein — sohn — meinen . . . Noch wichtiger aber ist, dass wir in diesen asiatischen idiomen wirklich noch, und gar nicht so selten, bildungen finden, die in den finnischen sprachen nur in spuren noch vorhanden, aber jedenfalls früher weiter verbreitet waren; es kann nämlich dem vorangehenden genetiv des fürworts erster oder zweiter person das possessiv dritter person entsprechen; das deutet darauf hin, dass das fürwort noch als reines substantiv fortwirkt, ein zustand, den wir im magyarischen formell auch ausgeprägt, in der structur aber ziemlich überwunden sahen; das magyarische kennt kein az én atyja, a mi atyja = mein — vater — sein, unser — vater — sein, wohl aber das türkische in den ursprünglicher erhaltenen dialecten ein pisting kainysy = der unserheit, unserer person — schwiegervater ihr = unser schwiegervater, pisting anasy = unser — mutter — ihr, (pisting idschäsi), pisting äbinä = unser — haus — ihr — in, pisting tschurtunda = unser — jurte — ihr — in; besonders characteristisch sind fälle wie: **mīning** jÿplär bolganyn kaidang bilding = meiner (person) — gefährte sein — **ihr** (*τὸ ἐμοῦ ἕταιρον εἶναι*) — woher wusstest du? = dass ich gef. . . . . sei? Ganz zurück treten in diesen idiomen die bloss mit possessivsuffixen versehenen substantiva des besessenen, was auch auf grosse schwerfälligkeit, unentwickeltheit deutet, während sie im osmanischen sehr häufig sind und an das magyarische erinnern, wo man sie wohl als hauptform betrachten darf; auch andere der entwickelteren türkischen dialecte machen reichere anwendung davon, wenigstens habe ich z. b. aus dem karakirghisischen eine ganze anzahl notirt, ganz besonders aber aus dem Tarantschi.*)

---

*) Wie im magyarischen wird ich, du, er . . . selbst durch ein materielles substantiv wie körper mit possessivsuffixen bezeichnet, und zwar in auffallender gleichmässigkeit; nur ist auch hier wieder der türkische standpunct ein ungleich roherer, indem posym, pojym nebenbei noch ganz gewöhnlich den materiellen sinn mein körper hat; die mehrzahl der asiatischen dialecte haben hier posym, posyng, posy (pojym . . .), die uigurischen oder halbuigurischen ziehen özÿm, özÿng, (ÿsim . . .) = meine, deine

Auch adiectiv und zahlwort zeigen die ursprüngliche nominalnatur weit klarer, als das z. b. im magyarischen der fall ist. Dass das adiectiv reines adnominales substantiv ist, ohne irgend ein adiectivkennzeichen ausser seiner stellung vor dem regens, ist ganz gewöhnlich; so fungiren, um von der grossen anzahl nur wenige häufig vorkommende zu nennen, die substantiva agat(d)sch = baum, holz, altyn = gold, kÿmÿsch = silber . . . gern als adiectiva, kÿsch (kÿtsch) = kraft ist bald reines substantiv bald ebenso klares adiectiv, lediglich der sinn entscheidet darüber; so kann es in der frage kÿssÿngmö nur adiectiv sein: stark — du — ob? = bist du stark? Überhaupt kann kaum genug hervorgehoben werden, dass in der mehrzahl dieser idiome von erheblicher adiectivbildung kaum die rede sein kann; es überwiegt die noch voll substantivisch empfundene adnominalverbindung die ansätze zur herausbildung eines eigentlichen adiectiv; selbst die allergewöhnlichsten, anscheinend reinen adiectiva wie kara = schwarz können ebenso rein substantivische verwendung finden, casus- und possessiv-suffixe annehmen; zwei beispiele aus dem koibalischen mögen das erläutern: albaganyng karasyn atty = des zobels — schwärze — seine (accus.) — schoss er, angnyng semisin atty = des wildes — fettheit — seine — schoss er. Im übrigen entspricht stellung und construction der des magyarischen adiectiv, wie ja auch die grundauffassung dieselbe ist. Das zahlwort, als ebenfalls adnominales nomen vor seinem regens, dem ausdruck der gezählten gegenstände, regirt wie im magyarischen den singular dieses letzteren, als wirkliches substantiv aber kann es possessivsuffixe annehmen; ikibis = unsere zweiheit, d. h. wir beide. Ebenso sind die ausdrücke für alle teilweise noch weit klarer als im magyarischen substantivisch; im letzteren waren sok, mind zwar auch adnominale nomina mit abhängigem singularsubstantiv (sok, mind ember), machen aber schon mehr den eindruck von adiectiven; hier dagegen sind bildungen wie partschasy = allheit — seine (oder ihre) unverfälschte substantive mit pos-

---

selbstheit vor (osmanisches kendim . . . gendim . . . beruht natürlich auf gleicher grundlage).

sessivsuffix; hierher gehören verschiedene andere ebenso gestaltete ausdrücke und auch im osmanischen noch dschümlesi = gesamtheit — ihre d. h. sie alle.

Bezüglich des mit dem hier ausgeführten im engsten zusammenhange stehenden satzbaues verweist verfasser auf sein: Sprachliche formung und formlosigkeit und auf die beispiele, welche die behandlung des türkischen einleiteten. Die nominaldeclination ist absichtlich übergangen.

Nach der besprechung der innerlich so nahe verwandten und ihrer entwickelungsstufe nach doch sehr erheblich differirenden typen des magyarischen und asiatisch-türkischen folge die behandlung eines ganz heterogenen idioms, welches oft allen ernstes als neuindisch und sanskritisch angesprochen worden ist; mit welchem recht, hat schon Fr. Müller und andere klar hervorgehoben; es ist dies das sinhalesische. Wenn verfasser es wagt, auf einem so viel umstrittenen gebiet gleichwohl, ohne eigene tiefere studien, auch abseits des von anderen bisher festgestellten, eigene ansichten und vermutungen vorzubringen, so mag das darin seine entschuldigung finden, dass er hauptsächlich anregen und zur berichtigung oder benützung des von ihm gebotenen auffordern will; er glaubt dazu eine gewisse berechtigung zu haben durch die ganz ausserordentliche lage, in der er sich befunden wahrscheinlich gegenüber allen europäischen forschern auf diesem felde.*) Längere zeit fortgesetzter täglicher verkehr mit Sinhalesen liess ihn einen blick in diese wunderbare sprache

*) Verfasser gesteht auch gern seine durchaus mangelhafte kenntnis der Prakritidiome ein und glaubt, dass er bei einiger vertrautheit mit denselben manches würde anders beurteilt haben; gleichwohl meint er mit diesem versuche nicht zurückhalten zu müssen; andernfalls wären eben seine beobachtungen, falls für den specialforscher verwendbare darunter sein sollten, verloren; denn es ist bei der menge der auf seinem eigenen arbeitsgebiet seiner harrenden arbeiten keine aussicht und auch kein wunsch vorhanden, je in wirklich methodischer weise dies idiom und seine quellen in angriff zu nehmen. Überdies ist derselbe von einem wissenschaftlich so hoch und ihm persönlich so nahe stehenden forscher um veröffentlichung angegangen worden, dass er schon aus diesem grunde jedenfalls den versuch machen will, das lange noch nicht abgeschlossene thema auf berufenerer seite wieder in anregung zu bringen.

thun, wie es vorher die theoretische beschäftigung nicht vermocht hatte. Darnach aber muss er sagen, dass Fr. Müllers oft bestrittene ansicht vom wesen dieser sprache die richtige ist, dass derselbe sehr früh (Novara: linguistischer teil) diese seine immer festgehaltene ansicht der hauptsache nach treffend entwickelt hat. Es muss das sinhalesische als eine im grunde absolut unindogermanische, formlose sprache gelten. Derselben wurden jedoch in sehr früher zeit fremde elemente in einer weise und ausdehnung aufgepfropft, dass sie den ganzen character der sprache aufs tiefste beeinflusst, für den ersten blick geradezu umgeformt haben; die sprache ist infolge dessen von verschiedenen seiten mit hartnäckigkeit für das indogermanische reclamirt worden. Childers konnte es mit unzweifelhaftem erfolge unternehmen, nicht nur wurzeln, stämme, wörter, sondern auch voll flectirte nominal- wie verbalformen auf ihre rein sanskritische*) grundform zurückzuführen, ja, noch mehr: ganze sätze als fast unverändertes Pali nachzuweisen, so dass es dem bearbeiter der neuindischen idiome sanskritischen ursprungs verübelt wurde, dass er in seiner vergleichenden grammatik dem sinhalesischen keinen platz angewiesen hatte; und doch sehr zu unrecht. Allerdings, wer darauf ausgeht, bloss die sanskritische grundlage nachzuweisen, ohne den inneren verschiedenheiten rechnung zu tragen, der darf sätze**) wie: bohodenek vyāghrayan — visin kävā (= viel volk tiger — durch gefressen [sc. ist]) oder: deviyan (vahansē) — visin lokaya mävuvā (= gott — durch welt geschaffen [ist]) und viele andere, die Childers anführt, als sanskritisch ansprechen. cf. die Palifassung derselben: bahu — dschanako vyāghrānā vasena khādito —— deva vasena loko māpito. Gleichwohl also ist die sprache im tiefsten grunde nicht nur unsanskritisch, sondern durchaus unindogermanisch —— wenn irgend wo, so gilt hier das wort, dass dieselbe in einem fremden gewande vor uns tritt, welches ihr wesen in wunderbarer weise ver-

*) sanskritisch wird hier der kürze wegen überall gesagt statt altindisch, prakritisch, Pali . . .

**) Childers bietet vieles derart, doch sind seine arbeiten dem verfasser nicht zur hand, derselbe hat die zwei beispiele Fr. Müllers grdrs. III. 1. p. 153 entnommen. Bezügl. Childers cf. journal of the r. a. soc. N. S. VII u. VIII.

hüllt; dass aber der wahre character ein ganz anderer ist, zeigt sich bald, sowie man nicht bloss die lautform der worte, sondern auch ihre natur, besonders ihre morphologische geltung berücksichtigt. Dann muss man gerade darüber staunen, wie ein idiom mit so ausgeprägtem scheinbaren sanskritcharacter so ziemlich in allen puncten (selbst in der lautlehre, welche hier beiseite bleiben soll), in nominal-, pronominal- und namentlich in der verbalflexion so ausgeprägt anderen character tragen kann; alles, was wir auf dem gebiet der doch auch genügend entarteten Zigeunersprachen sehen, ist dem gegenüber vielmehr geeignet, die sanskritische grundlage dieser letzteren recht klar hervortreten zu lassen.*)

---

*) Verfasser möchte noch einen wichtigen punct, der freilich mit formung und formlosigkeit wenig zu thun hat, vor der eigentlichen behandlung hervorheben, weil er ihm ganz besonders und immer wieder von neuem auffiel, vielleicht deshalb, weil er nach allem, was er bisher darüber gelesen, darauf gar nicht gefasst war. Obwohl Fr. Müller in kürze nachweist, dass gerade das lautsystem von der sprache in einer ganz unsanskritischen weise umgemodelt wird, macht das wort in der gesprochenen sprache seiner ganzen klangfarbe nach, was vocale, consonanten und namentlich (und hier hätte verfasser ein erheblich anderes resultat erwartet) quantität anbelangt, einen ganz und gar nicht fremdartigen eindruck, im gegenteil einen auffallend heimisch anmutenden; besonders die consonanten wurden fast ausnahmelos in vollster reinheit, so wie etwa im deutschen, mit ganz geringen abweichungen, gehört, während die meist auch ganz reinen hauptvocale a, i, u, e, o — ä . . . doch manche trübung aufwiesen. Die quantität erwies sich für das gehör wesentlich anders, als erwartet worden war, weil unzweifelhaft in weiter ausdehnung, ganz wie z. b. im germanischen, die an sich vocalisch kurze silbe durch den accent zur vollen länge wurde, wie in unserem gebe, nehme, vater . . ., oder ziemlich deutliche doppelconsonanz gehört wurde, wieder wie im deutschen. Verfasser glaubt sich gerade in diesem etwas heiklen puncte nicht zu irren, weil er sich durch den mündlichen verkehr in der hierin gänzlich verschiedenen magyarischen sprache gewöhnt hat, scharf betonte kurzvocalige und ohne folgende doppelconsonanz gesprochene silben zu hören und zu sprechen. Bezüglich des accents ist verfasser noch zu keiner klarheit gekommen, doch erinnert auch dieser grossenteils lebhaft an das indogermanische. Der eindruck war jedenfalls der, dass wort und satz dem blossen klange nach meist wie alte bekannte ansprachen, während z. b. die dem verfasser innerlich weit näher liegenden idiome uralaltaischen stammes, die er zu hören gelegenheit gehabt hat, selbst das magyarische im anfange, besonders aber das türkische, etwas weniger das samojedische, das fremdartige im klange stark hervortreten liessen.

Es scheint auch hier der so lebhaft sich documentirende grundzug

Das nomen erinnert natürlich einigermassen an die neuindischen idiome, z. b. die zigeunerischen, doch, wenn wir hier schon recht deutlich formlose bildungen nicht verkennen können, so gilt das in weit höherem masse vom sinhalesischen. Es mögen hier kurz berührt werden geschlecht, zahl, casus.*) Im ersten puncte steht dasselbe weit hinter jenen zurück, und doch ist das die seite am nomen, wo die ähnlichkeit mit dem indogermanischen noch weitaus am augenfälligsten wirkt. .Gegenüber den meisten örtlich verwandten nichtsanskritischen idiomen erregt die herstellung als männlich, weiblich und ungeschlechtig characterisirter substantivformen, die noch dazu teilweise sanskritische genuszeichen tragen, zunächst den schein echt sanskritischen wesens, der aber stark schwindet, wenn wir auch nur die entarteten genannten sanskritischen glieder vergleichen. Von der in dem weiterhin behandelten Zigeuneridiom beobachteten genusunterscheidung, welche alle substantiva umfasst, ist hier gar keine rede. Nicht einmal das wirklich geschlechtige wird als solches bezeichnet, sondern ein ganz eng begrenzter teil der ausdrücke für geschlechtig klar gesonderte wesen nimmt die zeichen an, welche sich für die genusunterscheidung festgesetzt haben; in erster linie sind das die bezeichnungen menschlicher wesen, wie minihā = der mann, gänī = die frau, ausserdem eine reihe namen von tieren, wie ätā = elefant, ätinnī = elefantenweibchen, valahā = bär, välehinnī = bärin, ballā = hund, bällī = hündin, ūrā = schwein, ūrī = sau, vassā = kalb, vässī = junge kuh . . .

Dabei hat das masculin die wahrscheinlich auf sanskritischer grundlage erwachsene, aber in ihrer besonderen be-

---

nicht verleugnet, dass das gewand, die äussere form, ein oft frappirend sanskritisches oder indogermanisches gepräge trägt, aber auch dies nur, wenn man nicht näher sein wesen prüft, dass selbst diese ähnlichkeit mehr oder weniger zufällig ist.

*) Verfasser hat im ersten teile p. 16—18 andeutungsweise das sinhalesische genus besprochen; hätte er gewusst, dass er demselben diesen zweiten teil, welcher eigentlich eine andere bestimmung hatte, würde anfügen können, so hätte er dort manche vermutung unterdrückt, der er hier nochmals in ausführlicherer form ausdruck geben muss, weil ihm die richtige beurteilung dieser wichtigen erscheinung für die erkenntnis des wesens der sprache notwendig erscheint.

deutung erst auf sinhalesischem boden herausgebildete geschlechtige form *ā*, der ein sicher sanskritisches feminin-*ī* entspricht, welches ganz gewöhnlich energisch umlautende kraft besitzt, derart, dass selbst die dritt- und viertletzte silbe davon berührt, ja sogar in ganz unsanskritischer weise sämtliche vorhergehende vocale des wortes einfach in reines *i* umgesetzt werden können; eine erscheinung, die eher an dravidische und uralaltaische als an indogermanische sprachen erinnert; cf. kukulā — kikilī, valahā ↛ välehinnī; das letzte beispiel zeigt dabei, dass auch noch andere bildungsformen sich mit der ī-formation verbinden können. Diesen an zahl unbedeutenden masculinis und femininis steht eine ungemessene schar von wörtern ohne solchen geschlechtigen character gegenüber; das natürlichste wäre nun, diese einfach ohne jedes besondere zeichen zu lassen, das geschieht aber nicht, dieselben haben gegenüber dem *ā* des masculins und dem *ī* des feminins meist die endung *a*, also ebenfalls eine bewusst hergestellte besondere form, so dass sie ebenfalls als besondere klasse oder genusunterabteilung angesehen werden müssen und als geschlossenes ganze der klasse des männlichen und weiblichen gegenübertreten; ja, sie bilden unzweifelhaft die an zahl ungleich überwiegende hauptklasse, während im indogermanischen ebenso unzweifelhaft die geschlechtig bezeichneten substantive die neutra bei weitem überwiegen.

Diese bildung der sog. neutra im sinhalesischen zeigt, dass hier etwas von der genusbezeichnung wesentlich verschiedenes vorliegt, nämlich die scheidung in die zwei grossen klassen des höheren und niederen, belebten und unbelebten; dass dann auf dieser grundlage noch eine weitere spaltung der ersten hauptklasse, der des höheren, belebten vorgenommen wurde, indem durchaus partiell, namentlich bei den individuen höherer ordnung, wo die genusverschiedenheit besonders significant oder aus natürlichen gründen practisch belangreich ist, in erster linie beim menschlichen, auch das natürliche geschlecht der individuen, und nur dieses, bezeichnet wurde. Dass das eigentlich nur das persönliche, menschliche, oder doch quasi-persönliche der höheren individuen traf, bis diese genusunterscheidung in beschränktem umfange

weitere kreise des belebten ergriff, dass aber dieselbe beim persönlichen tief in der sprache begründet sein muss, wird wohl hinlänglich durch die später zu nennenden eigentümlich scharf geschiedenen geschlechtigen fürwörterformen angedeutet, da die fürwörter recht eigentlich das persönliche moment vertreten, teilweise überhaupt nur persönlich bleiben oder infolge einer noch verfolgbaren übertragung auch wesen niederer, nichtmenschlicher art bezeichnen können. Für die so sich entwickelnde beschränkte wirkliche genusbezeichnung wurden wesentlich sanskritische lautliche mittel gewählt, so dass der schein sanskritischen ursprungs stark wirkt; es mag ja auch in manchem falle die sanskritische wortform die veranlassung gewesen sein, auch dort genusbezeichnung eintreten zu lassen, wo sie lediglich auf dem boden des sinhalesischen vielleicht unterblieben wäre. Dass wirklich die scheidung von (persönlichem) höherem oder belebtem und niederem oder unbelebtem die eigentliche, die ganze sprache durchdringende und ihren character bestimmende ist, wogegen die beschränkte genusbezeichnung kaum in betracht kommen kann, ergiebt sich aus den erscheinungen der sprache. So fallen selbst die im singular scharf geschlechtig geschiedenen ausdrücke im plural in eine kategorie, und das ist eben die des belebten, welcher ebenso klar nur eine zweite kategorie, die des unbelebten, gegenübersteht; durch diese unterscheidung ist die ganze abwandlung des substantivischen wortmaterials im plural bestimmt, und dieselbe ist so scharf ausgeprägt, dass wohl nie ein zweifel sein kann, ob ein wort in die eine oder die andere kategorie zu rechnen sei.

Dies scheint dem verfasser das wesen dieser erscheinung zu sein; das ist jedenfalls sicher, dass das weitaus überwiegende grundprincip das der scheidung von belebtem und unbelebtem, nicht von männlichem und weiblichem ist; dabei ist demselben nicht unbekannt, dass auch wirklich indogermanische idiome, und zwar gerade aus dem arischen kreise in erster linie, dies princip kennen; überall aber tritt es, soweit ihm die thatsachen bekannt sind, entweder neben regelmässiger genusbezeichnung oder ohne diese, in weniger markirter gestalt, meist mehr in spuren, hervor und erregt gleichwohl den verdacht einer den allophylen idiomen, wo

das so auffallend häufig uns begegnet, abgeborgten erscheinung. Nirgends aber kennt derselbe auf indogermanischem boden etwas, was annähernd heranreichte an die intensität, womit der ganze sinhalesische typus den wirkungen dieses gesetzes unterliegt. Dass der gesamte dravidische sprachkreis durch die scheidung von höherem und niederem in ganz ähnlicher weise, ja noch klarer, beherrscht wird, und dass daneben ebenfalls eine ganz dürftige teilweise genusbezeichnung bei ausdrücken höherer ordnung hergeht, mag beiläufig nochmals erwähnt werden.

Auf der anderen seite soll nicht verhehlt werden, dass die genusform im sinhalesischen, wo eine solche vorhanden ist, den eindruck grosser festigkeit macht und den hörer ganz indogermanisch anmutet; verfasser hat im mündlichen verkehr immer unter diesem eindruck gestanden.

Die nominalflexion nach numerus und casus erinnert auch, namentlich bezüglich der casus, an die Zigeuneridiome; wenn diese aber hierin einen formlosen eindruck machen, so gilt das in ungleich höherem masse vom sinhalesischen, am meisten jedoch im ausdruck der pluralität. Die bildung, mutmassliche oder nachweisbare bedeutung der casusformen, ihr wirkungskreis, die art, wie sie dem nomen beigegeben werden, ist völlig wie in den meisten uralaltaischen, dravidischen, australischen sprachen, dem tibetischen und vielen anderen innerlich einander einigermassen nahestehenden idiomen; wie dort so oft treten völlig dieselben elemente in den pluralcasus ein wie im singular — es braucht das alles an sich gar kein zeichen von formlosem grundcharacter zu sein, jedenfalls aber darf auch die thatsache nicht übersehen werden, dass hier eine grundrichtung in auffallend weitem umfange wesentlich gleichartig und auf den allerverschiedensten, von einander unabhängigen gebieten sich geltend macht; in den meisten fällen hängt das eben höchst wahrscheinlich eng zusammen mit der wahl der betreffenden casussuffixe, der bedeutung derselben sowie der numeruszeichen; sicher sind die betreffenden zeichen dann sehr oft nicht lediglich deutender, pronominaler oder örtlich leicht bindender art, da sie im letzteren falle nur zu gern innige, unlösliche verbindungen mit dem grundworte eingehen; son-

dern diese leicht ablösbaren, oft mit dem substantiv kaum durch wirkliche zusammenrückung verbundenen elemente des numerus wie des casus haben gar häufig ebenfalls substantivischen wert, selbst bis zu dem grade, dass das zu bestimmende voranstehende substantiv geradezu ein adnominales rectionsverhältnis darstellt und sich als grammatisch abhängig erweist von dem nachfolgenden numerus- oder casuszeichen. Solche materielle zusatzwörtchen weist das sinhalesische unzweifelhaft eine ganze anzahl auf, dieselben können auch ihrerseits schon flectirte formen darstellen, wie z. b. das aus vasena entstandene visin des sinhalesischen instrumentals. Auf der anderen seite ist es durchaus nicht nötig, wohl auch nicht einmal das gewöhnliche, dass diese zusatzelemente ihren eigenwert behalten haben, in den meisten uralaltaischen idiomen z. b. ist bei der mehrzahl derselben davon keine rede mehr, aber gleichwohl weisen sie auf die ursprüngliche auffassung hin, und diese letztere schlägt auch unter umständen noch kräftig wieder einmal durch. Es darf auch nicht übersehen werden, dass selbst sprachen sanskritischen stammes dort, wo sie äusserlich ähnliche vorgänge aufweisen, auch innerlich z. t. nachweisbar dieselben wege eingeschlagen haben wie jene allophylen, und niemand wird bei einiger kenntnis solcher idiome mit arischem grundcharacter leugnen, dass sie gerade auf nominalem gebiete durchaus nicht immer den alten character gewahrt haben; die behandlung des transsilvanischen zigeunerisch wird das zur genüge darthun.

Während so die sprache von ballā = der hund ein ballā — gē, ballā — ta, ballā — gen, ballā — visin bildet, d. h. die mehr oder minder örtlichen casusbeziehungen scharf zum ausdruck bringt, wie das in den vorhererwähnten allophylen sprachen ebenfalls, und grossenteils in noch reicherer formenfülle, geschieht, muss das unveränderte ballā als nominativ- wie accusativform dienen, die beiden für das satzgefüge unzweifelhaft bedeutungsvollsten casus, der des subiects und des obiects, bleiben ohne bezeichnung, und zwar gerade im singular, wo ihre lautliche darstellung am wichtigsten wäre; dieselbe erscheinung finden wir in den meisten der halb oder ganz formlosen sprachen, cf. mein Zur sprachgeschichte

p. 129—130, 152—153. Allerdings sehen wir ähnliches auch in indogermanischen idiomen, aber nirgends meines wissens fällt jede bezeichnung der beiden hauptcasus dort weg, wo die übrigen beziehungsverhältnisse ihren normalen ausdruck durch klare suffixformen wie hier finden. Auch so entartete idiome wie die zigeunerischen, das ossetische (armenische) weisen noch einen wesentlich anderen zustand auf, sanskritisch ist derselbe also jedenfalls nicht. Selbst darin begegnet sich das sinhalesische mit typen wie dem uralaltaischen . . ., dass auch das dritte hauptbeziehungsverhältnis der satzbindung, das adnominale, ohne äussere bezeichnung bleiben und lediglich durch die gewöhnliche stellung rectum vor regens angedeutet werden darf, so dass thatsächlich die drei satzhaltenden casusverhältnisse unter umständen bloss durch die stellung angedeutet werden.

Ganz eigentümliche gebilde werden erzeugt, wenn dem betreffenden substantivstamm das sanskritische ek = ein nach art eines unbestimmten artikels hinzugefügt, und die casussuffixe dann an dieses gehängt werden, so dass wiederum absolut unsanskritische compositionsartige bildungen, mit bloss aneinandergerückten teilen, entstehen: ball — ek, ball — eku — gē, ball — eku — ta, ball — eku — gen, ball — eku — visin —— bälliy — eku — visin (letzteres = bällī + eku [eka] + vasena). Es macht die sprache des gewöhnlichen lebens von den formen minihek, gäniyek . . ., gesprochen nur minihē, gäniyē, reiche anwendung, wie verfasser sich überzeugt hat.

Die pluralbildung weist einen auffallenden reichtum an formen auf, wie er auch nur annähernd in den neuindischen idiomen indogermanischen stammes nirgends zu finden ist. Dieselbe erinnert in dieser manigfaltigkeit, wobei neben einigen vielleicht sanskritischen gestaltungen eine ganze reihe durchaus eigenartiger pluralzeichen hergeht, lebhaft an andere asiatische, nichtindogermanische sprachen, z. b. das tibetische. Dabei ist wieder die so oft uns aufstossende thatsache beachtenswert, dass selbst hier die form äusserlich rein sanskritisch sein kann, während dieselbe doch die grundauffassung der benachbarten allophylen idiome klar wiedergiebt; eine der häufigsten pluralbezeichnungen in diesen

aber besteht in der postponirung materieller substantive wie menge, vielheit hinter das zu bestimmende, so dass ein häuser durch haus(es) — vielheit wiedergegeben wird. Von den vielen im sinhalesischen verwendeten pluralzeichen sind mehrere, z. t. gerade die regelmässigen und haupt-elemente, dieser art; so wird sich das pluralzeichen des unbelebten val wohl die Childerssche zurückführung auf vana = wald (menge bäume), dichtheit, menge gefallen lassen müssen, von varu, welches am ausdruck des belebten teilweise pluralbildend auftritt, wird wohl niemand ernstlich die herleitung vom sanskritischen vāra = schar, menge, bezweifeln; ähnliches scheint von dem sehr häufigen pluralelement lā und von su (hu) zu gelten. Doch damit ist die anzahl der verwendbaren elemente noch lange nicht erschöpft; um das zu verstehen, muss man sich nur vergegenwärtigen, dass wir es in solchen fällen nicht mit einem innerlich einheitlich erfassten und demgemäss auch überall gleichmässig zum ausdruck gebrachten begriff wie dem unseres plural zu thun haben, sondern dass gewisse deuteelemente oft materieller art in ungefähr die pluralidee wiedergeben; dass aber infolge dessen es sehr nahe liegt, auch diese deuteelemente je nach dem wesen des zu bestimmenden verschieden zu gestalten; ein vorgang, welcher sich auf verschiedenen sprachgebieten genau verfolgen lässt. Neben den genannten zeichen varu, lā, su, val findet sich noch in beschränkter anwendung *i*, namentlich aber als hauptzeichen für den ausdruck des belebten *ō*, welches aber merkwürdigerweise nur im nominativ üblich ist, so dass hier der nominativ, der im singular ohne besondere bezeichnung bleibt, klar ausgedrückt erscheint; alle übrigen casus nämlich bilden ihre formen von dem durch an, un erweiterten stamme; letzteres ist mithin hier deutliches pluralzeichen; dasselbe erinnert in form und anwendung eigentümlich an das z. b. in Zigeunerdialecten pluralbildende en, welches wie dieses an beim ausdruck des belebten ohne weiteres zeichen den accusativ bildet und ebenso sämtlichen übrigen casus ausser dem nominativ als grundlage dient. Jedenfalls ähnelt die zuletzt genannte pluralbildung auf *ō*, an in jeder beziehung secundären indogermanischen pluralformen.

Abgesehen aber von all diesen wegen kennt das sinhalesische noch eine reihe anderer, die sich aber meist wohl auf ein hauptprincip zurückführen lassen. Nicht klar ist dem verfasser das wesen der pluralbildung in den fällen, wo unter aufhebung der doppelconsonanz im stamme ein *i* oder *u*, je nach der natur des stammvocals, angefügt wird, wie in polla, pl. polu, kätta, pl. käti. Leichter scheint die deutung in der mehrzahl der übrigen fälle. In diesen tritt nach seiner ansicht die pluralbezeichnung negativ auf, und, so eigentümlich das erscheinen mag, kann er doch darin nur wieder einen alten bekannten auf dem ihm vertrauteren gebiet des uralaltaischen und der diesem näherstehenden sprachen, nur in etwas verändertem gewande, sehen; vielleicht täuscht er sich auch, gleichviel, die berichtigung wird nicht ausbleiben. Auf dem ganzen gebiet der uralaltaischen sprachen ist es zulässig oder in vielen fällen sogar regel, dass die pluralbezeichnung nur dann eintritt, wenn auf der idee der pluralität ein gewisser nachdruck liegt; dass dagegen, wo ohne besondere determination die pluralidee mehr unbestimmt, generell zur geltung kommt, auch die völlig indifferente form, welche ungenau die singularische genannt wird, eintritt. Auf demselben grunde scheint es dem verfasser zu beruhen, wenn so häufig eigentümlicherweise im sinhalesischen die sog. pluralform nicht nur kein besonderes zeichen besitzt, sondern sogar eine kürzung oder verstümmelung der singularform aufweist. Der sinn scheint dabei zu sein, dass auch hier der wirklich indifferente, nicht determinirte, individualisirte, mit dem zeichen der bestimmtheit oder singularität versehene stamm, hergestellt werden solle; dies streben ist so lebhaft, dass es sich selbst auf kosten der genesis des wortes geltend macht, dass, um ideell einen solchen stamm zu erzeugen, auch elemente losgerissen werden, die durchaus nicht bloss der individualisirung, der bildung des singular dienen, oder dass von dem formelement des singular ein teil, zur herstellung eines solchen ideellen undeterminirten stammes, weggelassen wird. Bei einer grossen anzahl von wörtern scheint diese herleitung noch deutlich verfolgbar. So gilt bei den ausdrücken für unbelebtes als gewöhnliche endung, gewisser-

massen zugleich als genus- und determinationszeichen, *a*. Die meisten derselben bilden den nominativ und accusativ plur. dadurch, dass sie bloss dieses *a* weglassen, ebenso entledigen sich die drei- und mehrsilbigen auf aya, iya, ava, uva des ya und va; also kaduva = schwert hat den plural kadu. Man möge hierbei berücksichtigen, dass die singularform wirklich an sich schon den character der determinirtheit trägt und erst durch das erwähnte ek unbestimmten sinn erhält.

Das adiectiv ist im attributiven sinne nach genus, numerus, casus völlig unveränderlich, während doch auch in neuindischen idiomen selbst dort, wo adiectivische casusflexion fehlt, eine art genus- wie numerusabwandlung vorkommt. (Ebenso starr ist das später zu behandelnde prädicative adiectiv.) Das attributive adiectiv muss wie der adnominalausdruck vor dem zugehörigen substantiv stehen.

Das fürwort macht auf den ersten blick wohl am meisten von allen teilen der rede mit seinen nach den drei genera streng geschiedenen formen einen indogermanischen eindruck; dieser eindruck, den verfasser gerade durch den mündlichen verkehr erhielt, während ihn diese erscheinung früher bei der theoretischen behandlung bei weitem nicht in dem masse gefesselt hatte, ja, den derselbe noch längere zeit nach dem aufhören des verkehrs festhielt, ist nach seiner jetzigen ansicht ein trügerischer; dagegen ist die parallele mit den dravidischen idiomen geradezu von durchschlagender wirkung; verfasser meint, dass trotz der teilweise oder in dieser teilweise sanskritischen form der urtypus der sprache, welche er darum noch lange nicht für dravidisch halten muss, durchbricht; das nähere darüber bald.

Schon die regelmässigkeit, womit selbst beim personalpronomen die reinen nominalen casusformen von einem und demselben stamm fast ohne die mindeste abweichung abgeleitet werden, ist nicht nur dem ursprünglichen indogermanischen typus völlig fremd, sondern findet selbst in den hierin weit genug abgeirrten neuindischen sprachen, soweit sie dem verfasser bekannt sind, kein analogon. Wie beim substantiv ballā — gē, ballā — ta, ballā — gen, ballā — visin, so heisst es hier ma — ge, ma — ta, ma — gen, mā — visin —— tāge,

ıta, tāgen, tāvisin — tigē, tita, tigen, tivisin — topagē, opata, topagen, topavisin — tilāgē, tilāta, tilāgen, tilāvisin — apagē (apē), apata, apagen (apen), apavisin — tamāgē, tamāta, tamāgen, tamāvisin — tamālāgē, tamālāta, tamālāgen, tamālāvisin — ubalāgē, ubalāta, ubalāgen, ubalāvisin . . .*)

Dem vorher angedeuteten ausgeprägten drange, die fürwörterformen geschlechtig zu kennzeichnen, fällt auch die form der zweiten person, und zwar im singular wie im plural, zum opfer, eine auch nicht gerade indogermanische erscheinung.

Das im sanskritischen kreise so ausgebildete relativ fehlt, dasselbe würde auch im rahmen des sinhalesischen satzes mit seinem ganz und gar nicht persönlichen verbalausdruck kaum raum finden.

Sehr bezeichnend ist die form des interrogativ; verfasser geht wohl kaum irre, wenn er meint, dass hier der alte typus durchschlägt. Man darf es geradezu als regel hinstellen, dass in den formlosen sprachen, und selbst in solchen, denen dieser name kaum noch gegeben werden kann, die aber der genusform des neutrum entbehren, das interrogativ für persönliches einen vollständig verschiedenen stamm aufweist gegenüber dem ausdruck des unpersönlichen, sächlichen. Das indogermanische braucht das nicht, da es ein klar entwickeltes neutrum besitzt; das sinhalesische würde es auch nicht brauchen, da es ja sonst am fürwort der dritten person, dem gesamten demonstrativ, mit auffallender schärfe alle drei genera scheidet; trotzdem bildet es genau so wie die ungezählte schar allophyler idiome die beiden formen von absolut nicht zusammenhängenden stämmen; ja noch mehr, es verwendet dazu sogar dieselben elemente, die wir wiederum in derselben verwendung auf den allerverschiedensten sprachgebieten beharrlich wiederfinden; das persönliche interrogativ weist als haupt- und grundelement den hinterlingualen stummen explosivlaut auf wie auch im indogermanischen, den markirtesten, knochigsten vertreter des consonantismus über-

*) Fr. Müllers bemerkung p. 149, dass tō = du gegenwärtig im gespräche gar nicht gebräuchlich sei, trifft vollständig zu; die leute machten den verfasser sehr eindringlich darauf aufmerksam, dass man nicht tō, topi (ihr) sage, allen aber waren diese formen bekannt.

haupt, *k*; das unpersönliche, sächliche (was) dagegen den laut, den verfasser nach umfänglichen beobachtungen auf manigfachen sprachgebieten für das gewöhnlichste element der indeterminirtheit halten muss, *m*.

Den am meisten indogermanischen eindruck machen unter den formen der fürwörter die der demonstrativa; dieselben erscheinen unbedingt männlich, weiblich oder neutral; verfasser muss dabei betonen, dass es ihm immer wieder auffiel, mit welcher schärfe diese unterschiede festgehalten werden; dieselben wurzeln jedenfalls tief im wesen der sprache und beherrschen dieselbe vollständig, während doch das wirklich geschlechtige nomen auf einen sehr engen kreis beschränkt, und auch innerhalb dieses die genusbezeichnung durchaus nicht streng festgehalten war. Man möchte also hier annehmen, dass nicht die (grossenteils) sanskritische form zugleich mit dem wesen dem fremden idiom aufgepfropft wurde, sondern dass der hierin consolidirte urtypus auch die sanskritischen formen mit in seine kreise zog und auf diesem ihm geläufigen gebiet eine regelmässigkeit entfaltete, wie sie allerdings auf demselben gebiet in ähnlicher weise das dravidische zeigt, die wir aber vergeblich irgendwo im bereich des indogermanischen suchen würden. Gerade das indogermanische zeigt hier eine sonst unerhörte fülle von besonderen, an sich männlichen, weiblichen, neutralen stämmen und die manigfaltigsten complicationen und abweichungen in den casus- und numerusformen der einzelnen genera. Im sinhalesischen nichts von alledem; mit, man möchte sagen, mathematischer regelmässigkeit wird von den grundformen, unter zuhilfenahme gewisser z. t. rein sanskritischer stammbildungselemente, und mit z. t. echt sanskritischen zeichen für die genusunterscheidung, die männliche, weibliche, neutrale form abgeleitet; dieselbe in allen casus unwandelbar festgehalten; mit derselben regelmässigkeit von der singularischen die pluralische gebildet, und auch von dieser mit nie versagender ebenmässigkeit die pluralcasus durch anfügung der gewöhnlichen (auch im singular üblichen) casuszeichen hergestellt; wobei noch besonders hervorgehoben werden mag, dass, abgesehen von einer besonderen männlichen und einer neutralen pluralform, die

numerus- wie casusbildung nur die gewöhnlichen nominalen zeichen trägt. Die üblichsten grundelemente sind mē, oya, ara, welche fortwährend angewendet und scharf auseinandergehalten werden, und *ē*, welches dem verfasser weniger oft vorgekommen ist. Daran werden zur bildung der eigentlichen fürwörterformen hauptsächlich eka (sanskr. = ein) und ohu (sinhal. = er) angefügt; letzteres ist nur männlich (und fungirt nebenbei auch als selbständiges fürwort dritter person), eka dagegen erscheint wie ein nomen als ekā, ekī, eka in den drei genusformen; daneben kommt eine wie scheint verstümmelte *ä*-femininform vor. Es ergeben sich folgende geschlechtige hauptformen: mēkā, mēkī, mēka — ōkā, ōkī, ōka — arakā, arakī, araka — ēkā, ēkī, ēka, die feminina mā̈, arā̈, ā̈, die masculina m — ohu, mū, arū (ara + ohu). Jeder dieser stämme wird, abgesehen von der schon angedeuteten besonderen pluralform des masculins und neutrums (n, vun — vā) völlig regelrecht nominal nach numerus und casus abgewandelt; es mag davon bloss andeutungsweise ein bild gegeben werden: sing. mēkā, mohu, mū — mēkī, mā̈ — mēka; plur. mēka — lā, mun, movun — mēki — lā, mā̈ — lā — mēvā.

Davon werden denn die casusformen abgeleitet: mēkāgē, mēkāta, mēkāgen, mēkāvisin — mohugē, mūge, mēkigē, mā̈ge — mēkalāgē, movungē, munnē (= mungē), mēkilāgē, mā̈lāgē, mēvāgē, und so regelrecht für sämtliche formen des singular wie plural weiter; es entsprechen diesen formen von mē natürlich, soweit das überhaupt möglich ist, die von oya, ara, *ē*, so dass etwa 150 regelmässige geschlechtige casusformen von den vier genannten grundstämmen abzuleiten sind, woran auch die sehr regelmässig bildenden neuindischen, z. b. zigeunerischen idiome, nicht entfernt heranreichen, während die älteren indogermanischen sprachen in den massenhaften abweichenden numerus-, genus-, casusformen das directe gegenstück hierzu bieten.

Dagegen vergleiche man die innerlich eigentümlich anklingenden bildungen der dravidischen sprachen:

Tamil: avan, aval, adu }
ivan, ival, idu } = masc., femin., neutr. (singular)

avar, avei }
ivar, ivei } = masc. u. fem. — neutr. (plural).

Dem entsprechend in anderen dravidischen idiomen:

avan, aval, ata ivan, ival, ita	avanu, avalu, adu ivanu, ivalu, idu	avu, ava, adu ivu, iva, idu
avar, ava ivar, iva	avaru, avu, ivaru, ivu	avu, adu ivu, idu

So die demonstrativa; mit ganz ähnlicher festigkeit bildet aber auch das interrogativ gleichartige formen:

evan, eval, edu yāvan, yāval, yāvadu	yāvanu, yāvalu, yāvadu	yēvu, yēva, yēdu
evar, evei yāvar, yāvei	yāvaru, yāvu	āru, yēdu

Die kurze zusammenstellung zeigt, dass auch das dravidische im pronomen die drei genera, ganz ähnlich wie das sinhalesische, scharf und unzweideutig auseinanderhält, obgleich es ebenfalls am substantiv eine genusflexion im sinne des indogermanischen gar nicht kennt, und die spuren einer solchen hinter der sinhalesischen genusbezeichnung weit zurückbleiben, wie ja auch die geschlechtigen fürwörterformen im sinhalesischen noch weit klarer genusformen zeigen. (Nimmt man im dravidischen die casusformen aller drei genera hinzu, so erhält man ebenfalls eine ansehnliche anzahl von bildungen, die auch hinsichtlich ihrer fülle stark an das sinhalesische erinnern; namentlich aber sei nochmals auf die eigentümlich gleichmässige, gegenüber dem indogermanischen recht eigentlich nichtanomale gestaltung der formen auf dem gebiete der dravidischen sprachen und des sinhalesischen hingewiesen.)

Alles scheint dafür zu sprechen, wenn wir das oben über die nominale genusbezeichnung bemerkte ebenfalls in anschlag bringen, dass im scharfen gegensatz zum indogermanischen mit seiner energischen und durchgreifenden geschlechtsunterscheidung am substanzausdruck überhaupt, die typengruppe, der das dravidische und wohl auch das sinha-

lesische entsprang, zunächst nur die beiden grossen gruppen des höheren, niederen resp. belebten, unbelebten scharf trennte, dann in der ersten das persönliche als männlich oder weiblich aussonderte und so allem übrigen nichtpersönlichen, neutralen gegenüberstellte; und zwar zuerst nur in der form des eigentlich persönlichen, der pronominalen, wo von einem bestimmten der, dieser, oder die, diese, das, dieses die rede war; dort war auch die specielle genusbezeichnung äusserlich am nötigsten, weil das substanzwort ja nicht da war, dessen bedeutung allein schon geeignet war, die männliche, weibliche . . . qualität genügend zu kennzeichnen. Es hat denn auch gegenüber dieser strengen geschlechtsbezeichnung am fürwort der substanzausdruck in weitestem umfange auf beiden sprachgebieten keine genusbezeichnung. Doch hier sollte nur angedeutet werden, dass die so indogermanisch aussehende genusform am pronomen auch auf ganz anderem grunde ruhen kann oder vermutlich ruht; diese ähnlichkeit des sinhalesischen und dravidischen kann zufällig sein, vorhanden ist sie; das sinhalesische kann in seiner nichtarischen ursprünglichen gestalt vom dravidischen himmelweit verschieden gewesen sein, obgleich das unwahrscheinlich ist, da viele erscheinungen auf beiden gebieten eine innerlich, darum aber durchaus noch nicht genealogisch verwandte grundrichtung zu erkennen geben.

Fanden wir bisher viele erscheinungen, die zum mindesten ähnliche oder äusserlich ähnliche im indogermanischen zur seite hatten, so zeigt der kern- und angelpunct sprachlichen lebens die grundverschiedenheit des sinhalesischen und des indogermanischen typus, obgleich auch hier das sinhalesische vom standpuncte der äusseren form dem indogermanischen vieles abgeborgt hat. Es ist das der sinhalesische verbalausdruck, denn ein verb in unserem sinne, nach person- und zahlbezeichnung abgewandelte thätigkeitsformen, ist dem sinhalesischen völlig fremd, es hat dafür überhaupt keinen sinn,*) während die übrigen, auch die

*) Die paar secundären, von allem anderen völlig abweichenden sog. futurformen sind dem verfasser wohlbekannt, ebenso die imperativformen der 2. 3. person.

sonst verunstaltetsten indogermanischen idiome, wie die zigeunerischen, das ossetische, durchaus reines, subiectives, persönlich abgewandeltes thätigkeitswort aufweisen; derart, dass dem verfasser selbst in diesen so ganz eigenartigen sprachen keine nominalformen bekannt sind, welche auch nur in dem umfange als verba finita gelten müssten, wie z. b. selbst im magyarischen der blosse stamm des nomenverbum im sinne der 3. person des singular. Verfasser betont diesen völligen mangel eines eigentlichen verbs so scharf, weil er durch den lebendigen verkehr unauslöschlich den eindruck erhalten hat, dass hier etwas ganz anderes vorliege wie unsere, die uralaltaischen und die verbalformen der meisten unserem sprachstamm benachbarten typen. Die personbezeichnung beim sinhalesischen verbalausdruck spielt keine rolle, kommt überhaupt kaum in betracht, der thätigkeitsausdruck ohne jede determination nach person und zahl lebt für sich, ein karanavā, liyanavā, käruvā, kärunā; ist zufällig von einer dritten person im zusammenhange die rede gewesen, so ist selbstverständlich das karanavā, liyanavā = er macht, schreibt, sprach man von der zweiten, ersten person, so ist es eo ipso ein du, ich mache, schreibe; ist die beziehung nicht klar, so muss sie durch ein besonderes verdeutlichendes wort angezeigt werden, wobei es völlig gleich ist, ob dieses verdeutlichungswort ein substantiv oder hinweisendes fürwort ist, also der dritten person angehört, oder irgend ein (substantivartiges oder fürwörtliches) element, wodurch ein oder mehrere angeredete oder redende bezeichnet werden; mit dem verb hat das nichts zu thun. Ist gar kein bestimmtes subiect gemeint, sondern etwa unser man, so kann jede auch nur andeutungsweise gegebene bezeichnung oder beziehung auf eine person wegbleiben, die verbalform behält ihren wert wie überall als indifferente, ruhende participialartige bildung, wobei im letzten falle der sinn ein allgemeinstes, unbestimmtes subiect hinzuthut; z. b. mē vatschanaya usuruvannē kohoma — da?*) = dies — wort aussprechend wie —

*) In diesem allgemeinsten sinne scheint vorwiegend oder ausschliesslich die eigentlich participiale form (yannē, dannē . . .) vorzukommen, ob

denn? = wie spricht man . . .? oder mē pāren y a n n ē kotana — ta — da? = dies — weg — auf g e h e n d wohin denn? = wohin gelangt man . . .? So auffallend solche satzgebilde unserer auffassung erscheinen, so sind sie doch durchaus normal, ja sie geben f ü r u n s die grundrichtung sehr characteristisch an, vielleicht klarer als die sätze mit subiect, deshalb weil wir zu sehr gewohnt sind, im letzten falle den subiectausdruck in unserem sinne als wirklich mit dem verb innerlich zusammenhängend, durch dasselbe bedingt und es seinerseits bedingend, anzusehen, was er durchaus nicht ist.

Von einer parallele etwa mit dem magyarischen verb als dem einer eigentlich formlosen sprache, kann nicht im entferntesten die rede sein, die magyarischen verba werden als lebensvolle, persönlich determinirte thätigkeitsausdrücke empfunden, h e u t s i c h e r s e l b s t d a, w o f o r m e l l e i n v e r b a l n o m e n, o h n e s u f f i x d e r 3. p e r s o n, v o r l i e g t, wie verfasser aus langjährigem mündlichem verkehr in diesem idiom weiss; aber selbst die von Fr. Müller grdrs. 3. I. p. 137 andeutungsweise zur vergleichung herangezogenen samojedischen sprachen können keineswegs in betracht kommen, wenn es sich um das persönliche moment handelt, welches der verbalform ihr leben giebt; denn auch hier kann verfasser als ohrenzeuge bestimmt aussprechen, dass der samojedische verbalausdruck einheitliche, heut ebenfalls persönlich determinirte formen schafft, während er bezüglich des sinhalesischen das gerade gegenteil behauptet.

Die wirkung dieser fundamental verschiedenen grundauffassung gegenüber dem indogermanischen ist, s e l b s t ä u s s e r l i c h, eine auffallende. Im indogermanischen hat nur die nach person, zeit, zahl determinirte form des verbum finitum leben, und daneben geht eine beschränkte anzahl nominaler formen her, welche g r o s s e n t e i l s noch vollständig klar als adiective (participien) oder substantive (gerundia, infinitive . . .) empfunden werden, nur selten als erstarrte nominalformen einem dann ebenfalls klar abgegrenzten wirkungskreise angehören. Der den weitaus überwiegenden,

auch die gewöhnliche des verbum finitum (yanava . . .), ist dem verfasser unbekannt.

rein persönlichen zeitformen zu grunde liegende stamm aber ist durch die manigfachsten, lautlich zum ausdruck gebrachten beziehungen zur bezeichnung von numerus und person und durch den unlöslichen zusammenhang mit dem begriff der person so verwachsen mit diesen bezeichnungen von numerus und person, dass er überhaupt kein wirkliches leben hat, nur abstrahirt werden kann; auch letzteres häufig nur durch sorgfältige analyse und vergleichung — der reine verbalstamm hat im indogermanischen gar keinen wortwert, ist in der grammatischen fügung ein nichts; dagegen ist der unveränderte und unveränderliche, durch keinerlei zeichen für zahl und person getrübte, also indifferente stamm im sinhalesischen alles; alles andere darf wegfallen oder zu ergänzen sein, er allein muss da sein, giebt dem satze leben, bildet allein eigentlich den satz. Dabei aber ist dieser stamm eine **reine nominalform**, mit meist recht ausgeprägten nominalen, z. t. gehäuften bildungselementen, fast casusartig; jedenfalls wird wenigstens teilweise dadurch das **befinden** in einem noch dauernden oder vergangenen zustande ausgedrückt; also auch hierin weicht das sinhalesische durchaus vom indogermanischen ab.

Die bildung dieser überaus zahlreichen stämme entspricht dem gesagten durchweg, sie atmen nichtsanskritischen geist. Das gilt selbst von den allerwichtigsten, welche unzweifelhaft die eigentliche grundlage des sinhalesischen verbalausdrucks bilden, obgleich hier ebenso unzweifelhaft gerade sanskritische, z. t. rein sanskritische formen vorliegen; was daraus auf sinhalesischem boden geworden ist, zeigt die unausfüllbare kluft zwischen den beiden sprachgebieten. Es sind dies die dauer- und die vergangenheitsform im activen wie im passiven sinne (kadanavā — käduvā, kädenavā — kädunā). Die deutung, dass kadanavā (kädenavā) auf eine regelmässige sanskritische präsensparticipbildung zurückgehe, käduvā und kädunā auf das alte sog. particip perfecti, dass der regelmässige umlaut sämtlicher passivformen dem sanskritischen ya des passiv zuzuschreiben sei, welches selbst geschwunden ist und nur als spur die umlautung hinterlassen hat (kadan — ya — vā),

wird wohl keinen zweifeln mehr begegnen. vā, nā sind wahrscheinlich (Fr. Müller a. a. o. p. 154) sinhalesischen ursprungs, nach art der formlosen idiome unveränderlich angefügt; sie scheinen die participialartigen bildungen zu gerundien zu machen mit der ungefähren bedeutung: im brechen, gebrochen haben . . ., und die so gebildeten formen vertreten unverändert, wie oben gezeigt wurde, das verbum finitum.*) Ausserdem hat das sinhalesische in ebenfalls nichtindogermanischer weise die rein zufällige vocalwandlung (umlaut) festgehalten und zum alleinigen oder zum hauptträger der passiv- und der präteritumidee gemacht. Beim präteritum erinnert das lebhaft an den indogermanischen ablaut, aber nur äusserlich, da im sinhalesischen die umlautung den präteritumcharacter versinnbilden soll, worin das sinhalesische wieder weit mehr an die reichen lautvariationen zu flexivischen zwecken in den dravidischen idiomen erinnert als an das indogermanische, welches den ablaut des präteritums doch den vorgängen der vocalsteigerung, reduplication . . . verdankt. In noch auffallenderer weise ist von der lebendigen passivform des indogermanischen nur der rein zufällige umlaut in wunderbarer starrheit festgehalten worden, und wird in einer wohl im dravidischen und sinhalesischen öfters wiederkehrenden, im indogermanischen unerhörten regelmässigkeit nunmehr einfach die active form in weitester ausdehnung ohne jede sonstige veränderung durch diese vocalvariation zur passiven; wobei ausserdem vielfach formen hergestellt werden, die nie durch die blosse regelmässige anwendung des umlauts im indogermanischen sinne, also durch das hier weg-

*) Die hier angenommene bedeutung: ich, du, wir, ihr . . . im brechen (sc. sind . . .) erhält wohl eine stütze durch die häufige anwendung eines postponirten ya, welches eine ähnliche rolle wie das copulaartige yi spielt; cf. änduva — ya, kīvaya, äsuva — ya, sitiya — ya, giya — ya, eva — ya . . , = weinte, sagte, fragte, stand(en), kam(en), sandte, ward gehört; dann wäre die bedeutung etwa: im geweinthaben — ist (war). cf. die beispiele a. a. o. p. 158, 159; ebendort auch: mama Yōsäp — **ya** (= ich bin Josef) und Yōsäp mama — **ya**. Auch verfasser glaubt in verbindungen wie den letzten zwei dies ya gehört zu haben, muss aber die sache dahingestellt sein lassen.

gefallene, aber nachwirkende *y* von ya, entstehen konnten; so dass die lediglich bewusste differenzirung des activ- zum passivstamme durch die diesen typen geläufige lautvariation umso klarer hervortritt. Man denke hier an die ganz gewöhnliche umwandlung jeder beliebigen intransitiven . . . verbalform in eine transitive, causative, reflexive, passive, reciproke . . ., wie sie durch den blossen zusatz eines oder mehrerer unwandelbarer characterlaute im ganzen türkischen typus und sonst im uralaltaischen, im dravidischen, in den Kolh-sprachen und sonst vielfach bewirkt wird (cf. dravidisch *a* — du — ppi [bi, if . . .], Kolh-sprachen *a* — o[k] . . ., türkisch sch [isch] — *l* [il] — *n* [in] — dr, tr [dir, tir . . .] . . .). Man vergegenwärtige sich weiterhin die verwendung des umlauts, überhaupt der vocaldifferenzirung auf dem gebiet der genusunterscheidung im sinhalesischen, bei den fürwörtern des nahen und fernen im dravidischen, uralaltaischen, der Kolh-sprachen . . . Dabei kann gar nicht geleugnet, ja es soll besonders hervorgehoben werden, dass die so häufigen reinen umlautformen, wie kädenavā neben kadanavā, kädī neben kadā im munde der Sinhalesen für das gehör einen eigentümlich indogermanisch resp. germanisch anheimelnden eindruck machen; es ist eben auch hier nur der schein indogermanisch, das ganze wesen fremdartig. (Beiläufig mag hier erwähnt werden, dass die neben der genannten passivbildung hergehende zweite vollständig die richtung des dravidischen widerspiegelt: kadanu — labanavā, kadanu — läbuvā ist nach dem bisher entwickelten = ich, du, er . . . empfängt [labanavā] — brechung [kadanu], genau so wie es dravidisch heisst: adikka — ppadu = schlagen ertragen = geschlagen werden, oder ähnlich: adru — ppun, welches direct = schneidung — essen; denn adruppu = schneidung, von adru = schneiden, un = essen. Ganz in derselben unindogermanischen weise wird das reflexiv hergestellt: kadā — gannavā = brechung ergreifen, für sich nehmen, d. h. sich brechen.)

So zeigt sich die sinhalesische verbalbildung gerade in ihren grundsäulen aufs tiefste beeinflusst durch indogermanische bildungen und flexionselemente —— das präteritum sowohl des activ wie des passiv müssen wir direct auf eine,

die vollentwickelte indogermanische form des passiven perfectparticips zurückführen, die sich vielfach fast völlig unverändert im sinhalesischen erhalten hat — und wird darum in keiner weise indogermanisch. Dass aber die bildung des durativ, des präteritum, beides im activen wie passiven sinne, die eigentlichen grundlagen sinhalesischer conjugation, also des verbum finitum in unserem sinne, darstellt, neben denen die reichen anderweitigen zeit- und modusbildungen kaum in betracht kommen, wird von Fr. Müller p. 152 mit recht betont, wie verfasser, nach seinen beobachtungen wenigstens, bestimmt hervorheben muss; demselben sind im verkehr kaum andere formen des verbum finitum aufgestossen als die immer wiederkehrenden danavā, denavā, enavā, yanavā, karanavā, liyanavā, innavā, kiyanavā, genavā . . ., unnā, dunnā, käruvā, käduvā . . ., kärenavā, kädenavā . . ., kädunā, kärunā und ähnliche, neben denen nur noch die negativformen wie: mama dannē nä = ich weiss (wissend) nicht sehr häufig vorkamen; und er möchte das jedenfalls nicht allein auf rechnung seines naturgemäss in äusserst enge grenzen gebannten verkehrs setzen.

Wenn schon die hauptvertreter sinhalesischer tempus- und genusbildung am verb ihren fremdartigen character in dem halbindogermanischen gewande so unverhüllt zeigten, so gilt das in ungleich höherem grade von den übrigen formen der zeiten und modi.

Schon die auffallend grosse anzahl der hierher gehörigen nominalformen, denn nominal sind sie, abgesehen von den wenigen wohl spätgebildeten (imperativ- und) futurformen, alle, wie oben erwähnt wurde, ist durchaus unindogermanisch; dieselben sind z. t. participialartig z. t. mehr infinitiv- oder gerundiumartig und erreichen, mit zurechnung der den activen meist völlig entsprechenden passiven, ungefähr die zahl 70. Bei dieser ungemein reichen fülle aber kommt das verbum finitum, soweit man von einem solchen reden darf, schlecht genug weg; die meisten dieser bildungen behalten ihre substantiv- oder participartige geltung voll bei. Dem verbum finitum dienen eigentlich (abgesehen von den sog. coniunctivformen, deren verwendung dem verfasser fast ganz unbekannt ist, und die nebenbei auch völlig unindogermanisch,

durch loseste agglutination hergestellte nomina sind) nur noch drei active und ebensoviel entsprechende passive tempusartige gebilde; und auch diese drei erweisen sich gegenüber der durativen und präteritum-grundform als ganz secundär, stark zusammengesetzt, letzteres sogar unter zuhilfenahme der vollen grundformen in gestalt von hilfszeitwörtern; so dass unzweifelhaft das sinhalesische verbum eigentlich nur über zwei zeitformen verfügt, ein bei solchem reichtum von verfügbaren stammformen bedenklicher mangel (während das indogermanische es liebt, mit den einfachsten, leichtesten und an zahl sehr geringen differenzirungsmitteln ein system klar abgegrenzter, lebendiger zeitformen zu schaffen). Die genannten drei bildungen stellen ein durch volle stammreduplication (kada — kadā) mit angefügtem inna — vā, unnā (= ich, du, wir . . . sind, waren) hergestelltes präsens und imperfect, sowie ein plusquamperfect dar, welches das präteritum tibunā (= ich, du, wir . . . standen) von tibenavā an eine präteritumform, letztere im sinne eines particips oder gerundiums, anfügt; im passiv lautet es ganz entsprechend: kädi — kädī inna — vā, unnā —— kädi — lā tibunā.

Es folgen die hauptsächlichsten stammformen, um eine ahnung von ihrer manigfaltigkeit, der fast absoluten correspondenz der activen und passiven, der art ihrer bildung zu geben, die unindogermanisch bleibt, gleichviel ob ganz lose agglutination selbständig bleibender, ablösbarer, oft recht gehäufter (und doch auseinandergehaltener) elemente, oder eine ebenso nichtindogermanische reduplication . . . eintritt, oder mehrere solcher vorgänge sich vereinigen. kadana, kadannē, kadana — vā, kadana — vā — ta, kadana — vā — yin, kadana — kota —— kädena, kädennē, kädena — vā, kädena — vā — ta, kädena — vā — yin —— kadā, kadā — lā, kadā — pu, kadā — pu — vā — ma, kada — min, kada — tot, kada — tōt — in, kada — tat, kada — ddī, kada — kadā.

kädī, kädī — lā, kädi — kädī, kädu — nu, kädu — nē, käde — tot, käde — tōt — in, käde — tat, käde — ddī.

kädū, kädu — vā, kädu — vot, kädu — vōt — in, kädu — vat, kädu — vā — ta, kädu — vā — yin, kädu — kota, kädu — vā — ma, kädu — vē.

kädu — nā, kädu — nu, kädu — not, kädu — not — in, kädu — nat, kädu — nā — ta, kädu — nā — yin, käduna — kota, kädunā — ma, kädu — nē.

---

kadan — ta, kadan — da.
käden — ta, käden — da.

---

kädu — ma, käd — īma, käd — illa.

Dem indogermanischen also ist sowohl die in kada — kadā, kädi — kädī auftretende art der reduplication fremd als auch namentlich die lose agglutination in formen wie kadana — vā — ta, kadana — vā — yin, kada — tōt — in, kadā — pu — vā — ma . . . Dagegen ist diese unvermittelte anfügung einer ganzen anzahl in ihrer vollen selbständigkeit verbleibender elemente geradezu die regel in den uralaltaischen, dravidischen . . . sprachen. cf. bloss das oft als beispiel genannte türkische sew, sew — isch, sew — in, sew — il, sew — e — me, sew — in — il, sew — in — il — isch, sew — in — il — isch — e — me — mek . . . Ebenso aber ist diese erscheinung im sinhalesischen gerade das, was die gesamte formenbildung am verbalnomen geradezu bestimmt, nicht etwa sporadisch sich zeigt; noch mehr, sogar rein indogermanische, einfach übergenommene formen werden zu sinhalesischen oft erst dadurch, dass sie ein oder mehrere dieser auf sinhalesischem boden erwachsenen agglutinirten elemente annehmen (oder auch sich der characteristischen, ebenfalls unindogermanischen früher erwähnten lautvariation anbequemen, wozu dann meist noch sinhalesische bildungsformen treten).

Für die negative aussage der thätigkeit (der negative ausdruck des seins wird später behandelt) ist dem verfasser im mündlichen verkehr nur die sog. participform auf nnē in verbindung mit nā̆ vorgekommen, aber sehr häufig, so mama dannē nā̆ = ich — wissend (im zustande des wissens?) — nicht; nie hat er ein mama **danavā** nā̆ gehört. Im wesent-

lichen tritt die idee einer **prädicativ** zu fassenden verbindung auch im negativen sinne so klar hervor wie vorher im positiven (ich — wissend, im wissen).

Man könnte erwarten, dass auch die rein nominale prädicativverbindung die auf den gebieten der formlosen sprachen überaus häufige, z. t. allein übliche, blosse anreihung des prädicatsausdrucks an den vorangehenden ausdruck des subiects (cf. vorher magyarisch, türkisch) aufwiese, doch trifft das **nicht ganz** zu. Das sinhalesische kennt zwar die indogermanische eigentümlichkeit nicht, subiect und prädicat durch einen verbalen ausdruck wie stehen, wohnen, vorhandensein ... zu vermitteln, aber es führt eine besondere prädicativform zunächst das adiectiv gewissermassen in die verbale sphäre über; das hierzu verwendete suffix **yi** hat nichts irgend verbales an sich, aber es vermittelt in sehr significanter weise und in weitestem umfange die verbindung des subiects mit dem im übrigen bloss angereihten prädicat, ja es gewinnt sogar, wie bald sich zeigen wird, unter umständen den wert eines substantiellen verbalausdrucks des **seins, habens**, bleibt also nicht unbedingt copulaartig. Eine andere, verbale copula ist wohl nicht vorhanden (obwohl es mehrere verba des vorhandenseins giebt, sanskritischen ursprungs, wie auch das weitaus gebräuchlichste, regelmässige: **äti, näti**, welches aber nicht zur copula wird, sondern ein **vorhanden, da sein**, oder in possessivem sinne **haben** bedeutet). Als solche copula tritt **yi** nach des verfassers hierin kaum irrtümlichen beobachtungen auch am substantiv auf, z. b. auf die frage nach dem wesen eines dinges im sinne von: **das ist (heisst) hand, kopf, knie**, doch will derselbe hier vorsichtiger weise die frage noch offen lassen; ganz gewöhnlich dagegen war es, dass die verschiedenen individuen auf die frage nach dem alter einer person mit formen wie daha — tuna*i*, daha — paha*i* = er, sie **ist** dreizehn, fünfzehn, zählt ... jahre, antworteten, eine jedenfalls eigentümliche anwendung, welche über die bloss copulaartige weit hinausgeht; ebenso beachtenswert ist es, wenn von **vatura** = **wasser vaturäyi** (vaturäi, mit umlaut) gebildet wird direct im sinne von **es giebt wasser, es regnet**. Eingehendere beobachtungen müssten hier den um-

fang solchen gebrauchs feststellen, die etwa untergelaufenen, bei der kurzen dauer und der erschwertheit des verkehrs wahrscheinlichen und natürlichen irrtümer und ungenauigkeiten berichtigen. Dass yi am adiectiv ohne substantiv regelmässig zur bildung eines satzes gebraucht wird, ja dass diese anwendung auffallend beliebt ist, dass dadurch direct viele wirkliche verbalausdrücke überflüssig gemacht werden, ist unzweifelhaft und dem verfasser in significanten beispielen entgegengetreten. Ganz abgesehen von redensarten wie dem ewig stereotyp wiederkehrenden bohoma hōdayi = es ist sehr gut (auch im sinne unseres gut! bravo! recht so! . . .) heisst es immer sitelāi = es ist kalt (fait froid), harī (= hari — yi) = es ist richtig . . .

Aber auch hiermit ist der wirkungskreis des yi noch nicht erschöpft; dasselbe scheint geeignet, in einer für indogermanische auffassung unerhörten weise jedem beliebigen complex, der an sich unzusammenhängend, bedeutungslos wäre, eine bestimmte richtung zu geben, ihn in die sphäre des seins überzuführen; hierbei darf es denn einem beliebigen worte, es sei dasselbe flectirt oder unflectirt, suffixartig antreten, wenn demselben ein irgendwie prädicativer inhalt zu geben ist — eine im indogermanischen unmögliche erscheinung. Das bezeichnendste beispiel dieser anwendung, deren umfang verfasser leider nicht angeben kann, ist bei Fr. Müller a. a. o. p. 161 folgendes: uba kathā — karannē bohoma ikmana — **ta** — **yi** = ihr redend viel schnelligkeit — zu (ikmana = schnelligk., + dativzeichen ta) **seid (yi)** = ihr seid sehr schnell im reden d. h. ihr redet zu schnell; es wird also hier lediglich durch das dem flectirten dativ ikmanata angefügte prädicative yi eine adiectivische prädicative verbindung herbeigeführt, wobei der dativ rein adiectivische function versieht; die personbeziehung wird wie überall, auch beim reinen verbalausdruck, durch das deutend am anfange stehende uba vermittelt. Jedenfalls spricht sich der den eigentlichen verbalausdruck kennzeichnende mangel wirklichen verbalen wesens hier noch fühlbarer aus als dort.

Ganz ähnliches wie von yi im sinne der aussage gilt von da in der form der frage; auch dieses hält in bezeichnender weise wie ein voller verbalausdruck den satz zu-

sammen, nirgends aber ist eine verbalform zu entdecken; man ist im mündlichen verkehr dabei zuerst immer im zweifel, ob man dem sinne nach eine frage ohne ideellen verbalausdruck vor sich hat, oder ob der ausdruck mit d a wie unsere verbindungen mit dem hilfszeitwort zu fassen ist. cf. die immer wiederkehrende frage: m ē m o k a — d a = dies w a s — d a = was ist das? Es ist eben d a regelmässige vertretung des hilfszeitwortes im weitesten umfange bei fragendem sinne. m ē k a g ē g e d a r a — d a = dies wessen haus — denn = wem gehört das haus? ara aspayā kagē — da? = jenes pferd wessen — denn? puluvan — da? = ist es leicht? Letzteres genau so wie die so häufige aussageform: p u l u v e n i (= puluvan — [y]i) = es ist leicht; m ē k a h a r i — d a? = ist dies richtig? In aussageform hiess es: m ē k a h a r ī (hariyi) = das ist richtig. m ē v a t s c h a n ē t ē r u m a m o k a — d a? = dies — wortes sinn welches — denn (ist)? a r a k a v u — d a? = jener wer denn (ist)? Eine der gewöhnlichsten begrüssungsformeln ist: s a n ī p a k o h o m a — d a? = gesundheit wie — denn (ist)? —— Dabei zeigt d a noch deutlicher als y i, dem man immerhin geneigt ist einen g e w i s s e n positiven wert beizulegen, da es doch ideell immer den prädicativen sinn vermittelt, den absolut nichtverbalen, überhaupt eigentlich nicht greifbaren, sondern bloss wag deutenden character dieser elemente; denn seine hauptbedeutung ist und bleibt die, lediglich dem satz die form der frage zu geben; ist der verbalausdruck ausserdem vorhanden, so behält es diese allein; im anderen falle lenkt es ü b e r d i e s die ganze verbindung in die verbale sphäre, natürlich immer in der form der frage; auch dieses element heftet sich, und zwar in wohl noch weiterer ausdehnung als y i, an jede beliebige stamm- oder flexionsform, und es werden d a d u r c h, a l s d a s a l l e i n e i n i g e n d e, die manigfaltigsten und eigentümlichsten satzgebilde hervorgerufen; oft wieder derart, dass der ganze völlig beziehungslos dastehende, unzusammenhängende complex dadurch allein eine bestimmte richtung, feste bedeutung erhält. Während also in einem m i n i h ā i n n a v ā — d a? = ist der mann? (cf. minihā innavā = der mann ist) das d a lediglich die form der frage herstellt, ebenso in dem obiectsatze: u b a m ē m i n i h ā a d u n a ṇ a v ā — d a? = kennst du

diesen mann? (uba mē minihā adunanavā = du kennst diesen m.), hatte dasselbe in allen obengenannten sätzen deutlich prädicative kraft, und es wird direct ideell zum leitenden mittelpunct in fällen wie: bīra bōtalaya — k genenda — **da**? = bier flasche — eine (zu) bringen — ob? (genenda = infinitiv) = soll man (ich) eine fl. b. bringen? Ebenso wird die eigentliche bestimmtheit durch da erst herbeigeführt, obgleich der satz ein verb hat, in: mē pāren yannē kotanata — da? (kotana + ta des dativ = an welchen ort, wohin) = dies — weg — auf gehend wohin denn (ist es)? = wohin gelangt man auf d. w.? —— Die völlige unbestimmtheit des da sowie des verbalausdrucks, die wandelbarkeit der satzelemente in ihrer bedeutung, je nach der art der eingegangenen verbindung, erhellt klar aus den beispielen, wo moka — da wie vorher am ende steht und dennoch nicht wie bisher den sinn hat: was ist es?, sondern bloss den des interrogativen was, was denn?, und zwar nur deshalb, weil die function des verbum finitum schon durch ein verbales element gedeckt ist. uba kiyannē moka — da? = du sagend (bist) was — denn? kiyannē ist indifferent, kann aber in verbindung mit uba = du sagst sein, dann ist moka — da = was — denn? Es liegt aber sehr nahe, die beiden teile gewissermassen als nebengeordnete einheiten selbständig zu behandeln: du sagend (sagst) — **was ist es**? Ja, man kann vielleicht (moka) — da mit uba kiyannē prädicativ verbinden: du sagend was bist? Die satzbedeutung wird dadurch natürlich in keiner weise alterirt, der sinn ist völlig klar, die wagheit der teile aber höchst beachtenswert; man vergegenwärtige sich die unbestimmtheit der teile vorher beim türkischen typus und bedenke, dass diese ausdrucksformen hier nicht etwa in effectvoller prägnanz absichtlich gewählt werden, sondern dass es die regelmässigen sind.

Auch die übrigen, dem verfasser im verkehr vorgekommenen ausdrücke des seins, nichtseins, nötigseins, nichtmöglichseins tragen durchaus keinen verbalen character ausser dem schon genannten, aber ebenfalls sehr bezeichnenden äti, näti. Namentlich häufig hat derselbe nā̈ und bā̈ gehört; der eindruck ist schwer wiederzugeben, das

hauptgewicht fiel dabei auf die eigentümliche betonung, die hervorhebung und gewissermassen sondersetzung, trennung des nā, bā von den vorhergehenden teilen in der form einer beabsichtigten gegenüberstellung; es ging für ihn daraus hervor, dass die mangelnde verbale kraft eben durch die intensität des ausdrucks ersetzt werden solle; verfasser möchte, um eine ahnung zu geben, das deutsche auch prädicativartige, bewusst intensiv gesprochene, und ebenfalls auf eine absichtlich gelassene pause folgende energische nein, unmöglich hinweisen in fällen wie: morgen kommen oder **ich** morgen kommen(?) — **nein**! **ich** morgen kommen — **unmöglich**!! Für bā namentlich scheint ihm die parallele fast absolut zutreffend; nur darf man dabei nicht vergessen, dass im deutschen dies neben den gewöhnlichen ausdrucksweisen hergehende, planmässig und effectvoll angewendete formlosigkeit bedeutet, hier dagegen der normale ausdruck ist.

Wie vollständig der sprache das gefühl für zahl- und personbezeichnung abgeht, mag man daraus ersehen, dass selbst die schon erwähnte volle sanskritische persönliche verbalform äti, näti (= asti, nāsti) diesen ihren character einbüsst. Obgleich also ausgebildete form dritter person im singular, wurde es im gewöhnlichen mündlichen verkehr von den Sinhalesen ganz indifferent, gleichviel ob im sinne des singular oder des plural, als stereotype formel gebraucht, um das vorhandensein oder nichtvorhandensein (besitz oder nichtbesitz) zu bezeichnen; man könnte in ungefähr wieder vergleichen das ebenfalls beim plural unverändert beibehaltene ist nicht (is nich!) der volkssprache, z. b.: dörfer, städte — **is nich**! = giebt es keine;*) ganz und gar entspricht es hierin türkischem war, jok, namentlich auch im possessivsinne. Da das sinhalesische, wie die weitaus meisten asiatischen idiome, entsprechend der eigentümlich ruhenden auffassung des thätigkeitsausdrucks, auch kein actives haben, sondern nur ein obiectives da, vorhandensein kennt, so dient äti, näti auch diesem begriff; ballek äti, näti =

*) Verfasser betont hier, dass er lediglich den im lebendigen verkehr gewonnenen eindruck schildern will, ohne zu behaupten, damit wirklich das wesen getroffen zu haben.

ein hund ist, ist nicht vorhanden, heisst mithin im zusammenhange, wenn sich die besitzende person von selbst versteht, sehr wohl: er, sie, ich, du . . . haben einen oder keinen hund; gerade wie es im uralaltaischen, in der 3. person namentlich, auch ganz gewöhnlich lautet (z. b. türkisch) ew war = ein haus ist vorhanden = er, sie haben kein haus, magyar. pénz van, nincs = geld ist, ist nicht vorhanden = er . . . hat . . . geld . . . (resp. pénze van, nincs = sein geld ist, ist nicht = er hat . . .).

Nach all diesen erscheinungen, die alle innerlich eng zusammengehören, darf man wohl sagen, dass das sinhalesische nicht nur keinen sinn für verbale auffassung in unserer weise hat, sondern selbst dort, wo solche schon klar gegeben ist, dem ausdruck gerade ziemlich alles das zu nehmen geneigt und fähig ist, was ihm wirklich verbalen wert verleiht, so dass schliesslich doch meist nur ein indifferentes, halb participiales, halb substantivisches, nur art und zeit der handlung andeutendes, absolut unpersönliches, nach numerus undeterminirtes verbalnomen bleibt.

Diesen selben indifferenten, lediglich durch den zusammenhang determinirten character zeigt auch der verbalausdruck in der unterordnung, im sinne unserer nebensätze. Eigene beobachtungen fehlen dem verfasser hier leider fast völlig, doch spricht auch das wenige ihm hierüber bekannte deutlich für das ebengesagte. Es mögen hier für die eigentlich relative bindung bloss die zwei von Fr. Müller p. 152 angeführten beispiele folgen: mama giyā gē = das haus, in welches ich gegangen bin, mama yana tän = der ort, an welchen ich gehe; giyā, yana sind die indifferenten stämme des präteritum und präsens, ohne jedes besondere participiale oder sonstige bildungselement, also etwa = gegangensein, gehen im sinne eines verbalnomens; nach sinhalesischer auffassung ist die adnominale bedeutung beider und ihre abhängigkeit vom folgenden nomen gē, tän möglich, = des gegangenseins haus, des gehens ort; wir sahen ja sogar in der reinsten, wirklich substantivischen genetivverbindung den genetiv bisweilen nur durch die stellung vor dem regens angedeutet, geschweige denn hier, wo doch jedenfalls die neue function den eigentlichen genetiv-

character zurücktreten lassen konnte; ebenso aber darf mama adnominal gefasst werden, ja, hier war ein magē wohl gar nicht zu erwarten, da dasselbe nach des verfassers beobachtungen nur wirklichen besitz im materiellen sinne (mein haus, sohn, vater . . .) bezeichnet. Ist diese auffassung richtig, dann darf wohl auf die gleiche eigentümlichkeit, selbst bis auf den gebrauch des indifferenten adnominalen verbalnomens, hingewiesen werden, wie wir ihn im türkischen im weitesten umfange in ganz ähnlicher und vielen verwandten anwendungen fanden, und wie er nicht nur fast das ganze uralaltaische, sondern auch viele andere formlose asiatische typen characterisirt — indogermanisch ist diese erscheinung nicht. Doch ist noch die andere deutung möglich, ja dem verfasser nach seinem gefühl und seiner auffassung des wesens der sinhalesischen sprache erheblich wahrscheinlicher, nämlich die der blossen iuxtaposition ohne wirkliches abhängigkeitsverhältnis: ich — gegangensein — haus, ich — gehen — ort, und man wird demselben zugeben, dass dadurch das ganze nicht gerade indogermanischen anstrich gewinnt. Deshalb ist ihm die letzte deutung wahrscheinlicher, weil doch auf sinhalesischem gebiet die adnominalfassung im ganzen zurücktritt, wo nicht wirkliche nomina die verbindung herstellen; also z. b. beim verbalausdruck die beziehung zwischen subiect und dem verbalen teile durchaus nicht die eines possessiven verhältnisses ist; nie ist im sinhalesischen mama karanavā = mein machen, sondern sicher ein: ich . . . (im machen) machen(d) (bin) . . . Nebenbei möchte derselbe darauf aufmerksam machen, dass ähnliches im dravidischen vorkommt, und dann ebenfalls die nominativform des pronomens, nicht die adnominale angewendet wird.

Geradezu überraschend aber ist die völlige verschiedenheit des sinhalesischen und des indogermanischen typus sowie die innere übereinstimmung des sinhalesischen mit den formlosen idiomen Asiens nach art der meisten uralaltaischen, der dravidischen, der Kolh-sprachen . . . auf dem gebiete der coniunctionen; und wieder steht das in tiefem zusammenhange mit der leblosen, unpersönlichen, nominalen natur des verbalausdrucks. Es ist eine der auffallendsten eigenschaften

des beweglichen, selbständigen, persönlich determinirten indogermanischen verbalausdrucks, auch die feinsten nuancen der modalität, des temporalen, causalen, concessiven, conditionalen . . . durch völlig selbständige, ablösbare, persönlich gestaltete untergeordnete satzeinheiten auszudrücken; dieselben werden mit der leitenden satzeinheit durch die manigfachsten elemente relativer art innerlich vermittelt; es bezeichnet dies den höhepunct syntactischer entwickelung des indogermanischen und ist bestimmend für den gesamten satz- und periodenbau. (cf. mein: sprachliche formung und formlosigkeit p. 1, 2.) Auch diejenigen indogermanischen idiome, welche sich von der grundrichtung des indogermanischen typus am entschiedensten entfernt und teilweise ebenso entschieden den umgebenden formlosen sprachen genähert haben, wie der weiterhin zu behandelnde Zigeunerdialect und das wirklich vielfach eigentümlich abgeirrte ossetische, welches hier fallengelassen werden muss, obgleich es eigentlich mit in diese abhandlung hineingezogen worden war, zeigen in diesem ausschlaggebenden puncte ihre unverfälscht indogermanische natur; ja das ossetische in einer vollkommenheit, schärfe, klarheit, die auch im einzelnen mächtig an die hochentwickelte altgriechische satzbildung mahnt. Von alledem weist das sinhalesische so gut wie nichts auf. Die weitaus häufigste vertretung unserer nebensätze wird wieder durch die ungemein reichen participartigen bildungen vermittelt, welche aber, abgesehen von der darin enthaltenen idee der zeit (und des modusverhältnisses), gerade so wie die formen der verba finita, (nach person, zahl, casus) völlig undeterminirt bleiben. So heisst das häufig vorkommende bäruva nicht im stande seiend und bleibt durchaus unverändert, gleichviel, ob es sich auf einen oder mehrere bezieht; der zusammenhang, die verbindung mit einem bestimmten subiect zeigt an, ob es bedeutet da, weil . . . oder als er oder sie, wir, ihr nicht im stande waren. Yōsäp*) . . . ivasanda bäruva . . . änduvāya = Josef . . . zu ertragen nicht im stande seiend . . . weinte = da er sich nicht halten

*) Die beispiele sind entnommen aus Fr. Müllers grdrs. a. a. o. p. 157 bis 161.

konnte; aber sahōdarayō uttara denta bäruva . . . sitiyā — ya = die brüder antwort zu geben nicht im stande seiend . . . standen . . . Weit eigentümlicher gestaltet sich das folgende beispiel: sāgataya ratata **pāminilā** de avuruddaya tava pas avurudda — k bhōga käp — īma — k — vat väpir — īma — k — vat vennē näti = hunger land — in **gekommen** 2 jahre noch 5 jahre korn schneiden — ein — weder säen — ein — weder (= noch) seiend nicht (ist) = **da, nachdem** hunger gekommen ist; pāminilā aber ist ein eher persönlich zu fassendes particip (kein gerundium = nach dem kommen), also eigentlich: hunger gekommen — weder schneiden noch säen ist. Wir würden hier nach indogermanischer auffassung wenigstens eine sog. absolute casusform des participialausdrucks erwarten, entsprechend einem *λιμοῦ γενομένου*, so dass der sinn wäre: seit, nach dem entstandenen hunger, nach entstehung der hungersnot; das aber ist im sinhalesischen unmöglich, alle diese participialen ausdrücke sind unveränderlich; eine congruenz wie im indogermanischen fehlt, die art der verbindung wird bestimmt durch den zusammenhang.*)

Gleich wage bedeutung haben die vielen participialartigen bildungen, sei es des präsens oder des präteritum, wie kadana, kadā, kadā — lā, kädū, kädu — vē, kada — kadā . . . In wieweit solche formen den namen participien verdienen, kann verfasser nicht entscheiden; er möchte sie grossenteils lieber gerundia nennen, da sie durchaus nicht immer den eindruck irgend persönlich gefasster participien machen, sondern z. t. auch wie casusartige formen des ruhend gedachten verbalnomens auftreten und so den casus des verbalnomens entsprechen, wodurch der türkische, mongolische typus . . . unsere nebensätze auszudrücken pflegen (bei, nach, von, wegen, zum . . . schreiben = während, nachdem, seit, weil ich, du, wir . . . schrieben, damit . . . [ich], wir . . . schrieben).

Neben ihnen treten die vielen als eigentliche gerundia genannten formen auf,**) denen die eben angegebene bedeu-

*) Das vorhandensein von absolutivconstructionen z. b. im arischen kennt verfasser.

**) Fr. Müller p. 154, 155.

tung besonders klar zuzukommen scheint. Also kada — ddī bedeutet etwa während des brechens, kadana — kota, kädu — kota, kädu — vā — ma, kadā — pu — vā — ma = nach dem brechen, gebrochenhaben, so dass sich, je nach dem zusammenhange, wieder der sinn ergiebt: während, nachdem, als . . . er, sie . . . brach, brachen, gebrochen hatte(n). Die zahl dieser gestaltungen lässt sich weit vermehren, dies mag genügen; dass die bedeutung die angegebene nominale ist, geht wohl ausser der anwendung aus der form des reinen verbalnomens mit substantivbedeutung und anderen bildungen hervor; so bildet z. b. kota eine klare nominale adverbialform, und ausserdem kommen wirklich derartige formen wie reine substantive in verbindung mit postpositionsartigen elementen vor, z. b. raksā — karana pinisa = erretten(s) — wegen. Selbst das conditionale verhältnis wird durch eine solche nominalbildung umschrieben; kathā — kalot bedeutet etwa: im falle des redens = wenn (du, er, sie . . .) reden. So hat sich verfasser oft davon überzeugt, dass fälle wie die von Fr. M. a. a. o. p. 161 angeführten den leuten verständlich sind: uba hemihita (lēsi) kathā — kalot mata tērun — gan — da puluvani (puluveni) = du (Sie) langsam sprechen — fall (wenn) mir verstehen zu leicht — ist, oder das entgegengesetzte: uba otschara ikmana — ta kathā — kalot mata tērun — gan — da bā = du (Sie) aussprache schnell sprechen — wenn mir zu verstehen unmöglich (ist) = wenn du (Sie) schnell sprechen, kann ich dich (Sie) nicht verstehen.

Etwas klarer im sinne des indogermanischen tritt das conditionale verhältnis hervor in bildungen wie kadanavā nam = (im) brechen — wenn (nam), aber natürlich ist auch hier von persönlichen verbalformen keine rede, dasselbe ist wieder, je nach dem zusammenhange, = wenn ich, du, er, wir . . . brechen; schon die fast suffixive stellung des nam zeigt, wie geneigt dasselbe ist, wie die übrigen ähnlichen elemente zum bloss leise modificirenden wortbestandteil zu werden, ohne in indogermanischer weise mit voller eigener wortgeltung zwei handlungen relativ zu vermitteln. Überdies mag bemerkt werden, dass dieser ausdrucksweise

wenig ähnliches im sinhalesischen an die seite zu stellen sein dürfte.

Die unfähigkeit oder geringe fähigkeit der sprache, coniunctionale bindung herbeizuführen, mag man daraus ersehen, dass auch dort, wo eine wirkliche oder scheinbare coniunction eintritt, von einem nach indogermanischer art relativ, innerlich vermittelten zusammenschluss des persönlichen ausdrucks der handlungen keine rede ist, sondern das betreffende coniunctionale element lediglich deutend, expletiv **neben** die im übrigen in der gewöhnlichen weise undeterminirte (unpersönliche) particip- oder gerundiumform tritt, wenigstens in den wenigen dem verfasser bekannten fällen. z. b. ohu samaga kisi kenek no siti kala . . . änduvāya = er — mit irgendjemand nicht geworden — zeit (= als) . . . weinte = als niemand (mehr) bei ihm war . . . weinte er. Man wird zugeben, dass das eine absolut innerlich unvermittelte, dem sinne alles überlassende ausdrucksweise ist, die sich von indogermanischer art weit entfernt, ja auch weit zurückbleibt hinter den dem türkischen, mongolischen . . . typus so geläufigen fassungen wie: zur zeit meines, deines . . . weggegangenseins weinte er; denn so schwerfällig sich hier oft der satzbau gestaltet, ist derselbe doch normal, ohne lücke, welch letztere im sinhalesischen beispiele sich formell recht fühlbar machte. Ähnlich steht das coniunctionale nisā neben dem unpersönlichen, gerundiumartigen vikkā — ta in dem satze: nisā topi mē ratata mā vikkā — ta = weil ihr dies land — in mich verkauft **habender** weise, nicht etwa: verkauft habt, denn vikkā — ta ist genau ebenso das gerundium des präteritum (= nach dem verkaufen) wie käduvā — ta = nach dem brechen (von kadana).

Berücksichtigt man, dass auch die dauerform kadanavā höchst wahrscheinlich eine gerundiumartige bildung darstellt, so ist kaum ein wesentlicher unterschied zwischen den zuletzt erwähnten fällen und dem vorhergenannten kadanavā nam; die bedeutung wird ziemlich durchgängig sein: weil, wenn, als (= zeit) . . . ich, du, wir, ihr . . . im brechen, gebrochenhaben . . . (sc. waren . . .).

Da verfasser nur die überall durchschimmernde formlose

richtung der sprache im auge hatte, hat er wie bei den übrigen behandelten idiomen die phonetischen verhältnisse unberücksichtigt gelassen, ganz abgesehen davon, dass er sich als laien auf dem gebiete der phonetik der neu-sanskritischen sprachen sowie des sinhalesischen rückhaltlos bekennt. Er möchte jedoch darauf aufmerksam machen, dass gerade die phonetische behandlung recht deutlich den allophylen, nichtsanskritischen grundcharacter der sprache erkennen lässt, wie von E. Kuhn, Fr. Müller erwiesen worden ist; so dass auf diesem gebiete, welches doch geeignet ist, besonders exacte ergebnisse zu liefern und dieselben unzweifelhaft geliefert hat, der morphologische befund jedenfalls eher unterstützt als widerlegt wird, wenn auch dadurch die frage der formlosigkeit nicht berührt wird. Verfasser verzichtet aus den hier angegebenen gründen auch auf eine darstellung der ihm z. t. überraschenden beobachtungen in bezug auf die lautverhältnisse, quantität, accent, die sich ihm in der lebendigen anwendung der sprache boten;*) nur das hebt er nochmals hervor, dass der sinhalesische umlaut die gesprochene sprache in weiter ausdehnung beherrscht, und zwar in einer so stark rückwirkenden weise, dass er ihn, wie oben mehrfach betont wurde, eher mit dravidischen als indogermanischen umlautserscheinungen vergleichen möchte.

Es folgt ein indogermanisches, anscheinend stark in formlose bahnen eingelenktes idiom, welches gleichwohl die sanskritische grundlage klar erkennen lässt und in den wesentlichsten erscheinungen des sprachlichen lebens durch den contrast das nichtindogermanische des sinhalesischen hervortreten lassen soll.

Die neigung der neuindischen idiome sanskritischen ursprungs, äusserlich und innerlich vielfach unverkennbar in die bahnen der formlosen sprachen zu geraten und sich den

*) cf. p. 124, 125. Verfasser erklärt sich hiermit gern bereit, einem kenner des sinhalesischen seine diesbezüglichen notizen zu beliebiger verwendung zu überlassen, da er von diesem idiom mit diesen zeilen vermutlich für immer abschied nimmt. Dieselben beruhen grossenteils auf täglicher niederschrift, z. t. an ort und stelle selbst.

umgebenden, z. b. den dravidischen, z. t. anzupassen, wobei natürlich nur eingehende untersuchung feststellen könnte, ob und in wieweit auf diesen gebieten gegenseitige beeinflussungen der heterogenen typen angenommen werden müssen, ist bekannt. Reichen anteil an dieser richtung haben die verschiedenen Zigeuneridiome, welche nebenbei z. t. unzweifelhaft auch durch andere formlose typen alterirt worden sind, wo solche in längerer berührung mit den idiomen des wandervolkes gewesen sind. Sicher sind solche einflüsse z. b. nachzuweisen seitens uralaltaischer und kaukasischer idiome. Dabei aber treffen dieselben oft mehr die äussere form, streifen die innere kaum, und durch die so fremdartig erscheinenden massenhaften neubildungen, welche für den ersten augenblick geeignet sind, das bild stark zu trüben, schimmert doch immer wieder die alte grundlage der formsprache durch. Hier mag nur ein blick auf die sprache der siebenbürgischen Zigeuner nebst wenigen bemerkungen über die der syrischen geworfen werden. (Das material bezüglich der ersteren ist Wlislockis: die sprache der transsilvanischen Zigeuner entnommen.)

Das nomen ist geschlechtig scharf gekennzeichnet, aber, was wohl zu beachten ist und auf vielen sprachgebieten mit mangelhaft ausgebildetem grammatischem geschlecht wiederkehrt, nur im singular, der plural kennt hier ebenso wie beim pronomen (ausser dem geschlechtig erscheinenden pluralischen possessivpronomen) eigentlich keine genusunterscheidung. Immerhin ist die genusidee in der sprache stark ausgeprägt, da jedes substantiv geschlechtig erscheint, gleichviel ob es in die kategorie des natürlich geschlechtigen oder des ungeschlechtigen gehört, und da auch das attributive adiectiv genusform zeigt, freilich auch nur im singular (während es doch der casusabwandlung entbehrt). Von lebhafter empfindung für das grammatische geschlecht zeugt auch die thatsache, dass das adiectiv, wenn es an stelle des abstractum steht, ebenfalls geschlechtige form haben muss; freilich kann es dann sowohl männlich als auch weiblich sein, eine von dem sonst im indogermanischen üblichen allerdings eigentümlich sich abhebende erscheinung; also die güte ist, adiectivisch ausgedrückt, = der oder die gute. Mit dem gramma-

tischen geschlecht verbindet sich aber ein anderes princip, welches in vielen formlosen sprachen ohne genus gewissermassen eine art vorstufe dazu darstellt, übrigens auch sonst im indogermanischen zur geltung kommt, in weitem umfange z. b. im eranischen sprachkreise, wo es ja z. t. als schwacher ersatz der abhanden gekommenen genusunterscheidung dienen muss: die unterscheidung von belebtem und unbelebtem; dieselbe scheint allen oder den meisten Zigeuneridiomen eigen zu sein, hier ist sie äusserst scharf ausgeprägt.

Eigentümlich gestaltet sich die nominalflexion, welche durchaus auf neubildungen aufgebaut ist und wiederum lebhaft an die formlosen idiome erinnert, letzteres schon dadurch, dass, wie in diesen meist (soweit ich das übersehen kann), dem unwandelbaren, klar gekennzeichneten pluralcharacter dieselben oder fast ganz dieselben casuselemente angefügt werden wie dem singularstamm; eine erscheinung, welche von der ursprünglichen bezeichnungsart des indogermanischen ganz verschieden ist, ihrer natur nach freilich durchaus nicht ein beweis von formlosigkeit sein muss, aber meist wirklich darauf hindeutet, worüber beim sinhalesischen gesprochen wurde, p. 128, 129. (Es dürfte die substantivdeclination hier noch am meisten nicht nur im allgemeinen mit dem character formloser sprachen übereinstimmen, sondern auch ganz speciell innerlich an das sinhalesische erinnern.) Dabei wird der eindruck des fremden und des bewussten scharfen auseinanderhaltens der flexionsendungen und des wortstammes noch dadurch erhöht, dass auch der singular einen ebenso bestimmt gekennzeichneten besonderen character hat, was dieses idiom wiederum mit einer reihe allophyler gemeinsam hat. Dieser singularcharacter macht bei beiden geschlechtern ganz den eindruck eines determinirenden artikels, einer ebenfalls in der nominaldeclination vieler sprachen wiederkehrenden erscheinung. Diese letztere auffassung gewinnt eine stütze darin, dass der neben dem nominativ in erster linie den character der determination tragende accusativ beim belebten dieses zeichen allein, ohne besondere casusendung, trägt, der nominativ dagegen in beiden genera ohne dasselbe erscheint; derselbe trug augenscheinlich früher überhaupt und trägt z. t. noch an sich schon ein deutlich männ-

lich oder weiblich determinirendes, artikelartiges zeichen, welches diese casusform mehr hervorhebt, als wenn sie das allen casus gemeinsame element aufwiese. Auch das fehlen dieses singularcharacters*) bei allem unbelebten im accusativ spricht für die richtigkeit der obigen erklärung; das unbelebte entbehrt eben des individuellen, persönlichen lebens, kommt nur seiner allgemeinen qualität nach in betracht. Das singularzeichen der obliquen casus ist im masculinum es (os), *s*, im femininum *ā*, das pluralzeichen im gleichen falle unabänderlich en; also heisst es masc.: rāklo (nomin.)**) — rākles, bālo — bāles, ānguschto — ānguschtes, lovo — loves, mānusch — mānusches, grāi — grāyes, vāst — vāstes, dschiungiben — dschiungibenes, lyināi — lyinās —— fem.: rāklyi — rāklyā, pchen — pchenjā, butschi — butschyā, prāytin — prāytinjā . . .; im plural: rāklā (nomin.) — rāklen, bālā — bālen, ānguschtā — ānguschten, lovā — loven, mānuschā — mānuschen, grāyā — grāyen, vāstā — vāsten, dschiungibenā — dschiungiben, lyināyā — lyinān.

Der accusativ des plural entbehrt auch des pluralcharacters en beim ausdruck des unbelebten und lautet wie der nominativ; dagegen bildet en, gerade so wie es im singular, beim ausdruck des belebten den accusativ des plural. Das erinnert an den allgemeinindogermanischen gebrauch des obiect- statt des subiect-casus im neutrum.

Die declination im einzelnen gestaltet sich hiernach bei der durchsichtigkeit der casussuffixe ungemein einfach.

	singular:		plural:
	mascul.	femin.	masc. und femin.
genet.	kro	kri	gre
dat.	ke	ke	ge
abl.	tār	tār	dār
instr.	hā	hā	sā
nom.	ganz verschieden		*ā*
accus.	unbel. = nominativ belebt. mas. es —— fem. *ā*		bel. en, unbel. *ā*

*) desgleichen das fehlen desselben in allen vocativen.

**) Die orthographie von Wlislocki wird im wesentlichen hier beibehalten.

Die erweichung des *k* zu *g* im plural ist eine wirkung des vorangehenden *n*; eine kleine abweichung entsteht dadurch, dass im instr. masc. vom belebten das *s* vor dem hā wegfällt, mānuschehā, grāyēhā, lyināhā, und der plural im gleichen casus durchweg die (reinere?) form sā bietet. Ausserdem kommt noch ein vocativ vor, welcher vielfach mit dem nominativ zusammenfällt, aber auch besondere formen wie yā, ā, ē, lē . . . aufzuweisen scheint, und ein augenscheinlich dem alten indogermanischen locativ entsprechender casus des wo, wohin auf *e*.

So rückhaltlos vorher die wenig dem character des indogermanischen entsprechende grundrichtung der nominaldeclination anerkannt wurde, so bestimmt muss anderseits hervorgehoben werden, dass die zwar unvollkommene, aber immerhin unverkennbare bezeichnung des subiect- wie obiectcasus in beiden geschlechtern und im singular wie plural sowie die absolut feste form des adnominalcasus das behandelte idiom von der grossen mehrzahl der allophylen sehr deutlich abhebt. Wie wenig selbst wohlentwickelte sprachen mit formloser grundlage zur bezeichnung oder wenigstens zur regelmässigen bezeichnung gerade dieser hauptsächlichsten casus geneigt sind, hat verfasser oft betont, zuletzt bei besprechung des sinhalesischen; auch gegenüber letzterem, welches doch ebenfalls gerade hier teilweise anerkennenswerte ansätze zeigt, macht unser dialect einen ungleich klarer indogermanischen eindruck. Man denke nur daran, dass dort, abgesehen von dem subiect- und obiectcasus, der adnominalcasus ohne jedes zeichen bleiben kann, was im transsilvanischen zigeunerisch unmöglich ist; dass im letzteren der genetiv sogar in durchaus indogermanischer weise eine art possessiven adiectivs darstellt. (Leider ist verfasser ausser stande, näheres über die stellung des adnominalausdrucks zu sagen; ob also der letztere eine völlig freie, in der stellung nicht unbedingt gebundene flexionsform ist, oder ob er, wie in den weitaus meisten asiatischen

---

c wird nach des verfassers gewohnheit durch tsch, *ç* durch ch, *j* durch dsch, ñ durch nj, sh durch sch wiedergegeben, *y* = deutsches *j* behält derselbe, wie anderwärts ebenfalls, bei.

idiomen [im sinhalesischen unbedingt], noch fest an dem ausdruck des regens haftet und demselben vorangeht).

Das adiectiv hat ungemein klare geschlechtsunterscheidung, im masculin meist *o*, im feminin *i*; auch dort, wo das erstere nicht auf *o* auslautet, bietet letzteres doch *i* oder e; im plural fällt wieder jede genusbezeichnung beim attributiven adiectiv fort, derselbe hat unwandelbar *e*. Das nicht attributive, substantivisch gebrauchte adiectiv hat auch substantivflexion, natürlich aber die des unbelebten, und folgt dem der endung nach entsprechenden substantiv (masc. auf *o*, fem. auf *i*). Das attributive adiectiv steht vor dem substantiv, und die casusflexion des letzteren gilt, wie in den formlosen sprachen grossenteils, mit für dasselbe. Eigentümlicherweise kann der attributive comparativ flectirt werden und erhält wieder im masc. die formen des unbelebten auf *o*, im femin. die des unbelebten auf *i*. Der comparativ hat die alte sanskritische form bewahrt: e d e r, der superlativ ist abhanden gekommen und wird durch vorsetzung des magyarischen l e g oder des rumänischen f o r t e, māy vor den comparativ ersetzt. Einen durchaus formlosen eindruck macht es, wenn die form e d e r in dieser gestalt, also ohne genus- und casuszeichen, adverbial gebraucht wird (cf. p. 29: me kerdyom l e g h o r s c h e d e r = ich habe s e h r s c h l e c h t gethan); doch sei hierbei an das zusammenfallen von adiectivstamm und adverbialform der äusseren gestalt nach im heutigen deutsch und ähnliche erscheinungen z. b. im romanischen erinnert; an einem adverb g u t, s c h l e c h t ist es unmöglich die alte weggefallene adverbialendung zu erkennen.

Eine noch stärker an die formlosen sprachen erinnernde erscheinung auf nominalem gebiet bietet die verbindung der präpositionen mit ihren substantiven; abgesehen davon, dass dieselben eben präpositionen bleiben und nicht zu postpositionen werden, gleichen sie im gewöhnlichen gebrauch den letzteren ä u s s e r l i c h vollkommen. Wie die postpositionen m e i s t hinter einem nomen ohne casusflexion ihre stellung haben (selbst allerdings grösstenteils reine stoffwörter darstellen, was hier jedenfalls nicht in diesem umfange gilt), so dass ein b e i, n a c h d e m h a u s e durch ein h a u s — n ä h e wiedergegeben wird, so steht hier die ebenfalls casuell nicht

abgewandelte präposition vor dem casuslosen stamm des substantivs oder besser vor der form, welche sonst als nominativ fungirt, hier natürlich keine spur vom wesen des subiectcasus an sich trägt; also pro gāv = im dorfe, pro skāmind = auf dem tische . . . Wieweit etwa auch hier ursprünglich flectirte formen, sei es bei der präposition sei es bei dem zugehörigen substantiv, in betracht kommen könnten, und ob überhaupt, muss hier unentschieden gelassen werden; der heutige zustand der sprache weiss davon in der gewöhnlichen und weitaus überwiegenden anwendung nichts. Gleichwohl heben sich diese präpositionen von den postpositionen allophyler idiome durch die verwendung beim pronomen bedeutungsvoll ab dadurch, dass hier das letztere meist im dativ steht. Das ist scheinbar umso merkwürdiger, als der dativ im Sanskrit, Avesta, lateinischen, slavischen (im letzteren mit mehreren auch nur scheinbaren ausnahmen) gerade der nichtpräpositionalcasus ist, und als doch gerade die östlichen indogermanischen idiome, selbst im übrigen vielfach so gänzlich eigenartige wie das ossetische, diesen casus in voller reinheit der inneren form nach bewahrt haben; auch das mir aus dem zigeunerischen bekannte weist auf einen durchaus unörtlichen, einen casus des interesses, der beteiligung hin. Nun hat noch ein anderes indogermanisches idiom, mit ebenfalls sehr klar hervortretendem reinem dativ der beteiligung, das gotische und weiterhin das deutsche..., den dativ zum präpositionalen hauptcasus gemacht; verfasser dieses hat aber schon wiederholt an anderem orte darauf aufmerksam gemacht und wird bei behandlung des gotischen dativ im einzelnen nachweisen, dass darum der dativ des gotischen noch lange nicht zum localcasus wird, dass er im gegenteil seine urbedeutung, die des interesses, eminent festhält und hervorkehrt; dass er die bezeichnung des betreffenden ortsverhältnisses lediglich der präposition überlässt, selbst nur ausdrückt, für wen das bestimmte verhältnis gilt. Es liegt sehr nahe, für das zigeunerische bei den sonst vielfach gleichen bedingungen auch eine ähnliche auffassung hierin anzunehmen, die richtigkeit dieser ansicht muss natürlich mangels speciellerer kenntnis der einschlägigen daten dahingestellt bleiben. Das aber würde auf eine

lebhaft empfundene, echt indogermanische grundrichtung der präpositionen als bloss örtlich deutender aushilfselemente hinweisen, neben denen ein selbständiger substantiv- oder pronominalcasus hergeht; der letztere ist im indogermanischen weit entfernt, von der präposition abhängig zu sein, er giebt entweder selbst das von der präposition specieller, präciser determinirte verhältnis in dem weiteren rahmen des allgemeineren, umfassenderen casusbegriffes an (cf. ex, ab, de ... **domo** = heraus, her von, von herab ... **vom hause aus**), oder er begleitet, ohne jede speciellere beziehung zwischen präposition und casusbegriff, die allein dem ortsverhältnis dienende präposition und zeigt an, wem der inhalt derselben gilt; dies letztere ist das wesen des deutschen dativ bei präpositionen, wie oben angedeutet wurde, und wahrscheinlich hier (während auch die erste richtung einen sehr ausgeprägten vertreter im zigeunerischen bi = ohne hat, welches in durchaus indogermanischem sinne den ablativ regirt). Dass gerade bei den pronomina der dativ das gewöhnliche ist, unterstützt die obige deutung; denn gerade bei einem ich, du, wir, ihr liegt es am nächsten, die persönliche beteiligung hervorzuheben.

Das pronomen zeigt eine eigentümliche mischung von formen, wie sie in den süd- und ostasiatischen idiomen und sonst uns aufstossen, sowie echt indogermanischer bildungen. So erinnert an jene auffallend ein tu (= du) — tuke — tutār — tuhā, wobei die rein nominalen casussuffixe antreten, noch mehr aber der umstand, dass selbst der plural fast ganz wie der der nomina gebildet wird, so dass die den eben genannten singularischen entsprechenden formen des plural lauten: tumen — tumenge — tumendār — tumensā (bloss das *m* ist im singular nicht vorhanden). Ebenso weisen verschiedene formen von ich, wir regelmässige nominalflexion auf: māngē — māndār — mānsā, plural: āmenge — mendār — āmensā (mensā). Daneben ist die höchst interessante erscheinung nicht zu übersehen, dass eine augenscheinlich lediglich zufällige lautgestaltung dazu benützt wird, die singularformen von den pluralbildungen durch blosse vocaldifferenzirung zu scheiden, ein vorgang, den wir auf uralaltaischem gebiet und sonst vielfach geradezu als durchgrei-

fendes, bewusst angewandtes princip, nicht auf zufälligen lautcombinationen wie hier beruhend, im weitesten umfange durchgeführt finden. So heisst der häufigste singularstamm jedenfalls man (davon mānde, māngē, mān, māndār, mānsā); ihm tritt gegenüber im plural der hauptstamm āmen, augenscheinlich ebenso mit dem gewöhnlichen plural-en gebildet wie tumen; wir müssten also erwarten: āmende, āmenge, amen, āmendār, āmensā, haben aber neben āmende, āmenge, āmensā die bloss durch den vocal von den singularischen unterschiedenen formen: mende, men (dativ, wie im singul. mān neben mānde), men (accus., cf. sing. mān), mendār, mensā. Auf der anderen seite steht die nominativform im singular und plural, wie im indogermanischen gewöhnlich, nicht in dem verhältnis einer regelmässig den anderen casusformen entsprechenden flexionsform, sondern es sind verschiedene stammformen anzunehmen, die nominativform ist, wie es auch sonst die regel ist, isolirt, wenn sie auch nicht die übliche bildung mit eg, ig, ah . . . aufweist (cf. ἐγώ, ego, ik, aham . . .). Desgleichen ist normal indogermanisch die anwendung eines reinen possessiven adiectiv für die genetivformen beider personen in beiden numeri; mro = meiner, āmārē = unser, tiro = deiner, tumārē = euer; denn dieselben formen mro, āmāro, tiro, tumāro werden als possessive adiectiva flectirt, nur erscheinen sie im letzteren falle geschlechtig streng geschieden, also: mro — mri, āmāro — āmāri, tiro — tiri, tumāro — tumāri.

Das fürwort der dritten person (er — sie) hat zwar nicht die im übrigen indogermanischen fast überall auffällig hervortretenden complicationen und casuseigentümlichkeiten, erinnert aber doch an diese manigfaltigkeit durch die besondere art der genus- und numerusunterscheidung sowie dadurch, dass es zwei deutlich geschiedenen stämmen zufällt, von denen der eine (l), welcher allen obliquen casus angehört, allerdings wieder die regelrechte nominale geschlechtige abwandlung zeigt, also: *l* — es — kro, leske, les, lestār, lehā — lākro, lāke, lātār, lāhā —— plural: lengrē, lenge, len, lendār, lensā; der dem nominativ und vocativ beider numeri dienende stamm heisst im masc. yov, im femin. yoy, im plural ungeschieden yon.

Das demonstrativ hat die auf weiten gebieten als regelmässiges gesetz auftretende unterscheidung des näheren und ferneren durch blosse vocaldifferenzirung in ausgeprägtester gestalt und zeigt die im indogermanischen fast überall hervortretenden abweichungen von der normalen declination, die vielfachen, oft in den einzelnen casus wechselnden stämme nicht; mit grosser regelmässigkeit bildet es die form für näheres durch combination des unveränderlichen ādā mit den geschlechtig und casuell abgewandelten formen des ebenbehandelten *l*; die für entfernteres nimmt unter sonst gleichen bedingungen odā; nur der nominativ und vocativ hat dieses *l* nirgends; also nomin.: ādā, odā, wobei auffallenderweise wie in den formlosen idiomen ohne genusunterscheidung das masculin und feminin, ja, noch wunderbarer, sogar der singular und plural, dieselbe form zeigen. Sonst heisst es: ādā — l — es — kro, ādā — l — ā — kro, ādāleske, ādālāke, ādāles, ādālā —— plural: ādā — l — en — grē, ādālenge, ādālen . . . = dieses, dieser, diesem . . . und ebenso: odā — l — es — kro, odā — l — ā — kro, odāleske, odālāke —— odālengrē, odālenge . . . = jenes, jener, jenem . . .

Beachtenswert ist beim interrogativ die absolute scheidung zwischen persönlichem und sächlichem, welche bekanntlich im indogermanischen der älteren phasen, einschliesslich des griechischen, lateinischen, germanischen, im scharfen gegensatz zu den allerverschiedensten allophylen nachbargebieten, durchaus nicht gewöhnlich ist, da dieser typus in seinem neutrum die klarste grenze zwischen persönlichem und sächlichem gezogen hat, wenigstens auf dem gebiet des fürworts dort, wo keine beziehung auf ein bestimmtes substantiv vorliegt. Das zigeunerische hat aber kein neutrum, und der nominativ allein zeigt bekanntlich den unterschied von belebtem und unbelebtem nicht an, mithin muss wohl die stammverschiedenheit jeden zweifel beseitigen; im accusativ freilich ist ein solcher ausgeschlossen, da wen die form des belebten, was die für unbelebtes haben muss.

Wie weiterhin beim armenischen müsste auffassung und lautform des verbalausdrucks hier jeden zweifel darüber beseitigen, dass wir es mit einer indogermanischen formsprache

zu thun haben, wenn die behandlung des nomens und pronomens in diesem idiom solche doch vielleicht nicht ausschlösse. Es lohnt sich hier wohl, dringend an das so ganz anders äusserlich gestaltete armenische verb zu erinnern, welches doch unverkennbarste innere verwandtschaft mit dem zigeunerischen zeigt, indem beide, obgleich beide in hohem grade auf neubildungen beruhen, die alte unvertilgbare grundlage in der inneren form überall klar durchschimmern lassen. Die tragweite des hier angedeuteten und bald näher auszuführenden wird durch den gegensatz des sinhalesischen in helles licht gesetzt. Hier sei zunächst bemerkt, dass das verb des zigeunerischen durchaus persönlich determinirte aussageform ist, und zwar so hervorstechend, dass selbst die sonst auch im indogermanischen regelmässige nominalform des verbs — man denke an die teilweise regelrecht casuell abgewandelten infinitiv-, gerundial-, supinformen — ganz zu fehlen scheinen. Von einem derartigen übergreifen des nomens in die verbalsphäre, wie selbst so hochentwickelte sprachen wie das magyarische, die Turkidiome es ganz gewöhnlich aufweisen, ist keine rede hier. *Dort* tritt der verbalstamm mit eigentlich nominalem character ohne jede personbezeichnung für den ausdruck der dritten person ein, so dass also z. b. ein: *mensch schlafen* (d. h. *schlafen* bloss in der gestalt des verbalstammes ausgedrückt) schon = *der (ein) mensch schläft*. Im zigeunerischen wäre ohne personenzeichen der verbalstamm ein nichts, unmöglich; das verb weist auch nicht eine spur von nominalem wesen auf, es ist der reinste subiective ausdruck der thätigkeit, des zustandes. Selbst das particip, welches vielfach im indogermanischen in den sog. absoluten participialconstructionen verbalnomina ziemlich ausgedehnt in casusverbindungen vertritt, scheint hier in keiner weise zu einer solchen rolle befähigt zu sein, sondern lediglich wie ein reines adiectiv, (sei es attributiv? sei es) prädicativ, aufzutreten. cf. z. b. das passiv: som mārdo, sāl mārdo (masc. = ich bin geschlagen[er]), som mārdschi, sāl mārdschi (femin.) —— sām mārde, sān mārde = wir sind geschlagen(e), ihr s. g. Über den gebrauch der als gerundium bezeichneten form ist dem verfasser nichts bekannt, eine

nominalartige infinitivform fehlt, sie wird durch persönliche bildungen umschrieben.

Die ausbildung des verbalausdrucks im einzelnen ist äusserst einfach, durchsichtig; der inneren form nach giebt derselbe, wie oben angedeutet wurde, in eigentümlicher klarheit die grundzüge der ursprünglichen auffassung wieder, aber ganz selbständig, nicht etwa in der art, dass mit der alten auffassung auch die alte form geblieben wäre; rein sanskritische formen begegnen uns zwar überall, sie sind es aber nicht, die dem verb dieses auffallende gepräge geben, sondern die neubildungen, welche das verb aufbauen und sein wesen bestimmen, und zwar selbst da, wo sie im Sanskrit unerhörte formen hervorrufen, ja dort vielleicht besonders. Freilich, ein so eigenartiges gebäude, nach personal- und tempuselementen so auffallend zu neubildungen neigend, wie das armenische verb, bietet der zigeunerische verbalausdruck in keiner weise; letzterer steht ersterem auch weit nach bezüglich der äusseren form, welche im armenischen trotz aller selbständigkeit eine noch grössere harmonie zeigt, derart, dass wir mit grosser ebenmässigkeit die innerlich fest gewordenen zahlreichen tempus- und moduselemente in echt indogermanischer weise dem stamm angefügt, und diesen complex dann die sog. personalzeichen annehmen sehen, während uns hier formen aufstossen werden, welche von der bildung der zwei (das fundament darstellenden) haupttempora vollständig abweichen, überhaupt vielleicht von allem, was wir auf indogermanischem boden erwarten, und die unzweifelhaft an heterogene sprachgebiete anklingen, gleichwohl aber das wesen der formsprache und des reinen subiectiven verbalausdrucks nicht wesentlich zu alteriren im stande sind.

Gegenüber der überreichen fülle des armenischen fällt dieses idiom durch armut an eigentlichen selbständigen tempusformen auf, es kennt deren nur zwei, diese letzteren aber eigentümlich scharf ausgeprägt und gegen die daraus abgeleiteten secundärzeiten abgegrenzt, welche auf völlig anderem bildungsprincip beruhen. Diese beiden sind das präsens und das perfectum. Das präsens fügt die personalendungen an die vielfach in echt indogermanischer weise als präsentische oder dauer-form gekennzeichnete stammform: das perfectum

hat vor den von den präsentischen (wie so oft im indogermanischen) abweichenden personalformen ein unverkennbar präteritum- resp. perfectbildendes element. Auf der basis dieser zwei baut sich in höchst characteristischer weise ein imperfect, plusquamperfect und futur auf; nicht etwa in der weise, dass an den präsens- resp. perfectstamm gewisse, ihrerseits mit den personalzeichen bekleidete tempuszeichen des vergangenen (— also vom präsensstamm ein imperfect, vom perfectstamm ein plusquamperfect bildend —) oder des zukünftigen anträten, sondern: die voll flectirten formen aller personen bleiben im präsens wie im perfectum in unveränderter gestalt, und an diese treten dann hinten gewisse tempuszeichen der vergangenheit, zukunft an, für alle personen unveränderlich. Abgesehen von der letzten abnormen erscheinung entspricht innere wie äussere form sowohl des imperfects und futurs (vom präsensstamme) als auch des plusquamperfects (vom perfectstamme) durchaus dem wesen des indogermanischen verbalausdrucks; ebenso die leichtigkeit und einfachheit, womit durch die beiden elemente **ās**, *ā* drei klar ausgeprägte zeitformen hergestellt werden; denn auch das ist ganz indogermanisch, dass das plusquamperfect ein reines imperfect oder einen aorist vom perfectstamme darstellt und ebenso oder ganz ähnlich vom letzteren abgeleitet wird, wie imperfect oder aorist vom präsentischen oder vom reinen verbalstamme; hier werden diese beiden präterita durch **ās**, das futur durch *ā* gebildet. Besonders ist festzuhalten, dass, sowie die beiden hauptzeiten da sind, man die ganze temporale abwandlung hat, da diese abwandlung, abgesehen von ganz geringen veränderungen aus phonetischen gründen, überall genau dieselbe bleibt, nur eben die zusatzelemente hinten antreten. Dennoch dienen auch die geringfügigen ebenerwähnten veränderungen dazu, die formen fester zu einen, da andernfalls, wenn die flectirte hauptform überall absolut dieselbe wäre, das zusatzelement gar zu sehr den eindruck eines der verbalform nicht einverleibten, sondern bloss selbständig beigegebenen machen würde. In der vorhandenen gestalt aber ist das so gebildete imperfect, plusquamperfect, trotz der verschiedenen natur der zusätze, der wirkung nach wesentlich gleich den in anderen idiomen mit

augment hergestellten, vom präsens und perfect abgeleiteten zeitformen; nur wird die in diesen z. t. recht erhebliche, lautliche, allmählich herausgebildete differenzirung hier auf das mindeste mass beschränkt.

Diese formen äs, *ă*, welche den begriff der vergangenheit, zukunft fixiren, sind so fest geworden, dass sie auch da dieselbe und immer nur dieselbe function vertreten, wo ganz andere bildungen als präsentische, perfectische grundzeiten vorliegen als die bisher behandelten, oder wo entsprechende präsentische gar nicht in gebrauch sind. So hat das hilfszeitwort sein im präsens eine anzahl uralter formen, freilich auch nicht mehr überall rein, erhalten, die dieser zeitform ein eigenartiges gewand verleihen: som — säl — hin — säm — sän — hin. Davon wird ganz regelrecht ein präteritum abgeleitet: som — äs, säl — äs, *h* — äs, säm — äs, sän — äs, *h* — äs. Viele formen dieses hilfszeitwortes werden von einem stamme äv abgeleitet, wozu das präsens äväv lauten müsste; es fehlt, aber ganz regelmässig bildet man ein imperfectum äväv — äs, ein futur äväv — *ă*, mit gewöhnlicher abwandlung: ävehäs, äv(e)läs . . . ävehä, ävlä . . .; und dass das nicht etwa seltene nebenbildungen, sondern die durchaus regelmässigen formen des hilfszeitwortes sind, wird wohl durch den hinweis auf so abgeschliffene, z. t. fast unkenntlich gewordene von ihnen wie ävläs = äv — el — äs, ävnäs = äv — en — äs, häs (= *h* d. h. hin + äs), ävlä = äv — el — ä, ävnä = äv — en — ä . . . wahrscheinlich gemacht, wenn es nicht sonst feststände.

Auch die augenscheinlich im verschwinden begriffenen coniunctivformen, welche schon jetzt im indicativ fast ganz aufgehen, folgen durchaus denselben grundsätzen bezüglich der tempusunterscheidung wie der indicativ; die nur sehr teilweise verschiedenheit beruht beim gewöhnlichen verb lediglich darin, dass der coniunctiv einige vollere vocale dort aufweist, wo auch im übrigen indogermanisch das coniunctivelement seine stelle hat (cf. leg — is, leg — äs, *λέγομεν, λέγωμεν*); so heisst es im indicativ imperf. tschoreh — äs, tschorel — äs, tschoren — äs, im coniunctiv tschor*ă*h — äs, tschor*ă*l — äs, tschor*ă*n — äs; ebenso bitschädy*ă*l — äs, bi-

tschādyah — ās, bitschādyan — ās gegenüber indicativischem bitschādyel — ās, bitschādyeh — ās, bitschādyen — ās.

Schon seit Potts arbeit über die Zigeuner ist kein zweifel darüber, dass die personalendungen grösstenteils mit sicherheit auf sanskritische zurückgeführt werden können, ja dass sie grossenteils die alten regelmässigen personalzeichen darstellen, obwohl natürlich auch hier neubildungen nicht fehlen; doch das wäre hier weniger wesentlich als, dass sie wirkliche personalzeichen des **subiectiven** verbalausdrucks sind, nicht etwa, was auf so vielen gebieten mit weniger klar oder gar nicht subiectivem verb das gewöhnliche ist, possessivformen, welche dem nominalartigen verbalstamm beigegeben werden; wofür die höchstentwickelten idiome mit formloser grundlage die unzweideutigsten belege geben.

Es folgt eine andeutungsweise übersicht über die hauptformen des verbs. Präsens(stamm) = āv — ārāv (erāv) — āvāv — ovāv — ināv (überall gleich in der form der ersten person gegeben). Perfectstamm auch in der 1. p. = dyom (lyom, ilyom).

Personalendungen:

Präsens	Imperfect	Futur	Perfect	Plusquamp.
āv	āv — ās	āv — ā	dyom	dyom — ās
es	eh — ās	eh — ā	dyāl	dyel — ās
el	el — ās	el — ā	dyās	dyeh — ās
ās	āh — ās	āh — ā	dyām	dyām — ās
en	en — ās	en — ā	dyān	dyen — ās
en	en — ās	en — ā	dē	dyen — ās

Das zwischen zwei vocalen stehende *s* muss wie in der declination (cf. love*h*ā = love*s*ā) zu *h* werden, āl, ās, ān von dyāl, dyās, dyān sinkt vor dem zusatz ās herab zu dem leichteren el, eh (= es), en, das plusquamperfect bildet die 3. person des plural nach analogie des präsens und imperfects. Im übrigen ist alles völlig regelrecht und durchsichtig.

Auch in bezug auf die satzstructur verleugnet sich bei unserem idiom die indogermanische natur nicht; im gegenteil, der satz hat ein eminent indogermanisches gepräge, was namentlich in der (relativen resp.) coniunctionalen bindung seinen

deutlichsten ausdruck findet. Man vergegenwärtige sich hier das absolut nichtindogermanische der sinhalesischen satzbildung. Hier mögen wenige sätzchen folgen, welche das wesen der coniunctionalsätze lediglich andeutend beleuchten sollen. chotsch yov pchrāl tiro hin, tu nā kāmes les = obgleich er bruder deiner ist, du nicht liebst ihn — pen mre (mro?) pchrāleske*) kāy th'āvel = sage meinem bruder, dass er komme — kānā yov nā āvel, dschiāv me = wenn er nicht kommt, gehe ich — sār yov pendyās, gelyās yov = wie er sagte, ist gegangen er — soske me gināv, jā pāle āvri = während ich lese, gehe hinaus (pāle āvri). — So ungemein einfach, ja selbstverständlich die fassung dieser wenigen proben erscheint, so bedeutungsvoll und fast wunderbar ist sie in ihrer dem deutschen entsprechenden natürlichkeit, in ihrer durch und durch indogermanischen art; weniger vielleicht für den, welcher sich bloss auf indogermanischem boden bewegt, als für jemanden, welcher vorwiegend mit den benachbarten und auch örtlich und innerlich fernerstehenden allophylen sprachen zu thun hat; für jenen kann ein annähernd ähnlicher eindruck nur erzielt werden durch gegenüberhalten characteristischer beispiele aus jenen anders gearteten sprachgebieten, und die meisten sind hierin eben ganz anders geartet; andeutungsweise bemerke ich nochmals, dass uns dort statt der genannten wendungen meist satzgebilde begegnen etwa in folgender fassung: bei seinem dein — bruder — sein liebst du ihn nicht, oder ihn den dein br. seienden — sage meinem bruder: komme! oder: befiehl meinem bruder sein (das) kommen — bei seinem nichtkommen gehe ich — nach (gemäss) seinem sagen (oder gesagten) ist er gegangen — bei meinem lesen gehe du hinaus . . . cf. die bemerkungen beim sinhalesischen satzbau.

Gegenüber solcher tiefgehenden inneren übereinstimmung mit den übrigen indogermanischen zweigen hinsichtlich des satzbaues kommt es wenig in betracht, wenn unwesentlichere kleine züge wieder mehr an fremde typen erinnern, wenn

---

*) pchrāleske muss es wohl heissen statt des im texte stehenden pchāleske (pçāleske).

z. b. hier trotz des meist im indogermanischen energisch als handlung, thätigkeit erscheinenden begriffs des **habens** diese auffassung ganz fehlt, und die andere eintritt, welche sonst in diesem typus höchstens neben der anderen hergeht, welche aber in geradezu characteristischer weise mit wenigen ausnahmen den ganzen uralaltaischen sprachkreis kennzeichnet und nebenbei vielen anderen eigen ist; hiernach nämlich tritt an stelle des habens, der thätigkeit, ein ruhendes, zuständliches, ein jemandes, jemandem, bei jemandem sein. So heisst es auch hier immer: mänge hin, tuke hin, āmenge hin, tumenge hin — mänge, tuke, āmenge, tumenge, lenge āvlās, hās, āvlā, āvlāhās = ich habe = mir ist; dir, uns, euch ist — mir, dir, uns, euch, ihnen war, ist gewesen, wird sein, war gewesen . . .

Bezüglich des kernpunctes der behandlung dieser sprache, des verbalausdrucks, ist festzuhalten, dass die hier erwähnten bildungen im wesentlichen als typisch für das zigeunerische überhaupt gelten dürfen, also nicht etwa neubildungen, erst auf transsilvanischem boden erwachsen, darstellen (ein blick auf Potts vielfache äusserungen hierüber bestätigt dies); dass ebenso wohl fast überall der verbalausdruck des zigeunerischen dieselbe auffallende reinheit des durchaus persönlichen und subiectiven verbs durchblicken lässt, obgleich überall auch zahlreiche neubildungen auftreten, welche die äussere form arg trüben, die innere kaum erheblich, wenn überhaupt, alteriren. Selbst das idiom der syrischen Zigeuner (von Pott in ztschft. f. d. wissensch. der sprache I. p. 176 —186 behandelt), welches in vielen puncten auch bezüglich des verbs oder besser gerade bezüglich desselben ganz seine eigenen wege geht, mit allen oder den meisten übrigen oft nicht zusammenstimmt, bietet uns einen klaren, subiectiven verbalausdruck mit z. t. geradezu sanskritischen formen, freilich auch vieles unerklärte, was aber kaum erheblich aus dem allgemeinen rahmen heraustreten dürfte. So hat selbst dieses das allenthalben begegnende präteritum-zeichen as in der gestalt von *a*, was kaum anders zu deuten sein dürfte, auch von Pott so gedeutet wird. Wenn wir von einigen wirklich verdächtigen formen, welche vielleicht durch einen

irrtum aufnahme gefunden haben, absehen, bietet das wenige a. a. o. gegebene doch ein ziemlich klares bild dieser altertümlichen formen, welche aber auf den ersten blick das sanskritische verb verraten.

	Präsens.		Präterit.			
(ama)	stūmi	= sum	stūm*a*	jāmi = eo	āwa*mi* = venio	
(atu)	stūri	= es	stūr*a*	jai = is	awi	cf. a*mi*
						ai
(beilyūr)	asti?	= est	ast*a*	jari = it	awi*r*i	a*r*i
(amin)	steini	= sumus	stein*a*	jani	āwani	ani
(atmin)	steisi	= estis	steis*a*	jasi	awisi	asi
(sāminin)	steindi	= sunt	steind*a*	janti	awendi	a*n*di
	raurdum		eirūm	garūm		
	raurdur?		eirur	garūr		
	raurda		eira	gara		
	raurdin		eirīn	garīn		
	raurdis		eirīs	garis		
	raurdint		eirint	garint		

Stūma, stūra, steinda . . . haben unzweifelhaft das präteritum-*a* (= as) an die flectirten personalformen wie im transsilvanischen idiom angefügt. Dass in stū*mi*, stū*ri*, stei*si*, steindi . . . sanskritische formen enthalten sind, auch ganz abgesehen von dem schliessenden *i*, welches nach Potts ansicht — und wahrscheinlich hat er darin recht — nicht dem ursprünglichen schliessenden *i* des präsens entspricht, leuchtet beim blossen anblick der bildungen ein, obwohl auch sie jedenfalls nicht alle die reinen gewöhnlichen personalzeichen mi — si — ti — mas — ta(s) — nti tragen. Nebenbei erkennt man unschwer, dass die personalformen vielfach direct denen unseres dialectes entsprechen; also das āwami, awiri, awendi wäre, in das transsilvanische übertragen, āvāv, āvel, āven. Pott hat diese formen wohl richtig gedeutet; ebenso kann man in raurdum, raurdur? das dyom, dyāl nicht verkennen; d. h. in diesen innerlich und örtlich so ungemein weit auseinanderliegenden beiden Zigeuneridiomen zeigt sich selbst ohne tieferes eingehen eine weitgehende innere und formelle übereinstimmung im verbalausdruck, die sich nicht etwa bloss im allgemeinen sanskritischen habitus,

sondern auch in der zigeunerischen sonderentwickelung in hohem grade äussert und direct einen scharf ausgebildeten zigeunerischen grundtypus anzunehmen gebietet.

Zeigt so selbst das syrische Zigeuneridiom durch die vergleichung, dass wir mit der annahme eines subiectiven reinen, fast sanskritischen verbalausdrucks für die transsilvanische mundart nicht irre gingen, so fehlt doch auch die kehrseite der medaille nicht. Dasselbe syrische idiom gebietet, wie scheint, über eine conjugationsform, wie wir sie zwar ähnlich in sehr vielen, namentlich amerikanischen, doch auch in einer ganzen reihe asiatischer, afrikanischer sprachen, und auf europäischem boden auf dem gebiete des uralaltaischen sowie des baskischen, finden; die wir aber in den dem zigeunerischen verwandten sprachen in auch nur einigermassen ähnlicher gestalt vergebens suchen. Ob diese, die von Pott für das syrische zigeunerisch aufgestellte obiectconjugation, noch in anderen zigeunerischen mundarten vorkommt, und in welcher ausdehnung sie im syrischen dialect vertreten ist, weiss verfasser nicht, da er darüber nur die wenigen, sehr dürftigen notizen von Pott kennt. Wenn Potts erhebungen richtig sind, so muss man allerdings annehmen, dass diese mundart in eigentümlicher verquickung von persischen und anderen wohl zigeunerischen pronominalelementen (ob unter mitwirkendem arabischem einfluss?) eine art obiectconjugation herstelle, wobei ähnlich wie im semitischen die bezeichnung des obiects wesentlich durch die gleichen elemente zum ausdruck kommt, die am substantiv als possessivsuffixe die person des besitzers anzeigen. cf. khust — um, khust — ūs, khust — ūmun, khust — ūsun = meine, seine, unsere, ihre hand —— nfā = schlage (imperativ), aber nfayūm, nfayūs, nfayūmun, nfayūsun = schlage mich, ihn, uns, sie. feirūm = ich schlug, feirum — urun = ich schlug euch. —— Diese formen alle weisen das obiectelement in loser agglutination auf, so dass der gedanke der entlehnung einer fremden sprachlichen erscheinung nahe liegt. Eigentümlich organisch gebildet dagegen sieht die auch von Pott angeführte form fāmri = ich schlage ihn aus. fāmi = ich schlage, ist die regelrechte präsensbildung, wobei *m* + *i* wahrscheinlich das personal- + tempuszeichen enthält (cf. stūmi,

jar*i*, steind*i* . . .); das *r* scheint dasselbe wie das zeichen der 3. person in ja*r*i, awi*r*i, a*r*i (tschore*l*, äv*l*äs . . .); dann wäre fämri = stamm fa + *m* (1. pers.) + *r* (3. p.) + *i* (tempuszeichen); wenn alles sich so verhält, eine jedenfalls eigenartige erscheinung auf indogermanischem boden.

Die bemerkungen über das armenische betreffen ausschliesslich die nominale, pronominale, verbale flexion.

Es macht auf den ersten blick das armenische einen bedenklich formlosen eindruck; die alten formen sind abhanden gekommen, und fast überall neubildungen an ihre stelle getreten, wobei suffigirung und präfigirung wechselt oder gar ohne ersichtlichen grund zusammen in einer weise auftritt, die lebhaft an amerikanische formen erinnert. Vielfach liegen augenscheinlich mehrere schichten sprachlicher entwickelung über einander, zu einem unlöslichen complex verbunden, der dieselbe idee mehrmals zum ausdruck bringt; sogar dieselbe form, z. b. des plurals, kann in einem complex wiederholt vorkommen. Abgesehen davon bietet die sprache innerhalb der flexion desselben wortes eigentümliche lautwandlungen, welche mit den sonst üblichen indogermanischen formen des lautwandels durch umlaut und vocalsteigerung anscheinend nichts zu schaffen haben. Man denke an bildungen wie die nominalen declinationsformen*) kin, knoj, i knoǰē, knav, kanamb — teli, telvoy, i telvoǰē, teleav — sirt, srti, i srtē, srtiv — hair, haur, i haurē, harb . . ., wie die pronominalen no — kh — a — vkh, no — v — a — v (von *n* — *a*), i no — ç — anē, i n — m — anē von demselben, no —

*) Quelle für die hier gegebenen daten ist fast lediglich Hübschmanns: armenische studien. I. Da die armenischen lautwerte dem verfasser für das gehör nicht vermittelt worden, für das altarmenische überhaupt nicht zu ermitteln sind, folgt er fast ganz der transscription von H., ohne sich für oder gegen die zweckmässigkeit derselben auszusprechen oder aussprechen zu können (cf. E. J. v. Dillon: die umschreibung der eranischen sprachen). Ausserdem wäre wohl auch nur etwa zu bemerken, dass das in den wenigen beispielen vorkommende *ç* für armenisches ths, *j* für dz eingesetzt, dass *z* augenscheinlich weich zu sprechen ist. — Für die an zahl geringen belege aus Fr. Müllers grdrs. ist diese Hübschmannsche orthographie vom verfasser angewendet worden.

c — unç, no — v — im — bkh, no — kh — im — bkh von no — in. Einige dieser wunderbaren gebilde mögen hier folgen, einerseits um eine idee von diesen wandelungen und complicationen zu geben, anderseits um beim folgenden nicht allzu viele erklärungen notwendig zu haben. *n — a* = er, no — in = derselbe.

	sing.		sing.
	n — a		no — in
z	n — a	z	no — in
	no — r — a		no — r — in
	n — m — a		n — m — in
i	n — m — an — ē		no — v — in
	no — v — a — v		
	plur.		plur.
	no — kh — a		no — kh — in (no — in — kh)
z	no — s — a	z	no — s — in (z no — in — s)
	no — ç — a		no — ç — in
i	no — ç — an — ē		no — ç — un
	no — kh — a — vkh		no — ç — un — ç
		i	no — ç — un — ç
			no — v — im — bkh
			no — kh — im — bkh

mekh = wir, dukh = ihr; ersteres augenscheinlich durch anfügung des pluralzeichens kh an den alten pronominalstamm der ersten person ebenso gebildet wie dukh durch dasselbe zeichen vom singular du, ein sonst in formlosen sprachen häufig begegnendes verfahren, welches von dem urindogermanischen sich weit entfernt; die declinationsformen sind folgende:

					singular:		
	mekh		dukh		es		du
z	mez	z	jez	z	is	z	khez
	mer		jer		im		kho
	mez		jez		inj		khez
i	mēnj	i	jēnj	y	inēn	i	khēn
	mevkh		jevkh		inev		khev

Der eindruck des fremdartigen wird erhöht dadurch, dass

formen wie die obenerwähnten von *n* — *a*, no — in nicht etwa als sog. unregelmässige gelten, die, wie pronominalformen so oft, gewisse besonderheiten, reichere complicationen als gewöhnlich böten, sondern dass sie die norm abgeben für die bildung der declinationsformen der ähnlich gestalteten stämme überhaupt; so heisst es von *s* — *a*, *d* — *a* ebenfalls: so — kh — *a*, so — ç — *a*, i so — ç — an — ē, so — kh — *a* — vkh, do — kh — *a*, do — ç — *a*, i do — ç — an — ē, do — kh — *a* — vkh. Ebenso steht dem no — in, no — kh — in . . . ein so — in, so — kh — in, *z* so — *s* — in, so — ç — in, so — ç — un, so — ç — un — ç, so — kh — im — bkh, so — *v* — im — bkh, ein do — in, do — kh — in, do — ç — in, do — ç — un — ç . . . gegenüber; d. h. diese fremdartigen neubildungen haben durchaus festen wert, beherrschen die sprache auf diesem gebiet.

Ganz sonderbar ist ferner die sonst auch in allophylen idiomen, z. b. im hottentottischen, begegnende anfügung der personalzeichen in subiectiver geltung an substantiva, z. b. tēr — *s* = ich der herr, tēr — *d* = du der herr, tēr — *n* = (er) der herr. (cf. hottent. !kχū — ta . . . herr — ich . . .)

Wenn nun auch zugegeben werden muss, dass das armenische hier im einzelnen völlig seinen eigenen weg gegangen ist und ein system von sonst im indogermanischen nirgends in ähnlicher eigenartigkeit auftretenden nominalen wie pronominalen bildungen geschaffen hat, so zeigt doch der nähere augenschein, wenn man sich erst äusserlich mit den fremdartigen gestaltungen befreundet hat, dass, abgesehen von solchen allerdings beachtenswerten erscheinungen wie obengenanntem tēr — *s*, tēr — *d* . . ., nicht nur der indogermanische typus meist gewahrt, sondern auch im einzelnen die erscheinungen mit verschwindenden ausnahmen sich mit hoher wahrscheinlichkeit auf allgemein bekannte indogermanische bildungen oder diesen analoge zurückführen lassen. Es ist doch eine auch sonst im indogermanischen durchaus nicht unerhörte erscheinung, dass auf die schon vorhandene, aber dem bewusstsein nicht mehr gegenwärtige, verstümmelte flexionsform eine flexivische neubildung aufgepfropft wurde. Behalten wir das sowie die lautgesetze des armenischen im auge, welche sehr beträchtliche verstümmelungen sowie laut-

wandlungen bedingen, so vollzieht sich die auflösung der scheinbar unentwirrbaren formen grossenteils ohne schwierigkeit.

Die innere form der nominalen (und pronominalen) abwandlung ist wesentlich die allgemein indogermanische, und zwar die ältere*), welche teilweise einen locativ, durchweg aber den instrumental erhalten hat. Es sind die alten casusformen eines (nominativ,) accusativ, locativ, dativ-genetiv, ablativ, instrumental vorhanden, und hierin ist das armenische dem urtypus unendlich treuer geblieben als z. b. das ossetische und überhaupt sämtliche eranische dialecte (zu denen man das armenische bis vor kurzem zu rechnen pflegte); selbst das altpersische, namentlich der jüngeren Achämenideninschriften, nicht ausgenommen. Die vielen fälle des zusammenfallens von locativ und dativ im indogermanischen mögen mit dem hinweis auf das griechische, lateinische (teilweise), die arischen idiome angedeutet werden; überdies zeigt das armenische noch spuren eines selbständigen locativ. Dass genetiv und dativ zusammenfallen, ist eine nicht minder weit verbreitete erscheinung, im eranischen bekanntlich schon in sehr alten phasen geradezu die regel.

Auch die äussere form der casus ist weit besser erhalten als z. b. im ossetischen, von den eranischen hauptidiomen gar nicht zu reden, und weist vielfach klar auf die indogermanischen grundformen hin. (cf. Hübschmanns armenische studien I. p. 88, 89.) Selbst der anscheinend den blossen stamm darstellende nominativ ist dies letztere durchaus nicht, sondern weist vielfach lautgesetzlich direct auf eine voll entwickelte nominativform hin, so dustr auf dustir, wobei *i* nicht etwa dem stammhaften *ĕ*, sondern dem hier anzusetzenden indogermanischen *ē* des nominativ entspricht (p. 88). Dem bewusstsein freilich ist die reine, auch lautlich enthaltene nominativgeltung dieses anscheinenden stammes nicht mehr überall gegenwärtig, da derselbe augenscheinlich nur noch als

---

*) nur ist eben jede genusunterscheidung weggefallen, so dass also z. b. alle substantive ungeschieden die pluralform auf kh annehmen; auch die im indogermanischen sonst so scharf abgehobenen pluralformen der neutra haben mit dem erlöschen des genus dem kh platz gemacht.

stamm fungirt, wenn daraus durch die auffallende vorsetzung von *z* im singular der accusativ gebildet wird. Dieses letztere scheint ein determinirendes element zu sein, mithin wie im ossetischen und sonst im eranischen eine art bestimmten accusativs herzustellen. Nebenbei bemerkt ist im plural auch die reine indogermanische accusativform erhalten, der aber nach der analogie des singular ebenfalls *z* vortritt.

Ob in dem locativ der *i*-stämme ein rest des alten locativ erhalten ist, kann verfasser nicht entscheiden; die form fällt fast ganz mit der des genetiv und dativ zusammen und nimmt, da sie wohl an sich nicht mehr klar locativisch empfunden ist, ein deutendes *i* (*h* nach Fr. Müller) vor sich. Dies selbe, locale? element hat auch der ablativ immer, und z. t. wird dadurch die einzige unterscheidung zwischen genetiv-dativ und ablativ herbeigeführt; zum weitaus grösseren teile hat der ablativ eine selbständige form, welche Hübschm. p. 89 auf das alte indogermanische e — t o s (a — tas) zurückführen zu dürfen glaubt, nimmt aber gleichwohl immer pleonastisch das genannte *i* vor sich, was umso weniger auffallen darf, als im plural der nominalen und grösstenteils auch der pronominalen declination der ablativ im übrigen ganz mit dem genetiv-dativ zusammenfällt.

Die formen des letzteren werden grossenteils (p. 88, 89) auf reine indogermanische genetivformen zurückgeführt, derart, dass z. b. bezüglich der *o*-stämme und eines teils der consonantstämme an der richtigkeit der erklärung kaum zu zweifeln ist.

Ebenso entspricht das *v* des instrumental ohne zweifel dem alten instrumental-localen b h mit einem folgenden vocal. Ich glaube, dass der instrumental des plural durchaus der des singular mit dem so häufigen pluralzeichen kh ist; denn cf. alle von H. angeführten beispiele: mardov, plural mardovkh — teleav, teleavk h — srtiv, srtivk h — zardu, zardukh — dsterb, dsterbk h — akamb, akambk h — anjamb, anjambk h — pokumb, pokumbk h — harb, harbk h — kerb, kerbk h — aramb, arambk h — kanamb, kanambk h — avurb, avurbk h; die pronominale declination unterstützt diese ansicht; cf. inev, kev, plural mevk h, jevk h — orov, orovk h — n o — v — in, n o — v — i m — b kh . . .

Dass dieses kh in weitem umfange als reinstes pluralzeichen fungirt, nicht nur in der nominalen und pronominalen, sondern auch in der verbalen abwandlung, erwähnt H. auch, und speciell die letztere zeigt dies unzweifelhaft. Auch im nominativ des plural ist es augenscheinlich lediglich pluralbezeichnend und hat mit dem casusverhältnis ursprünglich nichts zu thun; es tritt fast ohne ausnahme an den vollen nominativ des singular, macht diesen also in einer freilich an allophyle, formlose idiome erinnernden weise zum pluralischen; in derselben, auch sonst in modernen indogermanischen sprachen nicht unerhörten stellung tritt es denn auch an den voll flectirten instrumental des singular.

Die letzte hier in betracht kommende form, die des genetiv-dativ im plural, zeigt überall die gleiche gestalt und ist bisher unerklärt.

Zur aufhellung aller übrigen bei der nominalen declination auffallenden erscheinungen scheint die berücksichtigung der von Hübschm. zuerst erkannten und bestimmt formulirten lautgesetze zu genügen, wo nicht einmal für die declinationsformen desselben wortes differenzirte stämme vorliegen, eine erscheinung, die aus dem arischen zweige, dem griechischen ... nur zu bekannt ist. Solche constatirt Hübschm. mit recht für die formen kin, knoǰ, kanamb ... und erinnert an dasselbe schicksal desselben stammes im griechischen: *γυνή* — *γυναικός* . . ., während die verschiedene gestaltung von hair, haur, dustr, dster, teli, telvoy, teleav . . . rein lautgesetzlich zu erklären ist.

Nach diesen vorbemerkungen vollzieht sich auch die deutung der complicirten genannten pronominalformen grösstenteils ohne jede schwierigkeit. So zeigt das an erster stelle genannte *n* — *a* bei folgendem vocal oder *m* blosses *n*, bei folgendem consonanten das vollere no; den declinirten formen desselben tritt das indeclinable element *a* (cf. idem, eiusdem . . .) bei. Die declination selbst zeigt mit grosser regelmässigkeit bei den fürwörtern dritter person und teilweise auch bei dem der 1. und 2. person im genetiv ein *r*, im dativ und ablativ *m*, im ablativ dahinter noch an — ē (dies *m* ist aus dem pronomen anderer indogermanischer idiome bekannt). Der nominativ des plural hat das gewöhn-

liche kh vor dem *a*, der accusativ das auch nominale *s*, der genetiv-dativ das regelmässige *ç*, und so bleibt nur der instrumental beider numeri, welcher zwar auch das gewöhnliche instrumentalzeichen *v* aufweist, aber im ersten der beiden fälle augenscheinlich doppelt, während die pluralform zweimal das pluralzeichen setzt; im ersten falle wird das schon declinirte, mit dem indeclinablen *a* versehene no — *v* — a als declinabler stamm angesehen und nimmt das instrumentalzeichen noch einmal, im zweiten fungirt als gleicher stamm das mit seinem pluralzeichen und demselben *a* versehene no (= no — kh — a) als solcher und nimmt nun zunächst das instrumentalzeichen *v*, an welches dann die pluralendung nochmals antritt. Ganz ähnlich ist die declination des an zweiter stelle genannten no — in. Das indeclinable element ist hier in, die singularabwandlung noch regelmässiger als vorher, indem alles übrige genau entspricht, der instrumental aber auch völlig regelrecht als no — *v* — in erscheint. Auch der plural bietet ausser in der instrumental- und nur teilweise in der genetiv-dativ-ablativgrundform keine besonderheiten. Die regelrechte genetivform lautet no — *ç* — in wie vorher no — *ç* — a, daneben auch no — *ç* — un, d. h. die natur des sonst überall in lautenden zusatzes ist wohl verdunkelt, und nun kann der ganze complex als stamm gefasst werden und das im ersten teile enthaltene *ç* des pluralgenetiv noch einmal annehmen: no — *ç* — un — ç; der ablativ lautet dann entsprechend *i* no — *ç* — un — *ç*. Der instrumental thut entweder dasselbe wie der von *n* — *a* in der form no — kh — *a* — vkh, so dass es hier heisst no — kh — im — bkh (= vkh); oder er bildet vom regelrechten singularinstrumental, der hier wegen des indeclinablen hinten antretenden in leicht als stamm zu fassen war, also von no — *v* — in nochmals eine instrumentalform no — *v* — im — *b* (= v) und giebt ihr das pluralzeichen kh. Daneben kann freilich das **no** mit dem **in** auch in weiterem umfange augenscheinlich als declinabler stamm behandelt werden, der die casusendungen nimmt, also no — in — kh, *z* no — in — s; gerade so haben im lateinischen die älteren formen von ipse (= is — pse) (iste), wo regelrecht der erste declinirte bestand-

teil dem indeclinablen vorantrat, wie eapse, eumpse, später den secundärbildungen völlig platz gemacht, in denen dann das eigentlich undeclinirbare zusatzelement pse (te) declinirt, das am anfange stehende declinirbare pronomen, noch dazu in der erstarrten stamm- oder gar der form des nominativ singular des masculins, für alle geschlechter und numeri beibehalten und als unveränderlicher erster teil des stammes angesehen wird, der nunmehr als ipso, ipsa (isto, ista) erscheint.

Berücksichtigt man, dass auch das interrogativ (und relativ) die haupteigentümlichkeiten der armenischen pronominaldeclination teilt, so muss man zugeben, dass die abwandelung der fürwörter dritter person den eindruck eines consequent festgehaltenen systems macht, wobei allerdings die besondere art im einzelnen meist auf reinarmenischen neubildungen beruht; wobei speciell die demonstrativen und determinativen fürwörter eigene, sich wesentlich gleich bleibende regelmässige complicationen zeigen, die zwar so durchaus nicht allgemeinindogermanisch sind, ebenso wenig aber zum weitaus grössten teile gegen den geist anderer indogermanischer erscheinungen verstossen, ja sogar mit grosser constanz gewisse urindogermanische casusformen enthalten. Dabei kommt freilich wieder in betracht, dass grossenteils auch die in den meisten indogermanischen idiomen halbwegs übereinstimmenden formen der demonstrativa . . . hier nicht die alten grundformen erhalten haben, dass sogar die so urindogermanisch scheinenden *s*, *s — a*, *d*, *d — a* in ihrer demonstrativen verwertung absolute neubildungen darstellen (Fr. Müller III. 2. p. 564); dass die die form des indogermanischen fürwortes dritter person so wesentlich bestimmende geschlechtige verschiedenheit hier wegfällt.

cf. noch die declination des interrogativ und relativ: (*o* = wer, *i* = was, or = welcher).

		sing.	plur.
o	i	or	orkh
z o	z i	z or	z or*s*
oi*r*	ē*r*	oroy	oroç
u*m*	i*m*	oru*m*	oroç

		sing.	plur.
y umm — ē		y or*m* — ē	y oroç
y u*m* — ē			
——	*iv*	oro*v*	oro*v*kh

Da auch hier genusunterscheidung fehlt, ist das interrogativ für persönliches von dem für sächliches sehr deutlich geschieden.

oroy ist natürlich reine genetivform wie mardoy.

Die oben angeführten fürwörter der ersten und zweiten person bieten kaum mehr besonderheiten als in den anderen indogermanischen sprachen, wenn wir von der erwähnten bildung mekh, dukh absehen. Wieder haben die pluralstämme hinter der endung des instrumentals *v* überflüssiger weise das plural-kh angenommen; mev — jev würden gegenüber den singularformen inev — khev, von denen sie durch die stammverschiedenheit hinlänglich sich abheben, genügend als die instrumentale von wir, ihr gekennzeichnet sein.

es = ich, du = du sind ganz regelrecht; das in, khe als stämme der obliquen casus fallen im ersten augenblick auf, da gerade der singular die stämme ma, mo, (me) tu (tva) sonst meist ziemlich rein bietet. Wenn wirklich in = min (mana), khe = tva (Fr. Müller III. 2. p. 576), so wäre auch hier lediglich die äussere form etwas verdunkelt. je — (z) möchte verfasser wie Fr. Müller jedenfalls neben das alte ju stellen und ebenso mit ihm mer, jer für reine adiectivbildungen halten;*) er will dabei an das innerlich wahrscheinlich verwandte obenerwähnte mro, tiro . . . des zigeunerischen genetiv erinnern. Ob in in — j, khe — z, me — *z*, je — *z* der schlusslaut wirklich dem *k* in mi*k*, thu*k* entspricht, muss er dahingestellt sein lassen.

Wiesen so nomen und pronomen viele besondere wege, auch manche von indogermanischer art wirklich abweichende

*) Da dies *r* höchst wahrscheinlich das auch dem gesamten demonstrativ und dem interrogativ eigene genetivzeichen ist, stellt sich hierin die pronominaldeclination besonders einheitlich und dem urtypus treu heraus, welcher bekanntlich die genetivfunction überhaupt und in besonderer klarheit beim pronomen durch adiectivische bildungen versehen lässt.

auf, um doch im wesentlichen dem urtypus treu zu bleiben und die hauptbesonderheiten meist nur in der äusseren, nicht in der inneren form zu zeigen, so gilt dies in weit höherem masse von der seele der sprache, dem verbalausdruck. Hier zeigt sich recht eigentlich die, ich möchte sagen, unveränderlichkeit des typus. Der armenische verbalausdruck spiegelt den character der formsprache in meinem sinne mit eigentümlicher klarheit wider; er ist von allen spuren nominalen wesens frei, in allen formen reinster thätigkeitsausdruck, subiectiv, mit scharfer hervorhebung der beim thätigkeitsworte massgebenden momente des zeitlichen und persönlichen.

Die grundzüge der tempus- und genusbildung am verb, welche als norm dem indogermanischen verb überhaupt vorschweben, die aber selbst hochentwickelte und verhältnismässig rein erhaltene idiome vielfach innerlich und äusserlich getrübt wiedergeben, weist, nach verschiedenen seiten hin, anscheinend das armenische in fast idealer klarheit und einfachheit auf; es zeigt uns geradezu oft den richtigsten und nächsten weg, auf den das indogermanische seiner anlage nach verwiesen war, und den es auch in seinen hauptvertretern angestrebt, aber z. t. nur in umständlicherer weise erreicht hat.

Das verfahren bei der tempusbildung ist in den grundzügen folgendes. Treten die personalzeichen des präteritum an die wurzel, so entsteht eine recht eigentlich aoristische zeit, in keiner weise nach dauer, vollendung oder sonstigen modificationen eingeengt, der einfachste aorist. Derselbe ist durch den besonderen character der später zu besprechenden sog. personalzeichen scharf abgehoben. Das präsens ist noch klarer bezeichnet durch das regelmässige vorhandensein eines der gewöhnlichen indogermanischen elemente zur bildung des präsensstammes*) sowie durch die regelmässige anwendung

*) Es ist dem verfasser die existenz einiger weniger präsensbildungen ohne ein solches zeichen bekannt, cf. die auch von H. besonders angeführten (p. 95) formen tam, mnam, gnam, keam, gom, (alam? p. 17, em p. 29 . . .); sie kommen aber als ganz seltene reste, fast nur der vocalischen starken conjugation angehörig, gar nicht in betracht gegenüber den regelmässigen bildun-

der präsentischen personalzeichen; dabei steht das *m* der 1. p. sing., welches selbst im griechischen . . . nur ein teil der verba im präsens annimmt, bei allen stämmen, was den eindruck grosser festigkeit macht — hierher also die eigentümlich gleichmässigen, zahlreichen bildungen wie airem, zairanam, aitnum, arnem, barnam, bekanem, dizum . . . Ausserdem erübrigt sich für den genannten einfachen aorist jedes besondere tempuszeichen nach art des augments; doch cf. pag. 193. Das griechische, arische zeigen sich hier schon dadurch umständlicher, dass in den regelmässigen aoristbildungen neben der in den personalendungen liegenden verschiedenheit von präsens und präteritum die vergangenheit noch besonders durch ein derartiges zeichen angedeutet wird; es kann ja auch teilweise fehlen, wie z. b. die homerische sprache zeigt, aber das ist jedenfalls nicht das gewöhnliche. Weiterhin stellt das armenische einen reinen imperfectstamm her durch anfügung eines *y* (i) an den präsensstamm, vor den präteritum-personalendungen. Dem einfachen activen aorist tritt ein ebenso einfacher medialer (passiver) gegenüber, indem der wurzel vor den sog. personalendungen ein *a* beigegeben wird. Das einfache futur stellt nach Hübschm. p. 94 eigentlich einen coniunctiv des einfachen aorist dar und wird durch anfügung von *ç* an die wurzel, vor den personalendungen, hergestellt. Ein zweiter, zusammengesetzter aorist lässt ein aç, eç, *ç* zwischen wurzel und endung treten, und wieder erhält diese bildung medialgeltung durch ein diesem aoristcharacter bei-

---

gen wie: arnum, berem, gnem, gitem, gtanem, diem, davem, dizem, dizum, dnem, erdnum, epem, zgenum, zenum, zercum, lapem, lnum, lizum, lizem, lizanem, lezum, loganam, lsanam (= lusanam), lsem (= lu — s — em), luanam, lcem (= lucem), luçanem, lkhanem, cnanim, klanem, ktrem, hatanem, harçanem, (jmerem?) jaunem, malem, macanim, macnum, (mecarem) meranim, yarnem, yargem, yuzem, navem, nstim, ολbam, orcam, utem, sarnum, sastem, sxalem, srbem, spascm, vanem, varem, tesanem, tevem, khcnim, khunem, aucanem . . . Diese 60 beispiele mögen genügen; sie sind alle aus dem beschränkten material in Hübschmanns arbeit, von p. 16—56, entnommen; dabei sind eine ganze anzahl weggelassen, teils um die orthographie durch bisher in dieser arbeit nicht gebrauchte zeichen nicht noch zu erschweren, da die Hübschmannsche schreibart ja beibehalten worden ist, teils weil verfasser in einigen fällen nicht klar sah.

gegebenes *a*, ebenso wie daraus durch ein *ç*, demselben aoristcharacter angefügt, ein zweites zusammengesetztes futur wird; dabei sei noch bemerkt, dass bei der bildung dieser hier genannten zeiten aller ballast durch besondere eigentümlichkeiten, etwa abweichende endungen der gleichen zeitform, je nachdem sie activ oder medial, einfach oder zusammengesetzt ist, wegfällt. Mit abrechnung der z. t. etwas abweichenden formen der 3. person sing. haben sämtliche präterite: imperfect, einfacher und zusammengesetzter aorist, und zwar im activ wie im medium, dieselben endungen, unterscheiden sich also nur durch ihren angegebenen besonderen tempuscharacter resp. den völligen mangel eines solchen; letzteres im einfachen activen aorist, von dem sich also der mediale nur durch den hinzutretenden character *a*, der zusammengesetzte active aorist durch aç, eç, *ç*, der mediale durch aç, eç, *ç* + *a*, das imperfect durch den präsensstammcharacter + *y* abhebt. Ebenso unterscheidet sich das zusammengesetzte futur nur durch den aoristcharacter vom einfachen. Endlich tritt dem activen futur in seiner einfachen sowie in der zusammengesetzten form ein mediales gegenüber, welches zunächst genau wie das active gebildet ist, d. h. also = wurzel + *ç* + sog. personalendung (einfaches) und = wurzel + aç (eç) + *ç* + personalendung, aber in diesen sog. personalendungen ganz leichte unterschiede gegenüber dem activen bietet.

activ: = **es** — **ey** — ukh ikh — **en**
med.: = **is** — **i** — ukh — ikh — **in**

Hier ist dem verfasser keinen augenblick ein zweifel, dass dieses im medium auftretende *i* das passiv-**ya** (i) ist, welches Fr. Müller p. 643 richtig z. b. in ber**i**m = ich werde getragen gegenüber ber**e**m nachweist.*) Hiermit ergiebt sich schliesslich für die präsentischen und futurformen, wenigstens teilweise, eine durch *i* hergestellte, sehr einfache passiv- resp. medial-form, welche im präsens entweder ohne bestimmt erkennbaren präsenscharacter — der auch bei der verschiedenheit der aoristform überflüssig ist —

*) ein gleiches findet öfter statt.

oder ebenfalls augenscheinlich als dauerform auftritt, wie im activ; zu letzterer kategorie sind wohl die zahlreichen medialformen zu rechnen wie: dizanim (activ dizem, dizum), zercanim (cf. zercum), macanim (daneben macnum), meranim (morior).

Es würde sich also folgendes ideale schema etwa ergeben, wenn man alle erwähnten formen regelrecht an einem verb zur anwendung bringen wollte, was freilich in wirklichkeit so wohl nicht vorkommt:

präs.	activ	harç — an*e* — m	mit präsens-personalzeichen
	pass.	harç — an*i* — m	
imperf.		harç — ane — y (— i)	mit personalzeichen des präteritum
I aorist	activ	harç — i	
	pass.	harç — *a* — (y) i*)	
II aorist	activ	harç — aç — i	
	pass.	harç — aç — *a* — (y) i	
I futur	activ	harç — ç (iç) —	mit den personalzeichen: activ: es — ey — ukh — ikh — en pass.: is — i — ukh — ikh — in
	pass.	harç — ç —	
II futur	activ	harç — aç — ç (iç)	
	pass.	harç — aç — ç	

Das hier entrollte bild einer reichen und eigenartigen entwickelung möge vervollständigt werden durch die bemerkung, dass präsens wie aorist einen ebenmässig entwickelten coniunctiv aufweisen, und dass das armenische in der fülle der präsensstammbildenden, echt indogermanischen elemente kaum von irgend einer der schwestersprachen, in der regelmässigkeit und klarheit der anwendung derselben sicher von keiner übertroffen wird, eher alle hinter sich lässt; es sind grossenteils die aus anderen indogermanischen typen bekannten, wobei namentlich an das hierin ähnlich reiche, aber weit regellosere griechisch und an das Sanskrit er-

*) Doch möchte verfasser nicht unerwähnt lassen, dass dieser passive aorist vielleicht nicht überall von der blossen wurzel abgeleitet ist, sondern vielfach von einer art durativstamm? (cf. *λειπ* — *ἔλειψα*, *λιπ* — *ἔλιπον*); so mac — ay(i) und mac — *e*ay, yar — *e*ay, sar — *e*ay, can — *e*ay, erd — *u*ay . . .

innert werden mag. Es seien von den dreizehn präsensstammformen, die Hübschmann anführt, einige genannt: e — ne — i — ni — u — nu — a — na — ana . . .

Überblickt man, abgesehen von der ganz regelrecht indogermanisch anmutenden präsensbildung, die oben angedeuteten tempus- und genuserscheinungen am verb, so lässt sich nicht leugnen, dass die neubildungen zu überwiegen, ja dass alles auf neubildungen zu beruhen scheint; gleichwohl ist das höchst wahrscheinlich falsch, obgleich zahlreiche neubildungen zugegeben werden sollen. Verfasser hob hervor, dass das armenische vielfach den geradesten weg eingeschlagen zu haben scheine, der wohl dem indogermanischen überhaupt vorgeschwebt habe — es scheint aber auch im wesentlichen *derselbe* weg zu sein, gleichviel ob dabei im einzelnen falle vielleicht *uralte* bildungen oder im ganzen identische, dem erfolg nach verwandte *neubildungen* vorliegen. Bezüglich des einfachen aorist vergegenwärtige man sich die zahlreichen formen *βῆ, στῆ, βάν, φάτο* . . . Durchaus gewöhnlich ist auch die präteritum-formation durch einen dem stamm beitretenden vocal oder ja, je (hier *y* im imperfect). Selbst wenn aç, eç, ç des zusammengesetzten aorist, des futur sich nicht *direct* mit dem alten indogermanischen *s* des s-aorist vermitteln lässt, so ist vielleicht ausser dem anscheinenden zusammenfallen der inneren form doch selbst in der äusseren ein zusammenhang damit oder mit dem *k*-aorist (Fr. Müller III. 2. p. 632) nicht ausgeschlossen. Auffallend geradezu, wenigstens in der äusseren form, ist die differenzirung des activen zum medialen (passiven) stamm im aorist durch den blossen medialen kennlaut *a*, da genau derselbe laut das medium im ältesten indogermanisch bildet oder doch jedenfalls in weitem umfange das einzige unterscheidungszeichen gegenüber dem activ ist. cf.
μ — ι, σ — ι, τ — ι — *μ — α — ι, σ — α — ι, τ — α — ι* *)
(*μ*), *σ*, *τ*, *ντ* — *μ — α, σ — α, τ — α, ντ — α*. **)

---

*) Fr. Müller, grdrs. III. 2. p. 597 flgd.

**) Fr. Müller ebendort p. 633 sieht in dem *a* des medialen aorist nicht das gewöhnliche medialzeichen, sondern die gleiche differenzirung wie in einem *'ε — φαν — η — ς* gegenüber *'ε — φαγ — ες*; das hat jedenfalls insofern viel für sich, als man nicht behaupten kann, dass auch sonst das medium des ar-

Unter den neubildungen verdient wohl die 1. person des futurs erwähnung, falls sie wirklich durch anfügung von ç an die 1. person des aorist gebildet ist (H. p. 94), was völlig an zigeunerisches tschorāv — ās, tschorāv — ā, tschordyom — ās erinnert; vielleicht ist selbst diese art tempusbildung echt indogermanisch; es ist jedenfalls nicht ausgeschlossen, dass z. b. das *i* in mi, si, ti, nti . . . die tempusbezeichnung enthält, der dann ebenfalls das personalzeichen voranginge (cf. Fr. Müller a. a. o. p. 601). Nach Fr. Müller p. 633 allerdings wäre das futur in allen formen regelrecht durch den coniunctiv des hilfszeitwortes (içem, içes, içē . . .) hergestellt, was der inneren form nach mehr wahrscheinlichkeit hat, wobei freilich der wegfall des auslautenden em der 1. person im futur unerklärt bleibt, da der coniunctiv unter gleichen bedingungen dasselbe beibehält (fut. harç — iç, coniunct. präs. harç — an — içem).

Der coniunctiv selbst scheint wiederum ein eigentümliches gemisch der alten modusbildung mit neuen zuthaten; seine form scheint (Fr. Müller p. 633) die des alten coniunctiv des hilfszeitworts zu sein, an den betreffenden verbalstamm angefügt. Als grundform ist wohl ic — e — *m* (*e* = coniunctivzeichen) anzusehen, also: sir — iç — em (sir — e — iç — e — m H. p. 94). Wunderbarer weise zeigt der coniunctivvocal sich aber dabei in vocalharmonischer weise (wie im uralaltaischen) beeinflusst durch den jedesmaligen vorhergehenden vocal der präsensstammbildung. cf. sir — *i* — m, coniunct. = sir — iç — i — m, zen — *u* — m, c. = zen — uç — *u* — m (= zen — u — iç — *u* — m? H. 94), oben hatten wir sir — e — m, c. = sir — e — iç — *e* — m.

Neben den genannten tempusbildungen begegnen uns hier und da wieder unverfälscht rein erhaltene uralte, die dann gegenüber den gewöhnlichen einen abnormen eindruck machen. cf. z. b. aorist e — tu — m (*ἔ — δο (δω) — ν*), e — tu — r, e — t, e — tu — kh, e — tu — n; ebenso e — d — i (= 1. p. aor.), mit dem augment, welches sonst nur die 3. person zeigt; oder formen wie ar — ar = 3. p. aor. von ar, völlig

---

menischen regelmässig durch character *a* bezeichnet werde; häufiger ist dafür das erwähnte passiv-mediale ya (*i*) in anwendung.

regelrecht reduplicirt. Auch reduplicirte präsensformen scheinen vorhanden zu sein, z. b. da — dar — em.

Die sog. personalendungen haben grossenteils einen so sonderbaren character, dass sie vorwiegend für neubildungen erklärt werden. Abgesehen von kleinen besonderheiten zerfallen sie in zwei deutlich, sogar sehr scharf geschiedene hauptgruppen, eine für präsens (und futur), eine für sämtliche präterita, des activ wie des medium. Es kommt mithin auch hier wieder auf das princip hinaus, welches wir für das bestimmende im indogermanischen urtypus erklären müssen; und doch kann z. b. die form der betreffenden zeichen für das präteritum in keiner weise die ursprünglich diesem zwecke im indogermanischen dienende sein.

Die alten personalendungen des indogermanischen sind in den präsentischen bildungen trümmerhaft, aber unverkennbar grossenteils nachweisbar, so *m* — (ti) — n(t); mkh, ikh enthalten wohl auch reste, aber durch die neubildung des armenischen plural-kh unkenntlich gemacht; das so ganz ursprünglich anmutende (e)s der 2. person sing. kann nicht auf die regelrechte alte form dieser person zurückgehen (H. p. 95); es ist also eine neubildung, welche die im bewusstsein lebende idee einer unbedingt ein zeichen der 2. person erfordernden verbalform deutlich ausdrückt (Fr. Müller p. 608), wie ja das armenische auch sonst, z. b. in der form der 1. person, das alte *m* selbst da einsetzt, wo es ursprünglich fehlte; es ist *s* wie *m* zum regelmässigen zeichen dieser personen im präsens geworden. In alledem aber zeigt sich unverkennbar das streben, überall die indogermanischen, klar persönlich determinirten, subiectiven verbalformen zu erhalten oder wiederherzustellen; ja selbst dort solche herzustellen, wo die ursprüngliche bildung vielleicht keine normale form aufwies; weil eben das sprachbewusstsein gebieterisch bestimmt persönlich gekennzeichnete verba verlangte.

Weit eigentümlicher ist es um die sehr deutlich ausgeprägten sog. personalzeichen des aorist bestellt. Hier einigen sich, wie scheint, recht verschiedene elemente, tempus-, genus- und personenzeichen, zu einem gleichwohl fest um-

grenzten gebilde von derartiger festigkeit, dass dieses so gewordene system an sich mit voller klarheit die idee des präteritum wiedergiebt und, fast ohne jede modificirung, im imperfect, in beiden arten des aorist, und zwar im activ wie medium, eintritt. Die formen sind im singular von den präsentischen vollständig verschieden:

präsens	imperfect	
harç — ane — *m*	lawanay — *i*	harç — anē — *i* (= ane + y + i)
harç — ane — *s*	lawanay — ir	harç — anē — ir
harç — anē	lawanay — *r*	harç — anē — *r*

aorist		
harç — *i*	harç — a — *i* (y)	Ebenso ein
harç — er	harç — a — *r*	harç — aç — *i*
e — harç	harç — a — *u*	harç — aç — a — *i*

Der plural weist beständig die formen akh, ikh, in auf. Auffallend ist der fast durchgehende character *i*, welcher eine mediale zeitform als grundlage vermuten lässt (Fr. Müller vergleicht, jedenfalls beachtenswert, harç — anē — *i*, harç — anē — ir, harç — anē — *r* mit regelrechtem park — anaja — *i*, park — anaja — thās, park — anaja — ta III. 2. 632). Im imperfect also würde das *r* der 3. person dem alten regelmässigen ta entsprechen; aber in der gewöhnlichen form der 3. person sing. ist im aorist ausnahmelos? eine regelrechte active, augmentirte aoristform, die sich von den übrigen völlig abhebt, eingetreten (e — bek, e — git, e — d [ἔθη], e — tes, e — kn, e — li — ç, e — likh, e — kul, e — t [ἔδω]); die also z. b. der absolut regelmässigen form auf *i* in der 1. person mit ihrem anscheinend medialen character scharf gegenübertritt (air — eç — i, ar — i, ar — ar — i, arb — i, barj — i, bek — i, ber — i, git — aç — i, diz — i, e — d — i, zen — i, liz — eç — i, lua — ç — i, luç — i, lkh — i, ke — ç — i, hat — i, mna — ç — i, spas — eç — i, van — eç — i, tes — i, tev — eç — i. Die gleiche festigkeit fast, nur eben zugleich das unterscheidende mediale [passive] *a*, zeigen in der 1. person die medialen [passiven] aoriste, sie haben also *a* — *i*, eai . . . [H. ay, eay, uay . . .], so erdu — ay (= a — i), zgeç — ay, zerc — ay, ker — ay, logaç — ay, lu — ay,

can — eay, mac — ay, mer — ay, yar — eay, orcaç — ay, tu — ay*) . . .). Fr. Müllers vermutung, dass die armenische präteritumbildung eigentlich medial sei, scheint viel für sich zu haben. Man müsste dann annehmen, dass das aus i, thās, ta entstandene i, er (ir), r zum festen blossen präteritumzeichen geworden; dass dort, wo das ta (r) nicht vorhanden war, so in der 3. person sing. des activ-aorist, das, was in eigentlich allen formen erwartet werden müsste, das augment, gewissermassen personalzeichen sei; letzteres in so ausgeprägter weise, dass gerade die form der 3. person, obgleich sie eigentlich jedes personalzeichens entbehrt, sich als solche besonders scharf abhebt.

Die scheinbaren personalzeichen des futurs enthalten, wie oben wahrscheinlich gemacht wurde, bei einer nur leise angedeuteten verschiedenheit, doch klar die idee des activ, passiv sowie des tempus; denn obgleich die grundlage unzweifelhaft die präsentischen personalzeichen bilden, sind sie doch auch leicht differenzirt.

Mit dem hier ausgeführten soll nicht etwa gesagt sein, dass das armenische im reichtum an klar geschiedenen und ausgebildeten zeit- und modusformen typen wie dem griechischen oder Sanskrit gleichkomme oder gar sie übertreffe — in der reichen entwickelung kann es sich mit diesen nicht messen; aber es zeigt, wie auf der innerlich festgehaltenen grundlage, im sinne des urtypus, mit den einfachsten mitteln ungemein viel erreicht werden kann; wie dort, wo die innere form klar fortlebt, selbst an sich eigentlich ganz heterogene bildungsformen zu klarster, einfachster und doch scharfer differenzirung derart verwertet werden können, dass es den anschein gewinnt, als seien diese einfachen mittel von vornherein bewusst für die bestimmte bedeutungssphäre in anspruch genommen worden.

---

*) im medium (passiv) hat die 3. person sing. eine von der activen abweichende regelmässige form auf *u (v)*.

Entgegnung.

Eine besprechung meines: Uralaltaische völker und sprachen bringt Techmers ztschft. III. 2.

Der verfasser des artikels ist auf diesem gebiet laie und giebt wohl auch nicht vor etwas anderes vorzustellen. Derselbe findet sich mit wenigen orientirenden notizen, einigen z. t. wörtlich wiedergegebenen stellen aus dem buche, einigen wenig freundlichen bemerkungen über die schwere lesbarkeit des buches sowie die vom verfasser für den allgemeinen teil bereitwillig zugegebene formlosigkeit der anlage, endlich mit einem hinweis auf Mistelis besprechung ab. Ich habe mich in meiner antikritik eingehend mit dieser arbeit des ausgezeichneten und von mir hochgeschätzten forschers beschäftigt und dargethan, dass ich Mistelis folgerungen hauptsächlich deshalb grossenteils nicht anzuerkennen vermöge, weil derselbe seinen bau auf zu enger grundlage aufführt. (Ich erkenne aber hier gern an, dass der verfasser mich wie in allen seinen arbeiten auch hier in nachhaltigster weise angeregt hat und mir auf dem gebiet des magyarischen und des Suomi weit überlegen ist.) — Gegenüber der anerkennung, die mir trotz des meist recht abweichenden standpunctes gerade von den competenten forschern auf uralaltaischem boden, also einem Budenz, Hunfalvy, Simonyi, Munkácsi, Ujfalvy — Radloff, Misteli, Qvigstad u. a. geworden ist, vermag ich der besprechung in T.s ztschft. ein

besonderes gewicht nicht beizulegen. Nebenbei bemerkt enthält dieselbe wenige zeilen (gegenüber den drei seiten, welche die recension der kleinen Hofforyschen streitschrift: Professor Sievers und die principien der sprachphysiologie ausfüllt), während von jenen forschern meinem buche seine stelle auf dem gebiete der uralaltaischen forschung oft über seine wirkliche bedeutung hinaus angewiesen, ja ihm z. t. direct ein bahnbrechender einfluss eingeräumt wird, wodurch demselben allerdings nach meiner überzeugung zu viel ehre angethan wird. (Dabei will ich gleich hinzufügen, dass ich nicht so thöricht bin, wirklich zu glauben, dass ich die outrirten lobeserhebungen für gerechtfertigt halte, wie sie meinen arbeiten namentlich in französischen recensionen, sogar in denen der Academy [England] zuteil geworden sind; also wenn z. b. in letzterer von der fullness and accuracy hithherto unequalled . . . gesprochen wird, oder wenn gar der hochberühmte D. G. Brinton, der aber auf uralaltaischem boden laie ist, mich the best European authority auf uralaltaischem gebiet nennt; das erscheint mir gerade so komisch wie jedenfalls den anderen forschern auf dem gemeinsamen arbeitsgebiet.)

Von grösserer tragweite ist für mich die recension meines Zur sprachgeschichte von G. v. d. G. in Lit. Centralbl. 1887, Nro. 43*); deshalb weil sie von dem wesen der arbeit einerseits gar kein bild giebt, nicht einmal ahnen lässt, wie ich die sache angefasst, was ich erstrebt und was ich erreicht habe; anderseits den mit dem buche selbst unbekannten leser glauben machen muss, das buch enthalte ganz andere dinge, als es wirklich enthält. Auf den höchst befremdlichen ton, für den ich vergebens in des referenten und meinen eigenen allgemein-sprachwissenschaftlichen arbeiten oder in meinem auftreten gegenüber dem von mir stets ungemein hoch geschätzten referenten einen anhaltspunct suche, werde ich nicht eingehen; ich werde mich umso mehr bemühen, streng obiectiv zu bleiben.

---

*) Dieselbe hat meinem buche viel geschadet; ich beleuchte sie absichtlich in unverhältnismässiger ausführlichkeit; die gründe dafür werden dem leser einleuchten.

Die recension zerfällt in drei teile. Fast genau das erste drittel bezieht sich auf eine frühere arbeit und deren besprechung durch denselben referenten sowie auf meine etwa 11 seiten enthaltende entgegnung; aber so, dass meine dort gegebenen erklärungen nicht etwa widerlegt, oder auch nur andeutungsweise dem leser an die hand gegeben würde, in welcher weise ich meinen standpunct vertrete und namentlich des referenten irrtümliche aufstellungen durch z. t. wörtliche citate aus meiner eigenen früheren arbeit widerlege. Dagegen muss der leser glauben, dass ich wirklich die mir vom referenten früher imputirte ansicht vom wesen der formlosen und der form-sprachen habe, dass ich also die wertunterschiede der sprachen „in dem angeblichen dualismus von form und formlosigkeit und den damit zusammenhängenden merkmalen“ suche; während ich doch nach meinen das ganze buch durchziehenden darlegungen die wesens- (nicht einmal immer wert-) unterschiede der sprachen in ihrer innersten natur suche, in erster linie in der art, wie sich im sprachbewusstsein die auffassung der thätigkeit sowie ihrer subiectiven und obiectiven ergänzung und die satzbindung gestaltet. Abgesehen von den überall wiederkehrenden bemerkungen spreche ich mich darüber aufs schärfste aus z. b. p. 105, 115 und in dem passus von p. 283—290. In dem mangel an sprachlicher formung sehe ich aber dabei ein selten ganz trügendes **symptom**, namentlich dort, wo es sich auch auf die angegebenen angelpuncte sprachlichen lebens erstreckt, während ich die erscheinung selbst überall zu finden glaube (cf. namentlich meine jeden zweifel ausschliessende erklärung p. 289—290, wo es gleich anfangs heisst: „wie wenig ich dem starren gegensatz hie form hie formlosigkeit bezüglich des indogermanischen einer- des uralaltaischen anderseits huldige, wie ich überhaupt absolut reine formsprachen im gewöhnlichen sinne nirgend auch nur annähernd entdecken könne, wie formloses und sprachliche formung in demselben typus, ja demselben idiom in bunter manigfaltigkeit neben einander auftreten, und auch das indogermanische des formlosen genug bietet . . .“). Es ist unmöglich, hier auf diese meine von mir so besonders scharf

betonte und so planmässig oft wiederholte grundauffassung vom wesen der formlosen und form-sprachen in meinem sinne näher einzugehen, ich verweise den leser auf meine ganze frühere arbeit, namentlich auf die antikritik (und auf den zweiten teil dieses buches, worin ich lediglich an practischen beispielen, unter ausschluss theoretischer darlegungen, zeige, wie constant der grundtypus, das inhärente wesen, form und formlosigkeit in meinem sinne, trotz aller übergriffe, gerade in den allerwesentlichsten, constituirenden sprachlichen erscheinungen hervorzutreten pflegt). Von dieser meiner eindringlich geltend gemachten grundauffassung kann der leser nach dem ersten teile des referats von G. v. d. G. keine ahnung haben, er wird eher glauben, dass derselbe vergeblich gegen meinen starr als ausschlaggebendes kriterium festgehaltenen dualismus von form und formlosigkeit im alten sinne ankämpfe. Dieser nachhaltige eindruck kann auch durch einige spätere bemerkungen, die mehr beiläufig erscheinen, kaum verwischt werden.

Der zweite teil der recension giebt nun nicht etwa eine übersicht über den inhalt, den gang, die resultate des buches; hier darf ich ohne übertreibung sagen: derselbe lässt den inhalt kaum leise ahnen; wir erfahren auch nicht ein wort darüber, dass der hauptteil meines buches (p. 30—120) die verbalidee behandelt; es ist sogar völlig verschleiert, dass ich überhaupt das verb speciell in den kreis meiner untersuchung ziehe. Es bleibt ganz unbekannt, dass ich durch massenhaftes, teils völlig teils weniger sicheres, im zusammenhange aber sich ergänzendes und sehr wohl beweiskräftiges material schliesslich doch dazu gelange, meine völlig festen puncte für die erklärung des wesens wie der ungefähren entwickelung des ausdrucks der thätigkeit, des subiects, obiects, des sog. entfernteren obiects, also der eigentlichen satzträger, und namentlich der wort- und satzbindung zu finden. So weise ich z. b. direct nach, dass die art der adnominalverbindung in auffallender weise die ganze art und weise der sprachlichen bindung, sei es im sinne einfacher wortverbindung sei es der verknüpfung zum satze, zu characterisiren und zu-

gleich zu erklären pflegt; dass dieses eigentümlich zusammenstimmende verhalten der sprachlichen bindung grosse sprachliche geographische provinzen ganz bestimmt scheidet; derart, dass ganze continente einen oder doch ganz wenige fast nirgends versagende, ausgeprägte grundrichtungen aufweisen; dass die geographische provinz überhaupt eine grosse rolle in der anlage der fundamente einer sprache spielt (was ich bei allen behandelten puncten durchführe). Ich verweise hier namentlich auf die behandlung des adnominalcasus (p. 245—274) sowie des verbs. (Es erfährt der leser überhaupt nicht, **dass** ich den adnominalcasus, den subiect-, obiect-casus, den dativ (p. 193—243) behandle; auch letzterer ist wegen seiner eigentümlich vermittelnden stellung zwischen örtlicher und nichtörtlicher auffassung sowie aus anderen hier unmöglich anzudeutenden gründen eine hochwichtige sprachliche erscheinung, der daher 50 seiten gewidmet sind.)

Der wirkliche inhalt des zweiten teils, abgesehen von der unerwarteten, 3 zeilen enthaltenden, aber anerkennenden schlussbemerkung, ist folgender: An mehreren örtlich nicht zusammenhängenden stellen wird eine ganz wage vorstellung auch nur von einem teile des inhalts erweckt; das übrige knüpft kritische bemerkungen vorwiegend an einzelne ausdrücke oder aus dem zusammenhange herausgerissene, wörtlich den verschiedensten teilen des buches entnommene stellen. In welcher weise, kann nur angedeutet werden. Ich hatte freimütig die schuld dafür, dass ich von den recensenten oft missverstanden wurde, (wenn ich z. b. ohne nähere erklärung in der rein descriptiven darstellung des finnischen typus ausdrücke wie rohe formlosigkeit . . . anwendete) z. t. mir selbst beigelegt und von meinem oft wenig wählerischen ausdruck gesprochen. Davon hatte ich aber sehr scharf fälle getrennt, wo meine recensenten den inhalt des von mir mit unzweideutigster klarheit und wiederholt sowie eindringlich hervorgehobenen nicht kannten und mir eine mir fremde ansicht imputirten. So habe ich demselben referenten in meiner antikritik p. 284 an sieben wörtlich meinen uralaltaischen gruppen entnommenen belegen, die ich hier, da sie eine volle seite fassen, nicht nochmals wiederholen kann, auf das allerbestimmteste

nachgewiesen, dass ich ausdrücklich und oft erkläre, die magyarischen . . . verbalsuffixe seien nicht mehr als **noch empfundene** possessivzeichen anzusehen, dass er aber in seiner besprechung des betreffenden buches das völlig müsse übersehen haben. (Dies ein bezeichnendes beispiel, dem ich bereit bin, viele andere beizufügen, wo ebenfalls ein missverständnis wegen meines etwa nicht völlig adäquaten ausdrucks ausgeschlossen ist.) Der referent aber sagt folgendes: „Jenem wenig wählerischen ausdruck ist es auch zuzuschreiben, dass er nunmehr an seine kritiker das verlangen stellt, „„die gründe seiner auffassungen oder seines verhaltens etwas tiefer zu suchen““. (S. 296, 299, 300, dreimal auf fünf seiten!) Besser wäre es gewesen, er hätte uns gleich selbst in seine tiefen (sic!!) hineingeführt.“ Es ist hierbei noch ein kleiner irrtum zu berichtigen; referent sagt „seine kritiker“, alle drei stellen aber, die er erwähnt, beziehen sich auf Misteli. Zur sache selbst bemerke ich noch, wovon referent auch nicht ein wort sagt, dass ich an den incriminirten stellen den detaillirtesten beweis erbringe, dass thatsächlich gewisse, den ganzen speciellen teil meines ersten buches durchziehende, äusserst klar und drastisch ausgesprochene grundgedanken Misteli entgangen sind (weil er, wie ich auch wiederholt betone, nur zwei herausgerissene, ihm genauer bekannte idiome in den kreis seiner [übrigens scharfsinnigen, ja geistvollen] besprechung zieht).

Auch die stelle bezüglich meiner quellen beim referenten kann missdeutungen hervorrufen; ich spreche über dieselben und die entstehung des z. t. seit vielen jahren aus meinen sprachlichen studien gewonnenen, allmählich erweiterten materials, erwähne aber, wie sich das gehört, gerade um missdeutungen zu verhüten, dass die weitaus meisten thatsachen der überwiegenden anzahl der behandelten sprachstämme Fr. Müllers grundriss entnommen sind. Referent erwähnt nur dies letztere, was auf die beurteilung des wertes der ergebnisse nicht gerade günstig wirken kann („worin jeder sprache vier bis zwanzig*) weitgedruckte seiten ge-

*) nebenbei falsch; cf. z. b. baskisch (44 seiten), Fulde (22 resp. 25 s.), Nuba (25 resp. 28 s.), sinhal. (21 resp. 26 s.), hottentott. (21 resp. 24 s.).

widmet sind“; worte des referenten über Fr. Müllers grundriss). Ich glaube, dass dieses mein verfahren bei der ungemein grossen menge der oft nur angedeuteten und wirklich nur anzudeutenden sprachstämme ziemlich natürlich war; werden doch auf der anderen seite die weitaus wichtigsten vorwiegend auf grund teils eingehender teils wenigstens selbständiger studien (so indogerman., uralalt., semitisch, baskisch . . .) oder mit zuhilfenahme allgemein anerkannter specialarbeiten besprochen. (Von letzteren seien nur erwähnt Schotts chines. sprachlehre, v. d. G.s anfangsgründe, C. v. d. G.s arbeit über die melanesischen sprachen, deren fortsetzung durch G. v. d. G. und Meyer, Joests Holontalo, Tschudis Ketschua, [Buschmanns sonorische gram.], verschiedene arbeiten von L. Adam, Platzmann, Stoll . . . über amerikanische sprachen, Lepsius' nubische, Brugsch' hieroglyphische grammatik, arbeiten von Reinisch, Schweinfurth, Hanoteau . . . über afrikanische sprachen, van Eys' bask. sprachl., Vinsons . . . bask. arbeiten, viele schriften von Schiefner [Uslar] auf dem gebiet der kaukas. idiome und anderer asiatischer, nichturalaltaischer sprachen, desgleichen von Schott, C. v. d. G. . . .) — Es sind im ganzen resultate aus ungefähr hundert grösseren und kleineren arbeiten direct angezogen oder wenigstens im laufe langer zeit verarbeitet und unmittelbar oder mittelbar verwertet worden, wobei natürlich vom indogermanischen und uralaltaischen, welche allein eine weit grössere zahl aufweisen, abgesehen wird.

Die äusserung des referenten: „Er selbst will freilich in den meisten fällen nur „„andeuten““, will „„in etwa das bild wiedergeben, welches sich durch die betrachtung des aufsteigens von den einfachsten und unzulänglichsten bis zu den höchsten gestaltungen in ihm gebildet hat. Es ist, als wollte er mehr sich und sein voriges buch, als die sache selbst erklären““ ist in allen puncten verfehlt; hier behaupte ich geradezu, dass ein dem wirklichen diametral entgegengesetztes bild hervorgerufen wird. Ich habe in der arbeit eine ungemein grosse anzahl sprachstämme, teils wohlbekannte teils weitabliegende, manchmal recht unbekannte, berücksichtigt (ich verweise auf das inhaltsverzeichnis) und die mit der grössten vorsicht zu behandelnden und

weitesttragenden sprachlichen probleme mit in den kreis meiner betrachtung gezogen; grossenteils stoffe, die seit einem jahrzehnt und länger der gegenstand unausgesetzter studien gewesen waren, so dass ich allerdings eine gewisse berechtigung und namentlich den drang fühlte, diese gewaltige masse für mitforscher und mich selbst, zur förderung des ganzen und zur erklärung meines eigenen früheren und zukünftigen verhaltens, zu sichten und zu verwerten; umso mehr, als ich vieles anders, als es bisher geschehen, auffasste, manchen wohl auch für andere förderlichen, weiter ausschauenden gesichtspunct gewonnen hatte; ich war damals wie noch heut der ansicht, dass solche zusammenfassung, die immer nur teilweise auf gesichertem boden stehen kann, darum gleichwohl, wie schon oben bedeutet wurde, recht sichere, zahlreiche und nachhaltige ergebnisse liefern kann. Darum durfte ich nur mit grosser reserve, unter oftmaliger betonung des non liquet vorgehen, ja, ich durfte bei der enormen menge der erscheinungen noch weit öfter den vielfach nur andeutenden character der darstellung hervorheben, als in den sieben vom referenten herausgesuchten beispielen, und dennoch behaupte ich und appellire an meine arbeit selbst, in jedem der behandelten hauptpuncte wesentlich neue, feste ergebnisse erzielt und das auch klar hervorgehoben zu haben. Einen codex, in dem die erscheinungen des verbalausdrucks, der casuswelt, dieser tausend und aber tausend ineinandergreifenden beziehungen, auf dem unendlich weiten gebiet der sprachwelt in die normen fester gesetze gezwängt, ihre entwickelungen angegeben würden, konnte ich und wollte ich nicht liefern, könnte überhaupt beim augenblicklichen stande der wissenschaft auch ein mir weit überlegener forscher nicht, jetzt, wo kaum die ersten anfänge gemacht sind.

Das letzte drittel der besprechung enthält nach den einleitenden worten: „Das buch ist zwar etwas flüchtig, aber nach einem wohldurchdachten plane geschrieben und enthält viel anregendes und treffendes, wenn auch manche urteile bedenken erregen“ lediglich die darstellung etwa sechs solcher bedenken des referenten sowie die bemerkung, dass referent auf die polemik gegen Misteli nicht eingehen wolle.

In den auf das chinesische bezüglichen zwei details gebe ich unbedenklich dem hierin absolut competenten referenten recht, weit weniger klar ist die hier unmöglich zu entscheidende frage betreffs mehrerer tibetischer erscheinungen, doch hat er jedenfalls eine weit tiefere kenntnis dieses idioms als ich, und ich bescheide mich. Anders steht es mit der das indogermanische betreffenden ausstellung. Die ganze entwickelung des indogermanischen zeigt, von den frühesten phasen bis auf die allerspätesten, im überlieferten zustande ein subiectiv gestaltetes und weiterhin ein so zu sagen verbales verb, oder, wie ich mich der kürze wegen ausdrücke, ein **herrschen** — ich im gegensatz zu einem türkischen herrscher — ich; damit soll nur betont werden der **verbale** character des thätigkeitsausdrucks, denn ob das ein herrschen, herrschend, im herrschen ist oder, wie wahrscheinlich, keiner der drei ausdrucksweisen genau entspricht, lässt sich nicht entscheiden und ist ziemlich gleichgiltig; dabei kann der stamm sehr wohl nominal sein, ein nomen actionis bezeichnen, aber nicht actoris wie im türkischen typus. Bezüglich des subiectiven characters des indogermanischen verbs von anfang an vermied ich in meiner arbeit (p. 112) sogar eine definitive entscheidung und betonte, diese frage fallen zu lassen, da die wirkungen jedenfalls schon in den allerfrühesten verfolgbaren zeiten derartige seien, als ob es nie anders gewesen sein könne (während im uralaltaischen z. b. das alte possessiv-nomen beim verb in der nichtprädicativen conjugation immer wieder klar durchschlägt); und das ist für mich auch jetzt noch die hauptsache, dieses unwandelbar subiective und in allen neubildungen immer wieder energisch den subiectiven thätigkeitsausdruck herstellende indogermanische verb — obgleich ich heut, was ich hier nicht näher ausführen kann, allerdings der überzeugung bin, dass es nie wesentlich anders gewesen ist oder auch nur gewesen sein kann (cf. meine formlosen sprachen sowie die behandlung des zigeunerischen und armenischen in dieser arbeit).

Bei der vom referenten gerügten schreibung *n*oka statt *ñ*oka, banün, näte, lin, wan (statt banüng, ngäte, ling, wang

oder vielmehr banūṅ . . .) hat sich referent doch wohl selbst gesagt, dass diese gleichmässige weglassung eines durchaus nicht voll durch das angefügte *g* characterisirten und auch nicht identischen lautwertes nicht unbeabsichtigt, sondern eine licenz ist, wie ich mir sie, um die anwendung diacritischer zeichen möglichst einzuschränken, mehrfach gestattet habe, ohne behaupten zu wollen, dass das gerade ein richtiges verfahren sei.

Auf den vorwurf, die arbeit etwas flüchtig geschrieben zu haben, kann ich nur die bemerkung machen, dass ich bei keiner meiner arbeiten soviel in der form der darstellung gefeilt, dass ich mehrere teile zwei- ja dreimal, selbst während des druckes noch, völlig umgearbeitet habe, so die behandlung des adnominalcasus. Allerdings haben sich in den schon corrigirten text, wie ich nachher wahrnahm, mir unerklärlich, fehler eingeschlichen; der druck fiel in ein ungemein schwieriges übergangsstadium der durch sorgfalt mit recht bestbeleumundeten verlagshandlung.

v. d. G.s letzte notiz bezieht sich auf die polemik gegen Misteli. Dieser hervorragende forscher, von dem ich viel gelernt habe, schon lange, ehe ich an die publicirung eigener arbeiten auf einem dem seinen verwandten gebiet dachte, und seitdem noch weit mehr, sei es durch seine veröffentlichungen sei es durch mir hochwichtige private mitteilungen, ist von mir scharf angegriffen, oder seine ausstellungen sind von mir schroff zurückgewiesen worden; nicht als ob ich auf seiner domäne, dem boden des magyarischen und Suomi, mich ihm ebenbürtig dünkte; weit entfernt davon meinte und meine ich noch jetzt, dass das terrain, auf dem er den kampf aufnahm, zu eng war zur entscheidung der ganzen frage, stehe aber nicht an, nochmals zu erklären, dass diese von mir angegriffene recension mich wie noch keine nach den verschiedensten seiten hin angeregt hat. Der mir in der philosophischen auffassung unendlich überlegene gelehrte könnte unzweifelhaft auf meine antikritik antworten, und sein wort würde nicht wirkungslos verhallen; vielleicht thut er es auch noch, gleichviel, thatsache ist, dass er sofort nach empfang meiner arbeit Zur sprachgeschichte und der gegen ihn gerichteten antikritik mir privatim in

ruhiger form seine neuerlichen bedenken mitteilte sowie einen teil der früheren in noch wirksamerer weise geltend machte, und dass er im octoberheft der ztschft. f. völkerps. u. sprchw. 1887 darauf aufmerksam machte, mein neu erschienenes buch enthalte eine energische gegen ihn gerichtete antikritik.

Nachträge, berichtigungen.

Die schreibweise der fremden idiome folgt nicht einem normalalphabet, sondern nach meiner gewohnheit im wesentlichen der deutschen orthographie; so namentlich auch grösstenteils bezüglich der Turkidiome, wo die russische schreibweise Radloffs etwas vereinfacht wird; *y* = ЬI, ÿ = ü. Aber ich habe mich nicht entschliessen können, die magyarische orthographie irgend zu ändern, das magyarische macht dann einen zu unnatürlichen eindruck; es ist ja überdies auch in weiteren kreisen bekannt. Das Pokonchí habe ich bei meiner unbekanntschaft mit den lautwerten unverändert nach Stoll wiedergegeben, was nebenbei durch die vielen von Spaniern verfassten bücher über amerikanische sprachen gerechtfertigt erscheint. Das sinhalesische *ḍ*, *ṭ* gebe ich nur durch *d*, *t* wieder; die erklärung der gründe würde zu weit führen. Bezüglich des zigeunerischen und armenischen cf. die anmerkungen. Kleine freiheiten habe ich mir der vereinfachung halber verschiedenfach erlaubt.

Das ms. war bei erscheinen des Brugmannschen artikels über das geschlecht seit mehreren monaten beendet; ich habe absichtlich nichts daraus nachgetragen oder darnach geändert.

Das p. 65 flgd. über die regelmässige lautliche bezeichnung des semitischen feminins gesagte ist teils genauer zu fassen teils direct zu berichtigen. Der mit dem semitischen unbekannte leser muss darnach glauben, dass also auch die besonderen ausdrücke für nur weibliche wesen, die nicht von der masculinform abgeleitet sind, z. b. das wort

mutter . . . das gewöhnliche femininzeichen immer haben müssten, was doch bekanntlich durchaus nicht notwendig ist; man denke an ēm = mutter und seine manigfache verwendung, immer ohne femininzeichen. Aber auch abgesehen von diesen ausdrücken für wirklich weibliche wesen wird doch eine so beträchtliche anzahl wörter für ungeschlechtiges und in so bezeichnender weise ohne femininzeichen als weiblich angesehen, dass man hierin keine zufälligkeit oder ausnahme, sondern ein klares princip sehen muss, wenn auch immerhin das verhältnis ganz anders liegt wie im indogermanischen, und die lautliche bezeichnung des feminins die regel bleibt; cf. die feminingeltung ohne femininzeichen bei ausdrücken für orte, städte, länder — glieder des körpers — naturkräfte . . .; bezüglich des ersten punctes denke man an städte- und ländernamen in verschiedenen indogermanischen idiomen. — Auch mag man erwägen, dass die feminingeltung manchmal nur durch das weibliche pluralzeichen angedeutet wird. Die fälle, wo die masculinform statt des feminins oft recht bewusst, planmässig eintritt, oder wo masculina den plural mit femininform bilden und umgekehrt, bleiben hier unberücksichtigt; sie zeigen deutlich, wie wenig klar die genusunterscheidung in diesem typus auch den plural beherrscht.

Bezüglich des angeblich als neutrum erscheinenden Jupiter (p. 75 anm. 1) bemerke ich berichtigend, dass Jupiter zwar mythologisch auch als übergeschlechtiges neutrum, mit den attributen beider geschlechter, erscheint, ich mich aber für die sprachliche bezeichnung als solches nicht verbürgen kann.

Die p. 101 erwähnte arbeit über das magyarische, deren erscheinen ich vor publicirung dieses buches ansetzen durfte, ist ohne meine schuld noch nicht abgedruckt worden. Die hochentwickelte, an das indogermanische erinnernde satzbildung des magyarischen, den gebrauch der coniunctionen in diesem idiom habe ich wiederholt berührt.

Die p. 142 ausgesprochene ansicht über wesen und bedeutung des ya in änduvā — ya . . . wird im wesentlichen bestätigt durch eine briefliche mitteilung Fr. Müllers.

Der p. 181 erwähnte locativ der i- (yo) stämme wie

teli dürfte vom genetiv-dativ doch wesentlich verschieden sein.

p. 180 anm. und 184. Über etwaige reste der genusunterscheidung, trennung von belebtem und unbelebtem im armenischen ist mir nichts bekannt.

---

p. 4 zeile 7 lies: geschiedenen.
„ 5 „ 1 (unten): durch.
„ 111 zeile 11: oft das genetivzeichen.
„ 113 „ 15 und 19: tÿk.
„ 133 „ 1 (unten): ma — gē.
„ 142 (anm. zeile 5): evā — ya, äsunā — ya . . . =
„ 145 zeile 2 (unten) zu tilgen: kädunu, kädunē.
„ 166 „ 8 lies: āmen.
„ 167 „ 4 (unten): müsste.
„ 177 „ 5 (unten): knoǰ.

